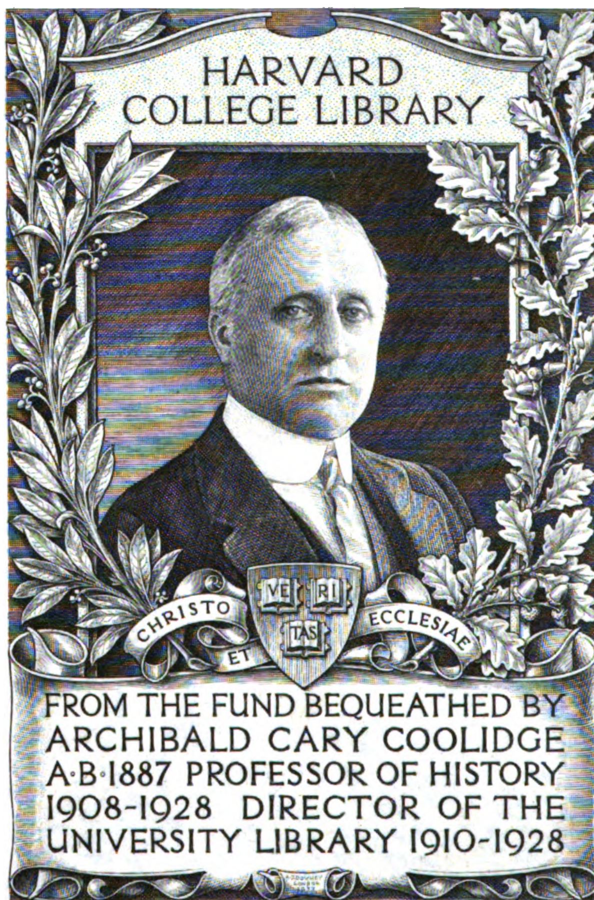
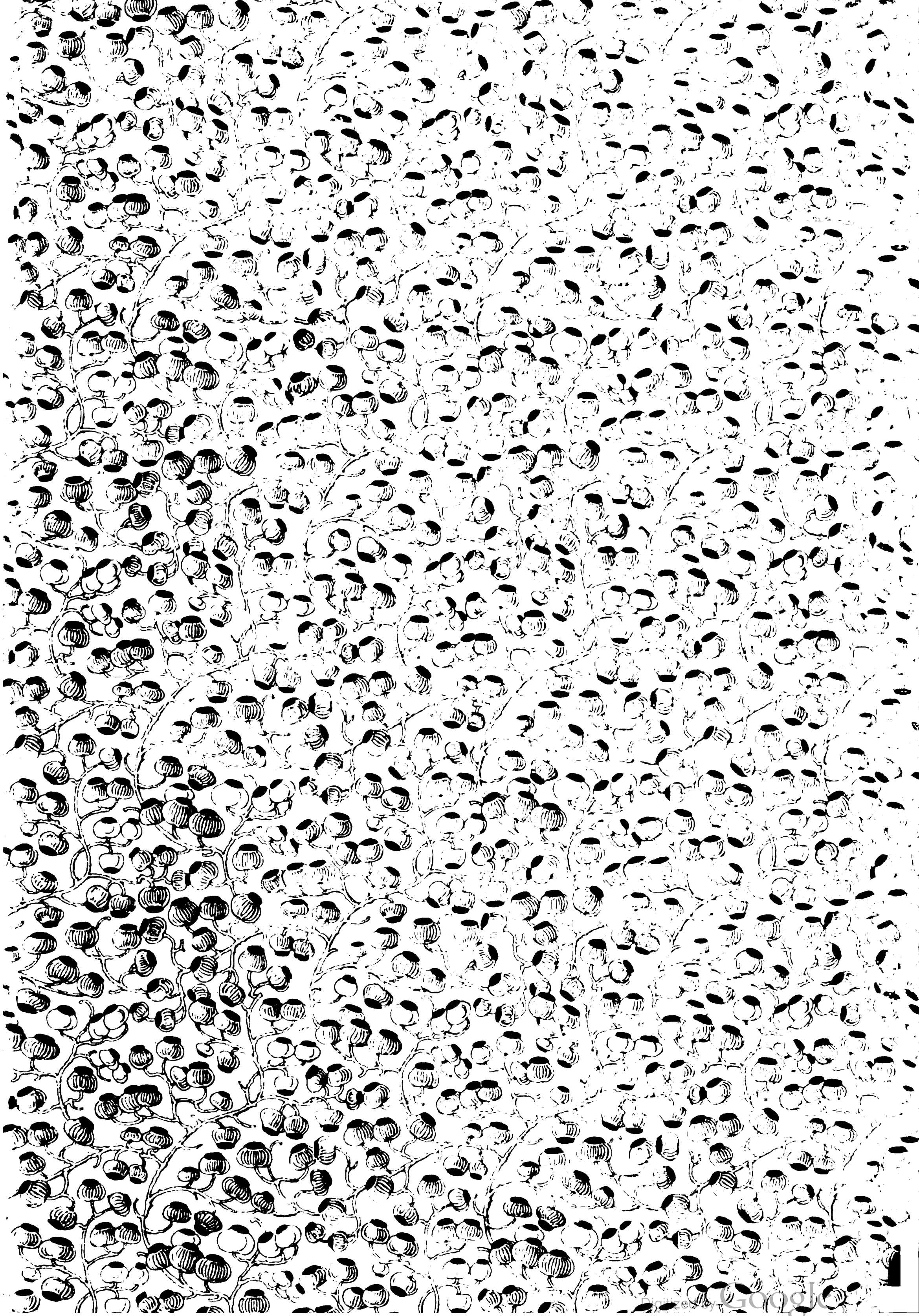







HARVARD
COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928



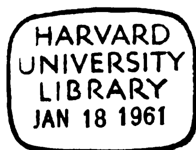
Albert Krieger

Geschichte

der

Familie Bürklin

München 1905
Druck der Allgemeinen Zeitung


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 18 1961

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.

Goethe.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Bilder.

1. Vollbilder.

2. Bilder im Text.



Geschichte der Familie Bürklin.

I.

Einleitung.

Der Name Bürklin, in älterer Gestalt Burkelin, Bürkelin, ist eine mit dem Suffix —lin gebildete Verkleinerungsform von Burko, das selbst wieder eine Verkleinerungs- oder, wie man auch sagt, Koseform von Burkhard ist. Bürklin verhält sich zu Burko und Burkhard wie Heinzelin zu Heinz und Heinrich oder Künzlin zu Kunz und Konrad (Kunrat) oder Rümmelin zu Rumo und Rumbold. Verwandte Namensformen sind Bürklein, Bürkle, Bürkli, Bürkel. Der erste Teil des Namens Burkhard ist gleichen Stammes mit dem Zeitwort „bergen“ und hat die Bedeutung des Verbergens, dann aber vor allem des Schützens, des Schirmens; hard (hart) ist in der älteren Sprache so viel wie kühn, tapfer. Burkhard ist also „der tapfere Schützer“, „der kühne Schirmer“.

In Oberdeutschland ist der Name Bürklin ein weit verbreiteter, jedoch erst etwa seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts. Socin in seinem „Mittelhochdeutschen Namenbuch“ (Basel 1903, S. 6) führt noch aus dem 13. Jahrhundert einen Burkelin von Durrinbach auf, der daneben auch Burkhart von Durrinbach genannt wird. Weiter erwähnt er einen Bürklin Niblung in Kolmar zum Jahre 1323 und einen dritten Bürklin zum Jahre 1387. Ein Bürklin Schultheiß von Schaffhausen kommt 1343 als Vogt zu Klingnau in der Schweiz vor, ein Bürklin Nase 1348 als Bürger zu Breisach, ein Bürkeli Berger 1350 in Bahlingen am Kaiserstuhl, ein Bürkelin Brotbecke 1355 in Wasenweiler, ein Bürklin Scherer 1367 und öfters in Freiburg i. Br. und so noch zahlreiche

andere. Als Familienname begegnet uns der Name 1410 in Heitersheim, wo ein Clewin Bürkel erwähnt wird; einige Jahre später kommt ein Hamman Burklin in Waltershofen im Amte Freiburg vor, wieder etliche Jahre später (1462) ein Clevin Burgkli in Grißheim im Amte Staufen. Ein Johannes Burgelin ist 1456 Pfarrer in Hecklingen im Amte Emmendingen. Gegen Ende des 15. und in den folgenden Jahrhunderten treffen wir dann zahlreiche Familien, die den Namen Bürklin führen, in verschiedenen Gegenden unseres Landes.

Die Familie Bürklin, deren Schicksale die folgenden Blätter erzählen, erscheint zum ersten Male um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und zwar in Durlach, das damals ein kleines Landstädtchen der unteren Markgrafschaft Baden war. Beinahe gleichzeitig lassen sich hier drei Träger des Namens nachweisen, die unzweifelhaft in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander standen. Die Familie hatte schon bei diesem ihrem ersten Auftreten umfänglichen Grundbesitz in Durlach selbst und in der unmittelbaren Nachbarschaft, auch bekleideten ihre Mitglieder wiederholt verschiedene städtische Ehrenämter. Dies läßt darauf schließen, daß die Familie schon geraume Zeit in der Stadt ansässig und nicht etwa erst vor kurzem aus der Fremde zugezogen war, wie denn auch ein Zusammenhang der Familie mit irgend einer der an anderen Orten vorkommenden gleichen Namens in keiner Gestalt nachzuweisen ist.

Über anderthalb Jahrhunderte, von der ersten Erwähnung an gerechnet, blieb die Familie Bürklin in Durlach sitzen. Als angesehene Bürger der Stadt wurden ihre Angehörigen in diesem Zeitraum bei der Besetzung städtischer Ämter vorzugsweise berücksichtigt; verschiedene derselben waren Bürgermeister. Einzelne Mitglieder der Familie begaben sich in den Dienst des Landesherrn und gelangten hier in angesehene und einflußreiche Stellungen. Bald nach der Gründung von Karlsruhe, der neuen Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach, im Jahre 1715, verschwindet die Familie aus ihrer Vaterstadt. Von den beiden einzigen Ver-

tretern, welche die Familie damals hatte, zwei Vettern, ging der eine, Johann Ernst, mit dem markgräflichen Hofe nach Karlsruhe, der andere, Philipp Jakob, ein Geistlicher, wurde etwas später ebendorthin in ein hohes kirchliches Amt berufen. Eine vom Ende des 18. Jahrhunderts an in Durlach wieder vorkommende Familie Bürklin hat mit der unserigen nichts zu schaffen; sie geht auf Andreas Bürklen aus Beihingen im württembergischen Oberamt Nagoldt zurück, der im Jahre 1765 in Durlach als Bäckergeselle die Witwe seines verstorbenen Meisters, Marie Auguste Braun, heiratete und Bürger wurde.

Von den Nachkommen Philipp Jakobs — Johann Ernst starb kinderlos — folgten mehrere dem Berufe ihres Ahnherrn, und die nächsten Generationen gaben dem Lande eine Reihe verdienter Geistlicher, welche in verschiedenen Gegenden der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach amtierten. Der Sohn eines derselben, Christian Ludwig, schlug dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Beamtenlaufbahn ein, die ihn in späteren Jahren wieder nach Karlsruhe führte, wo er sein Leben beschloß. In Karlsruhe brachte auch sein ältester Sohn Albert, dem der vorletzte umfangreichste Abschnitt unserer Darstellung gewidmet ist, den Rest seiner Tage zu. Es ist somit ein verhältnismäßig eng begrenztes Gebiet, auf dem sich der Werdegang unserer Familie vollzieht, und die beiden in unmittelbarer Nachbarschaft voneinander gelegenen Städte Durlach und Karlsruhe nehmen in demselben eine bevorzugte Stellung ein.

Als Quellen für die Geschichte der Familie kommen in erster Reihe die Kirchenbücher der Orte in Betracht, an denen Angehörige der Familie dauernd oder vorübergehend sich aufgehalten haben. Leider fehlen diese Kirchenbücher gerade für die älteren Zeiten, da diejenigen von Durlach beim Brande der Stadt im Jahre 1689 ihren Untergang gefunden haben. Nächstdem sind es die Akten und Urkunden der Stadt Durlach und weiterhin die Bestände des Großherzoglichen General-Landesarchivs in Karlsruhe und hier insbesondere die Dienerakten und die kirchlichen Visitationsprotokolle, denen manche schätzenswerte Nachricht

1*

über die Familie und ihre Mitglieder entnommen werden konnte. Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts setzen dann die **Papiere der Familie** selbst ein. Schon von Christian Ludwig sind uns verschiedene Briefe und andere Schriftstücke erhalten, in noch größerem Umfange jedoch von seinem Sohne Albert, der nicht nur seine eigenen Briefe und diejenigen seiner nächsten Angehörigen, sondern auch alle anderen wichtigeren Schriftstücke, die ihn und die Seinigen angingen, stets sorgfältig gesammelt und aufbewahrt hat. Auch hat er Aufzeichnungen zur Geschichte seiner Familie hinterlassen, die, soweit in ihnen Erinnerungen aus dem eigenen Leben, insbesondere aus seiner Jugendzeit, niedergelegt sind, eine Quelle bilden, die für uns durch keine andere ersetzt werden kann. Diese und andere Familienpapiere, das **Familienarchiv**, befinden sich zur Zeit im Besitze des ältesten Sohnes des Genannten, Geh. Rats Dr. Albert Bürklin in Karlsruhe.

Die **Schreibweise** des Namens unserer Familie war in den verschiedenen Zeiten eine recht verschiedene. Die heutige Form des Namens ist erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die üblichere geworden, und lange Zeit gehen neben ihr die Formen **Bürcklin** und **Bürckhlin** einher. Aber auch diejenigen Formen, die wir oben als verwandte bezeichnet haben, finden sich vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert in der Familie gar nicht selten, und zwar nicht nur in Schriftstücken von der Hand dritter, sondern auch in eigenhändigen Unterschriften von Mitgliedern der Familie. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß ein und dieselbe Person in verschiedenen Lebensabschnitten den eigenen Namen in verschiedenen, oft recht bedeutend voneinander abweichenden Formen geschrieben hat. Wenn man sich erinnert, welch außerordentliche Willkür in der Schreibung auch der Eigennamen, Personen- wie Ortsnamen, bis weit in die Neuzeit herein allgemein geherrscht hat, wird man dabei nichts Merkwürdiges finden.

Bevorzugte Namensformen waren im 17. Jahrhundert auch **Birklin**, **Bircklin** und **Birckhlin**. Diese Formen sind insofern interessant, als sie bei der Wahl des **Familienwappens** von

ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Das Wappen, das Bernhard Bürklin in Wachenheim an seinem 1606 erbauten Hause anbringen ließ, zeigt uns einen Baum, und denselben Baum führen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verschiedene andere Mitglieder der Familie als Wappenbild in ihren Siegeln. Wir haben es hier mit einem sogenannten redenden Wappen zu tun, das seine Entstehung einer mißverständlichen Anlehnung des Namens Birklin an die „Birke", den Waldbaum, verdankt. In dem Vogel, welcher in zahlreichen Fällen als Helmzier erscheint, dürfen wir wohl ein Birkhuhn erblicken.



Siegel
Peter Erhard Bürklins vom Jahr 1664.



II.

Die älteren Mitglieder der Familie Bürklin in Durlach bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Als ältester Vertreter der Familie Bürklin begegnet uns in den Urkunden und Akten der Stadt Durlach Peter Bürklin, „der Alte" genannt, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne. Er wird zum ersten Male im Jahre 1546 erwähnt. Er und seine Frau Margarete besaßen damals zusammen mit einem anderen Durlacher, Ludwig Clar, und dessen Frau Barbara als Erblehen der St. Nikolauspfründe zu Durlach verschiedene Äcker auf dem Grindtberg (Grünberg) auf Dürrenwettersbacher, d. i. Hohenwettersbacher Gemarkung, von welchen sie zusammen einen jährlichen Zins von zwei Maltern Korn, anderthalb Malter Dinkel und ebensoviel Hafer entrichteten. 1549 war Peter einer der zwölf Gerichtsmänner in Durlach und wirkte als solcher bei der Erneuerung der Gefälle der St. Stephanskirche mit. Auch 1567 gehörte er wieder dem Gerichte an; im Januar dieses Jahres fand in seinem Beisein die Erneuerung der herrschaftlichen Rechte in Stadt und Amt Durlach statt. Als verordneter Obereinnehmer der „ehrsamen" Landschaft der Markgrafschaft Baden Pforzheimer Teils stellte er in den Jahren 1556 und 1560 zusammen mit dem ihm beigeordneten Einnehmer Michael Forchheimer die Rechnungen auf über die Ergebnisse der Landsteuer, welche der Ausschuß der Landstände der unteren Markgrafschaft Baden in dem Landtagsabschiede zu Pforzheim am 20. Juli 1554 dem Markgrafen Karl II. als Beitrag zur Tilgung der bei seinem Regierungsantritt übernommenen Landesschulden

von 400000 Gulden bewilligt hatte und die von jedem hundert Gulden Wert eines Gutes der Untertanen einen Ortsgulden und von jeder ausgeschenkten Maß Wein einen Pfennig betrug.

Markgraf Karl von Baden, welcher als Nachfolger seines Vaters, des Markgrafen Ernst, zu Anfang des Jahres 1553, noch nicht ganz vierundzwanzig Jahre alt, die Regierung über die badischen Lande Pforzheimer Teils oder die untere Markgrafschaft übernommen hatte und der dadurch bekannt geworden ist, daß er der Reformation in seinem Lande zum Siege verhalf, hat für Durlach besondere Bedeutung dadurch gewonnen, daß er die Stadt im Jahre 1565 zu seiner Residenz machte. Übrigens hatten auch schon früher Markgrafen bisweilen in der Stadt ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und insbesondere von dem Vater Karls wissen wir, daß er daselbst sich ein Jagdschloß erbaut hatte. Markgraf Karl begann den Bau eines neuen Schlosses, der nach ihm benannten Karlsburg, im Jahre 1563, und schon 1565 war derselbe so weit gediehen, daß der Markgraf seinen ständigen Wohnsitz von Pforzheim, seiner bisherigen Residenz, dahin verlegen konnte.

Um Raum für den Schloßbau und seine Anlagen zu gewinnen, sah sich Markgraf Karl genötigt, in Durlach größere Güterankäufe vorzunehmen. In den Jahren 1563—1576 hat er so insgesamt über vierzig Gebäude im Werte von mehr als 30000 Gulden und sechzig Morgen Grundstücke zum Preise von 63000 Gulden angekauft. Auch unser Peter gehörte zu denjenigen Durlachern, welche aus diesem Anlasse zu Markgraf Karl in geschäftliche Beziehungen traten. Im Februar 1564 verkaufte er demselben seine Scheuer und Stallung samt anschließendem Hof hinter seiner Behausung und seinen Viertelanteil an Bernhard Sauppers Scheuer mit Grund und Boden, wovon eine jährliche Bet (Abgabe) von 5 Schilling 10 Pfennig an die Stadt Durlach zu entrichten war, um 230 Gulden Landeswährung mit dem Anfügen, daß sein gnädiger Fürst dieselbe für ihr fürstlich Gnaden Schloßbau abbrechen, wieder verbauen und sonst alles tun könne, was ihm gefalle. Schon vorher hatte er ein „Häuslein", ebenfalls hinter seiner Behausung, das „über 6 Schilling 8 Pfennig jährlicher

Bei der Stadt Durlach um 180 Gulden geschätzt worden war", an den Markgrafen gegen einen anderen Platz (es ist nicht gesagt wo) „und etliches abgebrochenes Bauholz" vertauscht. Zwei Jahre später, im August 1566, verkaufte er dann dem Markgrafen „auf sein sonder gnädiges Ansinnen und Begehren und demselben zu untertänigem Gefallen" auch noch seine zwei Behausungen, zwei Scheuern, Ställe und Weinkeller, „alles aneinander vor ihr fürstlichen Gnaden Schloß Karlsburg, einseit dem Schloß, anderseit dem Gäßlein gelegen, die Häuser vornen auf die Gasse stoßend, so alles zinsfrei, ledig und eigen", um 2370 Gulden Landeswährung, wobei er sogleich beim Abschluß des Kaufes eine Behausung, Scheuer, Hof und Hofreite vor dem Blumentor, dem Tor an der Straße nach Grötzingen und Weingarten, gegenüber dem markgräflichen Schlosse, angerechnet zu 1080 Gulden, und den Rest in bar erhielt. Jenes Haus verkauften nachmals seine Erben und Kinder (am 5. Mai 1576) um 1333 Gulden 20 Kreuzer an den markgräflichen Kammermeister zu Karlsburg, Rudolf Hennenberg, aus dessen Händen es alsdann (am 7. Mai 1576) Markgraf Karl wieder erwarb.



Siegel Peter Bürklins an einer Urkunde von 1564.

Aus alledem ersehen wir, daß Peter für seine Zeit ein sehr wohlhabender Mann war, was zum Überfluß auch noch daraus hervorgeht, daß es ihm möglich war, von Markgraf Karl sämtliche auf Durlacher Gemarkung gelegenen Wiesen der St. Stephanskirche zu Durlach zu erwerben (1555), wofür der Markgraf der Kirche als Ersatz eine jährliche Gült von 400 Gulden zuwies.

Peter der Alte starb zu Anfang des Jahres 1576. Er hatte drei Söhne, Peter, Benedikt und Jakob, und eine Tochter,

Judith, welche mit Emericus Sturm genannt Brombter, Bürger in Hagenau, verheiratet war.

Von diesen Kindern waren zwei, die Söhne Benedikt und Jakob, beim Tode des Vaters schon verstorben. Von ersterem wissen wir nur, daß er schon 1555 ein Anwesen an der Almendgasse, Äcker im Gewann Eltersdorf (in der Nähe des heutigen Thomashofes) und Weingärten besaß und daß er 1564, am 20. Mai, seine Behausung samt Scheuern und Stallungen mit Grund und Boden, von welcher eine jährliche Bet von 11 Schilling 8 Pfennig der Stadt Durlach und ein jährlicher Zins von 2 Schilling 6 Pfennig der geistlichen Verwaltung zu Durlach zu entrichten waren, um 710 Gulden Landeswährung ebenfalls an Markgraf Karl verkaufte. Seine einzige Tochter war im Jahre 1576 beim Tode des Großvaters noch ein Kind, über welches Benedikt Clar und Emanuel Spanseil, zwei Durlacher Bürger, die Vormundschaft führten.

Von Jakob, dem anderen Sohne Peters, ist überhaupt nichts weiteres bekannt. Seine Kinder — ihre Namen und ihre Zahl sind nicht überliefert — waren im erwähnten Jahre 1576 ebenfalls noch minderjährig.

Der dritte Sohn Peters des Alten hieß, wie erwähnt, gleichfalls Peter. In welchem Altersverhältnis er zu seinen beiden Brüdern stand, ob er der älteste, der mittlere oder der jüngste von den drei gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. In den Jahren 1579 und 1580 war Peter Bürgermeister zu Durlach; auch im Jahre 1605 wird er als solcher genannt. Er besaß umfangreichen Grundbesitz, wie sich daraus ergibt, daß er einmal allein in einem Jahre (1596) im ganzen 12 Äcker und Weingärten in verschiedenen Lagen der Gemarkung Durlach im Gesamtwerte von 1037 Gulden 13 Batzen verkaufte. Auch auf Grötzinger Gemarkung hatte er Besitz; 1604 verkaufte er daselbst Wiesen um den Preis von 65 Gulden. Peter, der wohl im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gestorben sein dürfte, war beim Tode seines Vaters 1576 ebenfalls schon verheiratet — seine Gattin wird Noadie genannt — und hinterließ gleichfalls Kinder, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Zunächst haben wir noch zweier Zeitgenossen des älteren Peter zu gedenken, Erhards und Georg Christians. Von beiden kennen wir wenig mehr als die Namen. Ersterer wird 1555 genannt — er hatte damals Grundbesitz „im Berg“, einer Gegend, in der auch Peter der Alte begütert war — und dann noch einmal 1564. Seine Tochter Magdalena war mit Jakob Bitterolf von Elchingen, markgräflichem Kammerrat und Landschreiber der Markgrafschaft Hachberg, verheiratet und starb im Jahre 1592. Ihr Grabstein befand sich ehemals in der Kirche zu Emmendingen, ist aber nunmehr verschwunden. Dagegen ist uns die Inschrift überliefert, die er trug. Sie lautete:

„Jacob Bitterolf von Elchingen, gewesener Cammerath und Landschreiber der Marggrafschaft Hochberg, hat zu Christlicher Gedächtniß seiner freundl. lieben Hausfrauen Magdalena, Erhard Bürcklins Bürgers zu Durlach seel. ehel. Tochter, mit deren er 15 Jahr ehelichen Hauß gehalten, diß Epitaphium ufgericht, welche uff Freytag den 6ten Oct. Anno 1592 gottseelich entschlaffen und uff Sonntag hernach in die Pfarrkirchen allhier zu Emmendingen zur Erden bestattet, die auch ihr Alter mit Ehren uff 38 Jahr gebracht.“

Auch einen Sohn hatte Erhard; derselbe führte den Namen Jakob. Von ihm, ebenso wie von einer weiteren Tochter, Rosina, ist weiter unten gehandelt.

Georg Christian wird in einer Liste über die Erhebung der Türkensteuer in Durlach aus dem fünften Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts als Hausbesitzer im Burgviertel aufgeführt, jenem Stadtteil, der von dem markgräflichen Schlosse seinen Namen hatte und in welchem auch Peter der Alte und die Seinigen wohnten. Sein Vermögen war zu tausend Gulden veranschlagt; er zahlte dafür 34½ Kreuzer in die Steuer, außerdem, da er verheiratet war, für eine ganze Ehe 30 Kreuzer und für eine Magd, die er sich hielt, 7½ Kreuzer, im ganzen 1 Gulden 12 Kreuzer.

In welchen verwandtschaftlichen Beziehungen diese beiden Träger des Namens Bürklin, Erhard und Georg Christian,

zu eben jenem Peter, den wir als den bekannten Stammvater der Familie zu betrachten haben, gestanden sind, ob sie Brüder, Vettern, Oheime, ob Georg Christian vielleicht am Ende gar der Vater Peters des Alten gewesen, ist bei der Dürftigkeit der Überlieferung nicht festzustellen. Daß sie zu unserer Familie gehört haben, dürfte zweifellos sein, denn noch nach hundert und mehr Jahren kehren die beiden Namen Erhard und Georg Christian verschiedenemal in der Familie wieder.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts treten zwei weitere Mitglieder der Familie auf; beide führen den Namen Jakob.

In der Matrikel der Universität Heidelberg ist unter dem 24. Mai 1586 ein Jacobus Bircklin aus Durlach eingetragen, der wegen seiner Jugend nicht beeidigt wurde. Nach einem weiteren Eintrage von 1592 wurde am 31. März dieses Jahres seine Inskription wiederholt, wobei er diesmal den feierlichen Eid leistete. Da an der Universität Heidelberg seit 1530 die fides manualis loco iuramenti den impuberes abgefordert wurde, d. i. denjenigen Inskribenten, welche das siebente Lebensjahr zurückgelegt, das vierzehnte aber noch nicht vollendet hatten, so wird dieser unser Jakob zu Anfang der siebenziger Jahre geboren sein, und wir dürfen in ihm vielleicht einen Sohn jenes älteren Jakob erblicken, der schon 1576 mit Hinterlassung noch unmündiger Kinder verstorben war. Im November 1607 wurde der jüngere Jakob, der bis dahin die Stelle eines Hofgerichtsprokurators zu Karlsburg bekleidet hatte, Stadtschreiber in Durlach. Dieses wichtige, halb städtische, halb herrschaftliche Amt versah er bis zum Jahre 1619. Da dasselbe auf Lebensdauer verliehen wurde, dürfte er demnach in jenem Jahre auch gestorben sein. In seinen Unterschriften nennt er sich bald Bürckle, bald Bürckhlein.

Unterschrift des Stadtschreibers Jakob Bürklin vom Jahre 1614.

Von diesem Jakob Bürklin zu unterscheiden ist ein zweiter Jakob, den wir zum Unterschied von dem Stadtschreiber kurzweg als den Bürgermeister bezeichnen wollen, da er in dieser Stellung in allen uns vorliegenden Überlieferungen erscheint. Er war im Dezember 1589 zusammen mit Wolf Schweizer Bürgermeisteramtsverweser zu Durlach, im folgenden Jahre war er dann Bürgermeister und als solcher begegnet er uns auch in den Jahren 1594, 1599, 1601, 1602, 1604, 1605 und 1607. Im letzteren Jahre nahm er als Vertreter der Stadt Durlach an dem Landtagsabschied teil, der zwischen Markgraf Georg Friedrich und den Landständen der unteren Markgrafschaft Baden aufgerichtet wurde wegen Tilgung einer Landesschuld von 200000 Gulden vom 13. Oktober 1605. Aus dem Jahre 1590 wird ferner von ihm berichtet, daß er zusammen mit Jakob Rein von Straßburg 10 Gulden in das Durlacher Almosen gestiftet habe. Am 23. September 1607 machte er „kranken Leibs, jedoch verstendlicher Sinnen“ sein Testament. Er hatte einen Neffen aus der Ehe seiner Schwester Rosina „Bürckhlerin“ mit Matthäus Haid, Bürger zu Frankfurt, dem er 300 Gulden vermachte. Von seiner zweiten, damals schon aus dem Leben geschiedenen Schwester Magdalena hatte er einen Neffen namens Bitterolf. Da dieser ihm, wie er sagt, niemals habe folgen wollen und ebensowenig wie sein Vater es um ihn verdient habe, beschränkt er dessen Erbteil auf 100 Gulden. Alles übrige soll laut fürstlich markgräflicher Erbordnung, auch in Gemäßheit seines Testamentes vom 19. November 1587 unter seine übrigen natürlichen Erben verteilt werden. Wer diese Erben sind, ist nicht gesagt; auch ist das Testament von 1587 nicht erhalten, was um so bedauerlicher erscheinen muß, als es mit Hilfe desselben vielleicht möglich gewesen wäre festzustellen, welcher Art seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den übrigen Trägern des Namens Bürklin gewesen sind. Daß Jakob selbst ein Sohn jenes oben genannten Erhard gewesen, ist aus dem Namen seiner verstorbenen Schwester Magdalena und demjenigen seines Neffen Bitterolf zu erschließen.

Verheiratet war Jakob mit Barbara Hörlin, der Schwester des baden-durlachischen Amtmanns Johann Wilhelm Hörlin zu

Staffort. Dieselbe ist vor ihm aus dem Leben gegangen. Am 18. Mai 1605 hatte sie ihr Testament gemacht, nachdem sie, wie es in demselben heißt, zu einem ziemlichen betagten hohen Alter gekommen und mit gefährlicher Leibesschwachheit heimgesucht worden war. Sie bedachte das gemeine Almosen der Stadt Durlach mit 8 Gulden, 20 Gulden verschrieb sie den Kindern ihrer verstorbenen Stiefschwester Maria Elisabetha Lübeckin zu Stargard in Pommern, alles übrige, nach Abzug dieser Legate, sollte ihrem Bruder, dem genannten Amtmann Hörlin, zufallen.

* * *



Durlach in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wissen wir nicht allzuviel von unserer Familie.

Ein Martin Bürklin, der 1620 Fronschreiber in der unteren Markgrafschaft war, lebte später in der Kurpfalz, war aber 1623 schon tot; in diesem Jahre wird seine Witwe im Durlacher Ratsprotokoll gelegentlich eines Güterkaufes erwähnt. Martin hinterließ Kinder, deren Namen jedoch nicht bekannt sind. Sie waren beim Tode ihres Vaters noch minderjährig; als ihre Vormünder wurden vom Rate in Durlach ihr Oheim Peter Bürklin und Esaias Rittershofer bestellt. „Weiland Martin Bürklins Erben" werden in den folgenden Jahrzehnten verschiedentlich erwähnt, so noch 1655 und wiederum 1660. Im letzteren Jahre erscheint als ihr Vertreter Johann Philipp Zachmann aus Durlach, was darauf schließen läßt, daß Martins Kinder entweder insgesamt Töchter

gewesen sind oder zum mindesten, daß in dem genannten Jahre kein Sohn mehr in Durlach vorhanden war.

Martin und sein Bruder Peter waren Söhne jenes Peter, den wir oben als Sohn Peters des Alten kennen gelernt haben. Peter, Martins Bruder, wird 1623, 1626 und 1627 genannt; er war im Jahre 1636 schon tot. Dieser Peter hatte ebenfalls Kinder, deren Namen wir zum Teil kennen.

Ein Sohn Melchior starb zwischen 1639 und 1646 und hinterließ eine Witwe, die ihren Wohnsitz in Aue bei Durlach nahm. Eine Tochter derselben war an Thomas Enißer, den Boten, verheiratet. Ein Sohn könnte der in Aue wohnhafte Durlacher Stadtschütz Hans Jakob Bürklin gewesen sein, der von 1660 bis gegen das Ende des Jahrhunderts gelegentlich erwähnt wird, am 6. Januar 1706, wie es im Durlacher Totenbuch heißt, ungefähr achtzig Jahre alt starb und mit dem dieser in den Unglücksjahren des dreißigjährigen Kriegs offenbar herabgekommene und verarmte Zweig der Familie ausgestorben zu sein scheint. Doch bleibt das nur Vermutung, Gewißheit ist bei der mangelhaften Überlieferung dieser Zeit nicht zu gewinnen.

Über zwei weitere Söhne Peters, Peter Erhard und Georg Christian, wird in besonderen Abschnitten zu handeln sein.

Nicht bekannt sind uns die Namen einer Tochter, die mit dem Durlacher Ratsverwandten und Handelsmann Georg Friedrich Fein verheiratet war, sowie eines oder mehrerer jüngeren Söhne, die in einem Aktenstücke von 1647 erwähnt werden, aber wohl frühe verstorben sind, da sie in der Folgezeit nicht mehr genannt werden und sich überhaupt späterhin keine Spur ihrer Existenz findet.

* * *

Aus Durlach stammte auch ein Bernhard Bürcklin, der in den Jahren 1597 bis 1622 in Wachenheim an der Haardt Stadtschreiber war. Im Ämterbesetzungsbuch dieser Stadt ist beim Jahre 1616 seinem Namen ausdrücklich beigesetzt: „von Durlach



Das Haus Bernhard Bürklins in Wachenheim.

gebürtig.“ Im Februar 1623 und ebenso im März 1626 wird er als Unterschultheiß bezeichnet, während er im November 1623 als Bürgermeister erscheint. Bernhard hatte sehr beträchtlichen Güterbesitz. Das 1579 angelegte Morgenbuch der Stadt Wachenheim verzeichnet im ganzen sechsundsechzig Feldstücke, von denen er fünfundzwanzig als Zinsfelder und einundvierzig als Eigengüter besaß. Auch gehörte ihm gemeinsam mit Hans Brigels Witwe die Hälfte der „Münzmühle“ mit Gärten, Wiesen und Äckern, von der dem Kloster Seebach bei Dürkheim 12 Malter Korn und „zu Bachgeld“ 3 Pfund Heller Zins zu entrichten waren. Das Haus, das Bernhard in Wachenheim im Jahre 1606 sich erbaute, steht noch heute; eine Ansicht desselben gibt unsere Abbildung wieder. Das eine der Wappen, die an dem Hause in Stein ausgehauen sind, ist dasjenige Bernhards selbst, das andere dürfte jenes seiner Frau sein.

Von 1630 ab hören wir nichts mehr von Bernhard; er wird wohl noch im gleichen Jahre oder wenig später gestorben sein. Seine Kinder, deren Namen uns nicht überliefert sind, werden in den nächsten Jahren noch einigemal erwähnt, verschwinden dann aber ebenfalls spurlos. Offenbar hat dieser Zweig unserer Familie in den folgenden Kriegszeiten, die so viel Unglück über Wachenheim brachten und in denen die Zahl der Bewohner der Stadt durch Pest und feindliche Überfälle der Schweden und Spanier von fünfzehnhundert Seelen im Jahre 1630 auf etwa dreihundert im Jahre 1650 zusammenschmolz, gleich manchen anderen Familien seinen Untergang gefunden.

Über die verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen Bernhard Bürklin zu seinen in Durlach verbliebenen Namensvettern stand, läßt sich heute nichts mehr feststellen.



III.

Peter Erhard der Ältere.

as Geburtsjahr von Peters zweitem Sohne, Peter Erhard, ist uns ebensowenig bekannt wie die Geburtsjahre seiner Brüder; doch dürfte er im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt haben. Er wandte sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu und wurde am 8. Juli 1631 in der juristischen Fakultät der Universität zu Straßburg immatrikuliert. Wie lange er hier geweilt hat, wissen wir nicht. Im Jahre 1639 war er jedenfalls noch nicht nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, und es ist wahrscheinlich, daß er nach Beendigung seiner Studien einige Jahre auf Reisen oder auch in auswärtigen Diensten zugebracht hat. Als in dem genannten Jahre 1639 sein älterer Bruder Melchior in Durlach im Namen seiner Mutter zwei Morgen Wiesen an einen gewissen Hans Kühlkopf verkaufte, wurde bei dem Kaufabschluß der Vorbehalt gemacht, daß, wenn künftig der Sohn, welcher in der Fremde sei, Einwendungen erheben würde, solches anderwärts gut gemacht werden solle.

In der Heimat begegnen wir Peter Erhard zum erstenmal wieder im Jahre 1641. Am 28. Januar dieses Jahres verkaufte er für seine Mutter deren Behausung im Endrisviertel um 172 Gulden an Jakob Seibert und anderthalb Viertel Äcker um 8 Gulden an denselben. Seine Rückkehr bedeutete, soweit wir sehen, für seine Mutter und seine Geschwister die Erlösung aus bitterer Not. Wir stehen im dritten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges. Unsägliches hatte die Stadt Durlach schon gelitten. Wiederholt hatten fremde Kriegs-

völker in ihren Mauern gehaust, hatten die ausgeplünderten und gequälten Einwohner kaum das nackte Leben gerettet. Seuchen und Hungersnöte hatten ihren Einzug in die Stadt gehalten und äußerstes Elend herrschte allenthalben. Auch die Bürklin'sche Familie war von der allgemeinen Not nicht verschont geblieben. Eine auf uns gekommene Nachricht besagt, daß in eben jenem Jahre 1639, als die Familie den erwähnten Verkauf von Wiesen vornahm, sie in den höchsten Nöten sich befunden habe und vor Hungers gestorben wäre, wenn der Verkauf nicht zustande gekommen wäre. Peter Erhard nahm sich alsbald in jeder Weise der Seinigen an, die seiner Hilfe um so dringender bedurften, als um jene Zeit auch noch sein älterer Bruder Melchior starb. Seiner Umsicht und Tatkraft gelang es auch, die Familie durch die noch bevorstehenden Drangsale des Krieges, die den früheren in nichts nachgaben, glücklich hindurchzubringen und sie vor dem vollständigen Untergange zu bewahren. Nach der Beendigung des Krieges ist dieselbe sogar bald wieder zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt.

In den Jahren 1647 bis 1660 wird Peter Erhards Name in den Ratsprotokollen seiner Vaterstadt nicht selten erwähnt. In dem ersteren Jahre begann er einen Rechtsstreit wegen jener Wiesen, die seine Mutter 1639 hatte verkaufen lassen. Er verlangte, daß ihm gestattet werde, den Verkauf durch Erlegung des Kaufschillings rückgängig zu machen, da der letztere in keiner Weise dem Werte der Wiesen entsprochen habe. In erster Instanz mit seinem Gesuche abgewiesen, appellierte er, doch ist nicht bekannt, mit welchem Erfolge. Im Jahre 1649 verkaufte er dann ein Viertel Weingärten im Dürrbach, welches Wolf Adam Zachmann für 70 Gulden erstand. Einige Jahre später, 1656, erwarb er selbst anderthalb Viertel Wiesen auf der Hub am Mühlengraben um 18 Gulden — die Wiesenstücke in der Umgebung waren bereits in seinem Besitz — 1657 ebendaselbst einen weiteren Morgen Wiesen um 48 Gulden und 1660 anderthalb Viertel Ackerland im Hinteracker und einen halben Morgen ebenda um 24 Gulden.

Im Jahre 1650 stellte Markraf Friedrich V. von Baden-Durlach Peter Erhard für seine liegenden Güter in Durlach, eine Behausung mit Garten, drei Morgen Weingärten, drei Morgen Äcker und dritthalb Morgen Wiesen, einen Freiheitsbrief aus, nach welchem er und seine Erben in absteigender Linie männlichen und weiblichen Geschlechts von jedem Zehnten, Bet, Steuer, Schatzung, Ausbet befreit, „auch einige bürgerliche Beschwerden, es seyen Frohn, Wacht oder andere Dienstbarkeit nicht tragen, sondern deren ganz exempt und frey" sein sollten. Wenn aber die berührte Behausung und die Güter aus seinen und seiner Erben in absteigender Linie Händen kämen, sollte diese Freiheit aufhören und der Markgraf und seine Erben durch dieselbe nicht mehr gebunden sein.

Die Veranlassung zu diesem Freiheitsbrief kennen wir nicht. Solche Befreiungen kamen auch sonst vor, waren aber immer eine Erkenntlichkeit für besondere Verdienste um den Fürsten oder das Land. Wir werden deshalb auch bei Peter Erhard solche Verdienste vorauszusetzen haben, wenn uns auch von ihnen nichts berichtet wird und wir nicht einmal eine Vermutung darüber anstellen können, worin sie bestanden haben.

Im Dienste des Markgrafen stand Peter Erhard damals offenbar noch nicht, wenigstens haben wir keine Nachricht hierüber. Erst elf Jahre später wurde er markgräflicher Amtmann in Langensteinbach. Er blieb dies drei Jahre und kam dann in gleicher Eigenschaft nach Durlach. Am 6. Dezember 1663 wurde ihm von Markgraf Friedrich VI. der von dem bisherigen Untervogt Johann Joseph Maler, welcher kurz vorher zum Direktor der markgräflichen Rechenkammer befördert worden war, versehene Untervogteiamtsdienst in Stadt und Amt Durlach „in Qualität" eines Rates und Amtmanns übertragen.

Seine Bestallung, vom 1. Januar 1664 datiert, enthält eine Aufzählung der Pflichten, die mit dem ihm übertragenen Amte verbunden waren. Es wird ihm darin vorgeschrieben, „daß er als Ambtmann mit einem jeden Obervogt dahin sehen und Achtung geben, auch darob und daran sein solle, damit von Männiglichen

die Kirchen und Predigten fleyßig besucht und sonderlich an Sonn- und Feyertägen in den Stunden, da man die Predigt hören solle, ohne hohe und bewegliche Ursachen keine weltliche Geschäft verrichtet, niemanden dadurch geärgert oder zur Versaumnus verursacht werde und deßhalben ob den Kirchen- und anderen Mandaten, Ordnungen und Befelchen, mit besonderem Ernst und Fleyß halten, die Übertretter der Gebühr straffen, auch selbst mit gutem Wandel ein gut Exempel vortragen, damit die Ehre Gottes befürdert, erbar und gottseelig gelebt, auch ein gut rühmlich Wesen und Wohlstandt, in solcher Statt und Commun fortgepflanzt werde".

Weiter heißt es: „Er soll auch sonsten solch Ambt nach seinem besten Verstandt, Können und Vermögen in Ambts Weiß getrewlich und fleißig versehen und außrichten, besonders aber die Bürger, Unterthanen und Hindersaßen under Ihnen selbsten, auch gegen andern zu Recht und Billichkeit handthaben, verthätigen und versprechen, auch in spännigen Sachen, so vor Ihne Ambts halber kommen, allen möglichen Fleiß fürwenden und understehen, die Partheyen under einander nach Billichkeit gütlich zu vertragen.

„Wie dann auch nicht gestattet werden solle, daß unnothwendige Rechtfertigungen fürgenommen, noch die Burger, Underthanen oder sonst Jemand anders in vergeblichen Costen geführt, und was ie zu Recht kombt, mit der Rechtfertigung nicht gefehrlich umbgetrieben werde, und also Er mit den Unbefreundten und Armen sowohl alß den Reichen und Befreundten gleich und ohnpartheyisch handlen und ambten. Damit Er auch ein solches umb so viel beßer und füeglicher thun und verrichten könne, soll Er sich in unßern publicirten Landrechten, Landts- und andern außgangenen Ordnungen, auch dem Vogtbuech, Befelchen und Ambtssachen, so Er bey dem Ambt finden wird, und ihme künftig weiters zukomen, mit Fleiß ersehen, in Verwaltung seines Ambts sich darnach richten und in allweg dahin sehen und trachten, damit unser und unserer Bürger und Underthanen Wolfarth befürdert und geschafft werde.

„Wie er denn auch alle Ambtssachen in ordentlicher Verwahrung halten, zusammenheften, intituliren und Ihme also gemein machen solle, damit Er uf zutragende Nothurft darnach sich richten möge.

„Er soll auch dem Keller, Verwalter und andern unsern verrechneten Dienern zu Einbringung Ihrer ambtlich Gefäll, soviel Ihnen bey den Bürgern und Underthanen in Statt und Ambt Durlach Jahrs gefallen, von Ambts wegen mit besten und möglichsten Fleiß behülf- und befürderlich sein. Nicht weniger soll Er auch darob und daran sein, damit den Waißen nutzlich und wohl gehaußet und jährlich die Rechnung ordentlich geferligt, in sonderheit aber dabei alle unnöthige Uncosten verhüttet werden, wie Er dann auch der Verhör derselben beywohnen und was Ihnen, den Weyßen, zu Guetem dienen mag, anordnen helfen solle.

„So soll Er auch bey nächtlicher Weil die Stattporten, ohne sondere ehrhaffte Ursachen und sonderlich zu sorglicher Zeit und Läufften nicht öffnen; im Fall Er aber ie der Porten eine öffnen zu laßen, soll Er solches mit guter Gewahrsam und dermaßen thun, daß daraus kein Nachtheil zu befahren.

„Was dann seine Verrechnung belangt, soll Er sein fleyßig Uffsehen haben, daß alle Straffen, Frevel und Bußen, soviel deren verwürckht, fürderlich eingebracht und in solcher Niemanden verschont, noch ichtzit verschwiegen werde; umb all sein Einnemmen und Erfordern erbare urkhundliche Rechnung und Bezahlung thun, solches von einem Jahr in das andere nicht anstehen, noch etwas uffschwellen laßen, und was Er dan über die gewöhnliche Ausgaben bevor, das soll Er zu Unserer Landschreiberey gegen Urkhund liefern.

„Insonderheit aber soll Er sein fleißiges Uffsehen haben und bey Burgermeister, Gericht und Rath alhier fleißige Erinnerung und ohnfehlbare Ahnstalt machen, daß nicht allein alle gemeiner Statt zu unterhalten gebührende Gebew, Brunnen, Weg, Steeg und Gräben in guetem Wesen ufrecht, bevorab aber die Brunnen jeder Zeit rein und sauber erhalten und nicht gestattet, daß mit Wäschen und dergleichen allerhandt Unreinigkeit darein geworffen, vielmehr solches bey ohnnachläßiger Straff abgeschafft werde, sondern- und führnehmlich auch die Fewerordnung mit bestem Fleiß beobachtet, jährlich wenigstens zweymahl abgeleßen und alle darinnen enthaltene Nothwendigkeiten, damit man uff alle un-

verhoffende Fäll aller Gefahr bey Zeiten vorkommen könne, best-möglichst verschafft und verordnet werden mögen.

„Worinnen Er dan mehreren Nutzen anzustellen, oder sonsten Gerechtigkeiten erfahren, oder weiteren Raths, Underweißung und Befelchs, alß hierin begriffen, vonnöthen, deßen soll Er sich bey unserer Cantzley erholen und wan von Nöthen, solche mit nothwendigem und außführlichem Bericht an Unß gelangen lassen, darauf Beschеyd gewertig sein und demselben nachkommen.

„Und dieweil in theyls Recessen und Befelchen, so wieder zur Rechnung kommen, allerhandt Verordnung und Befelch, so auch zu mehreren künftigen Nachrichtung gehören, gegeben werden, soll Er von dergleichen Copias oder Extract behalten und bey dem Ambt zu seinem Abstandt auch hinderlaßen.

„Er soll sich auch hüeten, durch sich selbst, sein Weib, Kindt und Gesindt von Personen seines Ambts oder andern, die vor Ihme Ambts halber zu underhandlen haben, in Sachen seine Beambtung betreffend, Müth [Miete = Belohnung], Gab oder Schanckhung zu nehmen."

Das waren die Pflichten, die Peter Erhard sein Amt auferlegte. Sein Diensteinkommen wurde festgesetzt auf 80 Gulden in Geld, 12 Gulden für Hauszins, 10 Gulden für Beholzung, 5 Gulden für fünf Ellen Hoftuch, 2 Gulden für Handlohn bei der Fruchzehntenverleihung, 1 Gulden für Papier, 8 Malter Korn, 16 Malter Dinkel und 1½ Fuder Wein. Dazu erhielt er nach einigen Monaten auf sein Ansuchen zur Haltung eigener Pferde in seinen Amtsverrichtungen anstatt Rittgeldes jährlich 15 Malter Hafer vom Markgrafen bewilligt.

Über siebzehn Jahre bekleidete Peter Erhard die Stelle eines Amtmanns zu Durlach. Von Markgraf Friedrich Magnus im März 1681 seiner bisherigen Dienste in Gnaden entlassen, lebte er dann noch beinahe zwei Jahrzehnte. Ende 1698 oder Anfang 1699 ist er gestorben; am 12. November des ersteren Jahres wird er noch einmal genannt, 1699 begegnen wir bereits seinen Erben. Mehrere Jahre hatte er außer Landes verbracht; die kriegerischen Ereignisse im vorletzten und letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts

und die Zerstörung seiner Vaterstadt durch die Franzosen (1689) hatten ihn aus der Heimat vertrieben; im Mai 1691 hatte er sich unter anderem in Schorndorf in Württemberg aufgehalten.

Kinder hat Peter Erhard keine hinterlassen; seine Erben wurden die Söhne seines Bruders Georg Christian, die nachmals im Besitze der Güter erscheinen, die sein Eigentum gewesen waren.

Seine Gattin Elisabeth scheint eine Tochter des Hof- und Kirchenrats Johann Friedrich Weininger gewesen zu sein, eine Schwester der Margarethe Barbara Weininger, der Gattin des späteren Geheimen Rats Heinrich Wilhelm Maler, welch letzterer im Jahre 1682 gelegentlich einmal von Peter Erhard als sein Schwager bezeichnet wird. Dieselbe vermählte sich einige Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten, am 27. September 1705, wieder mit dem Durlacher Stadtpfarrer Johann Jakob Eisenlohr.



IV.

Georg Christian und Johann Michael.

Georg Christian, der dritte der Söhne Peters, wird in den Jahren 1660 bis 1677 genannt. 1663 wird er als gewesener Freireiter bezeichnet; in den Jahren 1672, 1676 und 1677 war er Mitglied des Rates zu Durlach. Er besaß ein Haus im Endrisviertel, welches er im Dezember 1660 an den Schuhmacher Hans Ernst Ziegler um 725 Gulden verkaufte. Von da an bewohnte er gemeinsam mit seinem Schwager Georg Friedrich Fein ein Haus im Burgviertel, das aus Vorderhaus und Hinterhaus bestand. Um das Recht, im Vorderhaus zu wohnen, entspann sich zwischen den beiden Besitzern ein langwieriger Streit, der, zeitweilig beigelegt, verschiedenemal wieder auflebte.

Georg Christian starb um das Jahr 1680; im Mai dieses Jahres wird zum erstenmal seine Witwe genannt.

Seine Kinder waren:

1. Peter Erhard, von dem ein späterer Abschnitt handelt;

2. Johann Michael;

3. Georg Christian, der am 25. November 1687 in der theologischen Fakultät der Universität Straßburg immatrikuliert wurde und früh, vielleicht noch als Student, gestorben zu sein scheint, da jede spätere Nachricht über ihn fehlt.

4. und 5. zwei Töchter, Susanne und Maria Agathe, die beide Durlacher Bürger heirateten, die erstere am 16. September 1694 den Kiefer Johann Georg Renk, einen Witwer, die andere am 27. April 1697 den Schreiner Johann Jakob Frick,

ebenfalls einen Witwer. Beide Töchter hatten wieder Kinder. Maria Agathe starb am 30. Oktober 1709, einundfünfzig Jahre alt, ihr Gatte am 22. März 1715.

* * *

Johann Michael wurde am 4. Juli 1662 zu Durlach geboren. Er widmete sich dem Kaufmannsstande und brachte zu seiner geschäftlichen Ausbildung einige Zeit in Straßburg zu, von wo er im Jahre 1688 die sechs Jahre ältere Anna Cleophe Redslob als seine Gattin heimführte. Die Ereignisse des Orleans'schen Erbfolgekriegs vertrieben ihn aus der Vaterstadt, in welche er eben erst zurückgekehrt war. Als Durlach von den Horden des allerchristlichsten Königs eingeäschert wurde (1689), weilte Johann Michael mit seiner Frau als Flüchtling in Straßburg, wo ihm bald darauf sein Sohn und einziges Kind, Philipp Jakob, geboren wurde. Erst nach Jahren, als zu Rijswijk der Friede geschlossen war, 1697, nahm Johann Michael mit den Seinigen wieder seinen bleibenden Aufenthalt in Durlach. Schon im März des vorhergehenden Jahres hatte er dort am Marktplatz unweit der Stadtkirche neben der Stadtapotheke einen Hausplatz erworben, wo er nunmehr ein Kaufgeschäft einrichtete, welches er bis zu seinem Tode betrieb. Aus der Folgezeit ist uns ein Zeugnis erhalten, welches er im September 1704 dem Ulrich Erhard Ulerici, dem Sohne des Pfarrers Ulrich Ulerici in Langensteinbach, ausstellte, der von Michaeli 1701 bis zum gleichen Tage des Jahres 1704 bei ihm als „Handelsjunge" tätig gewesen war.

Johann Michael Bürcklin

Unterschrift Johann Michael Bürklins 1704.

Für die Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1706 erhielt Johann Michael zusammen mit vier anderen Kaufleuten, Ernst Friedrich Fein, Heinrich Lamprecht, Nikolaus von Nidda

und Löw Model, den Salzverlag für die unteren Landesteile der Markgrafschaft Baden-Durlach. In dem am 13. September 1705 hierüber abgeschlossenen „Salzakkord" verpflichteten sich die genannten Kaufleute, für jene Zeit „die Unterlande mit gutem trockenen Cöllnisch oder anderm Magazin-Salz ohnabgänglich und so zu versehen, damit nie Mangel eintrete oder schlechte Ware zu Klage komme oder die Unterthanen gar außer Lands kaufen müssen". Das Pfund Salz darf nie mehr als 4 Kreuzer kosten. Das ankommende Salz darf nicht abgeladen werden, „ehe und bevor denen Zollern angezeigt und von dießen hinwiderumb dem Keller zu Pforzheim oder Ambtkeller zue Durlach, als an welchen beeden Orthen die Salz Stadlen sein sollen, Nachricht davon gegeben und biß das eingebrachte Quantum ordentlich notirt und abgewogen ist." Den markgräflichen Hof- und Kanzleibeamten ist das Salz „in gemeßenen vollkommenen Simrin oder zwanzig vier Pfund ohne einigen Aufschlag im Gnaden Preiß à zwey und ein halben Creutzer zu verabfolgen." Die Admodiatoren, d. i. die oben genannten Salzpächter, hinterlegen alsbald die unverzinsliche Summe von 2000 Gulden und haben „vor jeden vertreibenden Centner à einhundert vier Pfund gerechnet pro regali zwei Gulden zwantzig Creutzer" zu entrichten, „auch übrigens vor die Erfüllung dieses Contracts und Bezahlung des Canonis einer vor alle und alle vor einen bey Verpfändung ihres bereitißten Vermögens in solidum" zu stehen. Die Herrschaft ihrerseits verspricht dagegen von dem eingeführten Salz keinen Zoll und Pfundzoll zu erheben, „den ausländischen Kauf bey der bereits hiebevor dictirten Straff" zu verbieten, gegen die Übertreter ohne alle Gnade mit der Exekution zu verfahren und den Admodiatoren den vierten Teil der Strafgelder zukommen zu lassen „jedoch mit der Condition, daß Sie sich auf die vorgehende Schleiche auf fleißige Kundschaft legen". Die genannten Kaufleute haben ihren eigenen Salzverbrauch frei, „welcher aber nach proportion Ihrer Familien auf ein gewißes zu restringiren sein wird." In einer Schlußbestimmung gesteht endlich der Markgraf zu, daß, „wann solcher vorgedachten zweytausend Gulden in gemachtem Bestandjahr mit dem Regali nicht völlig

compensirt" werden sollte, „das erst vermelte Jahresaccord sich also und insoweit extendiren" zu lassen, „biß dieser Summ mit dem unß zugehörigen Saltz=Regali gänzlich aufgehoben und compensirt worden."

Von 1706 an gehörte Johann Michael dem Gericht seiner Vaterstadt an, von 1713 bis zu seinem Tode war er Bürgermeister. Als solcher hat er im Jahre 1715 im Namen von Gericht und Rat an den Markgrafen ein Schreiben gerichtet, in welchem die Genehmigung zum Neubau des Rathauses nachgesucht wurde, das seit dem Brande von 1689 noch nicht wieder aufgebaut worden war. Es hieß in jenem Schreiben: „Nachdem eine hiesige Burgerschaft dergestalt wieder angewachsen, daß wann man dieselbe in publicis zu versamlen jeweilen nöthig hatt, man nirgends einigen Platz mehr findet, welcher genugsamb Raum hätte dergleichen fürnehmen, darinnen füglich vollziehen zu können, dahero de necessitate resolviret wäre, der Statt mithien an dem neuen Rathaußbau wenigstens einen Anfang zu machen, worüber aber Euer hochfürstlichen Durchlaucht gnädigsten Consens einholen ... Bürgermeister, Gericht und Rhat zu Durlach, in dero Namen Johann Michael Bürcklin."

Die Genehmigung wurde erteilt. Der Bau, alsbald begonnen, kam im Dezember des folgenden Jahres unter Dach, und noch unter der Amtsführung unseres Johann Michael, im Jahre 1718, konnte bereits die erste Sitzung in dem heute noch stehenden Rathause abgehalten werden.

Johann Michael starb am 28. Februar 1720; er hatte es auf 57 Jahre, 8 Monate und 24 Tage gebracht. Seine Gattin Anna Cleophe, geborene Redslob, folgte ihm vier Jahre später, am 8. Mai 1724, 68 Jahre alt, im Tode nach.

Siegel und Unterschrift
Johann Michael Bürklins 1705.



Das Rathaus in Durlach.

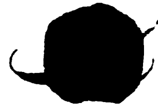
V.

Friedrich der Ältere.

(1602—1676).

Friedrich wurde im Jahre 1602 geboren. Sein Geburtsort war Baden; „Margraven Baden," „Marchiobadae" wird er genannt. So hieß im 16. und 17. Jahrhundert die Bäderstadt an der Dos, weil sie in der Markgrafschaft Baden gelegen war, zum Unterschiede von anderen Orten gleichen Namens.

Über die Zugehörigkeit Friedrichs zu unserer Familie, deren Wappen er in seinem Siegel führte, kann ein Zweifel nicht wohl bestehen; doch ergeben sich Schwierigkeiten über die Stellung, welche man ihm innerhalb derselben anzuweisen hat. In der Stadt Baden hat sich das Vorkommen des Namens Bürklin am Ausgange des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts aus gleichzeitigen Akten und Urkunden nicht feststellen lassen; die Kirchenbücher setzen auch hier erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts ein. Die Annahme, daß ein Zweig unserer Familie um die genannte Zeit seinen ständigen Wohnsitz in jener Stadt gehabt habe, dürfte deshalb nicht allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dagegen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß



Siegel (1649) und Unterschrift (1651) des Pfarrers Friedrich Bürklin.

um die Wende des 16. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den politischen Veränderungen, welche sich damals vollzogen hatten — Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach hatte im Dezember 1594 nach der Vertreibung des Markgrafen Eduard Fortunat von den baden-badischen Landen Besitz ergriffen, und diese blieben samt der Stadt Baden nunmehr für einige Jahrzehnte mit der Markgrafschaft Baden-Durlach verbunden — etwa ein Mitglied der Durlacher Familie, sei es im Dienste Ernst Friedrichs, sei es aus anderen Gründen, nach Baden gekommen und daß Friedrich daselbst als dessen Sohn geboren worden ist. Die Tatsache, daß Friedrich wie seine Durlacher Namensvettern dem lutherischen Bekenntnisse angehörte, während die Einwohnerschaft der Stadt Baden wenigstens in der ersten Zeit der Okkupation noch überwiegend katholisch war, mag diese Annahme stützen, wenn sie auch nicht als zwingender Beweis angesehen werden kann. Welches dieses Mitglied der Durlacher Familie nun aber war, ob eines, dessen Namen wir überhaupt nicht kennen, oder eines der früher erwähnten — man könnte zunächst an jenen Jakob denken, den späteren Stadtschreiber in Durlach, von dem wir wissen, daß er früher im Dienste des Markgrafen gestanden war — darüber läßt sich auch nicht einmal eine Vermutung aufstellen, geschweige denn irgend welche Gewißheit gewinnen.

Bemerkt sei hier, daß Friedrich in der älteren Zeit, so vor allem während seines ersten Aufenthaltes in Weisweil, seinen Namen immer „Bürcklin" schrieb, während er später ausschließlich die Form „Birckhlin" gebrauchte, die auch sein gleichnamiger Sohn als „Birckhlin" beibehielt, während dessen Kinder wiederum die Namensform mit ü vorzogen.

Friedrich widmete sich dem geistlichen Stande. Seine Ausbildung erhielt er auf dem 1586 von Markgraf Ernst Friedrich in Durlach errichteten Gymnasium und in dem mit demselben verbundenen „Contubernium" oder „Convictorium", in welchem jeweils zwölf künftige Geistliche unter der Aufsicht des Rektors beieinander wohnten, um die zum Kirchenamte nötigen Kenntnisse während eines zweijährigen Aufenthaltes sich zu erwerben.

In Durlach unterschrieb er auch die symbolischen Bücher, auf welche die Geistlichen der Markgrafschaft seit Markgraf Georg Friedrich (1604—1622) wieder verpflichtet wurden. Ordiniert wurde er in Emmendingen.

Im Jahre 1628 wurde ihm das Diakonat zu Eichstetten am Kaiserstuhl übertragen, zwei Jahre später kam er als Pfarrer nach Weisweil, das wie Eichstetten zu der damaligen Markgrafschaft Hachberg gehörte. Am 7. September 1630 trat er seine neue Stelle an.

Damals waren etwas über zwölf Jahre verflossen, seitdem im fernen Böhmen der große Krieg sich entzündet hatte, der während seiner dreißigjährigen Dauer so viel Unheil über weite Gebiete unseres Vaterlandes gebracht hat. Auch den badischen Landen wurde schon frühe ein reichliches Maß von Unbilden und Drangsalen zuteil. Im Mai 1622 war Markgraf Georg Friedrich bei Wimpfen Tilly unterlegen, sein Heer vernichtet worden. Noch ehe er in den Kampf für die bedrohte Sache des Protestantismus gezogen war, hatte er (am 25. April 1622) der Regierung zugunsten seines Sohnes, des Markgrafen Friedrich des V., entsagt, aber die Folgen seiner Niederlage blieben trotzdem seinen Landen nicht erspart. Bald nach der Schlacht wurden diese von fremden Heerscharen überschwemmt. In der Markgrafschaft Hachberg rückten noch im Juni des gleichen Jahres die ersten Soldaten in das Städtlein Emmendingen ein. Von da an blieb die Markgrafschaft bis in den Dezember 1632, kurze Unterbrechungen abgerechnet, bald von kaiserlichen, bald von bayerischen Heerhaufen besetzt, unter deren Erpressungen und Exzessen die Einwohner schwer zu leiden hatten.

Die härtesten Prüfungen standen ihnen freilich erst bevor. Im Frühjahr 1632 waren die Schweden auf ihrem Siegeszuge nach der Schlacht bei Breitenfeld (September 1631) am Rhein erschienen; Markgraf Friedrich V. hatte sich ihnen angeschlossen. Das wurde das Zeichen zur Verheerung der badischen Lande durch die kaiserlichen Truppen. Zu Anfang März 1632 brachen sie sengend und brennend in der Markgrafschaft Hachberg ein.

Viele Dörfer wurden in Asche gelegt; die Einwohner flohen in die Nähe des Schlosses Hachberg, in dessen Schutze sie verweilten, bis die Feinde wieder abgezogen waren.

Auch Friedrich hat damals, soweit wir sehen zum erstenmal, seinen Pfarrsitz verlassen. Im Kirchenbuch zu Weisweil, in das er seit seinem Amtsantritt regelmäßige Einträge gemacht hatte, ist eine Lücke, die von März bis Oktober 1632 reicht; erst im letzteren Monat scheint er wieder zurückgekehrt zu sein.

Im Dezember 1632 waren die Schweden unter der Führung des Rheingrafen Otto Ludwig endlich bis an den Oberrhein vorgedrungen. Rasch wurde die Markgrafschaft von den Kaiserlichen gesäubert, Kenzingen, Endingen und Freiburg ihnen entrissen. Bei Breisach erlitten die letzteren eine empfindliche Niederlage, doch gelang es den Schweden nicht, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Ja mit Beginn des nächsten Jahres machten die Kaiserlichen schon wieder verschiedene Versuche, einzelne von den Schweden weggenommene Punkte zurückzuerobern. Zahlreiche Einfälle in die Markgrafschaft Hachberg fanden damals statt. Bei einem solchen fiel am 12. März 1633 jenes Gefecht bei Teningen unweit Emmendingen vor, bei welchem der kaiserliche General Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, der Sohn des inzwischen verstorbenen Markgrafen Eduard Fortunat, der Kenzingen durch einen Handstreich zu nehmen versuchte, beinahe von den Schweden gefangen genommen worden wäre.

Wiederum verließen die Einwohner, vor dem Feinde fliehend, ihre Wohnstätten. Auch Friedrich war unter ihnen; im Weisweiler Kirchenbuch hat er den letzten Eintrag am 15. Februar 1633 gemacht. Mehrere Monate vergingen, bis er Ende Juli wieder zurückkehren konnte. Damals schrieb er in das Kirchenbuch an die Stelle, wo sonst die Verstorbenen eingetragen wurden: „Hier wird man die Namen verschiedener Personen, welche während meiner durch die häufigen Einfälle der kaiserlichen Soldaten veranlaßten Abwesenheit gestorben und begraben worden sind, leicht anmerken können, wenn die hinterbliebenen Verwandten Namen und Zeit angegeben haben.“ Er kam freilich nur dazu, einen Eintrag zu machen, über den Vogt Hans Wörlin, einen „ufrechten

und frommen Mann", der auf der Flucht vor den Breisachern nach der Plünderung des Fleckens und der Hütten zu Straßburg gestorben und daselbst begraben worden war. Gar bald gestalteten sich die Verhältnisse im Breisgau so, daß ein ferneres Verbleiben Friedrichs überhaupt nicht mehr möglich war.

Im Oktober 1633 vereinigte sich im Breisgau der spanische General Feria mit den Bayern unter Aldringen. Der Rheingraf mußte die Belagerung von Breisach aufgeben, und seit dem 18. des genannten Monats wurde die Markgrafschaft neuerdings wieder verwüstet. Ein allgemeines Flüchten begann. Auch Friedrich hat damals mit den Seinigen Weisweil verlassen, seinen letzten Eintrag im Kirchenbuch hat er im September gemacht.

Schreckliche Greuel verübten die zügellosen kaiserlichen Haufen, deren wütender Haß sich vor allem auch gegen die evangelischen Geistlichen richtete. Die Lebensbeschreibung des damaligen Pfarrers von Sulzburg, Johann Fecht, der nachmals als Spezialsuperintendent der Markgrafschaft Hachberg zu unserem Friedrich in nähere Beziehungen getreten ist, gibt uns ein Bild von den Verfolgungen, welche die evangelischen Geistlichen damals zu bestehen hatten. Es heißt dort: „Anno 1633 ist das Elend erst recht angangen, denn da erhub sich der grausame Krieg und erbärmliches Blutvergießen, da ihrer viel erschossen, ermordet und auf andere Weise gemartert worden. Unser sel. Herr Special aber, weil des Plünderns, Brennens und Raubens kein Ende war, hat sich von Hause begeben und sein Leben in den Wäldern salvieren müssen. Und obschon bisweilen etwas besser worden, so hats doch gemeiniglich nicht lang gewehret. Als die lothringische Armee ins Land kam, mußte er mit anderen Leuten, mit seiner schwangeren Frau und einem Kind sechs und eine halbe Woche den Tag über im Wald bei Schnee und Kälte, des Nachts in einer Köhlerhütte sich aufhalten, aus welcher er jedoch zuletzt auch vertrieben wurde. Inmaßen die Soldaten die Leute nicht nur mit schrecklichen und unerhörten Torturen gemartert, sondern sie den ganzen Tag hin und wieder in den Wäldern auch wohl mit Hunden gesucht haben."

Damals haben, wie uns berichtet wird, die letzten evangelischen Geistlichen, welche bis dahin allen Gefahren getrotzt hatten, die von Britzingen, Badenweiler, Sulzburg, Laufen u. s. w., die Gegend verlassen und teils in Straßburg, teils in Durlach und anderswo eine Zuflucht gesucht.

Auch Friedrich dürfte sich mit seiner Familie zunächst nach Durlach gewandt haben. Bald darauf wurde ihm die Pfarrei Durmersheim übertragen. Durmersheim war einer von denjenigen Orten der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden, die mehrere Jahre vor dem Ausbruch des Krieges auf ihre Bitten von Markgraf Georg Friedrich lutherische Prediger erhalten hatten, nach der Schlacht von Wimpfen wieder zum Katholizismus zurückgeführt worden waren und nun während des schwedischen Übergewichts in den Jahren 1632 bis 1634 neuerdings dem lutherischen Bekenntnisse sich angeschlossen hatten. Lange war seines Bleibens an diesem Orte jedoch nicht. Nach der Schlacht von Nördlingen (7. September 1634), durch welche die Schweden aus Süddeutschland vertrieben wurden, wurden die evangelischen Geistlichen der baden-badischen Orte von ihren Stellen verjagt. Friedrich erhielt die Pfarrei Eutingen in der Markgrafschaft Baden-Durlach. Zwar wurde die letztere Markgrafschaft schon im Mai 1635 von Kaiser Ferdinand seinem General, dem katholischen Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden, geschenkt, doch ließ dieser auf Bitten des Kurfürsten von Sachsen hoffen, daß die Augsburgische Konfession daselbst nicht unterdrückt werden würde. Und in der Tat ist dies zunächst auch nicht geschehen. Friedrich hat in späteren Jahren in einem Briefe, den wir weiter unten mitteilen, berichtet, daß er im Jahre 1635 in Eutingen trotz der unruhigen Zeitverhältnisse in verhältnismäßiger Sicherheit unter einem „papistischen" Herrn seine Pfarrei besorgt und daß es ihm dabei am nötigen Unterhalt nicht gefehlt habe. Als jedoch im Dezember 1635 der Kurfürst von Bayern, ohne daß Markgraf Wilhelm oder der Kaiser es hindern konnten, die beiden durlachischen Ämter Graben und Pforzheim, zu welch letzterem Eutingen gehörte, an sich riß, wurde bald darauf

Friedrich, wie den anderen in den beiden Ämtern noch vorhandenen evangelischen Geistlichen, sein Einkommen entzogen. Doch war er noch um die Mitte des Jahres 1636 in Eutingen und hat von dort aus vorübergehend auch die Pfarrei Dürrn versehen, deren Pfarrer geflohen war.

Die nächsten Jahre von Friedrichs Leben sind in Dunkel gehüllt. In einem Kirchenvisitationsprotokoll der Diözese Hachberg von 1669 ist gesagt, er habe sich von Eutingen, von wo er durch den Krieg vertrieben worden sei, nun selbst in den Krieg begeben und sei Feldprediger geworden. Es kann das nur im Heere Bernhards von Weimar gewesen sein, der am 3. März 1638 das kaiserliche Heer in der zweiten Schlacht bei Rheinfelden vernichtete, im April Freiburg nahm, im Oktober bei Tann den Herzog von Lothringen besiegte, darauf Breisach eroberte, im Januar 1639 die spanische Freigrafschaft überzog und am 18. Juli 1639 starb, worauf sein Heer in französische Dienste trat. Dazu stimmt, daß Friedrich selbst gelegentlich einmal erwähnt, daß er vor seiner Rückkehr in die Heimat in Frankreich gewesen sei.

Einige Zeit nach dem Tode Bernhards von Weimar scheint Friedrich das Heer verlassen zu haben. Im Jahre 1642 finden wir ihn wieder in der Heimat. Er nahm zunächst seinen Wohnsitz in Teningen bei Emmendingen, dessen Pfarrer Thierberger im Jahre 1634 ebenfalls geflohen war und erst im Jahre 1646 auf ausdrücklichen Befehl des Markgrafen Friedrich zurückkehrte, später in Weisweil. Außer Friedrich war nur noch ein Geistlicher in der ganzen Markgrafschaft Hachberg, während es vor Ausbruch des Krieges deren achtundzwanzig gewesen waren. Jener andere war Thomas Resch in Malterdingen, welcher in den Gemeinden nördlich der Elz die Seelsorge versah, während Friedrich die Orte südlich der Elz zufielen.

Im Weisweiler Kirchenbuch hat Friedrich über seine Rückkehr und die ersten Jahre nach derselben folgenden Eintrag gemacht:

„Anno 1642 alß nach vielfältigem Flühen wegen deren im Landt hin- und herziehend- und streiffenden Soldaten, alß Feindt

und Freundts, und außgestandenen grossen und unsäglichen Jammer und Elendt, die dem Schwerdt, Hunger, Pest und andren schröcklich Nöthen entrunnene und noch übrig gepliebene des Landts Einwohner widerum ihre Häußer und Hüttlein gesucht und darinnen angefangen zu wohnen, hatt in dießem KirchenBuch widerum angefangen uffzuzeichnen die Newe EheLeut Fridericus Bircklin Pfarrer, der von Anno 1642 Dentzlingen, Vörstetten, Gundelfingen, Theningen, Nümburg, Bahlingen, Eychstetten, Betzingen, Ihringen, Bickensohl, Bischoffingen, Leißelheim, Königschaffhausen, Weißweil und Marckeltsheim [im Elsaß] versehen und daselbsten geprediget vier Jahr lang, von Theningen auß anderthalb Jahr, die übrige Zeit von Weißweil auß. Im 1646. sein Ihm Theningen, Dentzlingen, Vörstetten und Gundelfingen abgenommen worden, da der dritte Pfarrer ins Land kommen. Anno 1649 als der vierdte Pfarrer geschickt worden und er von Weißweil nach Bahlingen gezogen, wurden Ihme abgenommen Nümburg, Eichstetten und Betzingen."

Die Zeit der Leiden war für Friedrich mit seiner Rückkehr allerdings noch nicht vorüber. Im Februar des Jahres 1643 führte der Marschall Guébriant das französische Heer aus Westfalen durch Franken und Württemberg in das Kinzigtal und die Ortenau. Bei Wittenweier im August über den Rhein zurückgeworfen, drang er schon im Oktober wieder durch die Ortenau bis auf den Schwarzwald vor, wo er indes seinen Tod fand. Sein im November bei Tuttlingen geschlagenes Heer wurde durch den bayerischen General Johann von Werth bis in den Breisgau zurückgejagt.

„Wegen der Armee Ankunft ist von Jederman im gantzen Land ein großes Flehnen entstanden, vilen denen salva quardia versprochen, aber ohnerachtet von Hauß und Hof vertriben, ja alles Hab und Guot, Früchten, Roß und Vich, Hausrath, alles in Stich setzen miesen; andere aber, so zeitlicher avisiert, seind mit Weib und Kinder und was sie haben könden mittragen, auch Roß und Vich nacher Freyburg gezogen, da sie bei 4 Monat lang in größter Nothzwang sich aufgehalten", berichtet ein Augenzeuge.

Auch Friedrich floh zuerst nach Freiburg, später nach Lörrach und hier scheint er nach einer Andeutung, wenn auch nur kurze Zeit, geistliche Funktionen ausgeübt zu haben. Aus dem Jahre 1642 findet sich im Weisweiler Kirchenbuch nur ein einziger Eintrag von seiner Hand, ebenso 1643 vom 9. September. Erst vom September 1644 an hat er wieder regelmäßige Einträge gemacht; sehr häufig sind sie auch jetzt noch nicht, das werden sie erst etwa von der zweiten Hälfte des Jahres 1645 an.

Der unheilvolle Krieg, der dreißig Jahre lang Deutschland heimgesucht und weite Strecken des vorher blühenden Landes in eine Wüste verwandelt hatte, ging seinem Ende zu. Im Oktober 1648 ward nach vierthalbjährigen Verhandlungen zu Münster und Osnabrück das Friedenswerk zustande gebracht, am 24. Oktober wurden in Münster die Friedensinstrumente unterzeichnet. Wie allenthalben in deutschen Landen wurde auch in der Markgrafschaft Hachberg ein Dankfest abgehalten. Friedrich berichtet darüber im Weisweiler Kirchenbuch:

„Den 12. Novembris Anno 1648 ist in der Markgrafschaft, als ein Stillstandt der Waffen von den Kriegenden Parteyen gemacht worden, ein DanckSagungsFest gehalten worden. Des Morgens früh zu Weißweil, umb 10 Uhren zu Königschaffhaußen, dahin die Leißelheymer, Bischoffinger und Bickensohler komen, umb 2. nachmittag zu Eychstetten, dahin die Ihringer, Nymburger, Betzinger und Bahlinger kommen, von Predig auß dem 85. Psalmus gehalten worden."

Zwei Jahre später, nachdem inzwischen in Nürnberg der Friedensexekutions-Hauptabschied unterzeichnet worden (26. Juni und 2. Juli 1650) und damit endlich der Frieden endgültig gesichert war, wurde ein erneutes Dankfest abgehalten. Das Kirchenbuch berichtet auch über dieses:

„Den 29. Septembris Anno 1650 ist wegen deß zu Nürnberg einst vollig geschlossenen allgemeinen Reichsfriedens in der gantzen Marggravschafft ein DanckSagungsfest gehalten worden. In dieser Marggrafschaft Hachberg ist der Gottes-Dienst verricht worden an denen Orten, da die Pfarrer gewohnet: an dem derowegen

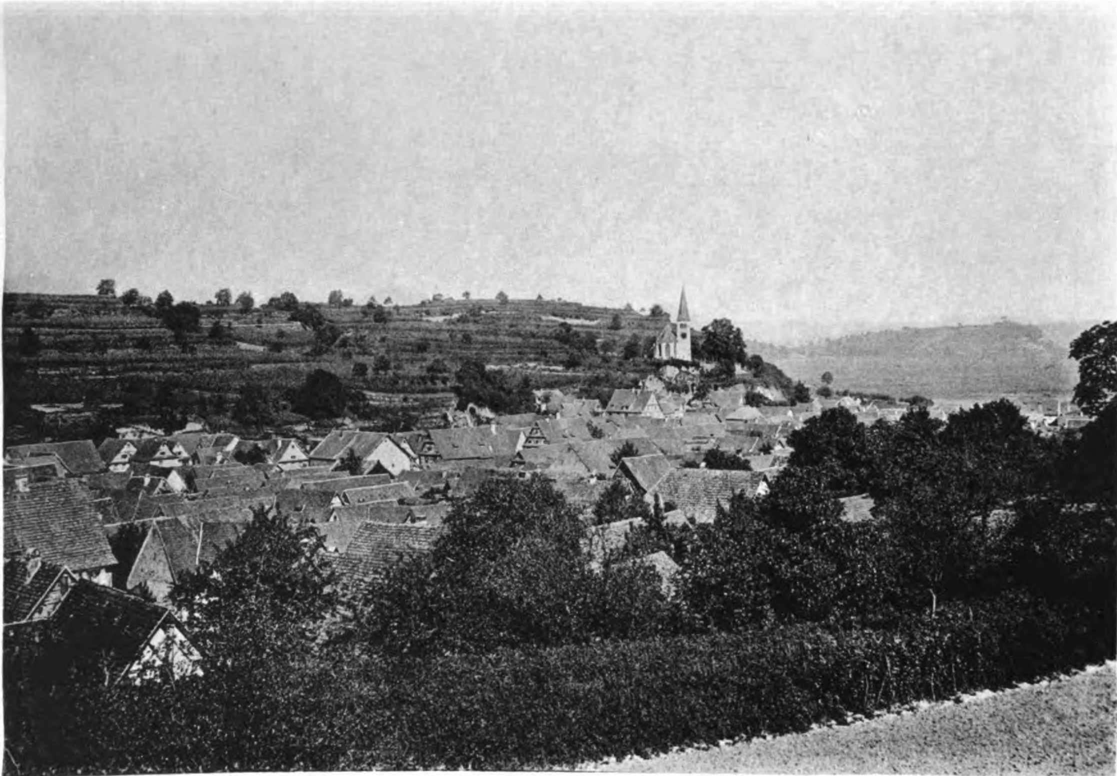
3*

gehn Bahlingen kommen meine Zuhörer, als sein die Weißweiler, Königschaffhauser, Leißelheymer, Bischoffinger, BickenSohler und Ihringer. Communicanten hatt ich 221. Gott woll solchen Frieden unsrem lieben Vatterlandt lassen biß an der alten Welt volliges Endt. Amen. Ist gepredigt worden der 46. Psalm in zween Predigten, Vor- und Nachmittag."

Im Anschlusse hieran möge noch ein anderer für die Anschauungen der Zeit charakteristischer Eintrag hier eine Stelle finden, den Friedrich drei Jahre später in das Bahlinger Kirchenbuch gemacht hat. Er bezieht sich auf das Erscheinen eines Kometen und lautet:

„1653 am 22. Februar ist auf fürstlichem Befehl in der ganzen Markgrafschaft allgemeiner Buß- und Bettag gehalten worden wegen eines sondern Sternen, so Gott der Herr zu End des verwichenen Jahres an den Himmel gesetzt und drei Nächte hat erscheinen lassen. Was derselbe pretentirt, ist dem Allmächtigen wohlbekannt; der geb uns allen die Gnad, daß sein erste Würkung bei uns sey ungefälschte Buß."

Bahlingen, wohin Friedrich im Laufe des Jahres 1649 übersiedelte, ist heute ein über 2000 Einwohner zählendes Dorf, etwa zwei Wegstunden von Weisweil, etwas weniger weit von Emmendingen entfernt, malerisch am östlichen Abhange des Kaiserstuhls gelegen. Wie die anderen Orte der Markgrafschaft Hachberg hatte es unter den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges namenlos gelitten. Wir besitzen eine bald nach der Beendigung des Krieges niedergeschriebene vergleichende Zusammenstellung der Zahl der Einwohner, Häuser u. s. w. in den Jahren 1622 und 1648. Im ersteren Jahre, ehe der Ort noch von den Stürmen des Krieges berührt worden war, zählte man 230 Bürger und Hintersassen, 191 Häuser und Scheunen, nach dem Friedensschlusse, kurz ehe Friedrich dahin kam, waren es noch 37 Bürger, standen nur noch 86 Häuser und Scheunen, die übrigen 105 waren in den zurückliegenden Jahren ruiniert und verbrannt worden. Verbrannt waren auch die herrschaftliche Zehntscheuer, das Gemeindehaus



Bahlingen am Kaiserstuhl.

und das Pfarrhaus. Letzteres wurde erst nach Jahren wieder aufgebaut, und Friedrich mußte eine geraume Zeit lang in einem ihm persönlich gehörenden Hause wohnen. Die Kirchen — es gab zwei, eine obere und eine untere — waren dem Einfallen nahe und ihre Erhaltung und Wiederherstellung bildete bei dem großen Geldmangel, der noch lange herrschte, für Jahre hinaus eine stete Sorge. Nur allmählich erholte sich der Ort. Gegen Ende des Jahres 1653 hatte sich die Zahl der Bürger um 44 vermehrt, teils zurückgekehrte, teils aus der Fremde neu zugewanderte. Auch mit dem Wiederaufbau der Häuser und dem Anbau des verwüsteten Landes ging es anfänglich nur langsam vorwärts. Zu Ende des Jahres 1653 waren erst 551 Juchert Land wieder bebaut, gegen 1600 Juchert, welche 1622 als Äcker, Matten, Reben und Gärten angelegt gewesen waren.

Auch für Friedrich war mit seiner Übersiedlung nach Bahlingen und mit der Wiederkehr des Friedens die Zeit der Entbehrungen und Sorgen noch nicht vorüber. Außer Weisweil, wo 1651 ein eigener Pfarrer aufzog, hatte er zunächst auch noch die Orte Ihringen, Bickensohl, Bischoffingen, Leiselheim und Königschaffhausen zu versehen, die zum Teil erst nach Jahren eigene Geistliche erhielten. Der Dienst war bei der bedeutenden Entfernung dieser Orte von seinem Wohnsitze aufreibend, und sein Einkommen entsprach nicht den Mühen und Anstrengungen, die ihm sein Amt auferlegte. Seine Besoldung war auf jährlich 60 Gulden festgesetzt; dazu kamen 30 Malter Roggen, 2 Malter 4 Sester Gerste, 2 Malter 4 Sester 2 Pfund Haser und 2 Fuder Wein. Allein die Geldbesoldung wurde von der geistlichen Verwaltung der Markgrafschaft Hachberg bestritten, für die Naturaleinkünfte hatten die „auswärtigen Herren Collatores" aufzukommen, der Johannitermeister zu Heitersheim, der Komtur des gleichen Ordens zu Freiburg und der Abt von Schuttern. Die Verpflichtung der letzteren rührte noch aus der Zeit her, ehe die Reformation Eingang in diesen Gegenden gefunden hatte. Damals hatten die genannten geistlichen Herren das Besetzungsrecht verschiedener Pfarreien in der Markgrafschaft gehabt. Dieses

Besetzungsrecht war ihnen nach Einführung der Reformation verloren gegangen, was ihnen aber geblieben war, das waren die Zehnten und andere Einkünfte, die mit dem Patronatsrecht ursprünglich verbunden waren, und damit war ihnen auch die Verpflichtung verblieben, zu dem Unterhalt der Geistlichen, der baulichen Unterhaltung der Kirchen und Schulhäuser u. s. w. aus eben diesen Einkünften beizutragen. In dieser Weise hatten sie noch 1650 nach einer Aufzeichnung aus diesem Jahre im ganzen 38 Malter 4 Sester Weizen, 37 Malter 5 Sester Roggen, 28 Malter 3 Sester Gerste, 54 Malter Hafer und 4 Fuder Wein zur Besoldung der evangelischen Geistlichen in der Markgrafschaft beizusteuern.

Es ist begreiflich, daß in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege, als noch eine Menge Land brach lag, die Bevölkerung an Zahl noch gering war und sich wirtschaftlich nicht erholt hatte, infolgedessen das Erträgnis der Zehnten und Zinsen selten die Höhe früherer Zeiten erreichte, die geistlichen Herren ihre Verpflichtungen gegen die andere Religionsgemeinschaft als besonders lästig empfinden mußten, umsomehr als manche dieser Verpflichtungen, die jetzt geltend gemacht wurden, während der langen Kriegsjahre in Vergessenheit geraten waren, andere wiederum keineswegs unanfechtbar erscheinen mochten. Und so finden wir denn in der Tat, daß sie sich vielfach den Ansprüchen, die an sie gestellt wurden, nach Möglichkeit ganz oder teilweise zu entziehen suchten. Den Nachteil hatten natürlich die evangelischen Geistlichen, die mit ihrem Unterhalt auf sie angewiesen waren. Manchen sauern und dazu noch meist vergeblichen Gang hat Friedrich damals gemacht, um zu dem Seinigen zu kommen. Selbst den Komtur zu Freiburg hat er im September 1651 aufgesucht, nachdem ihm Äußerungen desselben hinterbracht worden waren, die sein Mißfallen zu erkennen gaben, daß Friedrich bei ihm „als Collatorn" sich noch nicht angemeldet habe. Einen Erfolg hatte dieser Besuch freilich auch nicht. Der Komtur erzeigte sich zwar sehr liebenswürdig, trug ihm beste Empfehlungen und eine Einladung zum Besuche in Freiburg an den markgräflichen Ober-

amtmann Maler in Emmendingen auf, versicherte auch, daß er sein Möglichstes tun werde, um Friedrich zu befriedigen, nahm diese Zusage aber gleich darauf wieder zurück, indem er nachdrücklichst darauf hinwies, daß er unmöglich mehr als bisher leisten könne.

Wir besitzen aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre eine Reihe von Briefen Friedrichs, die alle erfüllt sind von beweglichen Klagen über die für ihn geradezu unerträglich gewordenen Zustände. Wir bringen im folgenden zwei derselben zum Abdruck. Besser als alle Auszüge dürfte die Mitteilung derselben im Wortlaut geeignet sein, uns ein Bild zu geben von den gedrückten Verhältnissen, in denen der damals nicht mehr junge Mann mit seiner Familie sich befand. Der erste der Briefe, vom April 1652, ist an den markgräflichen Kammerrat Johann Erhard Eck in Durlach gerichtet. Er lautet:

„Edler Ehrnvester Hochgeachter, demselben sein mein gantz geflieẞene Dienst neben freundtlicher Begrüßung, Großgünstiger hochgeehrter Herr! Denselben mit meinem Schreiben zu beschweren hab ich zuvordrist umb Verzeihung zu bitten. Obwolen ich gar ungern Jemandts mit Clagen bemühe, treibt mich doch die große Noth, solches gegen Ihme dieß Orts zu thun. E. Ehrnvest waiß Sich großgünstig zu erinnern, daß wan ich mich verwichnen Winter über die Unrichtigkeit und Unbeständigkeit meiner Besoldung, und wo in einem iahr ich das Fixum nit überkome, das in künftigen iahren wegen uff schwellenden Extanzen, ich einige Hoffnung, wie andre Pfarrer, nit haben könte, beclagt, E. Ehrnvest mir ettlich mahlen zugesprochen, mann werde mich bezahlen und wegen Versicherung der Extanzen Vorsehung thun, in dießes aber will Sich noch gar nit eraignen. Dan obwolen mir ein Zeitlang Hoffnung gemacht worden, es werden Extraneorum Collectorum Früchten zu Ihringen mir gelifferst werden, hat mich doch die Hoffnung betrogen, und ist endlich nur Herrn Commenthurs zu Freyburg Theil darauß worden, so nur 10 Mutt sein gewesen, als 6 Roggen, 2 Gersten und 2 Habern, und Befelch an Herrn OberAmbtmann kommen, daß er Ihme H. Commenthur noch ein

mahl beweglich zu schreibe, daß Er der Pfarr Ihringen und Waltertingen die Fixa verschaffe, im widrigen werde Ihr Fürstl. Gnd. Sich der Collatur annemmen, welches H. OberAmbtmann gethan, daruff Er H. Commenthur Extremam Impossibilitatem eingewandt; So mich aber und die Meinigen nichts hilft und kein Beckh ein vierer Läublein druff gebe. Diese Resolution H. Commenthurs hat zwar H. Oberambtmann Herrn Hoffpredigern wüssend gemacht, und wie er ferners hinzu setzt, einen weg, wie ich nemlich möchte bezahlt werden, vorgeschlagen, kombt aber hierauf noch kein Resolution, würt also ich wegen meiner Besoldung von Tag zu Tag uffgehalten biß das iahr herumb kombt und endlich gar nichts darauß würt.

„Hab schon 5 Wochen Früchten entlehnt, waiß warlich keinen mehr anzusprechen. Die Leut haben nichts mehr, hat einer noch etwas im Vorrath, braucht ers in 10, ia 50 Oerter. Verwichnen Sambstag schickt mir H. Ober-Ambtmann ein Verweißung uf 4 Firtel Johanniterische Früchten zu Vörstetten, heut schreibt Er mirs widerum ab, hätt einem Kind ein rothen Apffel gewiesen.

„Anno 1635 hab ich zu Eytingen Frucht und Wein ghabt zur Nothdurft unter einem Papistischen Herrn, in der größten Unruhe bey nur einer Pfarr; hetts daß Einkommen vermöcht ich wer gar bezahlt worden. Ja damit ich und die Meinigen an Brot nit Mangel haben törften, hatt mich der Bademische Verwalter ettlich mahlen allzeit uf ein Malter Früchten in die Pfortzheimer Mühl verwiesen. So uffgehört, als nachmalen der Beyerfürst das Ambt an Sich gezogen. In dieser Marggrafschaft hab ich das gantz iahr uber, ausgenommen einen einigen Monat, 7 Pfarren versehen, gearbeitet, des Altars gewartet, von denen die Geistlich Verwaltung mehr als 200 Mutt Zehendt Früchten, so die Pfarren zu besolden geordnet, eingenommen, und mir mag nit eine Handt voll davon gedewen, soll von Opfer nit essen, mir soll das Maul zughalten werden. Ich hab gearbeitet, der mir nach kombt, der von Leißelheim und andre, nemmen das Gelt und Früchten ein. Wie manchen kalten, nassen und sauren Gang hab ich in ver-

wichnen 10 iahren, von Theningen uff Denzlingen, Gundelfingen, Eichstetten, Weißweil etc., von Weißweil uff Theningen, Denzlingen, Gundelfingen, Eichstetten, Ihringen, Bikensohl etc. gethan; in großer Unruh, bey schlechter Besoldung, da ich, als Comte de Gebrion im Land gelegen, zu Theningen umb meine Früchten kommen, von Fastnacht biß Michaëli, maistentheils in der Frembde, als zu Freyburg, das nachfolgende Jahr in der Weißweiler Hütten, das Brod umb mein Gelt, so ich aus Franckhreich gebracht, kauft. Andre die allererst ins Land kommen, haben ihre Fixa. Ich aber der ich mich dicto modo, wie es auch bekandlich, etwan ellendiglich mit den Meinigen gelitten und genitten, waiß von nichts als de maxime incertis, hab das Brod nit, muß es entlehnen, ein Andrer nimbt 90 Mutt, ein Anderer 70 Mutt. Ich soll 15 Mutt haben, will von dem Pfarrgelt, so mir gar abgekündet, nichts sagen. Gott behüt mich gnd. darvor, solt ich in Noth eingerathen, könnt keinen Bidermann nit uf ein Gulden meiner Besoldung uf gewüsse Zeit vertrösten. Will ich Saltz haben, muß meine Frau daß Gelt lösen von den Kühen, die ich doch von dem Meinigen erhalt.

„Wan ich nun diezes, daß ich so gar kein Glückh, so gar nit kan zu meiner Besoldung kommen, die ich doch so wohl als ein Andrer verdiene, Sich meiner Niemandt begert an zu nemmen, bedenckh, wie dan nun ein geraume Zeit nit bald eine Nacht vergangen, daß mich solche Betrachtung nit erweckt hatte, gibt es wunderliche Gedancken. Meine Gedancken sein, man beger mir nit zu helfen: Mein Frau sagt, Ich werd mich nicht recht halten, weil mir nit mög gedewen, was einem andren Pfarrer gedewe. Es bekummert mich heftig, nagt und plagt mir das Hertz also, daß mir der Todt 1000 mahl besser als solch mühsam und kümmerhaft leben. Hab schon viel darumb geredt, viel darumb geschrieben, viel gäng deßwegen gethan, will alles nichts helfen. Hab uf Geheiß Herrn OberAmbtmanns vor 8 Tagen noch eins tentirt, und an Ihro Fürstl. Gnd. ein kleine Supplication lassen gehen, erwartendt mit Verlangen, ob etwan und was daruff folgen werde.

„Mag mir in dießer Marggrafſchaft mein Beſoldung nit werden, wer mein Bitten, daß man mir in einen andren Ort befürderlich were.

„Weil E. Ehrnveſt dabey, daß auch ich zu meiner Beſoldung, wie andre Pfarrer gelangen möge, viel vermag und thun kan, Alß hab denſelben hiemit unterdienſtlich wollen gebetten haben, meiner hierinnen großgünſtig zu gedencken und weſſen ich mich doch endlich zu verſehen hette, mit 2 Worten unbeſchwerdt mich zu berichten. Denſelben, ſambt allen lieben Angehörigen dem gnädigen Schutz des Allerhöchſten iederzeit trewlichſt empfehlendt,

Datum Bahlingen, den 26. Aprilis Anno 1652.

E. Ehrnveſt

Es läßt die Frau und den Herrn mein Haußfrau, Ich und mein Tochter freundtlichſt grüßen.

Dienſt-Befließener
Frid.: Bircklin
Pfarrer."

Der nächſte Brief, zwei Jahre ſpäter geſchrieben, iſt an den ſchon genannten Oberamtmann Johann Ulrich Maler gerichtet und lautet:

„Edler Ehrnveſter hochgeachter, demſelben ſeyen meine bereit dienſtgefließen, willige Dienſt ieder Zeit zuvor:

„Innſonders ggſtr: hochgeehrter Herr! Herrn Commanthers zue Freyburg, meines hochgeehrten Herrn Collatoris Vorhaben von Lüfferung meines dißjährigen Frucht recess hab von E. E. zue Recht empfangen. Es gehet mir eben nach dem gemeinen Sprichwort, wer viel fragt, der gehet viel irr. Hoffe von hochermelten meines Herrn Collatoris Burgvogt zue Waßenweyler, der vor den Betzinger und Oberſchaffhaußener Underthanen ſich erklärt und zue mir ſelbſten geſagt, Er hette von Ihro Gnaden ſeinem Herren Bevelch, wann ich mit ihme abrechnen wolt, von den Betzingiſchen Zinußfrüchten mich zue bezahlen. Weilen Ich aber dem Rechten meiner Sach nachdacht und bedachte mit dem Herrn Commenthur ſelbſten zu rechnen, wirdt Ich uff die Dentzlingiſche Zinnßfrüchten verwißen.

„Meinen Fruchtempfang in dem vergangenen Jahrgang ist zue Ihringen:

Waitzen	—	4 Muth	1 1/2	Sest.
Roggen	—	5 Muth	1 1/2	Sest.
Gersten	—	5 Muth	1	Sest.
Habern	—	5 Muth	1	Sest.
	Zue Königschaffhaußen			
Roggen	—	9 Muth		
	Theningen			
Waitzen	—	2 Muth		
Roggen	—	2 Muth		
	Sa.	33 Muth	1	Sest.
	restierte mir	26 Muth	3	Sest.

Verwundert mich, das bey eingebrachter gueter Erndt und wohlfeiller Früchten Hochgemelter Herr Commanthur, als mein Herr Collator, biß uff 6 Muth und 3 Sest. mich zue bezahlen difficultirt. Ich meinte etwan 12 Saum wein in dießem Jahrgang were recesses genueg. Andere Pastores dieser Herrschaft, die frembde Collatores haben, seindt an Wein völlig bezahlt worden, Ich aber mueß das nachsehen haben.

„An E. E. ist hiermit mein underdienstliches Pitten, Weilen ich mir nit getraw, in dieser Zeit in Bahlingen, da die Underthanen viel zue fröhnen haben, auch ein iedwederer selbsten im Veldt aniezo zue thun hatt, ein fuehr nacher Denzlingen zue überkommen, Sie wollen mehr Hochgedachten Herrn Commanthur meinen Collatoren, wie sie wol werden können, ggstl. dahin persuadiren und vermögen, daß er mir den völligen Frucht recess als 26 Muth 3 Sest. und zwar zue Betzingen und Oberschaffhaußen, dahien Ich wol fuehr zue über kommen getrawen, vollgen laßen wolle. Welcher maßen gegen E. E. Ich mich erclären solle. Dießelben in Schutz deß Allerhöchsten Trewlich und ieder Zeit wol bevohlen. Datum

Bahlingen den 21. Martii 1654.

E. E.

gantz geflißener

Frid: Bürckhlin

Pfarrer."

Die markgräfliche Regierung nahm sich ihrer Geistlichen nach Kräften an, freilich in der Hauptsache ohne nennenswerten Erfolg. Das ersieht man am besten daraus, daß noch im Jahre 1661 die markgräflichen Räte in Durlach sich veranlaßt sahen, an den Komtur zu Freiburg das Ansuchen zu stellen, dem Pfarrer Bircklin in Bahlingen sein seit geraumer Zeit ausstehendes Salarium, das derselbe trotz verschiedenen Eingaben bis jetzt nicht erhalten habe, endlich zu entrichten. Ja noch im Jahre 1665 lag beim Kirchenrat in Durlach wiederum eine Klage Friedrichs vor, daß sowohl der Komtur zu Freiburg als auch der Abt von Schuttern ihm seit Jahren weder den wegen der Pfarrei Ihringen schuldigen Wein geliefert noch auch Bezahlung für denselben geleistet hätten. Der Kirchenrat wies die Beamten der Markgrafschaft Hochberg an, Friedrich zu dem Seinigen zu verhelfen, diese aber berichteten zurück, der Komtur bestreite jede Verpflichtung, und die demselben wegen der baulichen Unterhaltung des Pfarrhauses zu Ihringen gesperrten Gefälle seien nicht erklecklich genug, um auch für andere Zwecke auszureichen. Später besserten sich die Verhältnisse etwas, ganz zufriedenstellend wurden sie indes nie.

Die Beziehungen Friedrichs zu seiner Gemeinde scheinen die ganzen Jahre hindurch durchaus ungetrübte gewesen zu sein. In den Bemerkungen zu den Visitationsprotokollen der Diözese Hachberg kommt der Name Bahlingen nur ganz selten vor. Es lag eben in der Regel nichts vor, was zu Tadel oder Bemerkungen Anlaß gegeben hätte.

Aus den späteren Lebensjahren Friedrichs ist das ausführliche Protokoll erhalten, welches der schon einmal genannte Johann Fecht, Pfarrer in Sulzburg, als Superintendent der Markgrafschaft Hachberg über eine im Jahre 1669 abgehaltene Kirchenvisitation aufgenommen hat. Dasselbe enthält unter anderem auch eine ausführliche Darstellung der Verhältnisse in der Gemeinde unseres Friedrich, Mitteilungen über dessen Person u. s. w. Wir teilen im folgenden aus diesem Protokoll Auszüge mit. Diejenigen Stellen, welche in unserer Schilderung des Lebenslaufes Friedrichs



Kirche in Bahlingen.

schon verwertet sind, sowie einige Dinge von untergeordneterer Bedeutung sind dabei übergangen. Die Visitation fand am 10. Juli statt.

Bei der Beschreibung der Gemeinde werden aufgezählt 116 ganze Ehen, 3 Witwer, 14 Witwen, 36 ledige Söhne, 22 ledige Töchter, 49 Knechte und Jungen, 34 Mägde und „Maigtlin“, 11 Hintersassen, 73 Unmündige, 58 Schulkinder, 146 Catechumeni, 357 Kommunikanten, 4 Kopulierte, 29 Getaufte und 19 Gestorbene, nämlich seit der letzten Kirchenvisitation, wozu bemerkt sei, daß diese Visitationen in der Regel alle Jahre einmal stattfanden.

Von dem „Officium pastoris“ heißt es: „An Sonn- und Feürtagen predigt er Evangelia Dominicalia und gehet Sommer und Winter umb halb acht Uhr in die Kirchen, nachmittag umb halb eins und prediget den Catechismus, ist im 8. Gebot. Am Mittwoch würdt daß erst Zeichen gelitten ein halb Stundt nach Betzeit, ein halb Stund darnach daß andre und darauf wider über ein halb Stund daß dritte, predigt die Acta Apost., habe ihme aber befohlen, den zugeschickten fürstlichen Befehl zu beobachten und führohin die Epistolas Dominicales zu predigen. Zinßtags Bettstundt würdt gehalten zu Mittag umb 12 Uhr, Sambstags Vesper auch umb 12 Uhr, ist kommen biß auff daß 5. Capitel Machab. Predigen wehren etwas über ein Stundt, werden ohne tringente Noth keine versaumpt, und allein gewohnliche Gesang gesungen; wer kan und will singt mit, rühmens es sey so ein gut Gesang allda, alß man eines an einem Ortt haben mög. Lythania und andere geordnete und in der Agendt begriffene Gebett werden observiret. Ehe- und Kirchen-Mandata werden im frühe und spaat Jahr in der Kirchen von der Kantzell verlesen. Kirchen Rüger seint verordnet, einer von dem Gericht, der ander auß der Gmeindt, wechslen monatlich umb, gehen under der Predigt herum und thun ihr Ampt. Über die, so angeben worden, halt man Censur und werden gestraft. . . . . . Krancke und Sterbente, die besucht er, wann er hiezu berufen würdt, auch unberufen vor sich selbst, wann ers nur weißt. — Bibliotheca et studium; hatt ein feine,

zimliche Bibliothecam, liset privatim die locos communes Gerhardi, colligirt wegen Alters keine locos communes mehr, consignirt aber meistentheils seine Predigten; ist in graecis etwas, in Hebraicis aber wenig versirt."

Wir schließen hier an, was über sein „Testimonium" gesagt ist. „Ist in seim Ampt eüfferig und fleissig, versaumpt nichts, thut waß ihm möglich ist. Im Leben ist er unärgerlich, nimpt sich keiner frembden Händell an, ist mit iedermann freundtlich und nachbarlich; die Auditores bekennen, daß Sie ihme nichts wissen nachzureden, alß alles liebs und gutts."

Die „Besoldung" ließ immer noch zu wünschen übrig. Es heißt: „Collator ist der Fürst von Heitersheim, theils auch gnädigste Herrschaft, Schuttern gibt auch etwas. Waß gnädigste Herrschaft gibt von Früchten ist an Salarium kein Klag, aber mit dem Gelt gehet es langsam und drempelt daher. Den Wein aber sollen geben der Fürst zu Heitersheim und der Abt von Schuttern, die geben und liffern zwar denselben, wann so vil wachst, wanns aber ein Fehljahr, so geben Sie sovil wachst, wann aber gar nichts wachßt und kein Herbst ist, so geben sie auch nichts, sondern muß auf andere Herbst warten, da sie doch solches, weill sie in reichen Herbsten allen Wein hinweg nemmen, auß Ihren Kellern zu erstatten schuldig wehren, welches ihme dann zum höchsten Schaden und Nachtheil gereichet. Pfarrer sagt, beklage solches bey allen Visitationen, aber es seye ihme einige Antwort noch Hilf widerfahren. Er pittet aber underthänigst, man wolle ihm doch gnädige Hilf widerfahren lassen. Hat gar kein kleinen Zehenten."

Es folgt dann eine kurze Beschreibung der beiden Kirchen. Von der oberen wird gesagt, daß sie „im wesentlichen Bauw" sei, dagegen sei die untere dem Einfallen nahe. „An diser Kirch solte Schuttern daß Chor bauwen, aber Er will nicht dran, weil die Herrschafft die Kirch nit bauwt; sagt der Abt, So daß Hauß gebauwet werde, wolle Er daß Chor aufbauwen. Diese Kirch stehet an der Straß, die Leut ärgern sich dran, auch weillen keine Gottesdienst mehr drin geübet werden." Im übrigen wird

lobend erwähnt, daß in der Kirche keine „Götzenbilder" mehr vorhanden seien.

Den Beschluß bilden Mitteilungen über die religiösen und sittlichen Zustände der Gemeinde. Da dieselben geeignet sind als Maßstab bei der Beurteilung des Wirkens Friedrichs zu dienen, zugleich aber auch ein Bild von den kleinen Leiden geben, die ihm ebenfalls nicht erspart blieben, mögen auch sie hier eine Stelle finden.

„Die Gemeindt hat auch das Zeugnus, daß an Sonntagen frühe Fleiß in Gottesdiensten gespühret werde, zu andern Zeiten aber kommen zwar die Leutt auch, aber nicht sovil; die entschuldigen sich aber damit, daß Sie wegen Frohnens vil vom Kirchgang abgehalten werden, dieselbe seyen zwar vilfältig, aber gemeiniglich komme es, daß Sie auf die Predigttäg angestellet werden. Pfarrer ist auch an dieser Saumseligkeit schuldig, daß er zwar Censur halt, verfahrt aber mit ihnen nit allzustreng, Er will ihme aber selbe ins künfftig ernstlicher lassen angelegen sein.

„Sectarii. Es hatt underschidliche Sectarios an diesem Ortt. Ein Burger nahmens Hanß Geißspitz ist catholisch, seine Frauw aber ist lutherisch, deßgleichen Frantz Nachtwächter ein Hinderses mit seiner Frauwen sint auch catholisch, item Hanß Bischoffen Frauw, des Janen Frauw seint auch catholisch; samptlich seint in ihrem Glauben sehr hartneckig und wollen sich nit bekehren, geben aber niemandt deßwegen Ärgernus, und gehen bey unß in die Kirchen, und lauffen nicht eher auß in Catholische Kirchen, alß wann Sie wollen zum Nachtmahl gehen. Es gibt auch Calvinische, sonderlich von Dienstbotten, aber sie gehen in unsere Kirchen.

„Mängel im Leben. Ist von Lastern gar nichts angebracht worden, außgenommen daß die junge Bursch bey nächtlicher Weill großen Mutwillen üben, den Leutten daß Obst abmachen und andere böse Stück mehr üben, schonen auch Ihres Pfarrers und Schuhlmeisters nicht, seint denn auch am Sontag zu Nacht in ihre Gärten gestigen, daß Obs abgeschüttelt und weggetragen, empfindens übell in ihren Haußhaltungen, sonderlich der Schulmeister mit seinen Kindern, der ohne daß nit vil zum besten hatt,

und ist das ärgste, daß man nit druff kommen kan, wer es gethan hat. Niemandt wills verathen und anzeigen. Sie selbsten auch seint trotzig und stoltz, und schewen sich vor Niemandt. Pfarrer hatt vermeint es auß ihnen zu bringen; da Sie zu ihm kommen und auff ihr Kirchweyh ein Dantz begerth, hat er ihnen nit erlauben wollen zu dantzen, sie zeigen dann die ahn, die das Obs abgemacht haben; vermeint Sie nur damit zu schrecken und zu bewegen, daß Sie die Thätter solten offenbahren. Aber Sie wolten niemandt anzeigen, giengen darauf des andern Tags gehn Emmentingen zu dem Juncker Landtvogt und hielten an umb ein Dantz an Ihrer Kirchweih, welcher ihnen auch erlaubt worden, und haben selben ohn fernres Anmelden auch angestelt und geübet. Under dem Dantzen haben Sie iubiliret und außgeschrien: Nuhn wissen wür, daß wür Erlaubnus zum Dantzen haben allezeit, auch in der Wochen, wann wür wollen, nuhn sehen wür, daß der Pfarrer nit Meister ist. Ob nuhn die iunge Bursch umb den Tantz beim Junckern Landtvogt angehalten, ob und wie er ihnen zu dantzen erlaubt habe, weißt der Pfarrer nit, so gereicht ihme doch solches zu nicht geringem despect, daß solcher unangemeldet seiner vorgangen ist, dann es ieder Zeit auß gnädigster Verordnung gebräuchlich geweßen, daß ohne Vorwissen des Pfarrers [nicht] hatt vorgenommen werden dörffen. Weills aber so hergehet, und die iunge Bursch eins solchen Trotz und Hochmuts underfangen dörffen, es darff sich kein Pfarrer mehr sich underwinden, denselben mehr etwas einzureden oder zu undersagen, sondern müssen es gehen lassen wie es gehet, sonsten Sie größeren Spotts müßen gewärtig sein. Wehre demnach gutt, es wehre hierinn etwas gewisses geordnet, damit die Pfarrer wüßten, waß ihnen in solchen Fällen zu thun oder zu lassen seye."

Über zwei Jahrzehnte seines Lebens, gerade die Jahre des kräftigsten Mannesalters, hatte Friedrich einst mitten unter den Gefahren und Schrecknissen eines Krieges verlebt, wie ihn unser Vaterland vorher und auch nachher nicht mehr gesehen hat — kriegerische Ereignisse sollten auch seinen Hintritt aus dem Leben begleiten.

Im Jahre 1673 war der erste der sogenannten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich ausgebrochen. Wieder wurde der Breisgau der Schauplatz von Kämpfen und Ausschreitungen einer rohen Soldateska. Wohl wurden anfänglich nur die österreichischen Gebiete von den Franzosen heimgesucht, aber seit dem Frühjahr 1675 kamen auch die markgräflichen Orte an die Reihe; Franzosen wie Kaiserliche plünderten sie gleichmäßig aus. Am 10. April des genannten Jahres nahmen die ersteren das Schloß Lichteneck unweit Kenzingen weg und sprengten seine Befestigungen in die Luft; am 17. September 1676 machten sie den Versuch, das von den Kaiserlichen besetzte Emmendingen zu überrumpeln. Wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges flüchteten die Bewohner des flachen Landes mit Hab und Gut in den Schutz des Schlosses Hachberg.

Auch Friedrich schloß sich den Flüchtenden an. Es war ihm nicht beschieden, lebend zurückzukehren. Wahrscheinlich gingen die Strapazen und Aufregungen der Flucht über die Kräfte des alten Mannes; am 21. Oktober (31. neuen Stils) 1676 ist er zu Hachberg gestorben. Seine letzte Ruhestätte hat er wohl in Bahlingen gefunden, dort wenigstens ist in die äußere Mauer der Kirche rechts vom Eingang sein schlichter Grabstein eingefügt, welcher die Inschrift trägt:

„Ich ruh in meinem Gott, dem Vatter, Sohn und Geist,
Der als ich lebt, in mir auch ruhet allermeist,
Rings um den Kaiserstuhl, auch jenseits über Reihn
Im dreißigjährigen Krieg ich Pfarrer war allein,
Im Frieden blieb ich hier, meines Herrn Schaaf zu weiden,
Dieweil, o Jesu, auf nim sie zu Deinen Freiden.
Ich sterbe in der Flucht zu Hachberg in Kriegsgefahr,
Als ich gelebet hat kaum gegen achtzig Jahr,

den 21 8bris 1676

Friedrich Bircklin past. senior."

Sein Amt hatte Friedrich schon einige Zeit vor seinem Tode niedergelegt. Am 22. April 1676 war sein Schwiegersohn, Pfarrer

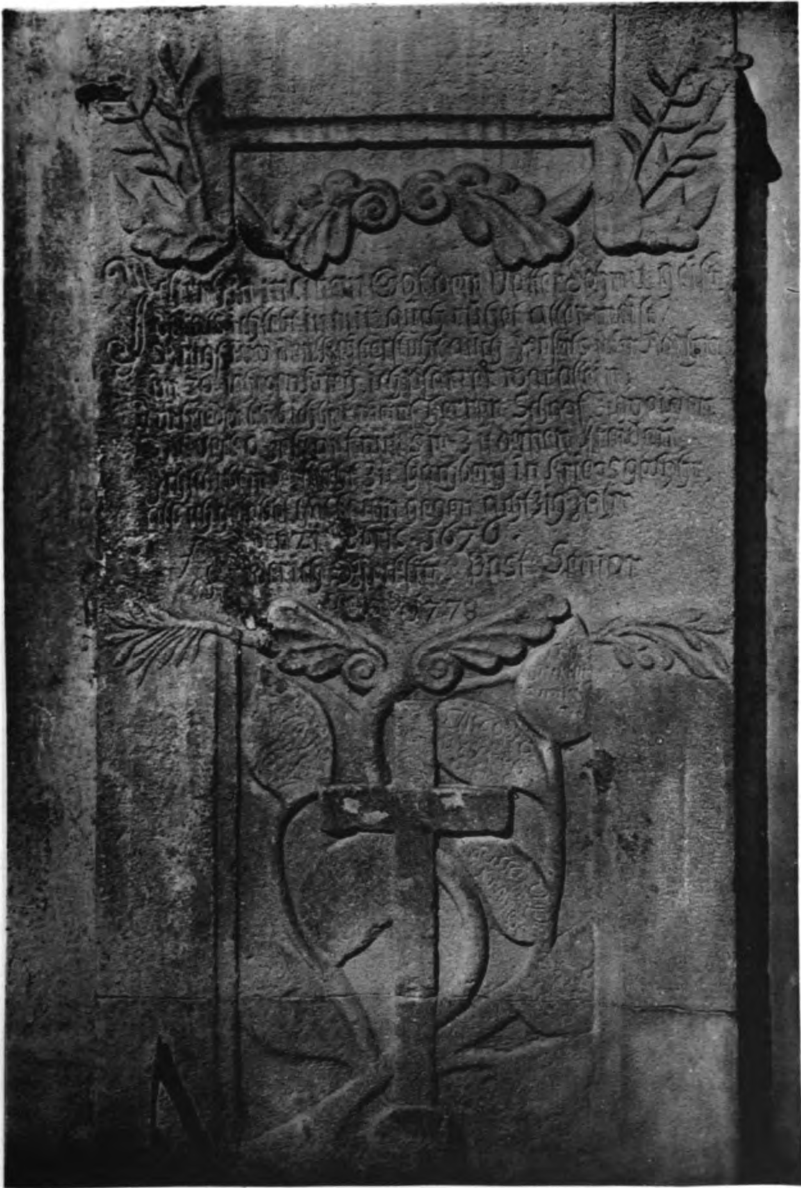
Philipp Reuchlin, bisher in Weisweil, „an des alten baufälligen Pfarrers zu Bahlingen Friederich Bürkhlins Stell" zum Pfarrer daselbst ernannt worden.

Friedrich war zweimal vermählt. Seine erste Frau hieß Anna Maria; ihr Geschlechtsname ist unbekannt. Sie lebte noch 1653, dürfte aber bald darauf gestorben sein, denn schon am 8. September 1656 ging Friedrich eine zweite Ehe ein mit Susanna, der Witwe des Pfarrers Johann Peter Waldauf von Kirchen. Die letztere brachte ihm drei Stieftöchter in die Ehe mit, von welchen zwei nachmals Bahlinger Bürgersöhne heirateten, die dritte vermutlich unverheiratet gestorben ist.

Von Friedrichs Kindern aus erster Ehe kennen wir folgende:

1. Anna Maria. Dieselbe heiratete 1650 den markgräflichen Hoffurier Johann Jakob Kehrmann, einen geborenen Bahlinger, und nach dessen frühem Tode 1660 den 1635 in Basel geborenen Pfarrer Christoph Roßkopf in Nimburg, der später Pfarrer zu Emmendingen und Spezialsuperintendent der Markgrafschaft Hachberg wurde und am 24. Juni 1706 starb. Anna Maria selbst war schon am 29. April 1704 aus dem Leben geschieden. Aus ihrer zweiten Ehe hatte sie zwei Kinder, einen Sohn, der erst Stadt- und Amtsschreiber, auch Amtsverweser zu Durlach war und später Auditeur bei dem markgräflich baden-durlachischen Regiment wurde, sowie eine Tochter, welche den Pfarrer Philipp Sigmund Cloß zu Vörstetten heiratete.

2. Katharina. Sie wurde 1632 zu Weisweil geboren. Über Geburt und Taufe enthält das Kirchenbuch folgenden Eintrag: „27 xbris uff Johannis des Evangelisten Tag ist Friedrich Bürcklins Pfarrers allhie und Anna Mariae seiner Haußfrauen Töchterlein (welches den 19. dieses Morgens umb 5 Uhren in seinen Abwesen an diese Welt geboren) durch die h. Tauff der christlichen Kürchen einverleybt worden. Gevatterleut sein Friedrich Dürr, geistliche Verwalter zu Ementingen, dessen Stell vertretten Mattheis Saur, Schulmeister allhie zu Weißweyl (Ursach dessen weil wegen der Gegenwart unsers gnädigen Fürsten und Herrens,



Grabstein Friedrich Bürklins in Bahlingen.

Herrens Friedrich kein Diener aus Hachburg getörft). 2. Hans Werlin der Vogt allhie. Gevattersfrau ist schrifftlich erbetten worden die Ehren- und Tugendtsame Frau Catharina, Herren Johann Wilhelm Abels, Ihr fürstl. Gnaden Geheymen Secretarii, liebe Haußfrau, Sein vielgeliebte Frau Geschwei, so aber nit vorhanden gewesen; Herren Joh. Wilhelm Hörmanns, Burgvogts zu Hachberg liebe Hausfrau, deren Stell vertretten Juliana, H. Werlins des Vogts liebe Haußfrau, und 5. Eva Peter Zwinglers Burgers allhie liebe Haußfrau. Das Kind ist nach seiner lieben Basen Catharina genannt worden. Gott geb sein Gnad, daß es wol ufferzogen werde." Katharina heiratete 1657 den Pfarrer Philipp Reuchlin in Weisweil, geboren 1629 in Straßburg, der, wie wir gesehen haben, der Nachfolger seines Schwiegervaters auf der Pfarrei Bahlingen wurde. Ihrer Ehe entsproßten zwei Kinder.

Aus seiner zweiten Ehe hatte Friedrich folgende Kinder:

3. Elisabeth, geboren am 1. November 1657, verheiratet 1687 mit dem Bahlinger Bürger Martin Schmid, Mutter zahlreicher Kinder, besonders von Söhnen.

4. Friedrich, geboren den 5. August 1659. Von ihm handelt Abschnitt VI.

5. Dorothea, geboren 1661, gestorben 1666.

6. Esther, geboren 1665, gestorben 1673.

Bei allen Taufen der Kinder zweiter Ehe war jeweils einer der Paten der früher erwähnte Spezialsuperintendent Johann Fecht.

VI.

Friedrich der Jüngere.

(1659—1734).

Friedrich, der Sohn Friedrichs des Pfarrers, war am 5. August 1659 zu Bahlingen geboren. Er wurde Skribent bei der Burgvogtei Badenweiler (1679—1680) und später bei der markgräflichen Kellerei Pforzheim. Im Januar 1684 ernannte ihn Markgraf Friedrich Magnus von Baden-Durlach zum Inspektor und Gegenschreiber bei dem neu errichteten Eisenhammer oder, wie es in dem Bestallungsbriefe heißt, bei dem „Bergwerk" zu Pforzheim. Als solcher hatte er die Aufsicht über sämtliche zu den Bergwerksgeschäften bestellten Fuhrknechte, Pferde, Fuhrwerke u. s. w. zu führen, sowie über die bei den noch zu errichtenden Bauten beschäftigten Handwerker. Außerdem schrieb ihm seine Instruktion vor: da das Hauptinteresse des Bergwerks in dem mehrenteils bestehe, daß der gehörige und verakkordierte Profit oder das Admodiationgeld, das ist die von den Admodiatoren, den Unternehmern, an welche der Eisenhammer verpachtet war, zu entrichtende Pachtsumme, nach laut des aufgerichteten Bestandbriefes, jedes Jahr von dem geschmiedeten Eisen ordentlich herauskomme und nichts hinterschlagen werde, solle er alle Tage, ehender das geschmiedete Eisen in die Eisenkammer getragen werde, sich in der



Siegel und Unterschrift Friedrich Bürklins 1699.

Hammerschmiede einfinden, alles Eisen, welcherlei Sorte es auch sei, selbst abwägen lassen, getreulich und fleißig aufzeichnen und alle Monate eine Spezifikation an die markgräfliche Deputation einschicken. Ebenso sollte er, damit man einen sicheren Fuß und Nachricht erhalte, was an Eisen geschmiedet werde, zuvorderst alle Masseln, das ist Roheisenbarren, die geschmolzen werden, von einer zur anderen Schmelze mit der Erz- und Masselwage, ehe die Masseln ins Läuterfeuer kämen, abwägen lassen und fleißig aufzeichnen; aus diesem Gewichte werde zu lernen sein, was nach behörigem Abgang an geschmiedetem Eisen sich ergeben müsse. Seine Besoldung, die auf 1. April 1683 zurückdatiert wurde, war auf 65 Gulden Dienstgeld, 10 Gulden für Losament oder Hauszins, 10 Malter Roggen, 10 Malter Dinkel, 5 Ohm Wein und 8 Klafter Brennholz festgesetzt.

Friedrich bekleidete diese Stelle nur kurze Zeit. Noch im gleichen Jahre 1684 kam er als Schatzungseinnehmer der Herrschaft Badenweiler nach Müllheim, fünf Jahre später, 1689, wurde er Frevelschreiber in der Herrschaft Rötteln und wiederum fünf Jahre später, im Mai 1694, Geistlicher Verwalter und Frevelschreiber der Markgrafschaft Hachberg.

Der Dienstrevers, den er vor Antritt der letzteren Stelle, am 5. Mai 1694, unterzeichnete, ist erhalten. Wir lernen aus ihm die Pflichten und Obliegenheiten kennen, die mit Friedrichs Amte verbunden waren. Seine Haupttätigkeit bestand im Einziehen der Gefälle der Geistlichen Verwaltung Hachberg an Geld, Früchten, Wein u. s. w., wie auch der „Frevel", d. i. der Geldstrafen, welche in der Markgrafschaft von In- und Ausländern verwirkt worden waren. In bezug auf die letzteren war er an die Entscheidung der markgräflichen Räte, des Landvogts und des Landschreibers gebunden, und ausdrücklich ward bestimmt, daß er nicht berechtigt sei, ohne des Markgrafen Zustimmung etwas über das Jahr hinaus unbezahlt anstehen zu lassen oder von sich aus an den „Freveln" den geringsten Nachlaß oder irgend eine Milderung zu gewähren, vielmehr sollte er diejenigen, die um Begnadigung anhalten würden, an den Markgrafen selbst verweisen. Er hatte ferner den Frevel-

gerichten beizuwohnen und alle Jahre zu den vier Fronfasten (Mittwoch bis Samstag nach dem Sonntag Invocavit, Pfingsten, Kreuzerhöhung am 14. September und Lucie am 13. Dezember) oder wann es sonst seine Verwaltungsgeschäfte erlauben würden, in allen Vogteien Rüggerichte abzuhalten, bei denselben die markgräflichen Ordnungen und Mandate den Untertanen verständlich vorzulesen und im Anschluß daran Erkundigungen einzuziehen, in was denselben zuwider gehandelt worden sei, sowie die Übertreter samt ihren „Verwirkungen" aufzuschreiben und das Verzeichnis den markgräflichen Räten, dem Landvogt und dem Landschreiber einzureichen. Diese bestimmten alsdann zum folgenden Frevelgericht die Strafe, welche der Frevelschreiber seinerseits wieder einzuziehen hatte. Dieser hatte ferner die eingegangenen Früchte und den Wein sorgfältig zu verwahren und darauf zu achten, daß dieselben vor Schaden bewahrt würden, die Zinsgüter und Zehnten der Geistlichen Verwaltung zur rechten Zeit und aufs höchste zu verleihen und dafür zu sorgen, daß die Zinsen und Zehnten nur in guten sauberen Früchten, „so Kaufmannsgut", geliefert würden. Auch lag ihm die bauliche Unterhaltung der Kirchen, sowie der Pfarr- und Schulhäuser ob, wobei ihm ausdrücklich vorgeschrieben war, darauf zu achten, daß unnötige Baukosten nicht verursacht würden. Am Schlusse des Jahres hatte er mit allen Kirchen- und Schuldienern abzurechnen und sie zu befriedigen, „auch was sonsten nicht ordinari Ausgaben, das wenigste ohne unseres Kammermeister und Räte sonderbaren Befehl für sich nicht auszulegen". Als Besoldung erhielt er 75 Gulden, worin die Entschädigung für die Wohnung inbegriffen war, ferner 15 Malter Roggen, 20 Malter Hafer für ein Pferd, das er sich jedoch selbst zu stellen hatte, 2 Fuder Wein und Hoftuch oder als Ersatz für das letztere 5 Gulden. Außerdem hatte er das Recht, zur Zeit der Schweinemast zwei Schweine dehmfrei, d. i. ohne die übliche Taxe dafür zu entrichten, in die Wälder treiben zu lassen; auch erhielt er 2 Juchert Matten, von denen er indes den Bodenzins zu entrichten hatte, und endlich sollten alle Hühner, die der Geistlichen Verwaltung fällig waren und deren Zahl auf ungefähr 115

angegeben wurde, sein Eigentum werden gegen Erstattung desjenigen Betrages, den die Untertanen sonst für dieselben bezahlten. Als sein Amtssitz war Emmendingen bestimmt; doch scheint er später in dem benachbarten Teningen gewohnt zu haben, wenigstens sind hier vom Juli 1698 an beinahe alle seine uns erhaltenen Briefe geschrieben.

Als Friedrich seinen neuen Dienst antrat, währte seit sechs Jahren der zweite Koalitionskrieg gegen die französische Übermacht Ludwigs XIV., jener Krieg, während dessen ganzer achtjähriger Dauer am Oberrhein kein einziges nennenswertes Gefecht vorgefallen ist, der aber durch die Mordbrennereien der Franzosen, deren Spuren in den Trümmern so vieler Schlösser und Burgen bis in unsere Zeit hereinragen, so verheerend für diese Gegenden geworden ist. Nach einem summarischen Ausweis, welcher bei den Friedensverhandlungen zu Rijswijk, die diesen Krieg beendigten (Oktober 1697), vorgelegt wurde, betrug der von Baden-Durlach in den Jahren 1688 bis ins Frühjahr 1697 erlittene Schaden, aufs geringste berechnet, 9078300 Gulden, von denen allein 1670000 Gulden auf die Markgrafschaft Hachberg kamen, und zwar 426000 Gulden auf verbrannte Schlösser, Städte, Dörfer, herrschaftliche Gebäude und adelige Häuser, 495000 auf den durch die Märsche und Winterquartiere der französischen Armee verursachten Schaden, 332800 auf außerordentliche Kontributionen und endlich 267000 Gulden auf Verluste der Untertanen und deren Einkünfte.

Es ist erklärlich, daß unter solchen Verhältnissen einer geordneten Amtsführung Friedrichs sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Von einem richtigen Einbringen der Gefälle und Zinsen oder gar der verhängten Strafgelder, wie es ihm vorgeschrieben war, konnte jahrelang nicht die Rede sein. Auch die Einziehung der Quart, welche den Kirchen- und Schuldienern wie den übrigen Beamten zu Kriegszeiten jeweils von ihrer Besoldung abgezogen zu werden pflegte, machte Schwierigkeiten, nicht in den Fällen, in welchen das gesamte Einkommen aus der Kasse der Geistlichen Verwaltung floß, wohl aber in solchen,

in welchen ein Teil desselben von auswärtigen Collatoren zu bestreiten war. Über diese Verhältnisse unterrichten uns die nachstehenden Briefe Friedrichs.

Am 27. November 1696 schrieb er an Markgraf Friedrich Magnus:

„Durchl. Fürst, gnädigster Herr!

Unter anderm ist nicht das geringste so bey gegenwärtigen Kriegszeiten disen geistl. Verwaltungsdienst schwer machet, daß namblich Theils Pfarrer so von frömbden Collatoribus salarirt werden, das geringste mit den Quarten Ihrer Besoldungsfixorum nicht zu thun haben wollen, so gar daß auch der Pfarrer zu Malterdingen, Emmanuel Erhardt, gebohren zu Haltingen, die von der Commenthurey Freyburg Ihme zu lüfern begehrte völlige Wein Besoldung nicht annehmen wollen, sondern die zur Quart betreffende 6½ Saum Wein, welche man aus mangel der Faßen, und zu Erspahrung Fuhrlohns von der Verwaltung nicht gleich verschaffen können, nur nicht einmahl bis zur abholung in die geringste inspection, weniger in seinen Keller oder Faß verwahrlich nehmen mögen, also daß es das Ansehen gewonnen, weil die Burgvogtey den auch nicht zu den Ihrigen schütten lassen wollen, solchen mit Fleiß zu verderben zu richten. Ingleichem auch sich der Früchten, wann etwa der Zehnden ausgetroschen oder die Zins von der Commenthurey eingezogen worden (dann man dergleichen bey der Verwaltung auß so viel Orten nicht allezeit wißen, noch Jemanden der von einem zu dem andern Fleckhen immer darauf warte, über all haben kan) das geringste nichts, mit dem Proverbio, soll ich des Verwalters Einzieher seyn oder Ihme den Abgang leiden, abzunehmen vermeynet, dannenhero dan kommet, daß in denen vorigen, sonderlich denen alten Ruckhständen bald diesen Posten der Collator auf den Pfarrer, bald der Pfarrer auf den Collatorem trehen. Ja Haytersheimb, wann es höret, daß waß durch die Verwaltung gnädigster Herrschaft zukommen solle, noch disputiren undt unterm Vorwand große gegen Praetensiones zu haben, die Quarten nicht lüfern, sondern selbsten inn behalten

will, hiengegen ja natürlich daß der Collator dem Pfarrer seine Besoldung, der Pfarrer aber die Quart davon abzustatten schuldig ist. Als habe nicht ferners underlassen sollen, von Ewer Hochfürstl. Durchl. dißfahls gdgstr instruction, worauf mich zu fußen, ob nemlich den Collatorem, oder den Pfarrer ich vor den Debitorem zu aestimiren? mich zu erholen, alß warumben auch hierbey underthänigsten Fleißes bitten, und in gehorsamster dero Erwarthung Lobl. Hochfrstl. Durchl. der obhut Gottes getreulichst empfehlen, anneben in gehorsamster Devotion verharren thue.

Dat. Emmendingen den 27. 9bris 1696.

Ewer Hochfürstl. Durchleucht

Underthänigst-gehorsambster
Friderich Birckhlin m pria."

Die markgräfliche Entscheidung lautete, daß niemals die Meinung gewesen sei, die Geistlichen sollten ihre „wegen der elenden Kriegszeit abgezogene Besoldungsquart neben den drei übrigen Quarten von den fremden Collatoribus zugleich erfordern und hernach abliefern", vielmehr habe der Geistliche Verwalter selbst sie einzuziehen und zu verrechnen.

Der Friedensschluß brachte zunächst keine Besserung, da 1698 große Teuerung und Hungersnot herrschten.

Friedrich hat an den Markgrafen in dieser Angelegenheit noch weitere Briefe gerichtet, von denen wir einen hier mitteilen. Er schreibt:

„Von der Ernd und pro Anno 1698 Sich veranlaßter Einzugszeit habe ich bißanhero alles dasjenige angewendt und verrichtet, waß zu Eintreibung der Geistl. Verwaltungsgefällen ane Gelt, Wein undt Frucht immer Mensch- undt möglich gewesen. Demnach aber nichts mehr von denen Censiten noch weniger denen Frefleren, welche innsgesampt zu keiner Bezahlung mehr Sich errinneren noch bewegen laßen wollen, vorwendende, daß (waß die Vermöglichen betrift) wann Einer Einen alten undt Newen oder wenigstens den Jahrszinß bezalt habe, Man bey dieser

Tewrung, von Gnädigster Herrschaft wegen, ja denselben nicht weiters treiben werdte, hienwiederumb die armen, und welche sich under deren rubric bey abrichtung ihrer schuldigen gefällen zu berechnen pflegen, Sich mit der höchsten Unmöglichkeit so Ihnen nebenst dem schweren mangel deß lieben Brodts, uf dem Halß liege, erklagen undt entschuldigen, die Frefel Extantien aber belangend, Selbige theils beßerer liquidation von Nötten, Meinstens uf Bluetarmen, oder wenigstens solchen morosis stehen, von welchen bey dieser Zeit, ohne wahren und Eyfrigen Oberamtszwang gantz und gar Nichts mehr heraus zu bringen ist, also daß bey dieser Zeit undt Sachen Beschaffenheit so viel als Nichts mehr von Geldtgefällen heraußzubringen gehoffet werdten kan.

„Demnach aber die bis anhero eingebrachte Geldtgefälle meistentheils uf Bawköſten undt andere rennende schulden auß und fort, herentgegen von Geldt-Besoldungen noch große Ausstände seind, welche zu denen khünftig 1699sten Besoldungen aufzuschlagen, undt alsdann, sonderlich wo der liebe Gott (wie wir hoffen) wiederumb wohlfeylere Früchten beschören thette, unbestreitlich zu machen, große Lamenden undter der Geistlichkeit undt sonsten setzen würden, undt außer der höchsten Unmöglichkeit, keineswegs rhatsamb weren, Zuemahlen die fruchterarmbte Underthanen in dieser Marggrafschaft der underthänigst zuversichtlichen Hoffnung gegen Ewer Hochfürstl. Drchl. als deren gnädigste Herrschaft seind, Selbige dero Hochfürstlich-mildiste Hände gegen Ihnen aufthuen, Undt umb Jedmahligen parer Bezahlung Einiges Früchtlein ab dero Geistl. Verwalltungskasten, weil ja die Burg-Vogtey früchten samptlich aus der Marggrafschaft verführt werden sollen, zuekommen: Undt also in Ihrer großen Noth deß Täglichen Brodts, worbey Sie schon in vorigen Jahr Einig außländischen rc. Probsten, Pfaffen und anderen Catholicegen sich obligat und großen Schuldneren machen mußten, Ein Werckh hochfürstlicher Gnaden und Milde sehen laßen werden: Alß habe nicht underlassen sollen, Ewer Hochfürstl. Drchl. Ein solches alles Underthänigst zu remonstriren undt gnädigst hochfürstlichen Befelchs gehorsambst zugewartten, Ob undt was Ewer hochfürstliche Durch-

laucht ꝛc. in gnädigster consideration obigen Zweyfels, ohn schon vorhero gnädigst bekandter motiven, vor Früchten an dero Underthanen, zur Bezahlung der Geistlich-Verwaltungs Auslagen und Besoldungen umb paares geldt hiengeben laßen wollten. Darumben dann ich zuemahlen mit underthänigster Beyschließung dieser Verzeichnuß über den dißmahligten Frucht Vorraht, undt waß ann Geldt Besoldungsschulden noch außsteht underthänigst bitten, Ewer Hochfürstliche Drchl. der gnädigsten Benediction Gottes, zu angedeyung wieder desto mehrers gesegnetern Ernd- undt übrig gedeylichst fruchtbaren JahresZeiten etc. getreulichst Empfehlend, Undt in underthänigstem Respect verharrend

Ewer Hochfürstl. Drchlt.

dat. Theningen
d. 30ᵗᵉ Jan. 1699.

Underthänigst-Gehorsambster
Friderich Birckhlin m/pria."

Auf diese erneuten Vorstellungen hin genehmigte dann im Februar 1699 Markgraf Friedrich Magnus auf Vortrag der Rentkammer, daß 100 Malter Gerste bei der Geistlichen Verwaltung an die von Frucht entblößten Untertanen gegen bare Bezahlung verkauft würden und das erlöste Geld ausschließlich zur Bezahlung der Geistlichen verwendet werden sollte.

Friedrich blieb bis zum Jahre 1706 in der Markgrafschaft Hachberg. Er erlebte dort noch die ersten Jahre des 1702 ausgebrochenen spanischen Erbfolgekriegs. Aus dem März 1703, dem Jahre, in welchem das französische Heer unter Marschall Villars zwischen Hüningen und Neuenburg den Rhein überschritt und auf dem rechten Ufer nach Kehl marschierte, ist ein Brief Friedrichs erhalten, in welchem er den markgräflichen Rat und Amtmann zu Emmendingen, Johann Georg Fürderer, ersucht, ihm „wie anderen fürstlichen Herren Bedienten" einen französischen Salvaguardebrief zu verschaffen.

Im Juli 1706 ernannte Markgraf Friedrich Magnus unseren Friedrich zum Rechnungsrat. Er sollte seinen Wohnsitz zu Durlach oder an dem Ort nehmen, an dem sonst die fürstliche Residenz sein

würde, zu des Markgrafen Notdurft und Geschäften wider männiglich, wo er es ehrenhalber tun könne und möge, niemanden ausgenommen, Rats und Diensts gewärtig sein, desgleichen als ein verordneter Rechnungsrat täglich in die Kanzlei zur geordneten Zeit gehen, zur täglichen Ausrichtung in vorfallenden Rechnungssachen seinem besten Können und Vermögen nach raten und helfen, insonderheit in Abhörung der Rechnungen und was mit solchen Geschäften zusammenhänge, der Rechnungsratsinstruktion gemäß sich verhalten. Seine Bezüge wurden auf 155 Gulden, darunter 15 Gulden für Hauszins, 8 Malter Roggen, 16 Malter Dinkel, 15 Ohm Wein und 8 Klafter Brennholz festgesetzt; auch hatte er wiederum zwei Schweine dehmfrei. Wie die Bestallungen der Jahre 1684 und 1694 enthielt auch die Bestallung als Rechnungsrat die Bestimmung, daß bei Streitigkeiten zwischen Friedrich und dem Markgrafen die markgräflichen Statthalter, Präsident, Hofrichter, Kanzler und Räte als Schiedsrichter zu gelten hätten. Als beiderseitige Kündigungsfrist war ein Vierteljahr vorgesehen.

Im Mai 1707 überschritt Villars bei Kehl und Söllingen wiederum den Rhein. Die Kaiserlichen unter dem Markgrafen von Bayreuth wichen erst bis Bretten und im weiteren Verlaufe bis über den Neckar zurück. Die nächste Folge war die Überschwemmung der badischen Lande durch die Franzosen. Markgraf Friedrich Magnus verließ seine Residenz und begab sich nach Basel, wo die Markgrafen von Baden-Durlach von alters her ein Haus besaßen. Gleichzeitig nahm er (am 15. Juni) eine umfassende Dienerreduktion vor. Dieselbe sollte am 25. Juli 1707 in Kraft treten und bis zum Eintritt besserer Zeiten dauern. Den von derselben betroffenen markgräflichen Beamten war die Beibehaltung ihres Prädikates und Ranges, jedoch ohne Besoldung, zugesichert. Auch versprach der Markgraf denjenigen, die es wünschen sollten, völlige Entlassung in Gnaden zu „accordiren“ und ihnen nach ihrem Begehren anderswohin „seine Recommandation angedeihen zu lassen“. Um einer falschen Auslegung dieser Maßregel entgegenzutreten, sah er sich außerdem veranlaßt, noch im Juli dem Amte Durlach folgenden Erlaß zugehen zu lassen:

„Demnach es verlauten will, daß theils von der Burgerschaft zu Durlach diejenige fürstl. Bediente, welche in die ohnlängst vorgewesene reduction gefallen, bereits hier und dar verächtlich zu tractiren, auch sonsten ein so andere ungeziemende Zumuthung zu machen anfangen, und aber sothane reduction nicht aus Ohngnaden, sondern jetziger bösen Zeiten und umb Einziehung der Besoldung willen, auch alleine ad tempus geschehe, mithin gantz nicht die Meinung hat, daß sie denen jenigen, so selbige betroffen, an ihrem Character, Rang und immunitaten im geringsten etwas praejudiciren, viel weniger sie deßenthalben verächtlich gehalten werden sollen, so wirdt Ih. D. Amtmann zu Durlach Laurentio Rosern hiermit befohlen, solche Serenissimi gnädigste intention gebührend kund zu machen und von dem verächtlichen tractament sowohl der reducirten alß annoch in wirkl. Diensten stehenden Bedienten unter Betrohung hochstgedachter Ihrer Durchl. Ungnad und scharffer Ahndung die Leute abwahrnen, auch daß solches unterbleibe selbsten daran seyn solle."

Von den der Rechnungskammer unterstehenden Beamten wurden im ganzen achtzehn, weitaus der größere Teil, entlassen, unter ihnen auch Friedrich. Doch war die Zeit, während welcher dieser sich außer Dienst befand, nicht von langer Dauer. Schon am 27. Juli erließ Markgraf Friedrich Magnus aus Basel an die in Durlach zurückgebliebenen Geheimen nnd Regierungs-Räte den Befehl, daß der bisherige Rechnungsrat Friedrich Bürklin wieder seine vorigen Dienste betreten und unverweilt ad labores nach Basel gesendet werden solle. Das geschah in der ersten Hälfte des August. Friedrich blieb in Basel bis zur Rückkehr des markgräflichen Hofes nach Durlach, welche noch Ende des Jahres 1707 erfolgte.

Aus dem markgräflichen Dienerbuch von 1709 ist zu ersehen, daß Friedrich späterhin in Durlach neben seinem Amte als Rechnungsrat auch noch die Stelle eines Geistlichen Verwalters und eines Schatzungseinnehmers des Amtes Durlach versah. Im Mai 1717 ernannte Markgraf Karl Wilhelm, der Nachfolger Friedrich Magnus', Friedrich unter Beibehaltung „des Rechnungs-

ratspraedicats und Rangs“ zum Landschreiber zu Karlsruhe gegen den Genuß einer jährlichen Besoldung, die betragen sollte an Geld 175 Gulden, Kanzleitaxe 50 Gulden, für Holz 15 Gulden und für einen Skribenten 56 Gulden, zusammen 296 Gulden.

Die neue Stellung entsprach nicht Friedrichs Wünschen. Schon im Januar des folgenden Jahres wandte er sich deswegen an den Markgrafen. Er bat um Versetzung auf eine andere, wenn auch geringere Stelle, womöglich von Durlach und Karlsruhe weg, und als die Burgvogtei Badenweiler frei wurde, erneuerte er im Februar sein Gesuch, indem er darauf hinwies, daß er aus der Zeit seines Aufenthaltes als Schatzungseinnehmer an letzterem Orte (1684—1689) die Geschäfte und Personen dort kenne wie kein anderer. Er führte an, daß er während des spanischen Erbfolgekriegs durch das damalige beständige Kriegsflüchten unverschuldet in bedrängte Verhältnisse geraten sei, so daß er bei dem Landschreibereidienste „sonder sein und seines Weibes und seiner Kinder gänzlichen Ruin“ auszuhalten sich nicht getraue. Eine Anstellung in den oberen Landen schien ihm deshalb besonders erwünscht, weil ihm durch die Übersiedlung dahin die Möglichkeit gegeben würde, seinen Besitz in Durlach „desto ohnverachteter als abwesend“ endlich zu versilbern und damit seine Schulden zu tilgen. Worin sein Besitz in Durlach bestand, wissen wir nicht; nur gelegentlich erfahren wir an anderem Orte, daß er 1712 von dem Präzeptor Schöttel und dessen Tochtermann Johann Jakob Stein im sogenannten Dürrbach einen Weinberg in der Größe von 1 Morgen 3 Viertel 12 Ruten gekauft hatte, von welchem die Amtskellerei Durlach für die Herrschaft einen Bodenzins von 19½ Kreuzer beanspruchte, mit Unrecht, wie Friedrich glaubte, weshalb er im Jahre 1726 Beschwerde führte, die aber 1728 ablehnend beschieden wurde. Seine wiederholten Bemühungen um Veränderung seiner Dienststellung waren übrigens erfolglos, trotzdem dieselben nach einer Aktennotiz „in consideration“ gezogen wurden. Er erreichte zuletzt nur, daß die von dem markgräflichen Taxamt aus Anlaß seiner Ernennung zum Landschreiber bean-

spruchte Taxe im Betrage von 23 Gulden 54 Kreuzer auf Befehl des Markgrafen ihm erlassen wurde.

Aus den letzten Lebensjahren Friedrichs haben wir weiter keine Nachrichten über ihn. Wir wissen nur, daß er, während er zuerst seinen Dienst noch von Durlach aus besorgte, später nach Karlsruhe zog, wo er im Jahre 1734 hochbetagt starb. Der Eintrag im Karlsruher Totenbuch lautet:

„Den 9. November 1734 ist Herr Friedrich Bürcklin, geweßener RechnungsRath bey Seiner hochfürstlichen Durchlaucht dem jetzt regierenden Herrn Margraffen dahier in Carlsruh selig verschieden, seines Alters 75 Jahr 3 Monath und 5 Tag."

Friedrich war zweimal vermählt, in erster Ehe mit Chrischona Roßkopf aus Kandern, die am 7. November 1701 starb, und in zweiter mit Maria Regina, deren Geschlechtsname nicht festgestellt werden konnte.

Seine Kinder aus erster Ehe waren:

1. Susanna Salome, geboren am 7. Mai 1686 zu Müllheim.

2. Chrischona Sophia, geboren ebendaselbst am 26. April 1688.

3. Johann Georg, geboren am 24. Mai 1696 zu Emmendingen. Er war erst im Dienste des Markgrafen Karl August von Baden-Durlach, den er als „Bedienter" im Jahre 1731 auf einer Reise nach Holland begleitete, wurde dann 1734 Schulmeister zu Tiengen in der Herrschaft Badenweiler, 1737 zu Mengen und 1739 zu Köndringen, wo er am 7. Mai 1769 gestorben ist. Er war seit dem 26. Januar 1734 verheiratet mit Dorothea Margarete Hellmingerin, der Tochter des markgräflichen Kammerdieners Erhard Ludwig Hellminger, die ihn überlebte. Kinder hatte das Paar keine.

Von seiner zweiten Gattin hatte Friedrich folgende Kinder:

4. Rudolf August, geboren am 5. Februar 1707 zu Durlach.

5. Ernst Friedrich, am 28. November 1709 zu Durlach geboren, studierte auf der Universität Straßburg, an welcher er am 8. November 1728 immatrikuliert wurde, Theologie und kam dann an das Waisenhaus nach Pforzheim als Lehrer und Aufseher

einiger vornehmen Söhne. Später wurde er Schulrektor, starb jedoch schon 1735. In der Series Pastorum dioeceseos Phorzheimensis heißt es von ihm: „Ernst Friedrich Bürklin, filius consiliarii aliorum rationes examinantis etc., vini justo appetentior accelerat mortem Febr. 1735."

6. Friederika Luise, geboren am 27. Dezember 1712 zu Durlach. Einer ihrer Paten war Johann Ernst Bürklin, damals Rentkammersekretär.

7. Auguste Marie, geboren ebenda am 24. September 1715, gestorben am 9. April 1717. Auch bei ihr stand Johann Ernst Bürklin zu Paten.

8. Christiane Sophie, geboren am 10. April 1720 zu Durlach und gestorben am 15. April des gleichen Jahres.



VII.

Peter Erhard der Jüngere.

(1657—1713).

Peter Erhard, der Sohn Georg Christians und Neffe des Durlacher Amtmanns Peter Erhard, wurde 1657 zu Durlach geboren. Er studierte zu Straßburg, wo er am 28. Oktober (18. alten Stils) 1672 in der philosophischen Fakultät immatrikuliert wurde. Später wurde er markgräflicher Geh. Registrator, Sekretär und zuletzt Geheimer Sekretär und Hofrat der Markgrafen Friedrich Magnus und Karl Wilhelm von Baden-Durlach.

In einer summarischen Tabelle der Besoldungen der geistlichen und weltlichen Diener der Markgrafschaft Baden-Durlach vom Jahre 1708 werden seine Bezüge auf 200 Gulden nebst 50 Gulden „Addition", 20 Gulden für Hauszins, 50 Gulden „ohne Consequenz", 10 Malter Roggen, 20 Malter Dinkel, 3 Wagen Heu, 2 Fuder Wein und 15 Klafter Holz angegeben. Über seinen Rang bestimmte Markgraf Friedrich Magnus im Jahre 1699, daß er den gleichen mit den Rentkammer-räten haben solle, und zwar dergestalt, daß er den vor ihm „bestellt gewesten" Kammerräten nachfolgen, den künftig zu ernennenden und allen, die mit denselben „im gleichen Grad



Siegel Peter Erhard Bürklins 1689.

Unterschrift Peter Erhard Bürklins 1709.

stehen, ohndisputierlich vorgehen solle". Die Kammerräte bildeten nach der „Rangordnung der fürstl. Canzlei- und anderen Bedienten" von 1701 für sich die fünfte von den dreizehn Rangklassen der markgräflichen Beamten. Ihnen unmittelbar vorher gingen in der vierten Klasse der fürstliche Leibmedikus und der Oberhofprediger, während in der sechsten Klasse die Spezialsuperintendenten, der Durlacher Stadtpfarrer, der Rektor und der Prorektor des Gymnasiums zu Durlach folgten.

In Durlach bewohnte Peter Erhard ein Haus im Burgviertel nahe der Stadtkirche, welches 1679 von der Familie gekauft worden war. Beim Brande des Jahres 1689 wurde es zerstört, worauf Peter Erhard es 1699 neu aufbaute, wozu ihm auf sein Ansuchen von dem Rat zu Durlach acht bis zehn Stämme aus den Stadtwaldungen bewilligt wurden. Das Haus steht, wesentlich unverändert, heute noch (Hauptstraße Nr. 54).

Durch Peter Erhards dienstliche Stellung war seine häufige Abwesenheit von Hause bedingt, so vor allem während der Kriegsjahre im letzten Jahrzehnt des 17. und im ersten Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts. In der Umgebung des Markgrafen Friedrich Magnus hielt er sich damals häufig in Basel auf. Als Sekretär des genannten Fürsten führte er eine umfangreiche Korrespondenz, von der uns manche Stücke erhalten sind, die über seine privaten Verhältnisse jedoch kaum irgend welche Auskunft geben und auch für seine Auffassung von den Geschäften und deren Behandlung in keiner Weise bezeichnend sind, da er dieselben fast ausschließlich in Ausführung ihm erteilter Befehle geschrieben hat. Nur ab und zu findet sich wohl einmal eine Bemerkung, in welcher wir eine Andeutung erkennen mögen von der hohen Meinung, die man vor allem draußen im Lande von seiner Person und seiner Stellung hatte, wie z. B. in einem seiner Briefe an den markgräflichen Rat und Amtmann in Sulzburg Fürderer aus dem Februar 1703, in welchem er demselben schreibt:

„Im übrigen, so weiß ich nichts anders hier anzufügen, als daß Serenissimus mit der bisherigen Conduite meines hoch g[eehrten] Herrn Vetters gnädigst content seindt, wie dann auch von sambt-



Das Haus (×) Peter Erhard Bürklins in Durlach.

lichen hohen Herren Ministris auf demselben nichts widriges, sondern vielmehr dieses angehört, daß Er dermahls denen Unterthanen mehrers alß alle andere assistiren".

Es ist das wohl die Antwort auf eine hierauf sich beziehende Anfrage des Genannten.

Daß Markgraf Friedrich Magnus selbst in die Fähigkeiten und in die Pflichttreue seines Geheimen Sekretärs kein geringes Vertrauen setzte, ersehen wir daraus, daß er denselben wiederholt zu wichtigen und verantwortungsvollen Missionen verwendete.

So wurde Peter Erhard u. a. im Jahre 1708 zur Reichsversammlung nach Regensburg gesandt. Bei derselben besorgte für gewöhnlich der gothaische Sekretär Böhm die baden-durlachischen Geschäfte, besondere Umstände ließen es aber damals wünschenswert erscheinen, demselben wenigstens vorübergehend einen Vertrauensmann des Markgrafen und der markgräflichen Regierung beizugeben.

Schon im September 1707 war Friedrich Magnus beim Reichstage um zeitweilige Befreiung von den Reichssteuern eingekommen. Er hatte darauf hingewiesen, daß Baden-Durlach durch den noch währenden spanischen Erbfolgekrieg (1702—1714) und insbesondere durch den Feldzug des Jahres 1707 so große Schäden erlitten habe und als „sedes belli" von Freund und Feind so ruiniert worden sei, daß es zu weiteren Leistungen vollständig unfähig geworden. Doch war ein Reichstagsbeschluß in der Angelegenheit bis dahin noch nicht erfolgt; dessen Herbeiführung zu beschleunigen war der Hauptzweck der Reise Peter Erhards. Daneben ward ihm aber noch ein zweiter Auftrag, nämlich der, den schwedischen Gesandten beim Reichstag, einen Herrn von Storr, zu persönlichem Eingreifen zugunsten der Herzogin Johanna Elisabeth von Württemberg zu veranlassen. Diese, eine Tochter des Markgrafen Friedrich Magnus, war seit 1697 mit Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg verheiratet. Seit geraumer Zeit mit seiner Gemahlin zerfallen, hatte der letztere im Jahre 1707 insgeheim mit seiner bisherigen Geliebten, einem Fräulein von Grävenitz aus Mecklenburg, eine zweite Ehe eingegangen.

Beim Kaiser hatte er die Erhebung seiner Geliebten zur Gräfin durchgesetzt und ging nunmehr, wie verlautete, sogar mit dem Plane um, sie zur rechtmäßigen Herzogin zu machen und seine erste Ehe für ungültig, sowie seinen Sohn aus derselben für illegitim erklären zu lassen, ein Plan, aus dem allerdings nichts geworden ist. Die schwedische Hilfe in dieser Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, sah man sich in Durlach vor allem wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen zum schwedischen Hofe veranlaßt: die Gemahlin des Markgrafen Friedrich Magnus, Maria Augusta von Holstein-Gottorp, war die Schwester der Königin Hedwig Eleonore von Schweden.

Peter Erhard reiste über Stuttgart, wo er am 15. April 1708 eintraf. Dort sprach er die Herzogin, der er Briefe von ihrem Vater überbrachte. Am 23. April kam er in Regensburg an und ging noch am gleichen Tage an die Ausführung seiner Aufträge. Er besuchte den schwedischen Gesandten und bemühte sich auch die Bekanntschaft der übrigen Reichstagsgesandten zu machen. Doch war er mit dem Erfolge seiner Schritte zunächst nicht besonders zufrieden. Seine Stimmung in den ersten Tagen nach seiner Ankunft erhellt aus dem folgenden Briefe, den er am 30. April dem markgräflichen Geh. Rat Heinrich Wilhelm Maler in Durlach schrieb. Er lautet:

„Hochedelgebohrner,

Höchstgeehrtister Herr Vetter und Patron!

Ich habe biß daher das Regenspurgische Pflaster zimblich vertreten, biß ich in Nachwerbung der Exemptions- und Indemnisationssache so viele Excellenzien antreffen und besprechen mögen, da der Einen bald zu früh und der andern zu speth kommen, jene sich noch nicht angelegt, diese nach dem Mittagessen sich auf das Bett geworffen, sich mit der Post und anderm entschuldiget und mich auf anderwerthe Stunden verwiesen haben. Es ist aber nunmehro die Sache dahin eingerichtet, daß hiernegst darüber die Ansage und Proposition, mithin guter Erfolg zu hoffen. Es muß

aber das Versprechen auf etwas bey dem Churmaynz. Abgesandten vorgehen und das darzu determinirende würklich in Bereitschaft liegen, dann sonsten, wie ich von Herrn Abgesandten selbsten advisirt worden, die Sache immer zurückgehalten werden wird, und ist alleinig die Ursache, daß das Werk nicht mit dem Badischen fürkommen, weilen man sich nicht realiter angemeldet hat. Herr Böhm lasset sich gehorsamblich empfehlen und bittet umb Beförderung seines halbiährigen Außstandes, sambt dem waß er darüber an Postgelt designiret hat, und das Conto darüber wohl ad Cameram gebracht worden seyn wird. Die Schwedische Acta habe bey Handen und bringe selbige mit. Mir ist zwar noch nichts darüber angefordert worden, der Scribent aber deß Herrn Storrn hette mit seiner dabey gehabten Bemühung eine Recompens wohl verdienet. Allenfalls wird ged. Herr Böhm auf Übermachung der gemelten Recompens die Exemption- und Indemnisationssache gerne weiters sollicitieren und zur Richtigkeit befördern. Über meine Verrichtung in der Würtenberg. Sache habe ich vollkommene Relation erstattet, sonderlich auch des H. Abgesandten Storrn erhaltene Instructiones von dem König und der Königl. Regierung zu Stockholm übersendet; ob nun darauf alhier etwas weiters zu thun und zu negotiiren, darüber erwarte Befehl und bin negst meiner gehorsambsten Empfehlung fürwehrend meines hochgeehrtisten Herrn Vettern und Patronens

Reg. d. 30. April 1708. Gehorsambster Diener

P. E. Bürcklin."

Nach Verfluß einiger weiteren Tage besserten sich die Aussichten. Peter Erhard kam allmählich auch mit den übrigen Gesandten in persönliche Berührung und fand dieselben zu seiner Befriedigung alle mehr oder weniger bereit, auf die Wünsche des Markgrafen bezüglich der „Exemption und Indemnisation" der baden-durlachischen Lande einzugehen. Auch die wichtigste Persönlichkeit, der kurmainzische Direktorialgesandte von Otten, wurde gewonnen; 100 Dukaten betrug die Summe, welche ihn bewog, der Sache näher zu treten und ihre Behandlung durch den Reichs-

tag in die richtigen Wege zu leiten. Erfolglos dagegen blieben Peter Erhards Bemühungen in der württembergischen Angelegenheit. Die schwedische Regierung hatte schon früher, im Dezember 1707 und dann noch einmal im Januar 1708, sich mit den skandalösen Vorgängen am württembergischen Hofe beschäftigt und ihren Gesandten beim Reichstag angewiesen, dem württembergischen Bevollmächtigten in Regensburg Vorstellungen zu machen und den Wunsch für eine Beilegung des Zwiespaltes in der herzoglichen Familie auszusprechen. Das hatte der Gesandte getan. Aber er weigerte sich, mehr zu tun, vor allem lehnte er es ab, wie man in Durlach wünschte, sich persönlich nach Stuttgart zu begeben und hier zugunsten der Herzogin zu intervenieren. Er führte aus, daß er durch seine Instruktion daran verhindert sei und außerdem bei dem Mangel an Kreditiven und Vollmachten kaum in der Lage sein dürfte, irgend etwas auszurichten, und von dieser Ansicht ließ er sich auch durch die Überredungskünste Peter Erhards nicht abbringen. Dieser reiste deshalb in der zweiten Hälfte des Mai, was diesen Teil seiner Aufträge anlangte, unverrichteter Sache wieder ab, kurz bevor die Indemnisationssache im Kurfürstenkollegium zur Beratung kam. Seine Rückkehr erfolgte wiederum über Stuttgart, wo er der Herzogin über seine Verrichtungen in Regensburg Bericht erstattete und Aufträge derselben an ihren Vater mitnahm.

Einige Wochen, nachdem er zurückgekehrt war, am 5. Juli, wurde dann als Conclusum der drei Reichskollegien publiziert, daß „in Ansehung der Kayserlicher Mayestät und dem Reich von dem fürstlichen Haus Baaden-Durlach geleisteten vielen treuen Diensten und erworbenen Meriten dafür gehalten und geschlossen worden sei, daß durch billige Deferirung demselben in alle Weis wieder aufzuhelfen und zu solchem Ende von allen dermaligen Reichspraestandis, jedoch ohne Beläftigung anderer Kreise und Stände, mit seinem Beitrag in so lang bis es sich wiederumb in etwas erholet, zu eximiren, bei künftigem Friedenstractat aber die verlangende Satisfaktion und Schadenloshaltung wegen erlittenen überschweren feindlichen Damnificationen und Landsruin aufs

nachträglichste zu suchen und deswegen denen Reichsdeputandis ad futuros tractatus pacis ein absonderlicher Articul in die Reichsinstruction zu setzen und benötigter Befehl mitzugeben sei, um sich des obgedachten fürstlichen Hauses dabei emsig und mit hoffender guter Wirkung anzunehmen."

Über eine weitere Sendung Peter Erhards berichtet J. Chr. Sachs in seiner „Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft Baden" (5, 53). Er erzählt, daß Friedrich Magnus seinen Geheimen Sekretär Bürklin im Jahre 1709 zur Teilnahme an den zu Gertruidenberg eingeleiteten Friedensverhandlungen nach Holland geschickt habe, damit er in Verbindung mit dem holstein-gottorpischen Gesandten im Haag dort die markgräflichen Interessen vertrete und eine Entschädigung für die erlittenen Kriegsdrangsale erwirke. Näheres über den Verlauf dieser Mission ist nicht bekannt. Die Friedensverhandlungen führten, wie erinnerlich, nicht zu dem erwünschten Ziele; der Krieg dauerte weiter und fand erst einige Jahre später, 1714, durch die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden sein Ende.

Im Jahre 1709 erhielt Peter Erhard den Auftrag, eine Visitation der markgräflichen Kanzleiregistraturen vorzunehmen. Da zwei Jahre zuvor, 1707, bei dem Einfall der Franzosen in die Markgrafschaft sämtliche älteren Akten nach Basel gerettet und bis dahin wegen der unsicheren Verhältnisse noch nicht wieder ins Land zurückgebracht worden waren, befanden sich in den Registraturen nur die nicht sehr umfangreichen Bestände der in den letzten beiden Jahren bei den einzelnen Stellen erwachsenen Akten. Die ganze Registratur des Hofrats konnte so in vier bis sechs gewöhnlichen Kasten untergebracht werden, die des Kirchenrats gar in einem einzigen. Zahlreicher waren allein die Akten des Rentkammerkollegiums, da man sich genötigt gesehen hatte, für die Erledigung der laufenden Geschäfte dieser Behörde vielfach Akten aus Basel kommen zu lassen. Peter Erhard beantragte, daß dem Registrator Brodhagen in Basel aufgegeben werde, eine Beschreibung der Rubriken sämtlicher „unterhanden habender Registraturen" einzuliefern, und daß im Anschluß an diese Be-

schreibung die mit der Besorgung der einzelnen Registraturen im Lande betrauten Beamten Verzeichnisse der unter ihrer Obhut befindlichen Akten anfertigen sollten. „Bey dem fürstlichen Geheimen Rath möchten die sich nach jüngstem französischem Einbruch biß daher wiederumb gesamblete Acta biß drei in vier [so!] Registraturkästen erfordern, um solche darin zu reponiren. Solche Acta besorget der Secretarius Bürcklin; wird nun dieselbige nach und nach behörig registriren und eine Designation darüber fertigen, maßen ... dermahlen nichts anders darmit zu thun ... biß sambtliche Acta hiernegst wiederumb zusammen gebracht, darauf die Fascicul combinirt und den Repertoriis behörig einverleibet werden können." Wenig zufriedenstellend war der Befund in den Registraturen der Städte Durlach und Pforzheim wie auch in denjenigen der beiden gleichnamigen Ämter, sowie der Ämter Stein, Langensteinbach, Mühlburg, Graben und Staffort. Sie waren „mehren theils in sehr schlechtem Stande", woran nach Peter Erhards Ansicht die noch „führwehrenden beschwehrlichen Kriegszeiten" die Schuld trugen. Er empfahl, „daß fürtersambst iemanden Befehl aufgetragen würde, von Orth zu Orth solchen Registraturen nachzusehen und zu veranlassen, wie solche ... einzurichten, der auch wohl umb der Sache den Anfang zu machen mit Hand anzulegen und sich zu solchem Ende an ein und andern Orth auf ein oder zwey Tag aufzuhalten hette." Ob diese Vorschläge Beifall fanden und den erhofften Erfolg hatten, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Doch ist wahrscheinlich, daß die Fortdauer des Krieges ihrer Durchführung hinderlich im Wege stand.

Peter Erhard starb am 13. November 1713 im Alter von sechsundfünfzig Jahren.

Er war vermählt mit Maria Dorothea Meysert aus Waiblingen in Württemberg, welche ihn um dreißig Jahre überlebte und am 6. Oktober 1743, achtzig Jahre alt, in Karlsruhe starb.

Am 1. Februar 1689, wohl bald nach ihrer Verheiratung, hatten die beiden Ehegatten ein Testament gemacht, in welchem sie sich für den Fall, daß bei dem Tode des einen von ihnen keine Kinder vorhanden wären, gegenseitig zu einzigen Erben einsetzten.

Zehn Jahre nach dem Tode Peter Erhards bewilligte Markgraf Karl Wilhelm „in Ansehung der untertänigsten Dienste, die ihm und seinem fürstlichen Hause weiland der Hofrat und Geh. Sekretär Peter Erhard Bürklin viele Jahre nacheinander geleistet und auch dessen Sohn, der dermalige Hofrat und Geh. Sekretär Johann Ernst Bürklin, nun in die zehn Jahre zu des Markgrafen gnädigster Zufriedenheit kontinuiert, auch fürder mit solchem Fleiß und Treue gehorsamst fortzufahren sich untertänigst anerbietig gemacht habe", der Witwe des Erstgenannten und ihren Erben für alle Güter,

Unterschriften Peter Erhard Bürklins und seiner Gattin Maria Dorothea von ihrem gemeinsamen Testament aus dem Jahre 1689.

die aus der Verlassenschaft ihres verstorbenen Gatten herrührten, Befreiung von Bet, Steuern, Schatzung, Gülten, Ausbet, Abzug, Zinsen und anderen Auflagen, außer feindlichen, ferner von Herren- und Bürgerfronen, Tag- und Nachtwachen, Einquartierungen, Zins- und Kelterwein. Auch sollten sie und ihre Erben nicht unter dem Amts- und Gerichtsstab stehen, sondern unmittelbar unter den fürstlichen Räten und Präsidenten. Dieser Freiheitsbrief wurde der Witwe beinahe zwanzig Jahre später, im Jahre 1738, nach dem Tode Karl Wilhelms von der vormundschaftlichen Regierung, der Witwe des Markgrafen, Magdalene Wilhelmine, und dem Administrator Markgraf Karl August, wiederum erneuert.

Peter Erhards Kinder waren:

1. Johann Ernst, geboren 1689; vergleiche Abschnitt VIII.

2. Johann Erhard, geboren 1698. Er widmete sich dem Skribentenfach, wurde Kanzlist, später Hofratsprotokollist und

zuletzt Hofratssekretär. In den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts war er seinem Bruder, dem Geheimen Sekretär Johann Ernst, als Gehilfe bei seinen Dienstgeschäften beigegeben. Er erreichte ein Alter von nur dreiunddreißig Jahren und starb am 21. Dezember 1730 zu Karlsruhe.

Einer seiner Freunde, der baden-durlachische Kirchenratssekretär Matthäus Liedvogel, von dem uns zahllose Hochzeits-, Geburtstags- und Leichencarmina überliefert sind, hat auch ihm, dem Frühgeschiedenen, einen poetischen Nachruf gewidmet. Derselbe wurde bei dem hochfürstlichen Hof- und Kanzlei-Buchdrucker Andreas Jakob Maschenbauer in Karlsruhe gedruckt unter dem Titel:

„Die mitten im Winter grünende Bircke wollte bey dem seeligen Ableben des weyl. Wohl-Edelgebohrnen und Hochgelehrten Herrn

Herrn Johann Erhard Bürcklins,
Hochfürstlichen Marggräfl. Baaden-Durlachischen
Hof-Rath-Secretarii,

als solcher den 21. Dec. 1730 dieses Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, zum letzten Ehren-Gedächtniß mit betrübter Feder, in etlich gebundenen Zeilen entwerffen ein auch im Tod verbundener und treuverpflichter [so!] Freund und Diener

I. M. L."

Das Gedicht selbst lautete:

„Der edlen Bircken Prunck und grün-belaubte Zweige,
So man mit gröster Freud vor andern Bäumen sieht,
Weil deren Lieblichkeit gleich mit dem Frühling blüht,
Macht bald ein rauher Nord im grauen Winter bleiche,
Daß auch der schönste Stamm so Zweig- als Laub-loß steht,
Wann dessen Anmuths-Krafft ein kalter Hauch anweht.
Wer weißt nicht, Sterbliche! daß in den rauhen Zeiten
Der Bäume grünes Laub und Blumen-Flor abfällt?
Wo nicht deß Gärtners Sorg sie wohl-verwahret hält,
So muß ihr schönste Pracht bald die Verwesung leiden;
Dann wie der Sonnen Schein dieselbige belebt,
So sieht man, daß der Frost nach ihrem Moder strebt.

Was nun zur Mayen-Zeit in bunder Zierde pranget,
Und mit Vergnügen man im Anmuths-Sommer schaut,
Ja, was deß Gärtners Witz mit Fleiß und Mühe baut,
Schwelckt, dorrt und fällt dahin, wann Frost und Kält' anlanget,
So, daß Autumnus nimmt, was Flora hat gezeigt,
Und statt der süssen Frucht nur bitt're Myrrhen reicht.
Der Birken grünes Laub, mit Ambra angenetzet,
Muß, wie die Eichel dort Athen vor Zucker geh'n,
Bey uns in gleichem Werth nach seiner Anmuth steh'n,
Da man so Thür und Thor als Zimmer mit besetzet,
Ja, mit der Mayen-Pracht Altar und Tempel schmückt,
Und unter ihre Zweig sich mit Vergnügen bückt.
Es zeigt der Bircken-Baum die erste Krafft der Erden,
Wann er in stoltzer Blüht' vor andern Bäumen schoßt,
Und mit belebtem Laub in Anmuths-Zweige sproßt,
Die erst durch starken Frost zuletzt entlaubet werden;
Wer sein Vergnügen nun an edlen Birken sucht,
Den kan im Winter auch ergetzen ihre Frucht.
Doch, dieses will man nur von ihrem Wachsthum sagen;
Was Nutzen bringet nicht der heilsam' Bircken-Safft,
So manchem Schwachen schon viel Stärcke hat verschafft?
Das Bircken-Wasser dient für viele Kranckheits-Plagen,
Und was man mehrers Lob dem Bircken-Baum zuschreibt,
Daß er der angenehmst', belebst' und edelst' bleibt.
Jedoch muß dessen Zierd und Anmuth sich verliehren,
Wann Nebel, Frost und Lufft dieselben überfällt,
Ja, aller Pracht und Flor sich zur Veränd'rung stellt,
Und das begraute Eyß will Zweig und Laub bezieren;
Denn was sich die Natur zu eigen auserkießt,
Jst dieses, was uns hier gleich in die Augen fließt.
Die eitle Nichtigkeit will alles übergleissen,
Es dorrt ein Cedern-Baum gleich Pappeln mit der Zeit,
Ja Blühte, Laub und Gras zeigt die Vergänglichkeit,
Und unser Schatten-Bild muß Würm' und Moder speisen,
Die schönste Rose welckt, der Nelken Pupur bleicht,
Der Tulpen netter Flor bald Erd und Aschen gleicht.

Sollt' wohl mein Dichter-Kiel hierinnen sich vergehen,
Wann er dem Bircken-Baum das Bürcklisch' Hauß vergleicht,
Als dessen hoher Ruhm biß an die Sternen reicht,
Da Momus selbsten muß mit mir diß eingestehen,
Daß, wie die Bircke wird der Weißheits-Baum genennt,
Man gleiche Weißheits-Blüht' an Bürcklins Stammen kennt?
Von diesem theuren Stamm kan man mit Wahrheit melden,
Wie Dessen Tugend-Flor stäts unverwelckend blüht,
Und sich so Stamm als Zweig um edle Blüht' bemüht;
Ja, wie an Zucht und Frucht ist Seines Gleichen selten,
Drum sind die Zweige schon auf Erden so erhöht,
Daß auch Ihr Jugend-Baum in vollen Früchten steht.
Der hohen Eltern Ruhm, so unverweßlich grünet,
Breit sich auch unverwelckt an denen Zweigen aus,
Daß, ob die Sonne schon man misset in dem Hauß,
Der Frauen Mutter doch zum Trost noch dieses dienet,
Wann ein beliebter Zweig dem Stamm auch folgen must,
Ein Vatters gleicher Sohn ersetzet den Verlust!
Ein hoch-gesproßner Ast, der gleiche Treuheits-Proben
Nach abgeblühter Frucht deß Gipffels sehen läßt,
Da Dessen Anmuths-Laub erquicket Stamm und Aest',
Und noch die Asche selbst in kühler Grufft muß loben,
Wie man trifft heut zu Tag dergleichen wenig an,
Was hier die Mutter-Lieb und Bruders-Treu gethan.
Doch, wie der Bircken Pracht muß mit der Zeit verstreichen,
Obschon ihr Ruhm und Preiß nicht die Verwesung schmeckt,
So hier, ob Stamm und Zweig schon Grufft und Erde deckt,
Wird doch der Bürckel Lob nie mit der Wurtzel bleichen:
Ja dieser Bircken-Stamm muß stäts bey Sonnen-Schein
Der angenehmst', belebst' und alleredelst' seyn!
Die Bircke, die wir hier Zweig-, Laub- und lebloß sehen,
Stellt, hoch-betrübtes Hauß! ein wahres Muster dar,
Daß man sieht, leyder ach! der Birken Moder klar,
Und wie auch Deiner Blüht' ein herber Strauß beschehen,
Als durch ergrimmten Frost welckt, bleicht und starrt zugleich,
Beritzter Bircken-Baum! ein { angenehmer / schon vollkommner } Zweig.

Wie herb nun der Verlust dir mag zu Hertzen gehen,
Kan, tief-gebeugtes Hauß! hier leicht zu glauben seyn,
Indem ein harter Schlag auch bringet herbe Peyn,
Und ich mit Wahrheits-Grund muß würcklich eingestehen,
Daß ich mich selbsten kaum hierinnen fassen kan,
Ja, wie mich dieser Riß recht greift im Hertzen an.
Jedoch getrost! ist schon ein Anmuths-Zweig gebrochen,
Der Dir preßt, theurer Stamm! bethräntes Wasser aus,
So wisse, daß Dein Zweig in Zephs gestirntem Hauß
Mit voller Anmuth blüht, ob Er schon hier verrochen,
Weil JESUS Seinen Flor im Himmels-Garten liebt,
Und dieser edlen Bürck nun Blüht' und Leben giebt.
Ließ Er, wie Cimon, sich zur Tugend aufwärts richten?
Haßt Er, erhabner Ruhm! Das Oel der falschen Welt?
Was Wunder? wann Ihn dort Sein Heyland grünend stellt!
Nunmehr erkennt man Ihn aus Seinen edlen Früchten,
Alldorten blühet Er gleich einem Palmen-Ast,
Hier fühlt Er weiter nicht deß Winters Tück und Last.
Streicht, Hochbetrübteste! Die Thränen von den Wangen,
Da Euer Bircken-Sproß im Garten Eden grünt,
Und als ein edler Zweig die reinste Blüht' verdient,
Wo dessen Blätter nun der Sonnen Glantz erlangen,
Er grünet ewiglich, und blühet Engel-rein,
Kein Moder dieser Zeit verdunckelt seinen Schein.
So ruhe dann nun wohl, mein Bürcklin! schlaff im Frieden!
Die Seele lebet dort in schönster Herrlichkeit;
Was uns verwelcket scheint, blüht in deß Salems Freud,
Das beste Erb-Theil ist Dir, Seeliger! beschieden.
Wir setzen nun dem Rost das schönste Silber gleich:
Hier fault und grünet doch ein theurer Bürcken-Zweig!"

3. Auch eine Tochter hatte Peter Erhard. Sie hieß Maria Katharina. Das Datum ihrer Geburt ist unbekannt, wie auch sonst jegliche Nachrichten über sie fehlen. Das einzige, was wir wissen, ist, daß sie am 21. August 1717 den markgräflichen Hofrat Johann Christoph Cellerarius heiratete. Die Trauung fand „privatim" in Grötzingen statt im Hause des Hauptmanns und „Kantenwirts" von Nidda.

VIII.

Johann Ernst.

(1689—1771).

Peter Erhards Nachfolger als Geheimer Sekretär des Markgrafen Karl Wilhelm wurde sein älterer Sohn Johann Ernst. 1689 geboren, war derselbe mit zwanzig Jahren in den Dienst des Markgrafen Friedrich Magnus getreten und zunächst in Basel, wo sich damals der Hof aufhielt, dem Geheimen Registrator Brodhag und dem Rechnungsrat Schnitzler als Kanzlist beigegeben worden, um diesen in Registratur- und Rechnungssachen an die Hand zu gehen. Im Mai 1709 bat sein Vater Peter Erhard, seinen Sohn den Nachtisch bei Hof mitgenießen zu lassen, da derselbe mit seiner Kanzlistengage, zu der keine Accidentien kämen, in Basel nicht einmal die Kost bestreiten könne, worauf Friedrich Magnus verfügte, daß Johann Ernst fortab den Nachtisch bei Hof erhalten und ihm außerdem die Kanzlistenbesoldung an Geld und das kleine

Unterschriften Johann Ernst Bürklins von 1721 und 1749.

Kostgeld in Geld, zusammen im Betrage von 56 Gulden, zuteil werden solle. Einige Monate später, im Oktober, als nach dem Tode des Markgrafen Friedrich Magnus die fürstliche Hofhaltung in Basel aufgelöst wurde, erhielt Johann Ernst den Befehl, „mit nächster sich ergebender Gelegenheit“ ebenfalls „herunter“, d. i. nach Durlach, zu kommen. Bald darauf zum Rentkammersekretär ernannt, ward er 1712 bestimmt, als Sekretär die Geheimen Räte v. Wallbrunn und Stadelmann zu begleiten, als diese von Markgraf Karl Wilhelm zur Teilnahme an der kaiserlichen Kommission delegiert wurden, welche die Zwistigkeiten des Abts von St. Gallen mit den Toggenburgern, Zürich und Bern untersuchen und schlichten sollte. Doch kam ihre Sendung nicht zur Ausführung, da der Markgraf vorher von der Kommission zurücktrat. Seit dem 24. April 1713 Kabinettsekretär, wurde Johann Ernst, wie schon erwähnt, nach dem Tode seines Vaters von Markgraf Karl Wilhelm am 9. April 1714 im Alter von 25 Jahren zum Wirklichen Geheimen Sekretär ernannt.

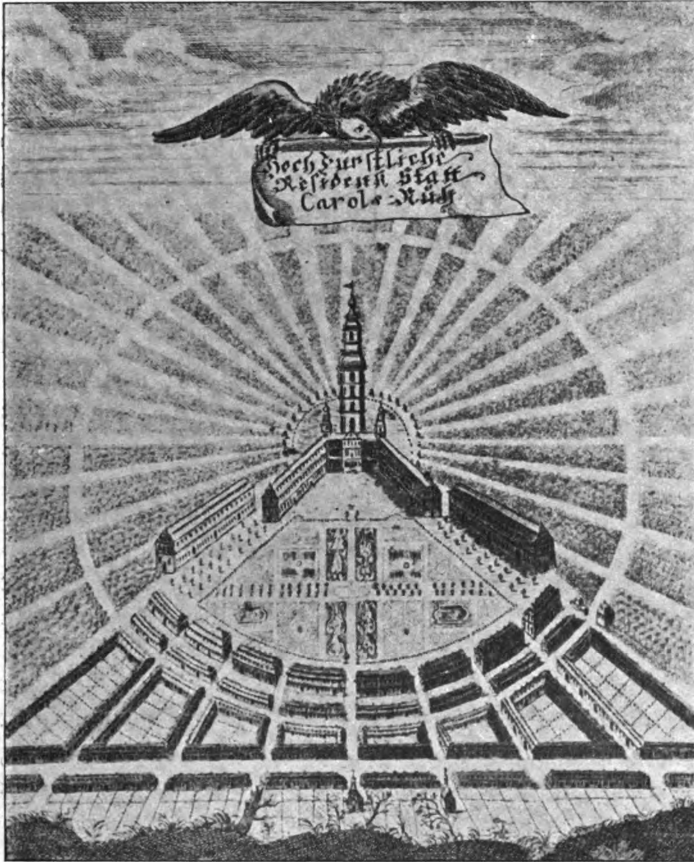
Am 17. Juni 1721 wurde er, damals bereits Hofrat, als „Ordensvicesecretarius“ des von Karl Wilhelm sechs Jahre zuvor gestifteten Hausordens der Treue oder, wie man damals sagte, des Hochfürstlichen Ordens de la Fidélité, „proponirt und acceptirt“, und zwanzig Jahre später trat er als Nachfolger an die Stelle des ersten Sekretärs des Ordens, des Geheimen Rats Johann Wilhelm zur Glocken. Im Februar 1728 bestimmte Markgraf Karl Wilhelm, daß Johann Ernst „von wegen des obhabenden Geheimen Referendariats ratione des Rangs mit den Kammerjunkern und Geheimen Hofräten der Anciennität nach roulieren solle“. Um das Jahr 1750 finden wir ihn dann in einer Konsignation der weltlichen Dienerschaft als Geheimen Hofrat und Geheimen Referendär an zweiter Stelle unmittelbar nach dem Geheimen Rat und Hofratspräsidenten v. Üxküll aufgeführt, und als endlich im Jahre 1751 die Geheimen Hofräte Wieland, Lüdecke und Sahler, die bisher ihm im Range nachgefolgt waren, zu Wirklichen Geheimen Räten ernannt wurden, befahl Markgraf Karl Friedrich am 25. März des gleichen Jahres, daß Johann

Ernst in seinem bisherigen Rangverhältnis zu den nunmehrigen Geheimen Räten verbleiben und also mit denselben den „wirklichen Geheimen Rats-Rang" erhalten solle.

Über die Bezüge, welche mit Johann Ernsts dienstlicher Stellung verbunden waren, sind wir durch Aufzeichnungen aus verschiedenen Zeiträumen unterrichtet. Die Gage, welche er als Kanzlist bezog, haben wir oben kennen gelernt. Während er Kabinettsekretär war, betrug seine Besoldung 290 Gulden (davon 75 Gulden als Kanzleitaxe und 15 Gulden für Brennholz), 12 Malter Roggen, 24 Malter Dinkel, 2 Malter Gerste, 20 Ohm Wein und Dehmrecht für vier Schweine. Als er Nachfolger seines Vaters wurde, sollte er auch dessen Besoldung erhalten, welche um 127 Gulden 30 Kreuzer und 1 Malter Gerste höher war als seine bisherige; doch dauerte es über ein Jahr, bis er in den wirklichen Genuß der höheren Bezüge gelangte.

Im Juni 1719, nachdem er inzwischen dem Hofe nach dem neu gegründeten Karlsruhe, wo seit 1718 bezw. 1719 sich auch die fürstlichen Kanzleikollegien befanden, gefolgt war, sah er sich veranlaßt, dem Markgrafen eine Denkschrift über seine Verhältnisse einzureichen. Es war gerade ein Jahr verflossen, seitdem ihm der Fürst die Referierung aller Protokolle übertragen hatte und dabei so „genereux" gewesen war und ihn aufgefordert hatte, sich zu äußern, wie er sich ihm gegenüber für die vermehrte Arbeitslast erkenntlich zeigen könne. Johann Ernst führte aus, er hätte es für unbillig gehalten, sich sogleich darüber zu „explizieren", er habe erst abwarten wollen, ob seine Tätigkeit den Beifall des Markgrafen finde. Da dies, wie er aus den Äußerungen Karl Wilhelms und seinen Gnadenbezeigungen schließen könne, geschehen sei, so hoffe er, daß er es ihm nunmehr auch nicht verübeln werde, wenn er jetzt jenem ausdrücklichen Befehle entspreche. Er beziehe zurzeit, trotzdem er Tag und Nacht zu arbeiten habe, die nämliche Gage wie jeder andere Hofrat, der morgens um acht Uhr auf die Kanzlei und mittags um elf oder, wenn es lange währe, um halb zwölf Uhr wieder nach Hause gehe und dann nachmittags seinen Geschäften oder seinem „Pläsier" nachgehen könne

und im übrigen außer einer ihm etwa alle Woche zukommenden Relation oder Kommission nichts zu tun habe. Er habe außer der Freitafel einschließlich der Naturalien zusammen 569 Gulden



Karlsruhe im Jahre 1722.

30 Kreuzer, seine notwendigen Auslagen aber betrügen für Hauszins 40 Gulden, für Kost und Kleider eines jungen „Adjouto“, den er doch lediglich zu des Fürsten Diensten halte, 30 Gulden, für seine eigenen Kleider, Schuhe und viele andere Zubehörden

150 Gulden, für Holz 20 Gulden, für Wäsche 24 Gulden, endlich, da die Hofkost so beschaffen sei, daß zur Winterszeit gar wenigemal ein warmer Bissen zu haben sei und im Sommer andere „Inconvenientien“ obwalten, „daß ich, will ich auch gesund bleiben und mich zu fernern Diensten konservieren, mehrenteils zu Haus essen muß,“ für Essen 150 Gulden, in Summe 414 Gulden. Es blieben ihm also von seiner Gage noch 155 Gulden 30 Kreuzer übrig, die ihm aber zu allerhand Kleinigkeiten und „täglich vorkommenden Unvermeidlichkeiten“ nicht einmal ausreichten, so daß er alle Jahre seine Mutter um „Assistenz“ anrufen müsse. In Stuttgart habe der Geheime Kabinettsekretär 1200 Gulden, obwohl er nur den zehnten Teil an Arbeit habe, weil die Funktionen dort abgeteilt seien und für jede ein Geheimer Sekretär vorhanden sei. Als er noch in Durlach gewesen, habe er bei seiner Mutter freie Wohnung gehabt, auch habe ihm dieselbe „ex commiseratione“ das Holz „fourniert“ und waschen lassen. Das sei jetzt alles in Wegfall gekommen, während es doch an allen Höfen herkömmlich sei, daß der Geheime Sekretär, da wo der Hof und die Herrschaft sich aufhalte, in deren Umgebung er ja sein müsse, freies Quartier und Holz erhalte. Er wolle trotz alledem keine Zulage verlangen und alles dem Gutbefinden des Markgrafen überlassen; doch glaube er beifügen zu müssen, daß sein Vater, der dreißig Jahre dem fürstlichen Hause bis zu seinem Tode treu gedient und gar vieles ausgestanden habe, trotzdem seinen Hinterbliebenen keine Erkenntlichkeit in Gestalt fürstlicher Privilegien oder anderer Gnadenbezeigungen hinterlassen habe, und auch er wolle zeitlebens dem Fürstenhause dienen. Zum Schlusse bittet er dann um Auszahlung seines ihm für das vergangene Jahr noch gebührenden letzten Quartalrestes von 101 Gulden 26½ Kreuzer, da ihm durch Krankheit große Kosten bei Doktor, Barbier und Apotheker erwachsen seien. Er stellt ferner das Ersuchen, ihm als Erkenntlichkeit für seine Extrageschäfte etwa jährlich 50 Gulden zur Bezahlung des Hauszinses vom Beginne der Extramühen an zu bewilligen, weiter ihm den Aufwand, den er für den Jungen zu machen habe, in Gestalt einer Zulage zu seinem Gehalt zu

ersetzen, und bittet endlich, daß die wenigen Güter, die sein Vater hinterlassen und von denen beinahe allein in dieser geldlosen Zeit seine Mutter ihren Unterhalt bestreiten müsse, solange sie bei der Bürcklinischen und „deren Descendenzfamilie“ bleiben, „von allen ordinarien und extraordinarien Anlagen, feindlich ausgenommen“, frei gemacht würden. Die beiden ersteren Bitten bewilligte der Markgraf, indem er eigenhändig sein „fiat“ an den Rand schrieb. Die an letzter Stelle genannte erfuhr ihre Erfüllung durch jenen Freiheitsbrief für die Witwe Peter Erhards, dessen oben gedacht worden ist. Ob auch die erbetene Gehaltszulage Johann Ernst sofort zuteil geworden, ist nicht zu ersehen; später hat er sie jedenfalls erhalten, wie die Angaben späterer Zeit zeigen.

In den Jahren 1733 und 1738 belief sich Johann Ernsts Einkommen auf insgesamt 884 Gulden 35 Kreuzer; und zwar setzte sich dasselbe im letzteren Jahre zusammen aus 320 Gulden Besoldung, 200 Gulden Addition, 75 Gulden Kanzleitaxe, 22 Gulden 30 Kreuzer Holzgeld und 26 Gulden Kostgeld für einen Diener, zusammen 643 Gulden 30 Kreuzer in bar, ferner aus 14½ Malter Roggen, zu je 2½ Gulden veranschlagt, 29 Malter Dinkel à 1½ Gulden, 30 Malter Hafer à 1 Gulden, 3 Malter Gerste à 2 Gulden, 20 Ohm Wein à 4 Gulden, 5 Ohm Wein à 3 Gulden, 6 Wagen Heu à 4½ Gulden, 200 Bund Stroh à 1 Kreuzer, oder 241 Gulden 5 Kreuzer Geldbetrag der Naturalien nach der markgräflichen Kammertaxe.

Im Jahre 1746 war seine Besoldung auf 1084 Gulden 35 Kreuzer gestiegen, 843 Gulden 30 Kreuzer in bar und 241 Gulden 5 Kreuzer in Naturalien. Diese Besoldung bezog er auch noch 1752. Als Markgraf Karl Friedrich damals dem gesamten Kanzleipersonal Zulagen gewährte, ohne daß Johann Ernst dabei berücksichtigt wurde, wandte sich dieser mit einer Eingabe an den Markgrafen. Er berechnete in derselben den Unterschied, um den sein Einkommen geringer sei als das der übrigen Geheimen Räte, auf 91 Gulden 45 Kreuzer, betonte aber, daß er den Markgrafen deswegen nicht behelligt haben würde, wenn es nicht den Anschein haben könnte, als sei jenes Übergehen für ihn ein Zeichen fürstlicher Ungnade,

6*

eine solche glaube er aber um seiner Verdienste willen, die er sich bei verschiedenen Gelegenheiten um das fürstliche Haus erworben habe und deren er einige aufzählt, nicht verdient zu haben. Die Eingabe wurde in Gegenwart Karl Friedrichs im Geheimen Rat „ihres ganzen Inhalts" verlesen und darauf folgende Entscheidung getroffen:

„Dem supplicanten seye zu erkennen zu geben, wie seyne in der neulichen Besoldungsverbesserung dero Canzley Bedienten geschehene Übergehung gantz und gar nicht von einem Unwillen oder Ungnade von Ihro fürstlichen Durchlaucht gegen ihn herrühre. Er seye auch nicht, wie er anführe, der einzige, dem keine neue Zulage darinn geschehen, sondern es gienge ihm hierinn noch ein anderer vor und könne ihm also, so wenig als diesem, solches an seiner reputation nachtheilig seyn und für eine fürstliche Ungnade ausgeleget werden. Indessen habe es mit der neu vermehrten Geh. RatsBesoldung nur auf die würklich im Collegio sitzende Geheime Räthe die Meynung gehabt: und da sein Geh. Referendarii bisheriges Gehalt von dieser nach eigener Ausrechnung um wenig differire, so hoffen auch Ihr Durchlaucht, er werde, da er zumahlen in voriger Zeit gegen jenen große Vortheile genossen, sich beruhigen und mit gedachtem Gehalt sich ferners begnügen, indeme an der gemachten BesoldungsEinrichtung nun nicht wohl mehr etwas geändert werden könne."

Über den Geschäftskreis des Geheimen Sekretariats hatte Markgraf Karl Wilhelm schon im Jahre 1711, also zu einer Zeit, als Peter Erhard das Amt noch bekleidete, bestimmt, daß alle einkommenden schriftlichen Sachen demselben „ad praesentandum, numerandum und umb des weiteren darbey nach Unserer gnädigsten Intention fürzunehmen", eingeliefert werden sollten. Sieben Jahre später erfuhr, wie schon oben angedeutet worden ist, dieser Geschäftskreis eine Erweiterung, indem von da an Johann Ernst auch dem Markgrafen persönlich über die verschiedensten Angelegenheiten und die von den einzelnen fürstlichen Kollegien (Kirchenrat, Rentkammer u. s. w.) gefaßten Beschlüsse auf Grund der Protokolle Bericht zu erstatten hatte. Gelegentlich erfahren wir auch, daß

schon damals oder wenigstens bald darauf zu seinen Obliegenheiten die Vorbereitung der im Geheimen Rat zur Beratung kommenden Sachen gehörte, ferner die Führung des Protokolles dieses Kollegiums, sowie die Niederschrift und Ausfertigung der von demselben gefaßten Beschlüsse. Das bedeutete natürlich eine nicht geringe Geschäftsvermehrung für den Geheimen Sekretär bezw. Geheimen Referendär, wie er fortab hieß, von deren Umfang wir uns am besten eine Vorstellung machen können, wenn wir erfahren, daß beispielsweise im Dezember des Jahres 1728 an einem einzigen Sonntage und dem darauf folgenden Montage allein neunzig Schriftstücke eingingen und daß Johann Ernst den ganzen Sonntagabend und die Nacht, sowie die Zeit von Montag früh vier Uhr bis mittags nach zwölf Uhr darauf verwenden mußte, um diese Sachen für die am Montag Nachmittag stattfindende Sitzung des Geheimen Rats vorzubereiten. Nur eine Arbeitskraft, wie Johann Ernst sie besaß, war einer solchen Geschäftslast gewachsen, aber auch er konnte sie auf die Dauer nicht bewältigen. Deshalb sah sich Markgraf Karl Wilhelm veranlaßt, ihm in dem genannten Jahre seinen im gleichen Hause mit ihm wohnenden jüngeren Bruder Johann Erhard, der damals Vizesekretär bei der Rentkammer war, zur Unterstützung beizugeben, indem er demselben gleichzeitig den Titel eines Kammersekretärs verlieh. Auch wurde damals der bis dahin bestehende Brauch, daß das Geheime Sekretariat sämtliche hinausgehenden fürstlichen Befehle zu versiegeln hatte, aufgegeben. Es ließ sich nicht mehr durchführen, von allen Befehlen, deren nicht selten, wie berichtet wird, allein von der Rentkammer hundert bis anderthalbhundert mit der oberländischen Post befördert wurden, auf dem Geheimen Sekretariat eine „Designation mit kurzer Beschreibung des Inhalts darüber zu fertigen“. Das Versiegeln und Absenden der betreffenden Schriftstücke blieb von nun an den einzelnen Kollegien überlassen. Der Vollständigkeit halber möge erwähnt werden, daß Johann Ernst damals auch wegen seiner vielfältigen Nachtarbeiten, zu denen ihn sein Dienst nötigte, jährlich einen halben Zentner Lichter bewilligt erhielt.

Als dann im September des folgenden Jahres 1729 Karl Wilhelm nach der Rückkehr von seiner Reise nach Holland „zu fernerer etwelcher Erleichterung Unserer schweren Regierungslast“ eine Geheime Deputation errichtete, welcher der Erbprinz Friedrich, alle wirklichen Geheimen Räte, sowie die Geheimen Hofräte Bürklin, Schmauß und Wieland angehörten, wurden auch für Johann Ernst Erleichterungen geschaffen. Der Markgraf bestimmte nämlich gleichzeitig, „daß fürderhin auß denen sambtlichen Protokollen aller unserer Dicasterien und Collegiorum, ehe dieselbe Unß von Unserm Geheimen Hofrath Bürcklin referiert werden, vordrist durch einen Rat von einem jedwederen Kollegio berührt Unserer Geheimen Deputation referiert, von solcher das Behörige resolviert und alle die Expeditiones, welche von Uns zu unterschreiben sind, nach dem Tenor der Conclusi gedachter Geheimen Deputation von einem Membro derselben, nebst Ihme dem Geheimen Hofrath Bürcklin vidiret werden“ sollten.

Spuren der dienstlichen Tätigkeit Johann Ernsts finden sich in den baden-durlachischen Akten vom zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an bis in die fünfziger und sechziger Jahre hinein in großer Anzahl. Überall begegnen wir seinen charakteristischen Schriftzügen; zahlreiche Aktenstücke tragen von seiner Hand den Vermerk „Serenissimo unterthänigst referiert“, in vielen Fällen ist auch die markgräfliche Entscheidung von ihm beigesetzt. Fast unübersehbar ist die Menge der persönlichen Entschließungen sowohl der Markgrafen Karl Wilhelm und Karl Friedrich, wie auch der vormundschaftlichen Regierung während der Minderjährigkeit des letzteren, welche von ihm niedergeschrieben sind. Dazu finden sich zahlreiche Denkschriften, ferner Erlasse des Geheimen Rats und selbst anderer Behörden, so z. B. des Kirchenratskollegiums, in Reinschrift wie im Entwurf, von seiner Hand vor. Die Mehrzahl aller dieser Schriftstücke gehört der Regierungszeit des Markgrafen Karl Wilhelm an (bis 1738). Unter dessen Nachfolger ist offenbar nach und nach eine teilweise Entlastung Johann Ernsts eingetreten, was sich schon darin zeigt, daß in späteren Jahren neben dem Geheimen Referendär auch Geheime Sekretäre, speziell bei dem

Geheimenratskollegium, erwähnt werden, während dies in den ersten Jahrzehnten nicht der Fall war. Die von Johann Ernst persönlich geschriebenen Schriftstücke nehmen demgemäß mit dem Fortschreiten der Jahre an Zahl allmählich ab, ohne jedoch selbst in den letzten Zeiten vor seinem Tode ganz zu verschwinden.

Es ist eine bedeutende Arbeitsleistung, welche in diesen eigenhändigen Niederschriften Johann Ernsts zutage tritt, und doch ist seine Tätigkeit mit ihnen keineswegs erschöpft. Es sind uns daneben noch umfangreiche Korrespondenzen von ihm erhalten, sowie Bruchstücke solcher, welche fast ausschließlich aus seiner dienstlichen Tätigkeit erwachsen sind. Mit markgräflichen Beamten und Offizieren, mit weltlichen und geistlichen Dienern des Landes, mit Agenten und Gesandten im Auslande und vielen andern hat er während seiner langen Dienstzeit zahlreiche Briefe gewechselt. Er erhielt auf diese Weise Kenntnis von allem, was entfernt vom Hofe vorging, von Neuigkeiten aller Art innerhalb und außerhalb des Landes, wurde aber auch nicht selten von den Briefschreibern zum Vertrauten ihrer persönlichen und dienstlichen Sorgen und Wünsche gemacht. Wir erkennen dabei, daß man vielfach die Korrespondenz mit ihm als den besten und sichersten Weg betrachtete, persönliche Anliegen bei dem Markgrafen anzubringen, als einen sicherern und bessern, als wenn man sich unmittelbar an diesen selbst wendete, wir sehen ferner daraus aber auch, daß Markgraf Karl Wilhelm es mehrfach vorzog, geschäftliche Angelegenheiten nicht persönlich oder durch seine Regierung, sondern durch die Vermittlung seines Geheimen Referendärs zu behandeln, der über die an ihn gelangten Briefe und Schreiben berichtete und in seinen Antworten bald unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Äußerungen seines Herrn, bald als seine eigene, allerdings sehr maßgebliche Meinung dessen Befehle und Wünsche kund tat.

Es kann nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle auf alle diese Korrespondenzen im einzelnen einzugehen. Sie beweisen wiederholt, welche Vertrauensstellung Johann Ernst sowohl bei dem Markgrafen Karl Wilhelm als auch dessen Enkel und Nachfolger Karl Friedrich einnahm, bieten aber naturgemäß für die

Kenntnis von Johann Ernsts Lebensschicksalen und seinem Charakter im ganzen nur geringe Ausbeute. Doch mögen einige derselben immerhin kurz erwähnt werden.

Als gegen Ende des Jahres 1715 der kaiserliche Hof zu rüsten begann, um der von den Türken bedrängten Republik Venedig beizustehen, befand sich auch Markgraf Karl Wilhelm unter denjenigen deutschen Fürsten, mit denen Verträge über die Stellung von Regimentern für den bevorstehenden Feldzug abgeschlossen wurden. Der Oberstleutnant Johann Drais von Sauerbronn wurde mit der Werbung eines Regiments zu Fuß in der Stärke von 2300 Mann beauftragt. Dasselbe sollte in Ulm aufgestellt werden; außer in dieser Stadt waren Werbeplätze in Nördlingen, Augsburg und anderen Orten. Alte Mannschaften als Unteroffiziere, ebenso Leutnants blieben von der Werbung ausgeschlossen; der Markgraf schickte dieselben aus dem eigenen Lande, „dann Ihro Durchlaucht hier dergleichen Leute genug haben, so tüchtig dazu seyen". Die Korrespondenz mit Oberstleutnant Drais führte Johann Ernst, doch war er bei derselben an die ganz bestimmten Weisungen des Markgrafen gebunden, der sich mit der Formation, der Ausrüstung und Bekleidung der Mannschaften und vielem anderen aufs eingehendste beschäftigte und selbst Einzelfragen von untergeordnetster Bedeutung seiner Entscheidung vorbehielt. Als Termin, bis zu welchem das Regiment bereit sein sollte, war der 1. Februar 1716 bestimmt. Es wurde in Donauwörth eingeschifft und auf der Donau bis nach Ungarn transportiert, wo es an der Schlacht bei Peterwardein am 5. August 1716 mit Auszeichnung teilnahm und ebenso die Belagerung und die Schlacht von Belgrad (16. August 1717) mitmachte. Ursprünglich dem Kaiser auf zehn Jahre überlassen, trat es der Markgraf später dem kaiserlichen Hause zu seinem beständigen Dienste ab.

Einige Jahre später, im November 1720, sehen wir Johann Ernst mit einem gewissen Henry Charles des Bordes Beziehungen unterhalten. Derselbe hatte vorgeschlagen, ein markgräfliches Infanteriebataillon an die Generalstaaten zu überlassen; doch wurde aus der Sache damals nichts. Als dann in den vierziger Jahren

erneute Verhandlungen angeknüpft wurden, welche, wie bekannt, in der Tat zur Aufstellung eines markgräflich baden-durlachischen Regiments zu Fuß in niederländischen Diensten führten, war Johann Ernst an denselben wiederum in hervorragendem Maße beteiligt. Alle die Vorfragen, welche erledigt werden mußten, ehe die ganze Angelegenheit in Fluß kam, wurden von ihm in einer umfangreichen Korrespondenz mit dem Agenten im Haag, Lodewyck van Thun, erörtert, welch letzterer übrigens, was beiläufig bemerkt sei, in einem Briefe vom 29. Mai 1744 an Johann Ernst die erste Anregung zu den Verhandlungen gegeben hatte. Daneben ging eine Korrespondenz mit dem Prinzen August von Baden-Baden, sowie dessen Adjutanten, einem Leutnant Leiner, einher, durch die man sich Kenntnis von den Verhältnissen der fremden Truppen, insbesondere der baden-badischen, in den Diensten der Generalstaaten zu verschaffen suchte. Als dann das Regiment errichtet war, stand Johann Ernst während der vierziger Jahre und in der ersten Hälfte der fünfziger in ununterbrochenem schriftlichen Verkehr mit verschiedenen Offizieren desselben, vornehmlich mit dem Kommandeur, einem Oberstleutnant v. Bose, wobei alle die Truppen berührenden Dinge, wie Ausrüstung und Verpflegung, Unterbringung in Quartieren, Verhalten von Offizieren und Mannschaften, Angelegenheiten des Dienstes u. s. w. bis auf Einzelheiten Berücksichtigung fanden. Seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen in den Niederlanden, die Johann Ernst sich bei einer Anwesenheit daselbst in der Begleitung Markgraf Karl Wilhelms im Jahre 1723 erworben hatte, mag ihm bei der Beurteilung mancher hier zur Sprache kommenden Fragen von nicht geringem Nutzen gewesen sein.

* * *

Im Jahre 1733 brach der sogenannte polnische Erbfolgekrieg aus. Gegen Ende des Jahres sah sich Kaiser Karl VI. einer kampfbereiten Koalition Frankreichs und der spanischen Bourbonen gegenüber. Für beide gab die zwiespältige Königswahl in Polen den Vorwand ab zur Verfolgung ganz anderer, fernab

liegender Ziele; für Frankreich galt es, in einem letzten Entscheidungskampfe mit dem Kaiser den Besitz Lothringens sicher zu stellen, Spaniens Absichten gingen auf die österreichischen Besitzungen in Italien. Im Januar 1734 wurde in Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Den Hauptkriegsschauplatz bildete Italien. Doch auch am Rheine wurde gekämpft, auf beiden Seiten freilich ohne großen Eifer und besondere Anstrengungen. Die Kaiserlichen und die Reichstruppen, dürftig ausgerüstet und an Zahl gering, konnten keinen entscheidenden Schlag wagen, um so weniger, als vielfach Uneinigkeit unter den Führern der einzelnen Reichskontingente herrschte und der greise Prinz Eugen, der zeitweilig das Kommando führte, von den Anfechtungen des Alters und Krankheit heimgesucht, „den alten siegessicheren Wagemut seiner Mannesjahre" gar sehr vermissen ließ. Aber auch die Franzosen hielten sich offenbar zurück und machten von ihrer erdrückenden Übermacht keinen Gebrauch. Man geht sicher nicht fehl, wenn man, wie das auch geschehen ist, annimmt, daß es nicht in ihrem Plane lag, nachdem sie im Sommer 1733 das wehrlose Lothringen weggenommen und damit den Preis des Sieges sich gesichert hatten, durch unzeitige Angriffe es mit dem Reiche zu verderben und dasselbe nachträglich noch zu besonderen Kraftanstrengungen zu reizen.

Schon im Oktober 1733 hatte Marschall Berwick die Reichsfestung Kehl weggenommen, im Juli des folgenden Jahres zwang er unter den Augen des Prinzen Eugen, der mit dem herbeigeführten Ersatzkorps nichts zu unternehmen wagte, Philippsburg zur Kapitulation. Die Markgrafschaft Baden-Durlach hatte, wie die angrenzenden Gebiete, in dieser Zeit unter den Durchzügen der Franzosen vielfach zu leiden; grobe Exzesse kamen da und dort vor, obwohl diesmal die französische Generalität, wohl aus ähnlichen Erwägungen wie den oben angeführten, sich alle Mühe gab, Ordnung zu halten. Bei Beginn des nächstjährigen Feldzugs standen die Kaiserlichen in einer weitausgedehnten Linie vom Schwarzwald bis gegen Mainz; das Gros der Armee befand sich bei Bruchsal unter dem Herzog Karl Alexander von Württem-

berg, der bis zur Ankunft des Prinzen Eugen im Mai das Kommando führte. Auch in diesem Jahre kam es zu keiner entscheidenden Aktion, selbst nicht, als im Laufe des Sommers ein russisches Hilfskorps von 12 000 Mann zum Heere gestoßen war. Prinz Eugen begnügte sich, seine Stellung festzuhalten, und ließ sich durch die Märsche und Gegenmärsche des Feindes nicht verleiten, demselben zu folgen. Während die Heere sich noch tatenlos gegenüberstanden, hatten inzwischen in Wien in aller Stille die Verhandlungen begonnen, welche in Bälde das Ende des Krieges herbeiführten. Am 3. Oktober 1735 wurden die Präliminarien unterzeichnet; am 7. November erfolgte der endgültige Friedensschluß.

Markgraf Karl Wilhelm hatte beim Ausbruch des Krieges sein Land verlassen, seit dem Oktober 1733 hielt er sich in Basel auf. Unter denjenigen, die ihn dorthin begleitet hatten, befand sich auch Johann Ernst. Doch war dieser im folgenden Jahre schon wieder in Karlsruhe. Sein Aufenthalt daselbst sollte allerdings nur von kurzer Dauer sein, doch gestattete ihm der Markgraf nachträglich, denselben weiter auszudehnen, als ursprünglich geplant war, vornehmlich auf Bitten der im Lande zurückgebliebenen Regierung, welche dringend Johann Ernsts Unterstützung wünschte. Nach seiner Rückkehr nach Basel sandte ihn dann Markgraf Karl Wilhelm im Mai 1735 zum zweiten Male in die Markgrafschaft, diesmal in der ausgesprochenen Absicht, daß er dort längere Zeit bleiben und der Regierung bei ihren Bemühungen für das Wohl des Landes an die Hand gehen solle.

Johann Ernst reiste am 19. Mai von Basel ab und traf am Nachmittag des 24. in Karlsruhe ein, nachdem er unterwegs in Freiburg sich aufgehalten und von dem dortigen Kommandanten, Feldmarschalleutnant Tillier, die Zusicherung einiger Erleichterungen für die bei den Schanzarbeiten zu Breisach verwendeten badischen Untertanen aus den oberen Landen erhalten hatte. Die Eindrücke, welche er von den Zuständen in der Markgrafschaft gleich bei seiner Ankunft empfing, waren keineswegs erfreulicher Natur. Um ihre Stellung zu befestigen und gegen überraschende Überfälle zu sichern, hatten die Kaiserlichen im Lande zahlreiche künst-

liche Hindernisse, Schanzen, Verhaue u. s. w. angelegt. Auch hatten sie die Nebenflüsse des Rheins und deren Zuflüsse an verschiedenen Stellen gestaut und dadurch die tiefer liegenden Landstriche unter Wasser gesetzt. Äcker und Wiesen waren weithin überschwemmt und die Aussichten auf die Ernte des folgenden Sommers für ganze Gegenden vernichtet, was um so schwerer ins Gewicht fiel, als das Land auch für den Unterhalt eines Teiles des Heeres aufzukommen hatte. Dazu wurden durch die Arbeiten an den Schanzen und den Dämmen, welche das Überschwemmungsgebiet einschlossen und an denen Hochwasser und andere Zufälligkeiten immer wieder neue Arbeiten nötig machten, die Untertanen in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen, so daß vielfach die Kräfte zum Anbau des wenigen vom Wasser verschont gebliebenen Landes fehlten. Johann Ernst, der die Dinge vom Standpunkt der für das Wohl ihrer Untertanen besorgten Regierung und nicht von demjenigen des für die Sicherheit der Armee verantwortlichen Feldherrn betrachtete, wollte die Zweckmäßigkeit aller dieser Maßregeln nicht einleuchten. In bitteren Worten hat er sich über dieselben ausgesprochen und an herbem Tadel derjenigen es nicht fehlen lassen, die er für dieselben verantwortlich machte. An die Möglichkeit, eine Änderung herbeizuführen, war jedoch begreiflicherweise für ihn nicht zu denken. Seine Hauptsorge war daher darauf gerichtet, den bedrängten Untertanen, soweit möglich, Erleichterungen zu verschaffen. Um dies zu erreichen, scheute er keine Mühe; bald da, bald dort griff er tatkräftig ein, bei verschiedenen Generalen und Offizieren machte er wiederholte dringende Vorstellungen, und selbst den Prinzen Eugen suchte er im Lager zu Bruchsal auf, um ihn für das Wohl des Landes zu interessieren.

Über alle diese Schritte hat er dem Markgrafen ausführlich nach Basel berichtet. Vom Tage seiner Ankunft in Karlsruhe an bis in den Dezember, da die Kunde vom Abschlusse des Friedens kam und die in der Markgrafschaft in den Winterquartieren liegenden Truppen abzuziehen begannen, hat er häufig täglich, immer aber alle paar Tage, oft mehrere Seiten umfassende Be-

richte an den Markgrafen gesandt. Dieselben enthalten eingehende Darstellungen der Lage und Zustände des Landes, beschränken sich aber nicht auf diese allein. Er teilt vielmehr alles mit, von dem er annimmt, daß es von irgend welchem Interesse für den Fürsten sein könne. Was ihm von den Vorgängen beim Heere bekannt wird, erzählt er ausführlich wieder; er erwähnt seine Begegnungen mit verschiedenen kaiserlichen Offizieren und entwirft Schilderungen von diesen, die freilich nicht immer sehr schmeichelhaft für sie sind. Besonders schlecht ist er auf den General von Schmettau, den späteren preußischen Generalfeldmarschall, zu sprechen, dem er die Hauptschuld an dem vielen Schanzen der Bauern und der „Inundation" beimißt; aber auch mit seinem Urteil über den Herzog Karl Alexander von Württemberg hält er nicht zurück, trotzdem bei demselben eben damals der junge Markgraf Christoph von Baden-Durlach mit Empfehlungen seines Oheims Karl Wilhelm eingetroffen war, um in seiner Umgebung den Feldzug am Rhein mitzumachen. Auch an der Kriegsführung der Kaiserlichen hat er so ziemlich alles auszusetzen. Wenn er Veranlassung nimmt, von ihren Plänen und Operationen zu sprechen, geschieht es selten anders als in ironischen Wendungen.

Ein Ereignis besonderer Art war das Eintreffen der russischen Kriegsvölker beim Heere im August 1735. Es war zum ersten Male, daß ein russisches Korps so weit nach dem Westen Europas vordrang. Allgemeines Aufsehen erregte damals die gute Haltung dieser Truppen und die strenge Manneszucht, durch welche sie sich in vorteilhafter Weise vor den disziplinlosen, zu Ausschreitungen aller Art geneigten und von ihren Offizieren nur mit Mühe im Zaum gehaltenen Regimentern des Reichsheeres auszeichneten. Von Prinz Eugen wissen wir, daß er nach der ersten Besichtigung des russischen Korps geäußert hat, er habe eine so wohl regulierte, schön und trefflich exerzierte Infanterie gefunden, daß er darüber ebenso erstaunt sei wie über ihren befriedigenden Zustand nach einem so langwierigen Marsche. Den Oberbefehl führte Graf Peter Lacy, der spätere Feldmarschall, ein Irländer von Geburt. Unter ihm kommandierten unter anderen der General Biron, ein

Bruder des bekannten Günstlings der Kaiserin Anna von Rußland und nachmaligen Herzogs von Kurland, und James Keith, der, einer alten schottischen Familie entsproßt, wie Lacy als flüchtiger Jakobit in Rußland Kriegsdienste genommen hatte, später in preußische Dienste übertrat und als Freund und General Friedrichs des Großen durch seinen Heldentod bei Hochkirch (14. Oktober 1758) bekannt geworden ist.

Für Johann Ernst lag neben dem allgemeinen Interesse ein besonderer Grund vor, seine Aufmerksamkeit den Russen zuzuwenden, nämlich der, daß ein größerer Teil derselben in baden-durlachischen Orten Winterquartiere beziehen sollte. Und so finden wir denn in der Tat, daß die neuen Ankömmlinge ihn von Anfang an in hervorragendem Maße beschäftigten. Er hat sie verschiedenemal in ihren Lagern aufgesucht, mit ihren Offizieren Verbindungen angeknüpft und auf jede Weise sich über sie zu unterrichten gesucht. Auch nimmt die Beschreibung der Sitten und Gebräuche der fremden Gäste in seinen Berichten an den Markgrafen einen breiten Raum ein, und diese Partieen sind es nicht zum mindesten, die seine scharfe Beobachtungsgabe verraten und sich durch treffende Bemerkungen auszeichnen.

Wir lassen nunmehr verschiedene Auszüge aus diesen Berichten Johann Ernsts folgen. Dieselben verdienen schon um der Vorgänge und Ereignisse willen, auf die sie sich beziehen, Interesse, wichtiger aber noch erscheinen sie uns in Rücksicht auf die Person des Verfassers selbst, in dessen Anschauungen und Denkungsweise sie uns manchen Einblick gewähren.

1735.

Karlsruhe, 24. Mai. „Die Gegend von dem Reygergeständt an bis auf Rippurg alles unter Wasser und siehet einem See gleich. Gottsau ist völlig eingeschanzt, underhalb des Falconier-Häußlins ist eine Redoute übern Weeg gemacht, und an dem Weeg, so gegen der Rintheimer Weyd gehet, wird ein großes Brustwehr aufgeworffen, und leydet eben alles unersäglichen Schaden. Der Prinz Eugenius hat die Arbeiten noch nicht gesehen."

Durlach, 29. Mai. „Mit der unnötigen Schantzarbeit wird noch immer continuirt und bald da bald dorten ein neues Werk angelegt, so daß man über den aller Orthen verursachenden Schaden Blut weinen möchte. Jhro Durchleucht der Printz Eugenius haben die schöne Werker noch nicht gesehen und sollen auf den Jhnen davon beschehenen Rapport sich haben vernehmen lassen, ob man Willens seye einen Froschfang anzufangen. Der Pfältzische Gerichtsschreiber zu Weingarten sagt mir gestern, daß es bey Jhnen eben so arg und vom Werenhäußlin an dieselbe ganze Gegend under Waßer stehe.

„Der Prinz Christoff kame diesen Morgen an und will morgen nacher Bruchsal, umb sich des Herrn Hertzogens Durchleucht zu praesentiren. Jch werde ihn dahin beglaiten und mit dem Herrn v. Schilling das weitere nach Ew. Durchleücht gnädigster Intention seinetwegen abreden."

Durlach, 30. Mai. „Soeben komme von Bruchsal wieder zurück. Jhro Durchleucht der Herr Herzog haben den Prinz Christoff ganz gnädig empfangen, und hat sich der Herr Hofmarschall v. Schilling anerbotten, auf den Prinzen alle gute Sorge zu tragen, auch die Jhme anvertrauende Gelder dergestalten zu administriren, daß Ew. Hochfürstliche Durchleücht damit gnädigst zufrieden seyn würden."

Durlach, 1. Juni. Er wird morgen auf die Hard gehen, um Erkundigungen wegen der vielen Klagen über Fronden und Schanzen einzuziehen, „um derentwillen die Husaren erst gestern noch den Anwald von Graben gefänglich abgeholt haben, welcher aber von dem zu Weingarten stehenden Obristlieutenant auf geschehene schriftliche Vorstellung wieder relaxirt worden."

Durlach, 6. Juni. „Wegen derer Schantzer und Fuhren habe vorgestern den Inspectorem Trautwein mit einem Schreiben an Herrn Generalen von Schmettau nacher Bruchsal gesandt und Jhne ersucht, sie nicht nur wieder nach Hauß zu laßen, sondern auch mehrere Ordre als bisher damit zu halten, maßen bald da bald dorten ein Commando solche aus den Dörfern weghole. Wegen des letztern hat er die Abstellung versprochen, wegen des

ersteren aber befohlen, daß man die Leute und Fuhren allsogleich fortlaßen solle."

Durlach, 6. Juni. „Der Printz Christoph ist heute mit seiner völligen Equipage nach Bruchsal, umb seinen Dienst anzutretten.

„Das Inundations-Werk wird noch immer stark continuirt und dörffte in kurzer Zeit das ganze Werk durch das große Gewäßer übern Hauffen geworfen werden. Dem Herrn General v. Müffling muß man mit Recht nachreden, daß er scharfe Ordre hält und was möglich ist, redressiret, allein hat es bey der Arbeit ein paar italiänische Ingenieurs, welche den Inundations-Teufel im Leib haben und sich immer auf höhere Ordre beziehen, denen er nicht wohl entgegen seyn darff."

Durlach, 8. Juni. „Der Prinz Christoph wird von dem Herzog von Württemberg ganz gnädig tractirt: Der Herr v. Schilling ist annoch in Studtgardt, wonachero wegen des Prinzen oeconomie nichts eigentlich disponiren können, so aber hiernegst bey seiner Retour geschehen solle."

Durlach, 13. Juni. „Bey der gantzen Generalität wird über das verderbliche Inundations-Werk recht höhnisch gesprochen, absonderlich hat der Herzog von Arenberg über der Tafel gesagt, als ihme jemand gemeldet, es causire eben kein großen Schaden dem Land, das Graß würde doch fouragieret worden seyn: Ja ich glaube es, der Herzog von Würtemberg hat keinen Verlust davon!"

Durlach, 15. Juni. „Nunmero habe ich Hoffnung, daß denen Underthanen die Früchten vom Fouragiren frey bleiben, nachdeme man die Ordnung, wiewol auch mit vieler Confusion gemacht, daß das Hew und Stroh auß denen Magazins beygeführet wird, bey welchen Umständen der arme Landmann gleichwolen nicht vor das theure Brod sorgen darff und durch die Beyfuhr der Magazins-Fourage auch täglich waß zu seinem Vorteil verdient."

Durlach, 20. Juni . . . „solchemnach leben wir immer im Streit bald wegen des Wassers, bald wegen der fouragiers. . . ."

Durlach, 22. Juni. „Nun ist das Fouragiren ohne Unterschied bey Leib und Lebensstraf verbotten und solches denen samtlichen Regimenter durch aparten Befehl von der hohen Generalitaet

schriftlich insinuieret worden, daß demnach die dieseitigen Underthanen sowohl durch den Verkauf deren Vorraths, als deßen Zufuhr ein ansehenliches profitiren können."

Durlach, 24. Juni. „Hiesiger Gegend halt der Herr General v. Müffling noch immer gute Ordre und redressiret was möglich ist und wäre zu wünschen, daß wann ja das Unglück seyn und wir beständig hier Trouppes haben sollen, daß er das Commando darüber behielte."

Feldlager bei Bruchsal, 27. Juni. „Heute früh habe mich anhero begeben, umb Ihro Durchleucht dem Prinzen Eugenio und dem Herrn General-Kriegs-Commissario Grafen von Nesselrodt ein Promemoria wegen der vielen Schanzer zum Inundations-Werk und disproportionirten Fuhren zu Beyführung der Fourage aus dem Pforzheimer Magazin zu übergeben; beedes ist auch von mir geschehen und haben des Prinzen Eugenii Durchleucht versichert, alle Excess und Ungleichheit abzustellen."

Hauptquartier Bruchsal. „Wegen meiner hiesigen Sollicitationen habe ich solche Resolutiones erhalten, daß man mit zufrieden seyn kann, und müßen nunmehro die Regimenter das Heu in denen Magazins selbsten abholen, der Haber aber wird an die Underthanen veraccordirt und Centner und Meil wegs weise bezalt. Die Herren Generals von Harrach und Philippi haben mir bey der Negotiation großen Vorschub gethan.

„Nachdeme auch einige Plankenlocher, Stafforter und Büchinger Deputirten zu mir kommen und große Klage wegen des Inundations-Werks geführt, und daß ihre Dörfer dabey in Gefahr stünden, so habe dem General v. Schmettau Vorstellung gethan, welcher auch von Stund an die Ordre gegeben, daß man durch die Nebengräben das Wasser ablaiten solle. Der Lieutenant Hemeling arbeitet würklich an einem Riß vor Ew. hochfürstliche Durchleucht von der ganzen Inundation von Ettlingen bis Ketsch, woraus dieselbe sodann die ganze situation sehen könne; sobalden er fertig, werde ihn underthänigst übersenden. Es ist doch kein General bey der Armée, der gut davon spricht, und doch findet sich auch niemand, der es zu redressiren vermag. Gestern wäre der Erbprinz v. Bevern

bey nahem vertrunken, dann da er den Visitirtag hatte und niemand vorausreuten ließe, ist das Pferd in Verfehlung des Wegs bis übern Sattel in das Wasser und Morast gesunken. Sein Reitknecht hat ihn, bis an den Hals in Wasser stehend, herausgezogen."

Durlach, 11. Juli. „Das continuirliche Regenwetter verursacht, daß die Underthanen wegen des Inundationswerks sehr geplaget werden, dann wann heute ein Damm reparirt wird, so bricht das Wasser schon wieder an einem andern durch und erfordert daher viele Schänzer. Der Herr General v. Müffling soulagiert sie in hiesiger Gegend nach Möglichkeit."

Durlach, 27. Juli. „In denen Lagern ist dermalen alles noch so ruhig und still, alß wann man von einem Krieg nicht das geringste wüste. Man tröstet sich immer auf die Ankunft der Russen, allein ich sorge sehr, mann werde alsdann ehender an die Winterquartier und Vexirung der armen Bauern, als dem Feind großen Abbruch zu thun gedenken. Es heiset noch zur Zeit redlich, Nos miseri sumus, neque Stuck, neque Bley, neque Pulfer habemus; dann wo man hin sihet, so ist gottlob an Mangel ein großer Überflus und damit will mann noch Thaten thun. Vorgestern hat mir der Herr von Hatfel (?) einen Brief an seine Frau gesant, welche im Wildbad ist und allda das Bad gebraucht. Weilen nun Ihr Durchleucht der Herzog Sie allda defrayren laßen, so habe geglaubt auch unserseits etwelche attention zu bezeugen und deswegen derselben mit einem expressen vier Stück Fasanen, eine Melone, etliche Pomeranzen und einen Strauß von allerhand Blumen überschickt, worüber sie sowohl mundlich als auch nach der Anlag schriftlich viel Vergnügen versichert."

Feldlager bei Bruchsal, 1. August. „Verwichenen Freytag Nachmittag ist der Herr Herzog Ferdinand aus Bayern in Compagnie des Generalen von Römers zu Carls Ruh gewesen und hat sowohl den Garten als die Orangerie als auf dem Thurn die Gegend besehen. Ich habe denselben eben noch bey der Syraenen, da er sich eine bouteille Wein geben laßen, angetroffen, der mir dann sein Approbation über die angenehme Situation, den wohl-

angelegten Garten und schöne Orangerie bezeuget, auch ein Compliment an Ewer hochfürstliche Durchleucht aufgegeben und ist noch selbigen Abends wider zur Armee gegangen . . . Nun habe ich endlich den Ersten Moscowiter gesehen, maßen Samstags früh der General Biron bey der Armee ankommen, der zwar nicht zu denen Russischen Trouppes gehöret, sondern als Volontaire herausgegangen. Er ist Oberstallmeister bey der Zarin und Obristlieutenant von dero Erstern Leibguarde mit Generals Rang, ein groser ansehnlicher Mann. Der hat einen Russischen Grenadier bey sich, so ein groser ansehnlicher Kerl ist; hat einen grünen Rock, rothe Aufschläg, roth Camisohl und Hosen auf teutsche Arth gemacht, und Stiefel auf die Façon wie die Preusen, einen schönen schwarzen Barth und auf dem Kopf eine Kappe in form einer casquette, ausen von dickem Leder, wie die steife Stiefel, und inwendig ein Kreuz von Eisen, vornen am Schild ist ein doppelter Adler von Mößing und unten das russische Wappen und hinten eine Granade auch von Meßing, tragt einen mittelmesigen Sabel und sihet mit einem Wort recht gut aus. Wann er über die Gaßen gehet, so laufet alles zu und ist curios dieses Wunderthier zu sehen. . . . . Ich habe verschiedene Generals über diese Russische Trouppes raisoniren hören, daß mann sich nemblich damit selbsten die Ruthe auf den Buckel binden und so leicht nicht mehr aus Teutschland bringen werde; auser diesem erlerneten diese Leute die Kriegsmanieren und sezeten sich dardurch auf einen solchen Fuß, daß mit der Zeit die Russische Armee eine der besten werden und ihren Nachbarn ein Denkmal davon zeigen würde." . . . . Es geht das Gerücht, es würden, wenn die Russischen Truppen und 6000 Sachsen näher herangerückt seien, 20—30000 Mann nach Italien detachiert, um mit den in Tirol und im österreichischen Schwaben stehenden Regimentern die Spanier und Savoyarden zu schlagen und ihnen das Eroberte abzunehmen, ehe die aus Italien herausgezogenen Franzosen ihnen beispringen könnten, „welches aber meines Erachtens ehender geredet und geschrieben als effectuirt werden kann. Gewiß ist daß der Prinz Eugenius gegen seine sonstige Gewohnheit seit etlich Tagen sich recht vergnügt erzeiget und recht viel

spricht, besonders von der baldigen Ankunft der Russen, und meinet man gewiß, Er werde suchen an etlichen Orten den Rhein zu passiren und die Franzosen zu attaquiren. . . Die Badische Waldungen leiden abermalen einen entsetzlichen Schaden, masen von Ettlingen bis Frauenalb ein breiter Weg und auser diesem ein groser Verhack gemacht wird, wordurch viel 1000 der schönsten Eychbäume ruinirt werden; von dar solle der Verhack bis ins Kinzinger Thal continuirt werden. . . . Ich habe oben zu melden vergeßen, daß mit dem General Biron auch ein Menzikofischer Prinz ankommen. Es ist ein schöner, langer junger Herr, der recht polit ist."

Hauptquartier Bruchsal, 3. August . . . . . „Wer keine rechte Gedult zu haben gelernt, den sollte man nur zum sollicitiren beim Commissariat employren, bey welchem man mit so vielen Chiquaneurs und doctoribus difficultatum zu thun bekommt, daß man die Kerls samt und sonders, weis nicht wohin, wünschet. Der beste Canal ist der Oberbuchhalter Balcon, Obercommissarius Wimmer und Secretarius Löwenegg, allein bis man vorher die Sachen bey denen andern Subalternen eingerichtet, die sobald ihnen was versprochen wird, sie es auch sogleich im Beutel zu haben wünschen, muß man sich fast zu Tode lauffen und gefallen lassen, die Visiten wohl drey und mehrmahl zu geben, bis man nur zur Audienz gelangen kann, und wann hernach alles in vermeinter Richtigkeit ist, so fehlet es hernach erst an dem Haubtwerk, nämlich der Bezahlung, weilen der Geldmangel so groß, daß es eine Schande. Der General Kriegs-Commissarius hat nach seinem übergebenen project mehr nicht als monatlich $\frac{115}{m}$ fl. verlangt und versichert, damit außzukommen, die Er aber kaum zur Helfte erhalten kann, dahero dann auch kommt daß aller Orthen viel versprochen aber wenig oder gar nichts gehalten wird."

Feldlager bei Bruchsal, 5. August. „In Conformitaet meiner vorgestrigen underthänigsten Relation habe ich nicht ermangelt gestern früh vor der Meß, in welche des Prinzen Eugenii Durchleucht alle morgen zu gehen pflegen, deroselben Ew. hochfürstlichen Durchleucht an Sie erlaßenes Schreiben underthänigst zu praesen-

tiren, nicht weniger auch weilen man mich von Basel auß benachrichtiget, daß die Breysacher und Freyburger Partheien denen Underthanen das Contributions-Heu auf denen Straßen wegnehmen, daß in anliegendem Concept verfaßte Promemoria zu übergeben und beedes nach bester meiner Möglichkeit gehorsamst vorzustellen. Ihro Durchleucht der Printz haben meinen Vortrag bey einer halben viertel Stund angehöret und nach dessen Beschluß mir geantwortet, Ich solte forderist Ew. hochfürstlichen Durchleucht wieder dero Empfehlung vermelden und versichern, daß Sie ihnen bey allen Gelegenheiten dero Freundschaft bezeugen würden, ratione des erstern aber werde es vor diesmalen schwer halten, einige Verguthung aus der Operationscassa thun zu können, als welche in gar geringem Stand seye, und hette Ihro May. der Kayser bereits etlich $\frac{100}{m}$ fl. darauf avanciren laßen. . ."

Feldlager bei Bruchsal, 9. August. Er hat von dem Prinzen Eugen noch keine Antwort auf das überreichte Schreiben erhalten. „Indessen thun Ew. hochfürstliche Durchleucht meines wenigen underthänigsten Ermeßens wohl daran, wann Sie denen beeden Oberämtern Badenweiler und Hachberg befehlen, mit weiterer Stellung der Schäntzer und Fuhren so lang einzuhalten, bis von dem Printzen eine Antwort einlauf, und sollten die Herren Commendanten, wie ich doch nicht hoffen will, einige Executiones verhengen, müste man es gleich wieder an den Printzen gelangen lassen, und wäre sodann gut, wann auch dem Herrn Praesidenten von Üxküll in der Sach Commission gegeben würde, sich darüber noch mehrers mündlich zu beschwehren, dann es einmal sicher, daß diese beede kayserliche Vestungen dem Kaiser zu unterhalten und zu versorgen allein zukommt, ohne die anliegende Stände damit zu beschwehren, oder solten sie eine Vormauer und Sicherheit vor das gantze Reich seyn, so müste das ganze Reich dazu contribuiren. Ich bin dahero ratione der darauf habenden starken Praetension nochmalen der Meinung, daß weile man sich aus denen letzt schon berichteten Ursachen, auß hiesiger Operations-Cassa schwerlich einige Vergutung zu flattiren, Ew. hochfürstliche Durchleucht möchten dero gantze Forderung hiernegst an die Creyss-Versammlung bringen, und

es durch dero Gesandtschaft nachdrücklich in die Wege leithen lassen, daß solche von dar an das gesamte Reich gebracht und von dero dasigen Gesandtschaft noch weiter zu einem favorablen Entschluß gefördert werde. Vielleicht giebt dieses Gelegenheit, daß man sich von Reichs wegen entschließet, dem Kayser zur Underhaltung beeder Vestungen etliche Römermonate zu bewilligen."

10. August. „Weilen mir gestern Abend berichtet worden, daß in der Gegend Staffort und Blankenloch viele Jagdexceß vorgingen, habe sogleich ein weiteres Memorial an Herrn Grafen von Harrach aufgesezet und ihme solches durch den Lieutenant Hemeling praesentiren lassen, welcher mir diesen Morgen vom Herrn Generalen wider die Antwort gebracht, daß er es neuerdings schärfest verbothen habe; wir solten nur etliche auf den Pelz schießen lassen oder trachten einige zu ertappen und ihme zuzuschicken, da er sie dann zu einem exempel gewiß so abstrafen wolte, daß andere sich daran spiegeln solten."

Feldlager bei Bruchsal, 10. August. Johann Ernst übersendet die Abschrift folgender Ordre des Prinzen Eugen, welche derselbe auf seine neulichen Beschwerden hin an die Kommandanten von Breisach und Freiburg, die Generale v. Rhod und Tillier, erlassen und deren Konzept ihm der Sekretär, der „ehrliche alte Poly", geliehen hat.

„Das in Abschrift hiebey liegende pro Memoria ist mir von dem baden-durlachischen Geheimen Hofrath Bürcklin lezthin eingereicht worden, wordurch selber sich sehr beschwäret, daß E. E. die von dasigen durlachischen Landen an den Feind nacher Hüningen abzuführen bemüßigte Heucontributation durch ausschickende Partheyen auf denen Straasen wegnehmen und in die Vestung Breysach und Freyburg bringen liesen, wordurch das ohne dem so sehr bedrangte Land in doppeltes Unglück verfallete, nachdem der Underthan nicht nur um sothanes Quantum ohnverschuldet gebracht wurde, sondern auch noch dem Feind auf ein oder andere Weise widerum verguthen muese. Nun beziehe ich mich dießfahls auf meine bereits ostermahls gethane Erinnerungen, und hat es auch dabei sein Verbleiben, daß die Entrichtung derley Contributionen

an den Feind oder auch persöhnliche Erscheinungen auf die feindliche Citationen denenjenigen Orten und Landen, welche des Feinds Überfall-, Erpreß- und Verhörungen ausgesetzet seynd und von uns nicht geschützet werden können, connivendo gestattet werden mögen, dahingegen denenjenigen, welchen dißseits zu Hülfe gekommen werden kann, solches absolute nicht zu gestatten ist...."

Feldlager bei Bruchsal, 12. August.... „Die Russische Trouppes haben in Böhmen und Schlesien alle neue Montouren bekommen und schreibt mir der Hofrath Sontag von Hirschbrück aus, daß sie ungemein wohl ausseheten und gar gute und weit bessere disciplin als Sie mit Ihren kayserlichen Regimentern hielten."

Karlsruhe, 15. August.... „Man ist nunmehr mit Einsaml- und Einführung der Zehendfruchten occupirt, welche Gott sei Dank gar reichlich ausgeben, so daß wir wieder einen schönen Vorrath zusammen bekommen. Die Cammer stehet würklich wider in accord noch eine quantitaet der alten wegzugeben und den neuen Platz zu machen."

Durlach, 17. August.... „Der Commendant zu Philippsburg hat unsern Undertanen erlaubt Wein über Rhein nach Gefallen abzuholen, deßwegen auch die Fuhren stark gehen und kaufen Sie das Fuder von 80 fl."

Langensteinbach, 22. August. Die markgräfliche Regierung hat ihm auf seine Berichte vom 5. und 10. August mitgeteilt, daß die Wegnahme von Heulieferungen badischer Untertanen, die nach Hüningen bestimmt waren, bis jetzt „würklich" noch nicht stattgefunden habe, sondern nur damit gedroht worden sei, daß er also, wenn er in der Sache weitere Schritte zu tun habe, „von der würklich geschehenen Hinwegnehmung zu abstrahiren habe"; sie hat dann wiederholt Bedenken geäußert, ob Johann Ernst am Ende mit seiner Beschwerde nicht zu weit gegangen sei. Darauf antwortet dieser: „In dem von Ewer hochfürstlichen Durchleucht hochlöblichen Regierungs-Rescript vom 16. dieses ist man noch in der Besorg, alß wenn mein wegen der fourage Contribution des Prinzen Eugenii Durchleucht übergebenes pro Memoria und darauf von Hochderoselben erlaßene Ordre bey

denen Herren Commendanten zu Freiburg und Breysach und zumalen auch der hohen Generalitaet selbsten der Ursachen einigen Widerwillen und Mißcredit causiren möchte, weilen darinn ein und anderes avancirt worden, welches biß daher würklich nicht geschehen, sondern damit nur bedrohet worden wäre. Gleichwie ich aber letzthin zu berichten die Gnade gehabt, daß nach des Herren Praesidenten v. Üxküll's mir gegebene Nachricht, der Herr General v. Rhodt mit der erhalten Ordre ganz wohl zufriden gewesen, also wünsche ich, daß man sich droben darüber nichts beförchten, noch ein so anderer Orten voreilig entschuldigen möchte, als wann ein groser Fehler dabey vorgegangen wäre, sondern die ganze Sach auf mich ankommen liese, maßen ich deswegen weder den Kopf noch auch den Credit bey der hohen Generalitaet verlieren werde, am wenigsten aber um deßwillen verbannisiret werden. Die von denen Parthien beschehene Bedrohungen seynd schon genug gewesen, sothane Vorstellung zu thun und wurde die inhibition nicht geschehen seyn" .... indessen will er sich künftig in acht nehmen und seinen Eifer etwas in Schranken halten ... „Vor etlichen Tagen seind der Prinz von Liechtenstain, General Badiani, Graf von der Lippe, General Bernes und mehr andere in Carlsruh gewesen und haben den Garten, die orangerie und die Gegend vom Thurn gesehen und hernach beim Obristen v. Caraffa zum Mittag gewesen."

Karlsruhe, 26. August. „Gestern früh ist das Caraffische Regiment von Durlach würklich aufgebrochen und nach der Armée abmarchirt, und heute geschihet auch der Aufbruch des Printzen Eugenii und der weiter hinab destinirten Trouppes."

Durlach, 29. August. .... „Weilen nun der Herr Herzog v. Arenberg das Commando von Ketsch aus bis auf Ettlingen hat, so bin heute früh mit dem Herrn Präsidenten v. Üxküll zu ihme gefahren und haben wir ihme das Land und dessen soviel mögliche conservation recommandirt.... An der Tafel wurde verschiedentlich über das Inundationswesen raisoniret, worüber er aber allzeit seinen Unwillen bezeugt und genugsamb geäusert, daß es seine approbation gar nicht habe."

Karlsruhe, 31. August. Am Montag Nacht (28.) entstand in Bruchsal ein großer Lärm, weil man einen Rheinübergang der Franzosen bei Philippsburg erwartete, wo dieselben zu den zwei vorhandenen Brücken noch eine dritte geschlagen haben. Sie sind aber nicht herüber gekommen. „Der Commandant zu Philippsburg hat denen Grabener, Lidels- und Rußheimer sagen lassen, sie sollten sich nichts besorgen, wann waß herüber gienge, wollte er sie in Zeiten mit Wachten versehen, auch ihnen dreytag vorher Nachricht geben, worauf sie sich verlassen könnten. Seit heute ist nun alles wieder still." Sollten die Franzosen wider all sein Erwarten doch etwas „tentiren oder hinaufwerts rücken, so werde nicht ermanglen denenselben in Zeiten entgegen zu gehen, oder allenfalls auch mich vor Ihnen im Hachbergischen und selbiger Gegend einzufinden, und bin ich nicht der Meynung sich von ihnen groß schrecken zu lassen, dann ich allemahl versichert bin, daß es auf Ewer Durchleucht Lande nicht angesehen seyn wird. . . Wenn es nicht in Ewer Durchleucht Lande wäre, solte man den Gespaß wünschen, daß die Franzosen herüber gingen und tentirten die Inundationswerker zu attaquiren, ich bin versichert, daß es mit wie vorm Jahr mit der Linie ergehen würde. Das Übelste ist, daß man bey unserer Armée keine rechten Kundschaften hat. Ich habe unter der Hand dem Herzog v. Arenberg von dem vorgegangenen Nachricht gegeben, welcher sich gar obligeant davor bedankt und versichert mir bey allen Angelegenheiten für das Land wieder Gefälligkeit zu erweisen."

Durlach, 5. September. „Vorgestrigen Samstag habe eine tour nacher Philippsburg gethan, umb den eygentlichen Grund zu vernehmen, waß an den bißherigen Allarmen seye, allein es ist da alles still, und furchten sich die Franzosen eben so sehr als wir, dahero von Ihnen schwerlich waß zu besorgen ist."

Durlach, 7. September. „Die beede Müflingische Battaillons, so vor einigen Tagen bei Ettlingen eingerukt, campiren nun ohnweit Au neben dem fürstenbergischen Regiment, und heute Nachmittag seind die beede fürstenbergische Grenadiers-Compagnien wieder in hiesige Stadt kommen, so werden die Leute ohnnötiger

Weise hin und wider vexiret." ... Berichtet verschiedenes vom Heer, darunter auch, daß ihm ein Freund die bevorstehende Abreise Prinz Eugens nach Wien mitgeteilt habe: „Ewer hochfürstliche Durchleucht geruhen die Gnade zu haben und hievon Niemand fremdes annoch etwas zu eröffnen, dan alles wider hin und wider getragen und geschrieben wird, daß es von deroselben herkomme, und die Schweizer seind ohnedem solche Kerls, auf deren Freundschaft sich in Nichts zu verlaßen, maßen Sie Niemand besser kennet als ich."

Frankfurt, 16. September. Im Hauptquartier des Prinzen Eugen in Heidelberg, wo er gewesen, spricht man dermalen von nichts als von den Winterquartieren.

Darmstadt, 20. September. Er ist auf der Rückreise, da er erfahren hat, daß das preußische Korps zu Mainz zu dem russischen bei Heidelberg stoßen solle und beide dann in die Gegend von Ettlingen und Malsch marschieren werden .... „Gott wird uns ja nicht so unglücklich machen, daß wir die Preußen den Winter über zu uns bekommen, welches bey denen betrübten Umstenden fast das Ansehen hette."

Hauptquartier Heidelberg, 23. September. Die Preußen sollen nur bis Hockenheim und Ketsch kommen. „Die Ursach ihrer Abänderung ist weilen die desertion jenseits Rheins unter ihnen sehr stark einreiset und sonsten der General v. Seckendorf mit ihren Diensten nicht allzuwohl zufriden seyn solle." .... Die Russen stehen jetzt bei Wiesloch und sollen später zum Teil in die Winterquartiere nach Durlach, Ettlingen und Pforzheim kommen. „Sie halten bey Ihnen ungemein strenge Ordre, und wann ein Soldat nur den geringsten Excess begehet, wird Er entsetzlich gepeitscht, deren ich schon verschiedene executiones gesehen habe. Die Leute sind mittelmeßiger Gröse und habe ich beim ganzen Corps keinen weiteren gesehen, der so groß ist als der, welchen der General v. Biron mitgebracht, masen dieses einer von der Guarde, welcher ihm zur Bedienung mitgegeben worden ist. Die Helfte hat blaue und die andere grüne Röcke, durchaus zugemachte Aufschläge, so roth seind, auch rothe Camisöler und solche Hosen,

weise Camaschen, tragen auch Stifel auf teutsche Art, eine weise wollene Borde umb die Hüte, mit einem grünen Feldzeichen. Die Grenadiers haben Kappen von Tuch, auf Art wie die Holländer in Form der Bischofsmützen, vornen einen Schild mit Blech und hinten eine Grenade, auch von Blech, beedes Mößing. Sie führen lange schneidende bajoneter von zwei Schuh und breite Deegen. Es hat auch jeder über die Flinte ein Futral vom Anschlag biß an das Schloß, und die Infanterie sowohl als Cavallerie führen Mäntel auf ihren Posten. Was sonsten von der Cavallerie gemeldet, diese bestehet in 50 Mann, so die Guarde des General Lascy ist, welches Grenadiers à cheval seynd, die alle zimblich grose pohlnische Schimmel reuten. Sie führen 16 Regimentsstück mit sich, welche auf beeden Seiten neben der Laffete zwei Handmörsel haben. à Proportion der Kayserlichen haben Sie sehr wenig Bagage und gehen die meisten Lieutenants und Fähndrichs zu Fuß. Eine Compagnie ist 160 Mann stark, 20 kleine Zelten per Compagnie und liegen also sehr eng beisammen. Die Officiers haben mehrenteils grüne Zelten oder wenigst mit grünen Streifen. Es sind acht Regimenter, jedes von zwei Bataillons, und führt jedes Bataillon einen Fahnen und seind die Stangen sterker als der unsrigen. Das Feldzeichen ist silber, roth und blau. Die Geistlichen tragen lange Bärt, absonderlich der Patriarch; der Rock gehet bis auf den Boden mit weiten Ermeln mit violet farb und dergleichen Belzkappe; das Camisol ist auch lang und kommt alles viel denen Judenrabbinern gleich. Die Leute kann man am besten denen Stockböhmen vergleichen, führen sich aber im Lager propre auf und tragen lederne Haarzöpf. Die russische Officier seind wie obligat, und wird keiner Stabsoffizier, der nicht von der mousquete an gedienet. Sie schreiben in Ihrer Sprach wie die Juden von der rechten zur linken Hand. Bei jedem Regiment ist eine bande Hautbois, aber schlechte Virtuosen. Die Tambours haben mößene Spiel, weise Trommelriemen, dergleichen auch an denen Patrontaschen seynd." Den Exekutionen wohnt stets das ganze Regiment bei. „Die Pfaffen werden auch mit solchen Strafen [körperlicher Züchtigung] belegt, wann Sie waß begangen, so scan-

daleus ist, werden aber von Unterofficiers geschlagen, und wann dieses vorbey, so kniet der Unterofficier vor ihm nieder und bittet ihn wegen der an ihm verrichteten execution umb pardon, alßdann gibt der Pfaff dem Unterofficier die benediction und gehet wieder seines Wegs . . . Wann Sie am Waßer oder Weyher stehen, machen sie grose Löcher in Boden, da 10, 12 und auch mehr hinein können, in welche sie Feuer legen und solche einheizen, daß sie vom Kopf bis an die Fuß schwitzen, alßdann schaben sie einander die Buckel mit Holz oder Steinen und springen hernach nackent heraus in das Wasser und baden sich, sodann kratzen sie sich einander wieder den Rücken und gehen hernach in ihre Zelten."

Durlach, 26. September. „Ich bin zwar heute bey Zeiten von Heydelberg abgereiset, aber erst spath hier angekommen, weilen mich einige Stunden in dem Russischen Lager bey Wißloch aufgehalten, umb mit einigen teutschen Officiers Bekanntschaft zu machen, da wir doch diesen Winter einige Bataillons von diesen Trouppes in das Quartier bekommen sollen. Ich habe Gelegenheit gehabt den General Keit zu sprechen, der mich versichert, daß sich diese Leute in denen Quartieren besser alß all andere Trouppes verhalten sollen und man gewiß keine Gelegenheit haben werde, sich über dieselbe zu beklagen, welches die Zeit geben wird. . . Es ist mir von vertrauter Hand das Postirungsproject mit der conjuration communicirt worden, solches Niemand bekant zu machen. Ich lege selbiges hiebey und ersuche Ewer Hochfürstliche Durchleucht underthänigst es zu menagieren, damit nichts davon aus dero Hof publique werde, sonsten die Leute die mirs im Vertrauen communicirt, gar leicht darüber in Unglück gerathen, und künftig würde ich dergleichen nimmer mehr zur Hand bekonnnen, dann es bey der Armée noch kein General gesehen außer den, die es dirigiren und davon wissen müssen."

Durlach, 27. September. „Vor dis Malen weis ich weiter nichts zu benachrichtigen, als daß wir die unangenehme Nachricht haben, daß der General von Schmettau diesen Winter die Postierung hier halten wird, worauf sich scilicet schon jedermann freuet. Selbiger hat dieser Tagen die inundations-Werker visitiret und ist mit seinem

Pferd in ein Graben bis an Halß gefallen und fast vertrunken. Ich zweifle ob viele Thränen darüber würden vergoßen worden seyn."

Karlsruhe, 7. Oktober. Der Prinz Eugen ist am 5. von Heidelberg abgereist ... „Vorgestern ist eine französische Parthie umb Mitternacht an hiesiges Mühlburgerthor gekommen und hat an dem Thürlein angeklopft, und da der Specker Metzger, so auf dem Posten gestanden, dasselbe eröffnet, hat ihne der Partisan, welcher aller Nachricht nach des Pfarrer Maurers Sohn seyn muß, mit bis auf Mühlburg genommen, allwo sie stark getrunken, von dar haben sie den Metzger ganz berauscht wider nach Haus geschickt und gesagt, denen Husaren nur zu melden, sie weren da gewesen und könnten sie ihnen kecklich nachkommen. Die Parthie aber hat ihren Rückweg wider zurück über Neureut genommen, allwo sie wider etlich 30 Maas getrunken und sich sofort in den Haardwald gemacht haben. Als nun die Generalitaet zu Ettlingen darvon Kundschafft bekommen, ist ein starkes detachement von Husaren und Freywilligen zu Fuß hinaus commandiert worden, welche aber diese parthie nicht rencontriret. Und diesen Vormittag kam der Weydgesell von Knielingen anderer Geschäften halben herein, welcher angezeiget, daß er eine parthie von 60 Mann Franzosen (welches eben noch die erstere gewesen) im Wald liegend angetroffen. Das Commando von Husaren und Freywilligen aber ware schon wieder nach dem Lager abgangen, würden auch wohl wenig ausgerichtet haben, maßen die zu Fuß so sehr marode gewesen, daß sie hier schon nicht mehr marchiren können, und ist auch unterwegs ein Gefreyter und Gemeiner davongeloffen, mithin alles unverrichter Sachen wieder nach Haus kommen. Dem Vernehmen nach solle nun wieder ein neues Commando ausgehen, welches aber vermutlich gleiche Expedition haben wird, denn die Franzosen wegen des Walds allemahl das avantage vor sich haben. .... Daselbsten fangt man heute an dem herrschaftlichen Weinberg zu lesen an. Die Grötzinger und Durlacher verkaufen ihren neuen Wein zum Teil schon vor 10 bis 11 fl. Der Herbst an sich selbsten aber ist nicht allzureichlich."

Karlsruhe, 12. Oktober. „Die letzt hier gewesene französische frey Parthie hat noch vielen Allarm causiret, indeme man von allen Orten her Leute auf Sie commandirt gehabt, denen Sie aber glücklich echappiret.“ Man habe dem Amtsverweser Volz die Schuld an der ganzen Sache aufbürden wollen; er habe denselben nach Bruchsal zum General Bassewitz geschickt und sei selbst nach Ettlingen zum General v. Müffling geritten, um denselben klar zu machen, daß man nichts dafür könne, und daß sie fleißiger „patroulliren“ sollten. Beide haben „die Excuse“ angenommen; „indessen kann man doch bey vielen die ungegründete Vorwürf, daß man besser französisch, denn teutsch seye, nicht evitiren, und lassen wir eben die Tropfen reden und thun, was wir zu verantworten glauben. . . . . . Mit Verhackung des Walds von Ettlingen bis gegen Frauenalb längs dem Thal hinauf ist würklich der Anfang gemacht und gehen viele 1000 Bäum darüber zu Schanden, und kann ich nicht sehen, wie man nur das geringste Avantage davon hat, denn wenn die Franzosen im Sinne hatten durchzubrechen, würden sie ganz andere und gebahnte Wege dazu finden. . .“

Durlach, 14. Oktober. „Nunmehro ist die vorgehabte grose entreprise glücklich erfüllet, so darin bestanden, daß man bey Oberloßen sich in der gerad gegen Speyer über ligenden Insul postiret, allda verschidene Haubitzer aufgepflanzet und in einige auserhalb Speyer am Rhein gestandene Heuhaufen Bomben geworfen, wovon zwey angesteckt und verbrannt worden. Die Franzosen seind damit surprenirt worden, und da dieses schon geschehen ware, haben Sie jenseits aus der Redoute herüber canonirt, so daß sich in kurzer Zeit Niemand mehr dörfen sehen lassen. Ein Preußischer Grenadier (dann diese wurden dahin commandirt, umb posto zu faßen) hatte das Unglück, daß ihme ein Fuß abgeschoßen worden, welchem Ihro Durchleucht der Herr Herzog, welcher von Anfang bis zu Ende in der Insul geblieben seynd und das Bombardement selbst commandiret haben, 50 fl. verehret und dabey versprochen haben, daß wenn er wegen seines unglücklichen Zustands nicht von seinem König consolirt werden würde, Er zu Ihnen kommen

und Taglebens seinen Unterhalt haben sollte. . . . . Der Herr Herzog seind von Bruchsal würklich wider weg und nach Ludwigsburg, und haben also die Franzosen von unß weiter nichts zu besorgen."

Durlach, 17. Oktober. „. . . . Hier ligen nun die beede würtenbergische Creys-Bataillons mit ihren Grenadier-Compagnien, zu Grötzingen und Berghausen die von Müfling, zu Grünwettersbach und Busenbach die von Rumpf, und in Pfaffenroth liegt das einte durlachische Batallion, das andere stehet zu Herrenalb. Solchem nach empfindet der Bürger und Bauersmann den Anfang der Winterquartiere schon gewaltig. Alles dieses gienge auch noch wohl hin, allein des Kayserlichen Herrn Abgesanten Grafens v. Colloredo und General-Kriegscommissarii Grafens v. Nesselroth denen zu Heydelberg anwesenden Gesandtschaften derer associirten Kreyse wegen der winterlichen Logis und Verpflegung geschehene proposition und deren execution wird manchen Bauern von Haus weglaufen machen."

Durlach, 19. Oktober. „Die zu Heidelberg anwesende Herren Gesandte derer löblich Assosijrten Craysen zanken sich noch immer mit denen Kayserlichen Ministris wegen dem Underhalt und Einteilung derer in die winterliche Quartier und Postirung destinirten Trouppes herumb, allein da man sich am kayserlichen Hof wenig oder gar nichts umb der Stände Conservation bekümmert, sondern einig und allein auf das selbstige interesse reflectiret, so sorge ich gar sehr, der Schwäbische Crayss und absonderlich dessen vorliegende unglückliche Stände werden abermalen das gröseste Wehe empfinden müsen. Der General-Kriegs-Commissarius weiß dieses alles unterm praetext der Kriegsraison gar meisterlich zu dirigiren und hilft dahero auf alle Vorstellung nicht das mindeste, bevorab wann Ihro Durchleucht der Herzog von Würtenberg sich des Creyses nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke annehmen, wiewohlen auch gar vieles gethan wird, ohne Sie einmahl darüber zu fragen oder dero Gutachten darüber abzufordern. Der Cammerrath Schneider will in etlichen Tagen auch nacher Basel reysen und wird mir meinen Callmucken mitbringen, indeme er

mich gar sehr gebeten, Ihme solchen zu kommen zu lassen. Ew. Hochfürstliche Durchleucht können versichert seyn, daß bey der ganzen Russischen Armée kein schönerer zu haben, allein daß dieselbe Ihne selbst reuten solten, wolte nicht anrathen, dann er zum Langsambgehen nicht wohl zu gewehnen ist, sondern bestendig flüchtig gehalten seyn will. Er hat auch die malice an sich, daß wann man Ihme nicht den rechten Gang läßt, er ohnversehens den Kopf zwischen die Füße nimmt und hinten ausschlägt, mithin seinen Reuter abzusezen sucht; außer diesem ist er ohne Falsch."

Durlach, 24. Oktober. Er hat wieder einige Zeit an Hitz und Frost gelitten, schon zum zweitenmal. „Gottlob ich bin nun auch wieder in dem Stande meiner function nachzukommen, und hat die mir von des Prinzen Eugenii Leib Medico in Bruchsal angeratene Medicin abermal recht gute Würkung gethan."

Durlach, 28. Oktober. „Dermalen ist unsere gröseste Occupation wegen derer fast täglich durch das Land in die Winterquartier und auf Postierung marchirender Trouppes, derentwegen mann sowohl mit den benachbarten als denen officiers über die unbilliche Praetentiones beständig zu kämpfen hat, bey vielen heiset es surdis narratur fabula, dann sie meynen alles, waß der Bauer habe, gehöre Ihnen. Hier bilden sich die Herrn Würtemberger auch ein vieles zu erobern, allein der Burgersmann ist nicht im Stande ihnen viel Douceurs zu erweisen, angesehen in manchen Haus 8 bis 10 und 12 Mann liegen. Heut Nacht ist wieder groser Lermen gewesen, masen Nachricht eingekommen, daß eine französische parthie von 50 Mann sich sehen lassen, weßwegen starke Commandi auf sie ausgegangen, welche aber nichts als ohngemeine Bedrohungen mit sich zurück gebracht; die Canaillen mit unterthänigstem Respect zu melden, heiset es, halten nicht; freilich werden 50 Mann nicht so einfältig sain, sich 400 oder mehr hundert Mann ins Gesicht zu stellen."

Durlach, 31. Oktober. Es herrscht allgemeine Bewegung im Lande von hin und her marschierenden Truppen. Man hat Nachricht, „daß auch unsere liebe Gäste die Russen in Bewegung seyen, in ihre assignirte stationes zu rücken." Der General v. Lascy ist mit

5 Bataillons zu Pforzheim eingerückt, 4 Bataillons unter dem Kommando des Generals Biron kommen nach Grötzingen, Berghausen und Söllingen. Die vier in das durlachische kommende Bataillons oder zwey Regimenter heisen das Kiowische und Drohietische [Trojetsche], das erstere commandirt der Obristlieutenant v. Liven und das zweite der Obrist v. Pastoff.

Pforzheim, 5. November. „Der General Lassy were gegen uns sehr obligeant und versicherte, daß wann seine Leute das ihrige richtig bekämen, Er solche ordre halten lassen würde, daß man schwerlich Ursach haben werde, sich darüber zu beschwären, und wann der geringste Excess vorgehen sollte, musten sich die Beamten nur an Ihne addressiren, umb in der Sach remedyren zu können. Ihme seye gleichviel, wer die Verpflegung verschaffe, von Ihro Durchleucht dem Hertzog aber habe Er keine weitere Ordre und müse sich also lediglich an das Land halten und da die Trouppes einmahl underhalten seyn müsten, so seye Er im Underbleibungsfall genötigt, solche nehmen zu laßen, wo Sie waß finden. . . . In der That seynd die Russische Officiers samt denen Generals recht höfliche Leute, und wann ein moyen zu Soulagirung des Lands ausgefunden werden sollte, so wird solches allemahl besser dabey fahren, als bey denen kayserlichen, masen Ihre Disciplin und Subordination weit rigoroser ist, als bei diesen. Der General Lassy . . . . macht nicht viel Wesens, speiset des Tags nur einmahl und kommt Niemand zur Tafel, den er nicht invitiren läßt . . . er klagt ungemein über den kayserlichen Hof, daß seiner Kayserin die gemachte Capitulation so schlecht gehalten wurde, masen er für die Trouppes oft in drei Tagen kein Brod bekommen und stunde Ihnen noch ein nahmhaftes an fourage zurück. . . . Das kayserliche Altwürtembergische Regiment zu Fuß, so ferner hier gelegen, flattirt sich ins Oberland zu kommen, worauf mir bang were, dann dieses eines der ungezogensten Regimenter sowohl von Officiers als Gemeinen ist, dahero nötig sein wird, sich gleich anfenglich bey vorgehenden excessen nachdrucklich zu beschwären, und ist der General v. Muschletiz ebenfalls ein harter und interessirter Mann, wiewohl ich fast davor halte, daß durch-

gehends keine Wahl seye, masen ein jeder nur die Absicht auf den Bauren führet und bey der rückbleibenden kayserlichen gage sich an demselben zu erholen vermeynet."

Pforzheim, 5. November. Die Russen machen eben auch vielfache Ansprüche an die Verpflegung, die kaum zu befriedigen sind. Sonst hält der General Lacy aber „gute Ordre, und da gestern ein Mann zu Eitingen sich beschwäret, daß ihm ein Soldat eine Ohrfeige gegeben, hat er denselben erbärmlich abprugeln lassen. Die Bauern sagen auch selbsten, daß sie lieber 6 Russen dann nur ein Kayserlichen im Quartier haben, masen sie in denen Quartieren still und unbelästigt seynd. ... Heute ist der Printz Christoph hier durch und nach Stuttgart verreyset; er sagte mir, es heise, von dem in Durlach liegenden Cr[eys] Würtenbergischen Regiment solle eine Bataillon nach Carlsruh kommen, und der General v. Schmettau wolle selbst auch dahin. Nun wird vollends die arme Haard auch daran müsen, damit ja nirgend nichts frey bleiben möge. Er hat den Schanzteufel noch immer im Leib nnd wird uns auch den Winter hindurch immerfort damit plagen. Wann doch Gottes Willen were, daß er vor Endigung der Inundation noch gar darinnen versaufen müste, dann Er der einige Ursacher dieser Unglücksarbeit ist. Mit dem March der Trouppes geht es entsetzlich confus zu und rucken öfters ganze Bataillons in ein Dorf."

Durlach, 14. November. „Mit denen Russen hat man noch immer vieles zu schaffen und ist unter allen der in Grötzingen ligende General von Biron der inraisonableste, welcher die Leute hart tractirt und von ihnen bald dis bald jenes erzwingen will. Ich habe daher bey der Regierung angetragen, alle gegen ihn obhandene Gravamina ad protocollum bringen zu lassen und sie forderist zur Remedur an den Generalen Lassy zu schicken, und wann diese nicht schleunig erfolgt, es an Ihro Durchleucht den Herzog zu berichten. Es scheint bei allem, er bekummere sich auch um den General von Lassy nichts, sondern verlasse sich lediglich auf seinen bey der Russischen Kayserin alles geltenden Bruder, masen da der General Lassy haben wollen, daß Er zu Ihme nach Pforzheimb solle, er lautement dagegen protestiret. „Der Herr

Präsident v. Üxküll schreibt mir von Ulm, er werde trachten, uns noch ein bataillon Russen vom Hals zu bringen, welches eine gute Sache wäre, und habe ich ihme in specie recommendirt dahin besorgt zu sein, damit dieser böse Mann mit darunter begriffen seyn möge. Derselbe trinkt stark und ist hernach intraitable, welches bey dem ganzen Corps bekannt ist. Der Mann ist krumb und lahmb geschossen, dabey aber wegen der Russischen Trouppes bravour ein ohngemeiner poltron, wie er dann von diesen vantieret, daß eben um Ihrentwillen Frankreich aus Forcht Ihrer künftigen Thaten den Stillstand accordiret habe, masen sie diesen Winter bey zugefrorenem Rhein ohne Fehlen eine Ravage ins Elsaß gethan haben würden. Ich mag Ihnen den Ruhm gerne gönnen, wann nur der Fride bald erfolgt und wir dieser Leute bald wieder los werden." Gestern hat er beim General Müffling um Ablassung der Inundation gebeten, „womit auch die Veranstaltung bereits geschehen", so daß man den Abfall schon deutlich wahrnimmt. „Wegen der Schänzer aber ist noch keine Abstellung geschehen, wiewohl der General v. Schmettau es auch versprochen; er meynet, des Armistitii ohngeachtet müsen die ahngefangene Wercker ausgemacht werden. Im Badischen unlengst dem Albthal hinauf continuirt man auch noch immer mit den Verhack und Ruinierung vieler 1000 der schönsten Baum und des ganzen Wiesenthals, welches recht cruel ist. Selbige Gegend, ingleichen das Gerspacher Thal und samtliche badische Lande biß auf Biel ligen mit kayserlichen Trouppes. . . . . Die Commendanten des württembergischen Crays-Regiments, wovon in Carlsruh eine Bataillon und auch die Schwäbische Artilleri ligt, halten gute Ordre, so daß man sich nicht darüber beschwären kann."

Durlach, 16. November. Auch der General Biron ist nicht so arg schlimm; vieles ergibt sich als Lügen und Aufschneidereien der Bauern, oder ist auf Mißverständnisse zurückzuführen. Der Obristleutnant Lieven erklärt, der General habe strengen Befehl von Lacy, den Untertanen keine Gewalt anzutun, und werde dies sicher auch nicht tun. „Der Mann seye eben dann und wann hitzig und müsse man ihn nur reden lassen und nachgeben. Gegen

mir war er sehr höflich und invitirte mich zum Mittagessen auf gestern, ich habe mirs aber auf einen anderen Tag vorbehalten. ... Der Ablauf des Wasser an der inundation continuirt noch immer und haben wir schon die vorige Woche dem Seegräber zu Gottsau befolen, bey Rippur und anderen Orten Gattern in den Gräben und an der Alb zu machen, damit die Fisch nicht durchkommen. Dermalen fischen sie die Weiher bey Wilfertingen und Remchingen, dann da der Russen Fasten bald angehen, muß man ihnen die Fisch aus den Zähnen thun, sonsten bleibt nicht viel übrig."

Durlach, 18. November. ... „Der General Lassy hat schon verschiedene Mahl nach Rheinwein gefragt, worüber man meine Gedanken verlangt: weil ich nun wohl weis, daß Ew. Hochfürstliche Durchleucht keinen Anstand machen denjenigen Generals, welche es in der That meritiren und die es eben mit keiner Brutalitaet fordern, einig Douceur zu erweisen, so habe angetragen, ihme zwey Vierling Rheinwein aus dem herrschaftlichen Keller im Fischerischen Haus zu geben, welcher zum verehren schon gut und auch anzunehmen ist. Den Betrag wird man dem Amtskeller die Ohm à 30 fl. aus denen Kriegsgeltern wieder ersetzen. Und weilen der General zu seinem Gebrauch alle vier Tag 10 Pfund Wachs und soviel Unschlittliechter holen läßt, welches gar zu viel ist, so solle der Herr v. Glaubitz ihme bei praesentirung des Weins zugleich bitten, etwa eine moderation in dem quanto zu treffen."

Durlach, 21. November. Die „Ministri" werden sich demnächst in Aachen wegen „gänzlicher Applanierung" des Friedens einfinden. „Ich weis nicht, ob ich so frey seyn darf, occasione des bevorstehenden Congresses meine geringe doch pflichtmeßige Gedanken Ew. Durchleucht zu eröffnen, ob es nemblich nicht rathsamb were, daß Ewer Hochfürstliche Durchleucht in Zeiten mit denjenigen Ständen, e. g. Baden, Pfalz, Speyer und Darmstadt, welche den fürwährenden Krieg über mit Ew. Durchleucht gleiche fatalitaet erlitten, in Zeiten correspondirten, waß sie bei bevorstehender Friedenshandlung wegen einer suchenden höchst billichen Indemnisation zu thun Willens seyen, umb dero mesures auch darnach nehmen zu können. Es ist freylich zu besorgen, daß wie es bey

vorigen Friedensschlüssen leyder geschehen, man kayserlicher Seiten das flebile beneficium sich beim Reichsconvent zu melden, anrathen wird, allwo man aber den geringsten Trost, am allerwenigsten aber einigen Ersatz des großen Verlustes zu gewertigen haben wird, zumalen da der Kayser wegen des für das Reich praetendirenden Vorschußes selbsten eine Rechnung von vielen Millionen macht. Ich wäre auch der unterthänigsten Meynung, wan die Contribution an Geld und Fourage vor dieses Jahr noch nicht völlig abbezalt, mit dem Rest annoch etwas Zeit einzuhalten, vielleicht erhalt man am französischen Hof bey Vorstellung der erlittenen vielen Drangsalen und fast genzlichen Umbsturzes des Landes den Nachlaß davon."

Karlsruhe, 30. November. Nachdem er am Tag zuvor aus Graben die Nachricht erhalten hat, daß heute die kayserlichen und französischen Kommissäre im „Waghäusle" zusammen kommen wollten, ist er heute morgen mit dem Herrn v. Schott dahin gefahren, „vornemblich der Ursachen umb mit dem Mr. de la Favelliere wegen dimittirung der Fuhren und Schänzer zu Philippsburg zu reden." Er hat die Zusage von den französischen Kommissären erhalten, daß dieselben in etlichen Tagen entlassen würden. „Die Kayserliche Herren Commissarii seind der General Graf v. Bernes und der Obrist von Preising von Herzog Ferdinands von Bayern Regiment und haben bey sich einen kayserlichen Kriegssecretarium. Die französische bestehen in dem Mr. de la Favelliere, dem Königslieutenant Mr. de la Chavaniac und Subdelegué Mr. Gayot nebst einem Secretario." Er und Schott speisten mit den Kommissären auf deren Einladung. „An der Tafel seind erstl. vermeldete Personen nebst uns beeden und einen Lieutenant von den Franzosen und einem kayserlichen Cornet von Lantieri, der Adjoutant beym General v. Bernes ist, gewesen. Es wurde 2 mahl zu 11 und 11 Blatten propre serviret; der Confect aber ware mediocre, und wurde theils Rhein-, teils Champagner, Burgunder, Ungrischer und Italienischer Wein gegeben. An der Tafel wurde von indifferenten Sachen gesprochen und keine andere Gesundheit als der Anwesenden getrunken; so ist auch im Sitzen keine Ordnung observirt worden, sondern es nahme jeder Platz, wo es ihm beliebt.

Nach dem Essen wurde der Kaffee gegeben, worauf man aufgestanden, und haben sich beede Teil in ihre Appartements verfügt." Johann Ernst und v. Schott verabschiedeten sich vorher und traten die Heimreise an.

Durlach, 2. Dezember. . . . . . . „Nach denen von Pforzheim erhaltenen Briefen solle der Aufbruch der Russischen Trouppes nach Böhmen durch eingeloffene Ordres allbereit befohlen seyn und der Abmarsch lengst in vierzehn Tagen geschehen. Jedermann wird ihnen eine glückliche Reyse wünschen und fleisig beten, daß sie ja die Reue nicht wieder ankommen möge. Die Leute sind wie das Vieh und fressen mit underthänigstem Respect zu melden wie die Schweine, continuiren auch bey gegenwertigem kalten Wetter das Baden im kalten Wasser und laufen hin und wieder nackend herumb."

„Durlach, 9. Dezember. . . . . . „Gestern ware der General v. Biron bei Jhro Durchleucht der Fürstin [Markgräfin Augusta Maria, der Mutter Karl Wilhelms, welche während der ganzen Zeit in ihrem Schlosse in Grötzingen, der Augustenburg, verblieben war] beym Mittagessen und bezeugte sich vor die gute Bewirtung sehr vergnügt . . . Nach denen Wiener Briefen hat der Mr. d'Etang als französischer Ministre bey dem Kayser bereits publique Audienz gehabt, daß also an dem würklichen Friden nicht mehr zu zweiflen; dieser mag nun so liederlich sein, als er immer wolle, so hat man doch am Rheinstrohm Ursach, Gott darfür zu danken, wiewolen viele seynd, welchen keinen langen Bestand prognosticiren wollen."

Durlach, 12. Dezember. „Man hat zwar gewiß verhoffet, die Russen würden auf den heutigen Tag ihren Abmarsch nehmen, allein der General v. Lassy hat sich damit excusiret, daß er eines Teils wegen des eingefallenen starken Regenwetters die Leute nicht gleich anfenglich ruiniren lassen könne, andern Teils seyen die nötige Anstalten noch nicht alle vorgekehret, vornehmlich accrochiret sich das Hauptwerk wegen der von denen Russen praetendirenden Bezalung der portionen und rationen auch des service, und zwar nicht nur bey uns, sondern auch bey Churpfalz, Würtemberg und Speyer, auch denen Reichsstätten. . . . . Gott hat uns bisher noch ausgeholfen, der wird uns hoffentlich auch wieder von diesen Leuten befreyen."

Praes: 73. 9. Novembris 1735.

Durchleüchtigster Fürst
gnädigster Herr

[illegible] die Russen, [illegible] ordre [illegible] das Land [illegible] Abmarches [illegible] General [illegible]

Eigenhändiges Schreiben Johann Ernst Bürklins an Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach (verkleinert).

Durlach, 16. Dezember. Er und Obermarschall v. Schilling waren beim General v. Biron, wo sie die Abgeordneten des Domkapitels Speier getroffen haben, die sich bereit erklärten, da die vollständige Verpflegung des Generals Biron ihnen zugewiesen worden, alles zu „applaniren“ und auch die durlachische Regierung

Eigenhändiges Schreiben Johann Ernst Bürklins an Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach (Schluß von Seite 120).

für das, was der General bei ihr genossen, zu „bonificieren“. . . „Der General hat uns sofort beim Essen behalten und da man

stark getrunken, auch lauter Ungrischer Wein gegeben worden, hat derselbe zuerst seinen Teil bekommen, so daß man Ihn von der Chaise, da wir nach Hause gefahren und Er uns immer bis in Hof mit Wein chargiret, wegtragen müssen. Er lies alle Grenadiers, Tambours, Hautbois, Waldhorn und Trompeten zusammen kommen, eine Salve nach der andern geben, endlich aber da er vor seine Müh bezalt worden, seind wir umb 10 Uhr nach Haus gefahren." . . . . . Auch der General Biron hat gute Zucht unter seinen Leuten gehalten. „Die wenigste Leute können über excess oder sonstige Ungebühren klagen und ist nochmalen gewiß, daß wann die beschwährliche Verpflegung nicht gewesen, warfür doch der Soldat nichts kann, als welche also stipulirt worden, diese Leute allemahl besser als die Kayserlichen zu haben gewesen. Seit einigen Tagen, da sie Geld auf den Marsch bekommen, sind sie von Branntwein toll und voll, thun aber doch dem Quartirsmann kein Leyd und werden noch dazu desperat zerschlagen." . . . .

Durlach, 19. Dezember. „Nun höret man in denen Dorfschaften, wo die Russen gelegen, das in dulci jubilo mit heller Stimme singen, masen endlich heute früh deren Abmarsch würklich erfolgt ist." Die Kompagnien und bagage rückten gegen acht Uhr ohne jede „desordre" aus, er hat sie bis Singen begleitet. General Biron war schon durch den Rittnert über Wilferdingen nach Ersingen abgereist. . . . „Die Vorgesetzte und Underthanen haben mir erzehlet, daß sowohl Officiers als Gemeine sich aufs höflichste gegen sie bedanket, daß sie selbige als Fremdlinge so freundlich aufgenommen und bisher so gutwillig bewürtet hatten, welches denen Bauern ganz seltsamb vorkommen, da die Kayserlichen den Abschied nur mit Prüglen und Donner- und Wetterzerschlagen nehmten."

Durlach, 20. Dezember. Es liegen jetzt noch württembergische Truppen und 80 Dragoner im Land „und mus man fast lachen, daß noch alltäglich stark gegen den Feind patroullirt wird, deren einige sich bis gegen Rastatt extendiren, umb ja gesichert zu seyn, daß der Feind keine unvermuthete diversion mache."

* * *



Johann Ernst Bürklin

Im September 1736 kehrte Markgraf Karl Wilhelm in seine Residenz zurück; am 12. Mai 1738 ist er dort gestorben. Noch während seines Aufenthaltes in Basel, am 6. Januar 1736, hatte er ein Testament errichtet, in welchem er für den Fall seines Ablebens seine Gemahlin, die Markgräfin Wilhelmine Magdalene, und den ältesten Sohn seines verstorbenen Bruders Christoph, den Markgrafen Karl August, zu Vormündern seines minderjährigen Enkels und Erben, des Markgrafen Karl Friedrich, einsetzte und diesen beiden ein vormundschaftliches Geheime Ratskollegium beiordnete.

Johann Ernst war es, wie er selbst erzählt, nach vielen Bemühungen gelungen, den Markgrafen zur Abfassung dieses Testaments zu bewegen, nachdem derselbe allen dahin gehenden Zumutungen seiner Umgebung gegenüber sich bis dahin durchaus ablehnend verhalten hatte. Daß er auch sonst auf die Entschließungen Karl Wilhelms hin und wieder einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, dafür liegen ebenfalls Anzeichen vor. Er selbst beansprucht gelegentlich einmal das Verdienst, den Markgrafen veranlaßt zu haben, in Verhandlungen wegen des Erwerbs der Orte Berghausen, Bauschlott und des Schlosses Karlshausen in den Jahren 1720, 1726 und 1730 einzutreten, wodurch derselbe die „Vexationen der damaligen Possessoren“ los wurde, und auch für den Vergleich mit dem Hochstift Speier, durch welchen die seit Jahrzehnten dauernden Zwistigkeiten wegen des Besitzes von Wössingen fürs erste wenigstens beigelegt wurden, will er durch persönliche Einwirkungen auf den Fürsten tätig gewesen sein.

Es dürfte hier der Ort sein, einige Bemerkungen über die persönlichen Beziehungen Johann Ernsts zu Markgraf Karl Wilhelm einzuschalten. Es sind uns Schriftstücke erhalten, welche auf diese Beziehungen einiges Licht werfen. Wir ersehen aus ihnen u. a., daß es an gelegentlichen Mißverständnissen zwischen dem Markgrafen und seinem Geheimen Sekretär nicht gefehlt hat, ohne daß jedoch dieselben imstande gewesen wären, das gute Einvernehmen der beiden auch nur vorübergehend zu trüben. Johann

Ernst unterließ es in solchen Fällen nicht, sich mit Freimut zu äußern, und der Fürst, der die Treue und Ergebenheit seines Dieners kannte, nahm keinen Anstand, diesem seinerseits entgegenzukommen.

Aus dem Jahre 1711, als Johann Ernst noch Vizesekretär bei der Rentkammer war, besitzen wir ein Schreiben von ihm an den Markgrafen, aus dem hervorgeht, daß er damals in Ungnade gefallen war, „weil er eine bei dem fürstlichen Rentkammercollegio wegen des Pulvers ohnlengsthin abgefaßte Resolution ungebührender Weise proparliret hätte.“ Er gibt darauf folgende Erklärung ab. Als er unlängst abends auf dem Heimweg bei dem Kaufmann Bürklin (gemeint ist sein Oheim Johann Michael) passiert sei, habe er gesehen, wie jemand bei demselben Pulver gekauft habe. Darauf habe er scherzhafterweise an jenen die Worte gerichtet: „Nehme er sich auch in Acht wegen des Pulvers, daß von des Pulvermachers erlaubten Pforzheimer Pulver seie“, damit habe er nicht im geringsten bezweckt, daß jener, wenn er verbotenes Pulver habe, dasselbe verbergen solle, sondern ihn allein auf das ergangene Verbot bei dem Pulveraccord mit dem Pulvermacher verweisen wollen. Das Urteil, ob das ein solches Verbrechen sei, daß er Dienst und Ehre darüber verlieren solle, stelle er dem Markgrafen anheim. „Dieses aber habe ich vor mich auß dieser Begebnuß wahrgenommen, daß mit dem, von Ew. Hochfürstlichen Durchleucht mir sogleich, als von der Amtungsschreiberei Durlach abgekommen, beigelegtem Rentkammer-Vicesecretariatsdienst, also auch daß ich darbei mit ohnabläßigem Tag und Nacht Arbeiten, mit ingrossiren, protocolliren, expediren und all anderem, mich zu mehrerer promotion bishero bestrebt, mir den allgemeinen Haß bey denen paribus et inferioribus, mithin derselben ohnabläßige Verkleinerung bey denen Superioribus zugezogen habe, und darüber mancherley weiteren Beschmützungen beständig unterworfen seyn werde.“ Er bittet deshalb, „allein um künftiglich sich zu Diensten Ew. Durchleucht in mehrerer Kapazität darzustellen“, mit Endigung seines Dienstjahres ihm „seine Dimission zu favorisiren“.

Die Antwort hierauf ist uns nicht erhalten, aber jedenfalls ist sie nicht ungnädig ausgefallen, sonst wäre kaum zu verstehen,

wie schon im März des gleichen Jahres (die Geschichte hatte sich im Januar zugetragen) Johann Ernst den Markgrafen um Beförderung und „convenable“ Besoldung hätte bitten können unter dem Hinweis darauf, daß dieser ihm „auf sein Wohlverhalten hin“ ihn weiter zu avanciren in Aussicht gestellt habe.

Ein anderer Vorfall spielte sich einige Jahre später ab. Im November 1716 hatte der Einnehmer Ohlshausen eine Eingabe gemacht, in der er sich auf einen schon im Frühjahr abgegangenen Bericht des Oberamts bezog, auf den jedoch bis jetzt keine Entscheidung erfolgt sei. Der Markgraf hatte an den Rand der Eingabe geschrieben: „Bürcklin solle bey schwerer Andung beysetzen ex protocollo, wo es hingekommen sey?“ Darauf antwortete Johann Ernst, er habe durch seine bisherige Dienstführung diesen strengen Ton wohl nicht verdient. Im Protokoll stehe nichts über jenes Schreiben; das sei nicht zu verwundern, denn der Markgraf erhalte das ganze Jahr über sehr viele Schreiben von hoch und niedrig immediate, von denen er, Johann Ernst, nie etwas erfahre. Dann würden aber auch „würkliche numeros“ sehr oft in der Audienz sofort erledigt, ferner gebe der Markgraf persönlich Stücke kurzerhand an diesen oder jenen Rat zur Erledigung, ohne daß sein Geheimer Sekretär weiter etwas davon erfahre, und er sei nicht so „curieus“, um alles wissen zu wollen, von dem er gar denken könne, daß sein Fürst es etwa vor ihm geheim halten wolle. Oft erfahre er solche Sachen überhaupt nur aus den Gesprächen anderer. Er sieht in dem gegenwärtigen Falle nur die Erfolge seiner Neider und Gegner, die ihm das Vertrauen seines Fürsten nicht gönnen. Er bittet den Markgrafen, wenn er unzufrieden ist, ihn seines Dienstes zu entheben, solange er noch die Kraft habe, einen solchen anderswo zu suchen, ist aber auch bereit auf den Wunsch seines Herrn sein Amt weiterzuführen, wenn dieser ihm seine Huld bewahrt.

Auch hier fehlt der Bescheid des Markgrafen. In einem anderen Falle jedoch ist derselbe auf uns gekommen. Es war gerade ein Jahr verflossen seit dem eben geschilderten Zwischenfall, als Johann Ernst im November 1717 hinterbracht wurde, der Mark-

graf habe „bei gehaltenem Bauamt in Gegenwart von Christen und Juden“ sich öffentlich gegen den Hofkammerrat Müller vernehmen lassen, daß auch Johann Ernst sich unterfange „wider Gebühr in die Chatoulgelder sich zu mengen“, weswegen jener ihm des Markgrafen Unwillen bedeuten solle. Johann Ernst zeigt sich darüber sehr betrübt und sucht die Haltlosigkeit des ihm gemachten Vorwurfes nachzuweisen. Er führt weiter aus, er habe seine Aufgabe bis jetzt einzig und allein in der strikten Ausführung der Befehle seines Herrn erblickt und sich dadurch viele Feinde und Gegner zugezogen; ja es sei so weit gekommen, „daß von einem jeden über die von Ew. Durchleucht teils immediate, teils in der Session in Beysein derer samtlichen Herrn Räte resolvirt werdende Befehle, wann sie zumalen bei der Unterschrift von Ew. Durchleucht selbsten noch mit solchen Erinnerungen verbessert werden, die nicht allemahl anständig seind, zur Verantwortung gezogen werde und mich über den Inhalt reprochieren laßen muß.“ Dessenungeachtet habe er bisher die Gnade seines Fürsten allem anderen vorgezogen; aber trotzdem würde er lieber auf den Namen eines fürstlichen Dieners verzichten, als denselben mit dem Bewußtsein führen, die volle Gnade seines Herrn nicht zu besitzen. „Euer Hochfürstliche Durchleucht und dero fürstlichen Hause hat mein seliger Vatter so lange Jahre getreu und ehrlich gedient, mir auch die Nachfolge noch kurz vor seinem Tode gar beweg- und nachdrücklich befohlen, deme ich bisher nachzukommen meine einzige Sorge sein lassen,“ und so solle es auch bleiben bis ins Grab. Der Markgraf setzte eigenhändig an den Rand dieses Schriftstücks die Worte: „Ich bin mit seynen Diensten zufrieden und wird unterweilen dasjenige, so ich sage, falsch vorgebracht.“

Und drei Jahre später, im Jahre 1720, als Johann Ernst wieder einmal glaubte gegen Anschuldigungen und Angriffe seiner Widersacher sich verteidigen zu müssen, entschied Karl Wilhelm: „Werde nichts unrechts geschehen lassen, da seyner Trewe versichert bin.“

* * *

Über die Vorgänge unmittelbar nach dem Tode Karl Wilhelms besitzen wir eine eigenhändige Darstellung Johann Ernsts, welche den Titel führt:

„Beschreibung waß wegen der in Ao. 1738 auf erfolgtes Ableben des weyland Regierenden Herrn Marggrafen Carls zu Baden und Hachberg hochfürstlichen Durchleucht glorwürdigsten Andenkens Nahmens des Durchleuchtigsten Herrn Land-Printzens Marggraf Carl Friederichs zu Baden und Hachberg von der hochfürstlichen hohen Vormundschaft und Landes-Administration . . . veranstaltet und exequiret worden ist."

Es heißt darin u. a.:

„Der Weyland Durchleuchtigste Fürst und Herr, Herr Carl Marggraf zu Baden und Hachberg . . . . Höchstseeligen Andenkens ist den 12. Mai 1738 morgens frühe zwischen vier und fünf Uhren in dero Residenz Carlsruh zu männigliches empfindlichstem Leydwesen in dem Herren seelig entschlafen, nachdem sie dero glorwürdigstes Leben auf 59 Jahr 3 Monat und 13 Tag gebracht haben.

„Gleich nach erfolgtem Todesfall wurden in Gegenwart des Herrn Marggrafen Carl August Hochfürstlicher Durchleucht und deren Herren Geheimen und Geheimen Hofräthen von Üxküll, von Schilling, Cellarii und Wielands . . . alle diejenigen Zimmer in dem fürstlichen Schloß, worinn Serenissimus defunctus logiret und fürstliche effecten gefunden worden, die nicht in besonderen inventarien begriffen, nebst der Chatoul und einig anderen kleinen Kistlen, nichtweniger die Guarderobe mit dem kleinern fürstlichen Geheimen Cantzley-Sigel obsigniret, und ist darauf das weiters nötige in diversis veranstaltet worden.

„Darauf seind die berührte Membra des fürstlichen Geheimen Raths Collegii in der gewohnlichen Deliberationsstube zusammengekommen, und ist nachdeme ein und das andere ferner in Überlegung genommen worden, das Conclusum erfolget:

„Forderist der verwittibten Frau Marggräfin als auch des Herrn Marggrafs Carl Augusts Durchleucht collegialiter zu condoliren, und dero gnädigste Erlaubnus Sich gehorsamst auszubitten,

denenselben von allem deme, waß bis zur eröffnung des Testaments Serenissimi defuncti, worinnen vermuthlich denenselben die Administration werde übertragen seyn, waß inmittelst interimsweise zu verfüegen ohnumgänglich nöthig seyn werde, notiz zu geben.

„Es wurden auch von des Herrn Marggrafens Carl August hochfürstlicher Durchleucht als negsten Agnaten die samtliche Räthe deren übrigen Collegien zu sich gefordert, und von Ihnen von wegen des minderjährigen Herren Landesprinzen ad interim bis zu weiterer Verordnung die Handtreu abgenommen.

„Noch diesen Tag wurde der Stallmeister Geneyne per posta nacher Basel gesant und der zu Emmendingen bey dem Herrn v. Gemmingen sich aufgehaltene Secretarius Klose mit dahin zugehen beordert, umb das in alldasigem Archiv verwahrte fürstliche Testament mit denen dazu gehörigen Rescripten abzuholen und schleunigst anhero zu bringen."

Die „solenne" Eröffnung des Testaments geschah am 22. Mai; über dessen Inhalt, soweit er die Regierung des Landes betraf, ist das Nötige schon oben gesagt worden.

Der Leichnam des verstorbenen Fürsten war schon einige Tage zuvor, am 19. nachts zwölf Uhr, in aller Stille in einer gewölbten Gruft unter dem Altare der Stadtkirche zu Karlsruhe, da wo heute die Pyramide steht, beigesetzt worden. Als die einzigen Personen, welche dabei zugegen waren, werden der Oberstallmeister v. Schott und unser Johann Ernst genannt. Die eigentliche Trauerfeier fand am 6. Juli statt. In dem feierlichen Trauerzuge, welcher abends acht Uhr von dem Schlosse nach der Stadtkirche sich bewegte und an welchem dreiundfünfzig Gruppen teilnahmen, schritt Johann Ernst in der 47. Gruppe, derjenigen des „Hochfürstlichen vormundschaftlichen Regierungskollegiums", welche als dritte hinter dem Leichenwagen unmittelbar auf die fürstlichen Abgesandten folgte. In dieser Gruppe „ginge jeder allein", zuerst der Geheime Rat v. Üxküll, dann der Geheime Rat zur Glocken, darauf „der Geheime Referendarius Bürklin", nach ihm der Geheime Hofrat und Lehenprobst Cellarius und als letzter der Geheime Hofrat Wieland.

Einige Wochen nach den Trauerfeierlichkeiten wurde von der vormundschaftlichen Regierung die Huldigung in den verschiedenen Landesteilen vorgenommen, im Juli im Unterland, in Karlsruhe, Durlach und Pforzheim, im August in den oberen Gegenden. Als Tag, an welchem die Huldigungspredigt im Unterland gehalten werden sollte, wurde der 20. Juli bestimmt, als Text für die Predigt Kap. 5, Vers 3 der Epistel Pauli ad Titum, „so da heißet: Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit untertan und gehorsam und zu allen guten Werken bereit seien".

Die Verpflichtung des vormundschaftlichen Geheimen Ratskollegiums sowie des Geheimen Referendärs Bürklin fand am 15. Juli im Audienzzimmer der verwitweten Markgräfin Magdalene Wilhelmine in der Karlsburg, dem Schlosse zu Durlach, statt. Johann Ernst berichtet darüber:

„Zuerst geschah von dem Geheimen Rat und Präsidenten v. Üxküll sowohl namens seiner als übriger anwesenden Herren Geheimen und Geheimen Hofräthe, Geheime Rat und Obermarschall v. Schilling, Geheime Hofrat und Kammermeister v. Gemmingen, Geheime Hofrat und Lehenprobst Cellarius, Geheime Hofrat und Oberamtsverweser Wieland, der respective Vortrag und Versicherung beständiger unterthänigster Treue und Devotion vor das gesamte Hochfürstliche Haus, nach diesem wurde von Geheimen Referendario Bürcklin die Eydsformel abgelesen, sofort von erwehntem Herrn Geheimen Rat und Praesidenten v. Üxküll, nebst übrigen obvermelten Herren Geheimen Hofräthen die Handtreu an die beede hochfürstlichen hohe Vormundschaftspersonen und darauf der würkliche Eyd abgeleget. Auf dieses hin verlase der Herr Geheime Hofrath Wieland dem Geheimen Referendario Bürcklin die Eydsformel, und nachdeme solcher beeden hochfürstlichen Vormundschaftspersohnen die Handtreu abgeleget, wurde selbige ebenfalls von ihme beschworen."

Dies war die einzige Huldigung, an der die Markgräfin persönlich teilnahm. „Weilen es sich nicht wohl schicke, das Serenissima Administratrix selbst in hoher Person sich an die Orte, wo die homagia zu prästiren seien, begeben, wurde beschlossen, daß dieselbe

den Herrn Administrator in ihrem Namen zur Entgegennahme der Huldigung zu bevollmächtigen, womit Sie sich dann auch gnädigst conformieret haben."

Auf die Verpflichtung des Geheimen Ratskollegiums folgte in den nächsten Wochen die Huldigung der Untertanen in der unteren Markgrafschaft, dazwischen an besonderen Tagen die der übrigen fürstlichen Beamten, der Hof-, Kirchen- und Kammerräte, der Leibmedici usw. bis herab zu den Kanzlisten, bei welch letzteren bemerkt wird, „bey diesem Actu seind des Herrn Administratoris Durchleucht nicht geblieben, sondern nach Haus gefahren".

Für das gesamte „Huldigungsgeschäft" wurde unser Johann Ernst zum „Actuarius" bestellt. Als solcher hat er bei den verschiedenen Huldigungsakten jeweils die Eidesformeln verlesen, außerdem aber auch das Protokoll bei denselben geführt. Diese Protokolle (es ist für jeden Landesteil ein besonderes) sind von ihm eigenhändig niedergeschrieben und unterzeichnet und wurden später der Markgräfin Magdalene Wilhelmine und dem Markgrafen Karl August eingereicht. Sie enthalten eine ausführliche Beschreibung aller Vorgänge bei jenem „Geschäft", einschließlich der Festlichkeiten. Auf verschiedene Stellen dieser Beschreibung ist im vorstehenden schon Bezug genommen worden; weitere Mitteilungen aus derselben sollen hier folgen.

Von der Durlacher Huldigung wird unter anderem berichtet, daß unter der jungen Bauernschaft von Wolfartsweier, welche zur Huldigung sich eingefunden hatte, auch zwei Burschen gewesen seien, welche barfuß auf das Rathaus gekommen und die Handtreue abgelegt hätten, „und befalen des Herrn Administratoris Durchleucht, daß man jedem sogleich ein paar Schuh und ein paar Strimpf erkaufen solte, so denn auch geschehen ist, und als sich noch einer einfande, der keine Strimpf anhatte, so wurde von Ihnen auch diesem ein paar zu kaufen befohlen, worauf alle Drey sich praesentirten und vor die Ihnen damit widerfahrene Gnade undertänigsten Dank abstatteten".

Die Reise ins Oberland wurde am 8. August morgens in der Frühe angetreten. In der Umgebung des Markgrafen Karl August

befanden sich der Geheime Rat und Hofratspräsident v. Üxküll, der Kammerjunker v. Stetten, unser Johann Ernst, der Kammerjunker v. Gemmingen-Maienfels, der Hofjunker v. Stetten, der Stallmeister Beck und zwei Edelknaben v. Stetten und v. Westheim. Der Geheime Hofrat und Kammermeister v. Gemmingen war vorausgegangen. Am ersten Tage wurde Mittag in Kuppenheim gemacht, die Nacht in Achern zugebracht, am folgenden Tag der Mittag in Hofweier und die Nacht in Kippenheim. „Den 10. giengen sie früh morgens von dar ab und kamen, ehe man sichs gleichsamb versahe und da alles zu Anhörung der Huldigungspredigt in der Kirche ware, schon nach sieben Uhr zu Emmendingen an. Indessen ware doch bey der Ankunft die Bürgerschaft gleich parat und rangirte sich vom Thor bis an das Landvogteyhauß, worinn des Herrn Administratoris Durchleucht logiret hatten, en haye, und gaben succesive eine dreymalige salve. Es wurden auch die auf der sogenannten Burg ohnweit Emmendingen gepflanzte viele eyserne Böhler dreymal abgefeuret, und kame inmittelst der zur paradirung commandirte Landausschuß auf dem Wiesenplatz bey Niederemmendingen mit ober- und untergewöhr, auch einem Fahnen zusammen, welche samtlich rothe Camisöler und weise Streifstrimpf an, auch die Hüte mit weisen Borten eingefasst und orangefarben und rothe Coquarden darauf hatten, so eine auserlesene Mannschaft von etlich hundert junger Leute ware.

„Des Herrn Administratoris Durchleucht hatten die Gnade vor Sie und giengen aus der Statt zu ihnen hinaus, und besahen die Leute von Mann zu Mann durch alle Glieder, liesen dieselbe hernach im Feuer exerciren, welche auch durch eine dreymalige decharge sich recht wohl hielten.

„Den 11. fande sich bey Zeiten des Walseggischen Regiments Grenadier Hauptmann Herr v. St. André von Breisach ein, welchen des Herrn General-Feldzeugmeisters und dasigen Commendanten Baron von Rhods Excellenz an des Herrn Administratoris Durchleucht abgeschicket haben, umb Ihnen zu dero glücklichen Ankunft und vorhabendem Huldigungsgeschäft zu gratuliren und Sie zu-

9*

gleich zu entschuldigen, daß Sie wegen Ihrer am Fuß habenden Incommoditaet nicht persönlich Ihre Aufwartung gemacht hätten, anbey Sich flattirten Ihro Durchleucht der Herr Administrator würden Ihnen die Gnade erweisen, Sie entweder bey der Hinauf- oder Ruckreyse in der Böstung bedienen und die schuldige honneur erweisen zu dörfen, für welche Ehre Sich dann des Herrn Administratoris Durchleucht auf das höflichste bedanket, und den Herrn Abgeordneten zur Mittags Mahlzeit invitiret, auch die Versicherung gegeben hatten, daß Sie bey der Retour des Herrn Generalfeldzeugmeisters Excellenz ohne Fehlen eine visite geben und zu Ihnen auf ein Mittagessen kommen wollten. Es fanden sich auch von Freyburg die Obristen und Commendanten der beeden Schlößer, von Sturm und von Grimberg, ingleichen der Obrist und Obristwachtmeister des allda in Guarnison liegenden kayserlich Erbprinz Württenbergischen Regiment von Nostiz und von Kesslau, nebst dem Obristlieutenant v. Lüfen vom Walseggischen Regiment und andern officiers mehr ein, umb des Herrn Administratoris Durchleucht Ihre devotion zu bezeugen, welche Sie samtlich auch zur Mittags Mahlzeit invitirt haben.

„Ferner praesentirte sich zu eben dem Ende der Banquier Herr Samuel Bourcard von Basel, welcher Sich zugleich bey Serenissimo Domino Administratori die Gnade ausbathe, Sie bey dero weiteren Hinaufkunft in die obere Lande auf seinem Spörlins Guth ohnweit Basel mit einem Mittagessen bewirten zu dörfen, so Sie ihme auch gnädigst zugesaget haben, und wurde er ebenfalls zu der Mittags-Mahlzeit eingeladen.“

Die Verpflichtung der fürstlichen „Dienerschaft“, des Hofrats und Landschreibers Menzer, des Spezials und Stadtpfarrers Louis, des Stadt- und Landphysikus Dr. Brodhag u. s. w., fand in dem Landvogteihaus statt. Der Akt wurde durch einen kurzen Vortrag des Geheimen Rats von Üxküll eingeleitet, dann las Johann Ernst die Eidesformeln vor, worauf alsbald von den zu Verpflichtenden die Handtreue an den Administrator abgelegt und die Eide geschworen wurden.

„Da nun dieser Actus vorbey ware, liese man die gesambte Burgerschaft der Statt Emmendingen, ingleichen samtliche aus der Marggrafschaft anwesende Underthanen vor das Rathaus auf den Markplatz rangiren. Die Burgerschaft hatte vor sich Ihre Stattfahnen und alle Gemeinden, welche man zu Haltung mehrerer Ordnung vor der Statt versamlen lassen, marchirten je ein Dorf nach dem andern, in der besten Ordnung nach dem Marckplatz.

„Vorher gienge der Vogt und Stabhalter mit ihrem gewohnlichen Seitengewöhr, nach diesen folgte einer allein, der ein kleines Fähnlein trug von Leinwath gemacht, auf diesem ware des Dorfs Wapen und Nahmen mit der Jahrzahl 1738 gemahlet, Alle andere Underthanen giengen dem Fähnlein zu 4 und 5 in einem Glied nach und hatten statt des Gewöhrs Stöck auf denen Schultern.

„Vor dem Rathaus auf dem Marck rangirte Sich eine Gemeind neben die andere und vor jeder stunde ihr Fähndrich mit dem Fähnlein.

„Als nun alles zu dem Huldigungs Actu in Bereitschaft ware, kamen der Herr Geheime Hofrath und Cammermeister v. Gemmingen als in der Marggrafschaft Hachberg bestellter Landvogt, nebst dem Hofrat und Landschreiber Mentzern in das Landvogteyhaus und thaten des Herrn Administratoris Durchleucht davon die Anzeige. Worauf der Herr Geheime Rath und Praesident v. Üxküll nebst dem Herrn Landvogt v. Gemmingen nach dem Rathaus voraus fahrten und zwar in des Herrn v. Gemmingen Chaise, vor welcher ihre Bedienten gegangen. Bald darauf folgten des Herrn Administratoris Durchleucht selbsten in dero Berline mit sechs Pferden bespannt, wovon jedoch weder die Gutsch noch die Pferde schwarz bekleydet waren, weilen Sie solche zugleich zur Reyse gebrauchet haben. Vorher giengen die Heyducken und übrige Domestiquen paar und paarweise. Hernach die samtliche Forstbedienten und so weiter die weltliche Dienerschaft im Hachbergischen. Nachmalen des Herrn Administratoris Durchleucht, vorher der Cammer Fourier und zu beden Seiten die Cavalliers, der Stallmeister, Adjoutant und Edelknab.

„Bey der Annäherung zu dem Rathaus kame des Herrn Administratoris Durchleucht der Herr Geheime Rath und Präsident von Üxküll bis zum Eingang desselben entgegen und begleitete Sie so fort nach der Rathstube. Unten warteten nebst dem fürstlichen Oberambt und dem Stattschreiber, Burgermeister und Rath der Statt Emmendingen und hatten die letztere ihre Mäntel an. In der Rathstube stunde ein schwarz uberzogener Armsessel ....

„Hierauf liese man Burgermeister und Rath der Statt Emmendingen in die Rathstube fordern. An diese geschahe von dem Herrn Geheimen Rat und Praesidenten von Üxküll die Anrede. Auf solche wurde die Vollmacht durch den Geheimen Referendarium Bürcklin verlesen. Quo facto thate der Stattschreiber Gaupp die Danksagungsrede.

„Solchemnach wurde die Huldigungsformel verlesen, dann wurde die Handtreu an des Herrn Administratoris Durchleucht abgeleget, so sie stehend und ohnbedeckt empfangen, und so weiters der würkliche Eyd abgeschworen."

Bürgermeister Ott überreichte alsdann ein Memorial mit dem Gesuch um Bestätigung der Privilegien der Stadt, „worauf dann von des Herrn Administratoris Durchleucht dem Burgermeister die Confirmation der privilegien, weilen man solche vorläufig in Carlsruh ausgefertigt und des Ende mitgenommen gehabt, zu Handen gestellt.

„Solchemnach wurde nun auch zu dem weiteren Huldigungs-Geschäft gegen die gesamte Bürgerschaft der Statt Emmendingen und die Undertanen der Marggrafschaft Hachberg geschritten. Des Herrn Administratoris Durchleucht begaben sich nebst dem Herrn Geheimen Rath und Praesidenten von Üxküll und dem Geheimen Referendario Bürcklin auf den Balcon vor dem Rathauß, und widerholte sofort der Herr Praesident die Anrede, hierauf wurde die Vollmacht und so ferne die Huldigungsformel abgelesen, alsdann in eben dem Zimmer, nemblichen der Rathstube, allwo, wie kurz vorher gemeldet, Bürgermeister und Rath verpflichtet worden seind, von gesamter Burgerschaft und Undertanen des Herrn Administratoris Durchleucht die Handtreu, welche Sie wegen der vielen Leute teils sitzend, teils stehend, doch ohnbedeckt an

genommen haben, und sofort auch der Huldigungs Eyd vor dem Rathaus auf offenem Marktplatz abgeleget, mithin dardurch dieser Actus beschlossen.

„Gegen Ein Uhr ist man zur Tafel gesetzen, wegen der vielen Fremden aber, wozu auch noch der Probst von Waldkirch nebst einem Canonico gekommen, welche Sich expresse eingefunden haben, umb Serenissimo Domino Administratori Ihre devotion und gratulation zu bezeugen, hat man von der Statt Emmendingen mehr nicht als nebst denen Herrn Oberbeamten und dem Special Louis den Bürgermeister an die fürstliche Tafel setzen können. Indessen ist wacker getrunken und aus denen Böhlern tapfer gefeuret, und seind dahero auch die fremde Gäste mit starken Räuschen nacher Haus gesant worden.

„Die Dienerschaft und andere wurden in einem Nebenzimmer im Landvogteyhaus gespeiset, denen des Herrn Administratoris Durchleucht selbsten auch Zuspruch getan haben. Die Herren Cavalliers und andere wurden zu denen übrigen Tafflen verwiesen umb die anwesende Gäste bewürten zu helfen. Während der Tafel seind . . . Carmina [gedruckte Festgedichte] distribuiret worden.

„Umb fünf Uhren begaben sich des Herrn Administratoris Durchleucht auf das Rathaus, woselbsten ein Teil der Geystlichen, die Forstknechte, die von Gericht und Rath der Stadt Emmendingen, ingleichen die Vorgesetzte von denen Dorfschaften, die Schulmeister und andere, so dazugehörten, gespeiset worden, und sprachen ihnen mit nicht wenigen Deckelgläsern zu, welches eine große Freude verursachet und manchem noch mehrere Gelegenheit zu einem recht derben Rausch gegeben hat, dessen die arme Gläser Zeugnus genug geben könnten, wann Sie nicht samtlich zu Trümmern geworfen worden wären."

Alle andern, welche zu der Huldigung gekommen waren, erhielten je eine Maß Wein und 1½ Pfund Brot.

„Nach dem Nachtessen wurde auf dem Marckplatz eine illumination und Feuerwerk praesentiret, so einen recht guten effect gethan hat, und von jedermann approbirt worden ist. Ingleichen

wurde eine Menge Granaden und Schwärmer geworfen, womit Sich des Herrn Administratoris Durchleucht selbsten divertiret haben.

„Den 12. Augusti reyseten also des Herrn Administratoris Durchleucht mit der suite Morgens früh von Emmendingen ab, woselbsten noch die Burgerschaft vom Landvogteyhauß bis an das Thor en haye paradierte, nahmen den Weg über Gundelfingen, über die Wiesen über Freyburg vorbey und langten gegen zehen Uhr zu Thiengen an, allwo das Mittagessen bestellet worden. Daselbsten wartete die gesamte Dienerschaft aus der Herrschaft Badenweiler und von Sulzburg auf.“ Auch der Platzmajor von Freiburg und ein junger Tillier stellten sich ein, um namens des Kommandanten von Freiburg, Feldmarschalleutnants Tillier, der, eben erst aus dem Bade zurückgekommen und am Fuße „incommodiert“, das Bett hüten mußte, ihre Aufwartung zu machen und den Administrator einzuladen, bei der Rückreise in Freiburg anzukehren. Dieser lehnte dankend ab, da er sich diesmal nicht lange aufhalten könne; „wollten aber ein andermahl von der Ihnen zugedachten honneur profitieren.“

„Weiters haben sich auch einige Oesterreichische Regierungsräthe und kayserliche Officiers eingefunden, welche nebst obigen samtlich zum Mittagessen behalten und hernach wohl betrunken wieder zuruckgeschickt worden seynd.“ Um drei Uhr erfolgte die Abreise.

„Bey der Ankunft zu Seefelden stunde eine Compagnie Cavallerie mit Trompeten und Paucken, auch einer Estandarte in parade. Die Gemeine hatten samtlich weise Röcke und rote Aufschläglen, die Hüte weis eingefaßet und rot und weise Coquarden darauf. Die Officiers aber wohl gekleydet.

„Einige junge Mägdlein praesentirten Serenissimo Domino Administratori einen schönen Straus von seyden Blumen, wogegen Sie Ihnen ein Verehrung thaten.

„Allda sasen des Herrn Administratoris Durchleucht zu Pferd und wurden von der Cavallerie bis Müllheimb begleitet.

„Beym Steinenbrücklen praesentirten abermalen einige junge Mägdlein des Herrn Administratoris Durchleucht einen Straus, denen Sie gleichfalls eine Gegenverehrung gethan.

„Da man über Hügelen [Hügelheim] hinaus gegen Müllheim auf die Höhe kam, wurden 24 eiserne Böhler und drey kleine Stuck dreymahl abgefeuret, welches bis zum Eintritt nacher Müllheimb währete.

„Ohnweit dem Flecken Müllheimb auf dem Feld ware eine Menge Zuschauer, und praesentirte auch hier des Special Dalers jüngste Tochter nahmens der bey sich gehabten jungen Mägden des Herrn Administratoris Durchleucht ein schönes bouquet, deren Sie darfür gleich denen andern ein Gegenpraesent gemacht haben.

„Der Special Dahler nebst der übrigen Geystlichkeit, Praeceptore und Schulbedienten waren ebenfalls auf diesem Platz und bewillkommnete des ersteren Sohn im Nahmen der mitanwesend gewesenen Lateinischen Schüler des Herrn Administratoris Durchleucht mit einer Lateinischen Oration.

„Es befanden sich auch daselbsten der Herr Obrist von Doungern von dem Kayserlichen Walseggischen Regiment, nebst andern dessen Officiers, welche das Badenweiler Baad gebrauchet und bey dieser Gelegenheit des Herrn Administratoris Durchleucht Ihre Aufwartung gemachet haben.

„Bey der Ankunft in Müllheimb stiegen des Herrn Administratoris Durchleucht vor dem Oberambthaus ab, in welchem sie auch logiret haben.

„Es waren vor demselben bey 200 Mann infanteri mit drey Fahnen und klingendem Spiel in schönster Ordnung postiret, und hatten die Gemeine rothe Camisöler und weise Streifstrimpf an, weise Borden umb die Hüete, mit Coquarden von schwarz und gelben Banden, welche man sofort nebst der Cavalleri, weil die Nacht eingebrochen, bis auf die so zur Wacht bestellet waren, wieder abmarchieren laßen.

„Es wurde hierauf zu Nacht gespeiset und übrigens das nötige zu der des andern Tags bevorstehenden Huldigung veranstaltet."

Die Huldigung der Beamten, des Oberamtsverwesers Salzer, des Spezials Dahler, des Burgvogts Obermüller u. s. w., sowie der Untertanen aus der Herrschaft Badenweiler und aus den hachbergischen Orten Sulzburg, Ballrechten und Dottingen erfolgte

am 13. ganz in der Art und Weise wie zuvor in Emmendingen. Den katholischen Gemeinden Ballrechten und Dottingen wurde ausdrücklich Gewissens- und Religionsfreiheit zugesichert, „worüber sie sich auch sehr erfreuet haben". An der folgenden Tafel nahmen teil der Oberamtsverweser, der Spezial, Obrist v. Dungern und der Bankier Burckhard von Basel. Bei derselben wurden „Nahmens der Geyst- und Weltlichen Dienerschaft, auch Underthanen in Druck gebrachte Carmina ausgeteilt."

„Gegen vier Uhren begaben sich des Herrn Administratoris Durchleucht, nachdeme Sie vorhero auch Sich bey denen in den Nebenzimmern gespeiseten Geystlichen und Bedienten eingefunden und Sie zur Frolichkeit animirt gehabt, in beede Wirtshäuser, worinn die übrigen Personen gespeiset worden, sprachen Ihnen mit Zutrinkung verschiedener Gesundheiten zu und halfen dardurch die allgemeine Freude und Lustbarkeit noch weiters vermehren, womit dann auch endlich dieser Actus zu mäniglichs Contento vollendet worden ist.

„Allen andern so nicht gespeiset worden und gehuldiget haben, wurde auf den Mann eine Maas Wein und anderthalb Pfund Brod abgegeben, wobey sie sich ebenmesig wohl divertiret und den Tag mit Vergnügen celebriret haben."

Drei Tage später fand in Lörrach die Erbhuldigung der Untertanen aus der Landgrafschaft Sausenberg und der Herrschaft Rötteln, sowie der baden-durlachischen Leibeigenen aus den bischöflich baslischen Orten Schliengen, Istein, Huttingen, Steinenstatt und Mauchen statt. Reisetag war der 14. August. Als der Markgraf mit seinem Gefolge auf der Höhe des Schliengener Berges ankam, „wurden sie durch sechs Schus aus Böhlern salutiret, welche das Oberambt Rötteln vornehmblich in der Absicht dahin postiret, umb bei dieser Gelegenheit einen solennen Actum Jurisdictionis auf diesem bischöflich Baslischen Territorio zu exercieren."

Noch vor den Toren von Lörrach begrüßte der baslische Stadthauptmann Stähelin den Markgrafen namens der Stadt Basel; in Lörrach selbst war zum Empfang die Miliz aufgestellt. Im

übrigen verlief der Empfang und ebenso die Huldigung, welche im Burgvogteihof entgegengenommen wurde, in ähnlicher Weise wie bei den früheren Gelegenheiten. In Johann Ernsts Berichte heißt es dann weiter:

„In der Statt Lörrach hat sich eine grose Menge Fremder von Basel und anderen umbliegenden Orthen, auch verschiedene französische Officiers von dem in Huningen in guarnison liegenden Apfelgrünischen Regiment eingefunden, welche letztere samtlich nebst verschiedenen von Basel zur Tafel invitirt worden seynd. . . . . . Währender Mahlzeit hielten die Hautbois von der Infanterie Tafelmusic, ingleichen die von der Cavallerie mit Trompeten und Paucken". Später begab sich der Administrator in die Gemeindestube, wo die Vögte und andere speisten, und trank verschiedene Gesundheiten, „worüber sie sich höchlich erfreuet und sonders ihr Vernügen bezeüget, dabey sich aber auch recht bezechet haben. . . . . . Nachts wurde zwar wider Tafel gehalten, alleine hatte der grösefte Teil noch von der Mittagsmahlzeit her genug und wurde endlich dieser Tag glücklich beschlossen."

Am 16. August empfing der Administrator vier baslische Deputierte. Sie wurden zur Tafel behalten, „da es denn an gutem Zuspruch nicht gefehlet hat, maßen Sie samtlich wohl betrunken wider dimittiret worden seynd".

Auch der Pater Probst des kleinen Klösterchens Bürgeln zwischen Müllheim und Kandern und der Landschreiber von St. Blasien fanden sich ein, dieser „mit einem Creditiv seines Herrn Prälaten." Ersterer nahm an der fürstlichen Tafel, letzterer an der Kavalierstafel teil; ist „beeden aber wacker, und besonders dem ersteren dermaßen zugesprochen worden, daß mann Ihne durch die Heyducken in sein Quartier tragen laßen müeßen."

Der Amtmann der Frau von Schönau zur Schwörstatt kam mit einem „Complimentschreiben," nahm an der Marschalltafel teil und wurde „nebst einem tüchtigen Rausch wider abgefertigt".

„Nachts wurde wieder Tafel gehalten und demnach auch dieser Tag mit Vergnügen geendiget."

Am 17. August ging der Administrator nach Basel, um allda die neuen Gebäude und Gärten des markgräflichen Hofes zu besichtigen. Er speiste daselbst bei dem Bankier Burckhard auf dem sogenannten Spörlinsgut unweit Basel und kehrte erst in der Nacht nach Lörrach zurück. „. . . Eodem fande sich auch zu Mittag der bischöflich Baslische Landvogt von Schliengen, Baron von Neveu zu Lörrach ein, umb Serenissimo domino Administratori seine Aufwartung und zugleich die Excuse zu machen, daß er auf die geschehene jnvitation am Huldigungstage nicht erschienen, aus Beysorge es möchte daran zu scharff zu gehen. Es hat aber der zurückgebliebene Cammerjunker und Haubtmann v. Stetten das versaumbte bei ihme redlich eingebracht, so daß man ihne, Baron von Neveu, durch Domestiquen aus dem Landvogteyhaus wegführen laßen müßen."

„Montags, 18. Augusti, solte zwar Rast und Ruhe Tag seyn, es wurde aber auch an diesem nicht gefeuret und mit denen sich abermalen eingefundenen Officiers von Hüningen und andern von Basel wider wacker herumb getrunken."

Am 19. August „wurde bey dem Herrn Landvogten von Leutrum valediciret und zu guter letzte noch rechtschaffen getrunken."

Um halb drei Uhr trat man die Abreise an unter dem Geleite der Miliz, Böllerschüssen u. s. w. „Unterwegs stunden auf dem Feld eine grose Menge alter und junger Leute als Zuschauer."

Um vier erfolgte die Ankunft bei der „alten Herberge", woselbst wieder viele Zuschauer, darunter „der alte Herr Baron von Baaden aufwarteten, und wurde der letztere vor solche visite mit einem ansehnlichen Rausch beehret, angesehen man sich daselbsten gegen einer Stund arretiret".

In dem bischöflich baslischen Orte Schliengen war festlicher Empfang, überall Böllerschießen u. s. w. „Der Baron von Neveu praesentirte Serenissimo domino Administratori ein Glas Wein, wobey es aber nicht geblieben, sondern bis in die Nacht hineingetrunken worden, so daß man ziemlich naß nacher Müllheimb gekommen ist." Hier ebenfalls Böllerschießen. „Etliche der Rötler Cavalleristen wagten es und ritten mit bis nacher Müllheimb,

umb allda zu pernoctiren; es waren aber die Müllemer jaloux darüber, und wurden in der Nacht denen Pferden die Schwänze abgestumpt, worüber jedoch keine Klagden eingekommen seynd."

Am folgenden Tage machte der Markgraf mit seiner Suite einen Abstecher nach Breisach, um daselbst dem General v. Rhod den versprochenen Besuch abzustatten. In der Nähe der Stadt wurde der Edelknabe v. Stetten vorausgeschickt, um dem General ein Kompliment zu überbringen und zugleich die Ankunft seines Herrn zu melden. Derselbe kam aber sehr bald wieder zurück und berichtete, „der Herr General seye allbereit mit einigen Herren Officiers zu Pferd underwegs, umb des Herrn Administratoris Durchleucht nach der Vöstung zu begleiten. Es geschahe auch dieses kurz darauf in Begleitung des PlazObristlieutenants von Kinsperg und des Obristlieutenants von Benz vom Würtenbergischen Leibregiment. Der Herr General und die Officiers stiegen gleich von denen Pferden und des Herrn Administratoris Durchleucht aus dero Gutsche und nahmen nach abgelegten Complimenten den Herrn Generalen zu sich, worauf sofort nach der Stadt gefahren wurde.

„Als man nahe an die Thor kame, wurde aus denen äußern Bastions 12 Canonen gelöset. Gleich innerhalb des Thors paradirte eine Bataillon vom Walseggischen Regiment und wurden die Spill gerühret und mit den Fahnen salutiret. In der Statt auf der Höhe des Paradeplazes stunde das Würtenbergische Leib-Regiment, ferner ein Bataillon von Rheingraf Salm, weiter die Schweitzer Compagnien. In dem Hof des Gouvernements ware eine Grenadier Compagnie vom Walseggischen Regiment, so der Haubtmann von St. André commandiret, postiret, welche des Herrn Administratoris Durchleucht zur Wache gegeben worden. Sobalden die Ankunft geschehen, praesentirten sich einige Deputirten von der Geystlichkeit, umb des Herrn Administratoris Durchleucht zu complimentiren. Ein gleiches geschahe auch von Seiten der Statt mittelst abgeschickter zweyer Burgermeister und Statt Syndici und haben diese auch darauf 24 Bouteillen Burgunder Wein zur Verehrung gesant, wogegen denen Stattbedienten eine Carline pro discretione gegeben worden.

„Nach diesem fanden sich samtliche Staabs- und übrige Officiers von der gantzen Garnison ein, umb des Herrn Administratoris Durchleucht ihre Aufwartung zu machen. Als die Zeit zur Parole ware, welche umb 12 Uhr ausgegeben wird, thate der Herr General des Herrn Administratoris Durchleucht die Ehre und forderte solche von ihme, worfür Sie sich anfenglich bedankten, auf Anhalten des Herrn Generalen aber mit „Carl" und „Wien" von sich gaben. Man begabe sich darauf zur Tafel und wurde magnifique tractirt, auch rechtschaffen getrunken. Vor der Abreyse haben des Herrn Administratoris Durchleucht denen Canoniers 6, in des Herrn Generalen Haus 6 und der Grenadier Wacht 6 Ducaten verehren laßen."

Nachmittags um halb sechs Uhr brach man auf, die Garnison stand wieder unter dem Gewehr und von den Bastionen wurden wie beim Einzug zwölf Schüsse gelöst. Der General v. Rhod begleitete den Markgrafen noch ein Stück Wegs; um acht Uhr kam man in Emmendingen an, „allwo man zwar noch zu Nacht gespeiset, allein wenig appetit gefunden, weilen man den Tag hindurch satt genug worden".

Am nächsten Tag trafen noch verschiedene Offiziere aus Freiburg ein, die zur Tafel blieben. Es wurde wieder scharf getrunken, „vornemblich aber wurde der Landvogt v. Leutrum, welcher des Herrn Administratoris Durchleucht von Lörrach auf Müllheim, Breysach und Emmendingen das Gelaith gegeben, mehr dann wohl bezecht wieder nach Haus geschicket".

Am Spätnachmittag wurde noch bis Kippenheim gefahren, wo man die Nacht blieb. Am andern Tag wurde in Offenburg Mittag gemacht. Der Administrator besuchte daselbst die dort wohnende Gerolzeckische Oberamtmännin Frau v. Solazy, welche ein Dutzend Flaschen französischen Wein zum Essen geschickt hatte; dann wurde die Reise nach Achern fortgesetzt, wo die „Suite" übernachtete, während der Markgraf mit dem Geheimen Rat v. Üxküll noch in der Nacht nach Karlsruhe weiterreiste. Das Gefolge traf dort am andern Abend ein.

„Bey der Ankunft zu Carlsruh hat man vernommen, daß zwar die dasige Bürgerschaft die Anstalt gemacht, umb teils mit der Cavallerie des Herrn Administratoris Durchleucht einzuholen, als auch durch die Infanterie in loco zu bewillkommen, welches Vorhaben aber nachmalen durch deren ohnvermuthete Ankunft in später Nacht underbleiben müesen."

Damit hatte die Huldigungsfahrt ihr Ende erreicht. Es hat bei derselben, wie wir gesehen haben, neben dem Geschäft auch nicht an Genüssen mancherlei Art gefehlt, die freilich teilweise nach den Gewohnheiten der Zeit bei den Teilnehmern als Haupterfordernis einen gesunden Magen voraussetzten.

* * *

Über die späteren Lebensjahre Johann Ernsts sind wir im ganzen weniger eingehend unterrichtet als über die früheren Jahrzehnte.

Aus der Zeit der Administration erwähnt er selbst gelegentlich einmal seine Teilnahme an den Verhandlungen mit Österreich, welche im Jahre 1741 zu jenem Vergleiche führten, kraft dessen Maria Theresia auf die von ihrem Hause seit beinahe zweihundertundfünfzig Jahren beanspruchte landesfürstliche Hoheit über die Landgrafschaft Sausenberg und die Herrschaften Rötteln und Schopfheim und auf das von Kaiser Maximilian I. 1499 vorbehaltene Wiederlösungsrecht derselben gegen eine Abfindungssumme von 230000 Gulden verzichtete. Johann Ernst betrachtete es vornehmlich als sein Verdienst, daß dabei außerdem auch noch der österreichische Anteil an dem Dorfe Grenzach an Baden-Durlach kam.

Aus dem Jahre 1746 besitzen wir von seiner Hand eine Beschreibung der Feierlichkeiten, welche in den Städten Karlsruhe, Durlach und Pforzheim im November aus Anlaß des Regierungsantritts des Markgrafen Karl Friedrich stattgefunden haben.

Wir teilen nunmehr noch einige Stücke aus der umfangreichen Korrespondenz Johann Ernsts mit, die wegen ihres Inhaltes ein größeres Interesse beanspruchen.

Es folgen zunächst zwei Briefe an den baden-durlachischen Archivar in Basel, den als Geschichtschreiber und noch mehr als Dichter bekannten Karl Friedrich Drollinger. Der erste dieser Briefe, aus dem Jahre 1725, betrifft die Schrift Drollingers „Kurze Historie und Genealogie des fürstlichen Hauses" [sc. Baden], welche für den König Stanislaus Leszczinsky, den Schwiegervater Ludwig des XV. von Frankreich, verfaßt wurde, zu dem Markgraf Karl Wilhelm freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Aus dem zweiten Briefe ersieht man, daß Johann Ernsts Schwager im Jahre 1729 sich in Basel aufgehalten hat; im übrigen bezieht sich dieser Brief ebenfalls auf die Arbeiten Drollingers und insbesondere auf seinen „Versuch einer Historie des fürstlichen Hauses Baden". Die Klage über das geringe Entgegenkommen der baden-badischen Archivare in demselben kehrt auch in dem einen der darauf folgenden Briefe an Jakob Friedrich Herbster wieder, einen späteren Nachfolger Drollingers am durlachischen Archive zu Basel und gleichfalls um die Geschichte des badischen Landes und seines Fürstenhauses verdienten Forscher. Der erste Brief an Herbster ist außerdem bemerkenswert dadurch, daß schon im Jahre 1745 Johann Ernst die sichere Erwartung des Anfalls der baden-badischen Lande an die durlachische Linie des Fürstenhauses ausspricht, zwanzig Jahre vor dem Abschluß des Erbvertrages von 1765 und vierzehn vor der Einleitung der Verhandlungen (1759), die zu demselben führten. Der zweite der Briefe an Herbster ist nach der Kaiserwahl Franz des I., des Gemahls der Maria Theresia (13. September 1745), geschrieben und verbreitet sich zum Teil über die politische Zeitlage.

Briefe an Drollinger.

Hochedelgeborner,

Hochgeehrtester Herr Vetter und Patron!

Ewer Hochedelgeboren wird schon bekannt seyn, daß Serenissimus vor einigen Wochen bey dem König Stanislao zu Cron Weisenburg gewesen. Ich kan Ihnen nicht sagen, mit waß vor tendresse und distinction Sie Serenissimus und uns alle tractiret haben. Die

vorige Woche hat der König Serenissimo eygenhendig mit einem abgeschickten Cammerherren die zu Paris den 27. May geschehene solenne declaration seiner mariage mit dessen Prinzessin notificiret und vorgestern abermalen dieselbe ersuchet, dem Herrn von Günzer zu erlauben, daß Sie ihne nach Schweden schicken dörfften, welches dann auch sogleich geschehen ist, und passirte derselbe heute hiedurch. Ich hab gemeint mitzukommen, alleine Serenissimus haben mich nicht gehen lassen wollen, und hat der junge Herr v. Greckh denselben accompagnirt. Indessen bekommen wir durch den König Stanislaum am französischen Hof eine grose Stüze und hat derselbe Serenissimo alles gute versichert, auch Sie dahin engagiert, daß Sie aufs Frühjahr zu Ihme nach Paris gehen werden. Er hat Serenissimus ersuchet umb eine kurze, doch vollkommene Genealogie Ihres fürstlichen Hauses, nempe von Anfang bis zu ihrer Zeit, und zwar wie mir Dero Staats Secretarius schrift- und mündlich expliciret mit Benampsung der Verheurathung[en], Actionen, Fatalitaeten etc. . . . damit Er gleichsamb in einem Compendio alles beysamen haben konnte. Er verlangt aber auch dabey, wohin die Söhne und Döchter wider verheurathet worden, Item wann, wie und wo sie gestorben seind, afin [sic!] eine vollkommene genealogische Beschreibung des dißseitigen fürstlichen Hauses, ingleichen wan und zu wessen Regierung etwa die Landstheilungen geschehen, unter wem ein so anderes wider verlohren gangen, versezt, verkauft oder vertauscht worden. Und haben Serenissimus mir befohlen Ew. Hochedelgeboren zu schreiben, Sie möchten sich die Müh geben und dieses etwa auffsetzen und sodan herabsenden, umb es sodan sauber abschreiben lassen und hinübersenden zu können, weilen Sie es gerne bald haben möchten. Ew. Hochedelgeboren belieben demnach von der Güte zu seyn und es ohnschwehr sobald möglich zu befördern, damit es der König etwa noch vor seinem Abgang nach Paris bekommen könne.

Ich verharre indeß nebst meinem gehorsamen Empfhel,

Ew. Hochedelgeboren

CarlsRuh, den 6. Juny 1725. gehorsamster Diener

Bürcklin.

2.

Wohlgeborner Herr,

Hochgeehrtester Herr Vetter und Patron!

Ewer Wohlgeboren samtliche hochverehrteste Schreiben vom 26. praeteriti, 2. und 9. currentis habe wohl zu erhalten die Ehre gehabt, und deprecire gehorsamst, daß solche nicht ehender beantwortet. Ich ziehe schon 14 Tag mit Serenissimo auf dem Land herumb und bin immer von einer Zeit zur andern davon abgehalten worden. An den baadischen Archivarium habe schon 2 Mahl geschrieben, die Leute seind aber so unfreund- und ohnnachbarlich, daß man keine Antwort von ihnen erhelt, so mir auch mit diesem begegnet. . . . Meinem Schwager ist es eine grose Ehre gewesen, Ew. Wohlgeboren Gesellschaft zu geniesen. . . . Die erste Arbeit von der Badischen Historie haben Serenissimus zu fürstl. Geheimen Rath versant, allwo ohne Zweifel der Herr Stadelmann oder Schmaus Commission bekommen wird, mit Ew. Wohlgeboren daraus zu correspondiren: meo voto solte man die wenige depencen sowohl in Ansehung der Kupfer als sonsten nicht achten, dann dieses eine der notwendigsten Arbeiten ist, so man beim Haus nötig hat. . . . Ich weis dermalen mehr nicht, dann Ew. Wohlgeboren zu versichern, daß bestendig seyn werde

Ewer Wohlgeboren

CarlsRuh, den 16.
9bris 1729.

Gehorsamster Diener
Bürcklin.

Briefe an Herbster.

1.

Wohlgeborner Herr,

Hochgeehrtester Herr Rath und Archivarius,

Hochgeneigtester Patron!

Beede Hochgeehrteste vom 9. et 23. finientis habe wohl zu behändigen die Ehre gehabt. Ew. Wohlgeboren beharrendes Vor-

haben ist höchstlöblich und preiswürdig und solte ich alleine die Disposition davon haben, so müsten Ihnen von Stund an 1000 fl. zu Diensten und noch soviel parat stehen, umb, wo es nur möglich, das diensambste zur Hand bringen oder selbsten, wo dergleichen anzutreffen, an Orth und Ende ersehen zu können. Sodann solte die fürstliche Administration an alle Räthe, Professores, Beamte und andere im Land den Befehl erlaßen, daß wer nur etwas besize, so zu dem Vorhaben dienlich oder die Historie des fürstlichen Hauses concernire, solches Ew. Wohlgeboren zusenden solle, umb von dem dienlichsten profitiren zu können. Unter des seel. Geheimen Raths Stadelmanns Manuscriptis, so in die Geheime Registratur gekommen, finden sich auch viele Aufsäze, Extract und Anmerkungen und S[on] A[ltesse] praetendiren einige arcana domus zu besizen, wann es aber zum Treffen komt, so wird wohl keiner zu Haus seyn, hingegen nach der Hand, wann eine Arbeit zum Vorschein komt, ein jedes was auszusezen wißen. Und in der That wolte ich rathen, daß wann Ew. Wohlgeboren es einmahl mit der Arbeit ernst ist, sie möchten bey der fürstlichen Administration auf obiges den Antrag thun. Die Baadischen seind s. v. gar Flegel; so bald mann etwas von ihnen haben will, so heiset es das Archiv seye nicht beyhanden oder von der verlangenden Materie nichts darinn befindlich. Ich hoffe aber zu Gott der Herr Landprinz werde noch Archiv und Land vollkommen in Besiz bekommen.

Ewer Wohlgeboren wünsche ich zu dem bevorstehenden Neuen Jahr mehr Vergnügen, Seegen und Glückseeligkeit, als ich mit dieser meiner Feeder zu exprimiren vermag. Empfhele mich zugleich in die alte hochschäzbare Gewogenheit und verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Ewer Wohlgeboren

CarlsRuh, den 30. Dez. 1744.

Gehorsamster Diener
Bürcklin.

2.

Wohlgeborener Herr,
Hochgeehrtester Herr Rath und Archivarius,
Hochwertester Patron!

Ewer Wohlgeboren hochwertestes vom 25. decurrentis habe wohl zu behendigen die Ehre gehabt. Es ist freylich Teutschland durch die erfolgte Kayserswahl noch lange nicht geholfen, zumalen bey denen noch fürwaltenden betrübten Umständen, da die Teütschen einander noch selber aufreiben, anstatt daß sie die ihnen von Gott verliehene Macht zu Extirpirung deren employren solten oder könten, welche als geschworene Feinde des teutschen Nahmens weltbekant seind, und wann es wahr ist, wie man doch vor gewis behaubten will, daß Engelland, Sachsen und Preusen sich würklich und zwar mit Exclusion Oesterreich mit einander accomodirt haben, so ist leicht zu urteilen, daß es endlich zu einem vor Teutschland fast schimpflichen Friden gelangen und die Königin von Ungarn gewaltig den Kürzern ziehen werde. Frankreich hat seine Role wider meisterlich gespielet und ich versichere, daß wann es ihme fehlen solte, gewis die Türcken auch noch aufgetrieben werden würden, umb ein holla in die operationes zu machen; fals auch Engelland die Subsidien einziehen solte, so wäre die Königin von Hungarn nicht einmahl mehr im Stande ihre Trouppes zu unterhalten. Italien wird nun auch bald valediciren und der König von Sardinien endlich auch succumbiren.

Die zur Hand gebrachte piece ist in der That curieux und werden sich hin und wider dergleichen noch viele finden, insonderlich in ein so andern ClosterRegistraturen oder in denen Badischen Archiven, allein die B. von jenen geben nichts heraus und von diesen kan man auch mit keinem Lieb was bekommen. Unter Serenissimo defuncto seind verschidene nahmhafte Acquisitiones gemacht und durante Administratione ist der fameux Oesterreichische Process verglichen worden, man solte alle solche Dinge colligiren, umb sie bei Fortführung der Badischen Historie mit Nuzen gebrauchen zu können. Ew. Wohlgeboren werden sich bey der

Nachwelt und auch noch zu ihrer Zeit grosen Ruhm erwerben, wann sie das Werck zumstand bringen und wird man die Subsidia dazu, wo es nötig, gerne fourniren, Ich aber mit vieler Hochachtung allzeit seyn

Ewer Wohlgeboren

CarlsRuh, den 31.
Octobris 1745.

Gehorsamster Diener
Bürcklin.

Fragen der historischen Forschung bilden auch den Gegenstand der Korrespondenz Johann Ernsts mit Johann Christian Sachs, dem Verfasser der „Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft und des marggrävlichen altfürstlichen Hauses Baden", sowie derjenigen mit dem Propst Ignaz des kleinen Klösterleins Bürgeln in der Landgrafschaft Sausenberg.

Von Sachs ist ein undatierter Brief an unsern Johann Ernst erhalten, in welchem er, veranlaßt durch die „gütige Erlaubnis", nochmals um Nachrichten über die Markgrafen Jakob I., seine Söhne Georg und Bernhard, ferner über den Erzbischof Johann von Trier und den Markgrafen Karl aus dem markgräflichen Archive bittet, und der mit den Worten schließt: „Ich venerire die hohe Gewogenheit, welche Ewr Excellenz vor mich haben mit tiefer Devotion und verharre lebenslänglich in aller Submission".

Mit Propst Ignaz war Johann Ernst gelegentlich eines Aufenthaltes des Markgrafen Karl Friedrich in den oberen Landen, wohin er diesen begleitet hatte, bekannt geworden. Der Markgraf hatte den geistlichen Herrn auf die beiden „magnifige" Grabsteine in der Kirche zu Rötteln aufmerksam gemacht und dabei sein Bedauern ausgesprochen, daß bei dem Mangel jedes Namens und jeder Jahreszahl es ihm nicht möglich gewesen sei, dieselben näher zu bestimmen. Nach der Abreise des Fürsten ließ der Propst die Steine kopieren, schrieb dazu „eine historisch-chronologische Betrachtung oder Dissertation" und schickte das ganze am 5. Januar 1749 Johann Ernst mit der Bitte, es dem Markgrafen „vor ein geringes Neujahrspräsent" zu Füßen zu legen. Er verband damit das

Ersuchen, Johann Ernst möge seine „wenige Betrachtungen, Dissertationes und beygelegte Grundriß" examinieren, kritisieren und durchgehen, um zu sehen, „ob solch alles Serenissimi nostri aspectui würdig gefunden werde".

Johann Ernst antwortete schon am 14. desselben Monats, indem er den Dank des Markgrafen für die Sendung aussprach. Er fügte bei:

„Ewer Hochwürden würden auch Ihro Durchleucht noch weiters sehr damit obligiren, daß wann Sie was curieuses und noch zur Zeit ohnbekanntes von dehro fürstlichem Hauß unter die Hand bekämen, Sie Ihnen davon zuverläßige communication thun wolten, woran Sie umb da weniger zweifelten, als Ihnen dero grose Gelehrsam- und Geschicklichkeit in allen Stückhen mehrmalen angerühmet worden seye, maßen dann der Umbgang mit Ihnen Höchstdenenselben recht angenehm gewesen, und wann Sie einmahl wieder in das Oberland kämen, würden Sie sich dero Gegenwart expresse ausbitten. Wünscheten Ihnen gute Gesundheit und alles vergnügliche Wohlergehen und daß Sie solange leben mögen, daß Hermanus modo aber Fridericus mit einem künftigen filio Ihnen ein groses Deckhelglas auf des Vatterlands Wohlergehen zubringen könne et omnis populus Badensis und wer es sonsten gut meynt, spreche Amen."

Beigelegt war ein Brief eines Karlsruher Grenadiers aus dem Oberlande an seinen Pfleger, in welchem derselbe um Geld schrieb, da er krank gewesen sei und solches brauche. Johann Ernst ersuchte den Propst, den Brief weiter zu befördern, „bitte zu machen, daß der Kerl bald eine Antwort bekommt, weilen er sehr darnach verlangt, und ich ihm versprochen dafür besorgt zu seyn".

* * *

Über die Persönlichkeit Johann Ernsts hat sich ein Zeitgenosse desselben, der als Schulmann und Rektor des Karlsruher Gymnasiums bekannte Johann Kaspar Malsch, in einer Gelegenheitsschrift vom Jahre 1728 (Noctium Vacivarum Lucerna prima, qua

originis Novae Sedis Marchionum Bada-Durlacensium ab Carolo marchione Badensi titulo Carols-Ruh sive Caroli-Hesycheum conditae illustrantur) folgendermaßen geäußert: „Jo. Ernestus Bürcklinus, ad relationes omnium Collegiorum constitutus arcanus Referendarius, vir rarae tum prudentiae tum celeritatis in expediendo singularis, cuius auctoritatem nemo sensit, nisi aut levatione incommodi, aut accessione commodi", zu Deutsch etwa: ein Mann von seltener Klugheit und einziger Geschäftsgewandtheit, dessen Einfluß niemand merkte, es sei denn in der Abwendung eines Nachteils oder der Zuwendung eines Vorteils.

Und neunzig Jahre später, einige Jahrzehnte nach Johann Ernsts Tode, hat ein anderer Schriftsteller, der Freiherr v. Drais, in seiner „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich" (1818) folgendes von ihm gesagt: „Kein eigentlicher Gelehrter, im Scribentenstand gebildet, aber ein Mann von Talent, der leicht und mit Sinn arbeitete. Er unterhielt Briefwechsel mit wichtigen Nachbarn und mit vielen einheimischen Pfarrern, erfuhr schnell alles Interessante aus dem ganzen Ländchen; er war in der ersten Regierungsperiode der wahre Referendär des Markgrafen und machte sich durch Gradheit und Wachsamkeit um das ausgezeichnete Ansehen, das er hatte, verdient."

Dem Bilde, welches uns die beiden Männer überliefert haben, können wir einige weitere Züge hinzufügen.

Auf Johann Ernsts außergewöhnliche Arbeitskraft hinzuweisen, haben wir im Verlaufe unserer Darstellung verschiedenemal Anlaß gehabt. Dieselbe wurde unterstützt durch eine rasche Fassungsgabe und ein scharfes Urteilsvermögen, sowie durch die Fähigkeit, das Erfaßte rasch und ohne Anstrengung mit der Feder festzuhalten und in klarer und allgemein verständlicher Form wiederzugeben. Es sind das diejenigen Eigenschaften, welche Malsch in den Worten „Klugheit" und „Geschäftsgewandtheit" zusammengefaßt hat. Daneben ist es die Weite seines Blickes, die Unbefangenheit seiner Anschauungen, die Vielseitigkeit der ihn beschäftigenden Interessen, welche uns besonders in die Augen fallen. Was ihn aber vor allem befähigte, zwei Menschenalter hindurch dem Lande und

seinen Fürsten mit Erfolg zu dienen und unter oft recht schwierigen Verhältnissen segensreich zu wirken, das war neben seiner Hingabe an den übernommenen Beruf und der unwandelbaren Treue gegen das angestammte Fürstenhaus die Zuverlässigkeit seines Charakters, seine Offenheit und Geradheit, die ihn auch im Verkehre mit seinem fürstlichen Herrn den ihm eigenen Freimut bewahren und seine Überzeugung mit Festigkeit vertreten ließen. Und noch eines Zuges in seinem Charakter haben wir zu gedenken, den wir ungern missen möchten: es ist das berechtigte Selbstgefühl, das sich schon frühe bei ihm zeigt und das begründet ist in dem Bewußtsein des eigenen Wertes, das aber stets weit entfernt ist, in Selbstgefälligkeit oder hochmütige Überhebung über andere auszuarten.

Johann Ernst war dreiundfünfzig Jahre alt, als er, bis dahin unvermählt, am 18. September 1742 mit Maria Nastin, der am 27. Juni 1716 geborenen Tochter des markgräflichen Mundkochs Johann Philipp Nast, die Ehe schloß. Das Paar wurde, wie es im Karlsruher Kirchenbuch heißt, „auf von Serenissima Administratione erhaltene gnädigste Erlaubnus ohne vorhergegangene Proclamation in aedibus privatis copulirt."

Die Ehe blieb kinderlos.

Johann Ernst starb, zweiundachtzig Jahre alt, am 10. Mai 1771 abends um 6 Uhr und wurde am 13. begraben.

Am 15. Mai stattete seine Witwe, indem sie den von ihrem Gatten getragenen fürstlichen Orden zurückgab, dem Markgrafen „in seinem Namen und Geheis vor die im Leben genossene viele Huld und Gnade den bis an sein Ende geäuserten tiefesten Dank devotest" ab.



IX.

Philipp Jakob.

(1692—1760).

PhBürcklin.

Bürcklin rector.

Ph. Jac. Bürcklin

Unterschriften Philipp Jakob Bürklins aus den Jahren 1726 (1 u. 2) und 1759 (3).

Philipp Jakob, der um drei Jahre jüngere Vetter Johann Ernsts, wurde am 8. Juli (28. Juni alten Stils) 1692 zu Straßburg geboren, wo seine Eltern Johann Michael und Anna Cleophe, von welch letzterer wir wissen, daß sie eine geborene Straßburgerin war, nach dem Durlacher Brande von 1689 eine Zuflucht gefunden hatten.

Über seine Lehr- und Wanderjahre sind wir eingehender unterrichtet als über diejenigen irgend eines anderen von den früheren Mitgliedern der Familie. Er selbst hat in einer „General-consignation der Pforzheimer Diözes-Kirchensachen“ von 1735, welche auf uns gekommen ist, verschiedene Daten seines Lebens uns über-

liefert. Später hat Johann Christian Sachs in einem Programme des Karlsruher Gymnasiums (1765), sowie in seinen „Beyträgen zur Geschichte des hochfürstlichen Gymnasii zu Carlsruhe“ (1787) weitere Angaben über Philipp Jakobs Leben beigebracht.

Nach der Rückkehr der Eltern nach Durlach wurde Philipp Jakob im Jahre 1698 einer der ersten Schüler der im Jahre zuvor unter der Leitung des Präceptors Waldeißen entstandenen lateinischen Schule. In dem wiedereröffneten fürstlichen Gymnasium genoß er dann den Unterricht von Bulyowszky, Malsch und Johann Michael Stecherwald, von denen die beiden ersteren als Rektoren des Gymnasiums nachmals bekannt geworden sind. Stecherwald unterrichtete nach einem Programme von 1706 als Präzeptor der zweiten Klasse in der Kinderlehre, in lateinischer Grammatik, Rhetorik, Poetik, sowie in den Anfangsgründen der Arithmetik. Die von ihm im Unterrichte behandelten Autoren waren Cornelius Nepos, die Briefe Ciceros, Terenz und die Tristia Ovids. Philipp Jakob hat sich über diesen seinen Lehrer, wie Sachs berichtet, folgendermaßen geäußert:

„Stecherwald hat in meinem Gemüth durch seine Lehren und Exempel so viel Gutes in mich zu pflanzen gesucht, daß, wenn ich auch was Gutes an mir habe, nächst Gott es ihm zu danken habe.“

Im Jahre 1711 verließ Philipp Jakob das Gymnasium und bezog im Juli die Universität Jena, um Theologie zu studieren. In Leipzig, Wittenberg und Gießen setzte er seine Studien fort. Er war ein fleißiger Student und beteiligte sich, wie besonders berichtet wird, in hervorragendem Maße an den damals üblichen Disputationen. So hat er in Wittenberg verschiedenemal öffentlich disputiert, einmal de idea Dei, ein andermal de causa morali und ein drittes Mal de Phosphori Mercurialis historia, phaenomenis etc. In Gießen war das Thema einer seiner Disputationen de judicio in eos, quos Satan obsidet.

In Wittenberg lernte er Gottfried Posselt kennen, einen Bauernsohn aus Türchau, einem Flecken zwei Stunden von Zittau in der oberen Lausitz entfernt, der ebenfalls Theologie studierte. Zwischen den beiden jungen Leuten entwickelte sich eine enge

Freundschaft, die mit die Veranlassung wurde, daß Posselt nachmals in den badischen Kirchendienst übertrat. In seiner handschriftlichen Biographie nennt derselbe die Frau Bürgermeisterin Bürklin seine andere Mutter.

Nachdem Philipp Jakob 1715 in Durlach unter dem Vorsitze des Geheimen Rats zur Glocken von den Kirchenräten Eisenlohr und Dietz und dem Hofrat Menzer geprüft und darauf unter die Zahl der theologischen Kandidaten des Landes aufgenommen worden war, begab er sich noch im gleichen Jahre nach Straßburg, um durch weitere Studien seine Ausbildung zu vervollkommnen. Hier erreichte ihn ein Ruf der evangelischen Kaufleute in Lyon, welche ihn zum Prediger wünschten; doch leistete er keine Folge.

Als Hofdiakonus der Markgräfin Augusta Maria, der Witwe des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach, welche in der Augustenburg zu Grötzingen ihren Wohnsitz hatte, kehrte er im Laufe des Jahres 1716 in die Heimat zurück. Etwa zwei Jahre verweilte er hier, zuletzt als Hofprediger und Beichtvater der genannten Fürstin.

In diese Zeit fiel das zweihundertjährige Jubelfest der Reformation, mit welchem Markgraf Karl Wilhelm die feierliche Einweihung der neuen fürstlichen Hofkapelle in Karlsruhe verband (31. Oktober bis 4. November 1717). Das Programm der Feier verzeichnet für den letzten Festtag: „Den 4. November wird Herr Kirchen-Rath Hölzlin als Professor Gymnasii eine offentliche Disputation, Respondente Philipp Jacob Bürcklin, Predigern Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht der verwittibten Frau Marggräfin zu Augustenburg, de Ministrorum Ecclesiae circa Magistratum πολυπραγμασυνη ventiliren.“

Im Jahre 1718 war in Paris der Prediger des auf einer Auslandreise begriffenen Erbprinzen Friedrich gestorben. Von Markgraf Karl Wilhelm wurde unser Philipp Jakob ausersehen, denselben zu ersetzen. Gegen Ende des Jahres reiste dieser nach Paris, wo der Prinz sich bis zum April 1720, im ganzen ein Jahr und acht Monate, aufhielt. Dann wurde Brüssel besucht, ferner

Antwerpen, Rotterdam und der Haag, Leyden, Amsterdam und Delft. Im Mai 1721 fuhr man nach England hinüber, wobei das Schiff, an dessen Bord die Reisegesellschaft sich befand, in einen gewaltigen Sturm geriet und beinahe seinen Untergang gefunden hätte. Der Aufenthalt in England wurde bis in den Juli 1721 hinein ausgedehnt. Die Rückkehr erfolgte über Holland, Westfalen, Kassel, Hanau, Darmstadt, Mannheim; am 1. September 1721 traf man wieder in Karlsruhe ein.

Philipp Jakob fiel auf dieser Reise neben seinem Amte als Reiseprediger auch die Aufgabe zu, die Studien des jungen Markgrafen, die keine Unterbrechung erleiden sollten, zu überwachen und zu leiten. Er selbst erzählt, er habe es seine vornehmste Sorge sein lassen, dem Prinzen die Vorschriften der Logik, das sei des Denkens überhaupt (Logicae id est rationis praecepta), zu übermitteln und klar zu machen. Daß ihm dies gelungen sei, bezeuge ein Ausspruch des Prinzen, der ihm gegenüber später voll Dankbarkeit geäußert habe, er habe niemals geglaubt, daß in der Logik Lehren behandelt würden, deren Anwendung in allen Lebenslagen so sichtbar sei (eius modi in Logica doctrinas tractari, quarum usus in omni vitae genere tam conspicuus esset).

Für seine Person benützte Philipp Jakob die Gelegenheit, die ihm die Reise bot, allenthalben Bekanntschaften mit hervorragenden Männern der Wissenschaft anzuknüpfen. Auch besuchte er alle öffentlichen und die bedeutenderen Privatbibliotheken, wo es solche gab, und legte durch Ankauf zahlreicher Bücher und seltener Schriften den Grund zu einer eigenen Bibliothek, deren Vermehrung und Vervollständigung ihm auch späterhin stets am Herzen lag. Im Jahre 1735 zählte dieselbe bereits 1400 Bände. Von selteneren Werken besaß er damals die Erstlingsschrift Michael Servets, des bekannten Gegners Calvins, De trinitatis erroribus libri VII, und Aloysiae Sigra Satyra Sotadica, beide handschriftlich. Als besonders kostbare Werke führt er auf die Opera des niederländischen Philologen und Theologen Gerardus Joannes Vossius (1577—1649) in sechs Foliobänden und Pierre Bayles, des bekannten französischen Kritikers und philosophisch-

theologischen Schriftstellers (1647—1706), Dictionaire historique et critique in vier Folianten. Es zeigen uns diese Werke, wie mannigfaltig seine wissenschaftlichen Interessen waren, die sich durchaus nicht auf Theologie im engeren und engsten Sinne beschränkten, sondern sich auch Gegenständen philosophischen und philologischen Charakters zuwandten.

Auch eines literarischen Erzeugnisses aus der Zeit seiner Reise mit dem Erbprinzen Friedrich haben wir an dieser Stelle zu gedenken. Im Jahre 1720 gab er im Haag eine Schrift heraus, welche den Titel führte „De difficultatibus in doctrina de causa peccati et libertate voluntatis humanae obviis“ und sich mit den Lehrmeinungen über die Prädestination beschäftigte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Philipp Jakob 1722 Pfarrer in Binzen bei Lörrach, wo er noch im gleichen Jahre Augusta Katharina Romann, die Tochter des markgräflichen Hausvogtes Romann, als seine Gattin heimführte.

Nach Verfluß von weiteren zwei Jahren wurde er als Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Rektors des Gymnasiums, Johann Ludwig Boye, nach Karlsruhe berufen. Er verdankte dies namentlich der Empfehlung des Geheimen Rats zur Glocken, des nämlichen, der neun Jahre vorher bei seiner Prüfung den Vorsitz geführt hatte. Derselbe wies in einem Gutachten für den Markgrafen auf Philipp Jakob als eine für die erledigte Stelle besonders geeignete Persönlichkeit hin, deren „Treue und guten Conduite“ ja auch schon „dero theuersten Herrn Erbprinzen Durchlaucht“ anvertraut worden sei. „Er hat auch“, fügte er weiter bei, „in öffentlichen Schriften zumal in einer Dissertation, die er im Haag trucken lassen, sattsamben dargethan, daß er ein grundgelehrter und kluger Mann seye, welcher seine Geschicklichkeit besser als auf einer Dorfpfarre darstellen solle.“

Am 17. Oktober erfolgte die Beförderung Philipp Jakobs „zum würklichen Kirchenrath mit Sitz und Stimme in dem Kirchenraths Collegio und allhiesigen Rektorat und Professorat Theologiae bei dero fürstlichen Gymnasio“. Es wird uns berichtet, daß er Anstand nahm dem Rufe zu folgen, durch den er seinem ehe-

maligen Lehrer, dem beinahe zwanzig Jahre älteren Prorektor Johann Kaspar Malsch, vorgesetzt wurde, daß dieser selbst aber ihm in einem „sehr liebreichen" Briefe viele Gründe vorgelegt habe, die angebotene Stelle nicht auszuschlagen, und so seinerseits zur Annahme derselben durch Philipp Jakob beigetragen habe.

Als Philipp Jakob sein neues Amt im Januar 1725 antrat, fand er im Gymnasium acht Exemten (so hießen die Schüler des Gymnasium publicum, das der heutigen Prima entsprach) und achtundvierzig Schüler vor, von welch letzteren zehn der oberen und die übrigen achtunddreißig, in sehr verschiedenem Alter stehenden, der unteren Klasse angehörten. Da die Anstalt erst im Jahre 1724 auf Befehl des Markgrafen Karl Wilhelm von Durlach nach Karlsruhe übergesiedelt und Boye gestorben war, noch ehe die feierliche Eröffnung stattgefunden hatte, wurde Philipp Jakob so der erste Rektor des Karlsruher Gymnasiums. Über seine Tätigkeit berichtet Sachs in seiner schon erwähnten Schrift über das Gymnasium folgendes: „Er mußte sogleich die für das Gymnasium neuentworfene Statuta und Leges durchsehen und publizieren. Sie stimmen in den meisten Fällen mit den alten überein. Er richtete die Collegia und Lectiones publicas so ein, daß die Exemti oder Studiosi bey ihm sowohl, als bey dem Prorector Malsch gemessene Stunden hatten, und nicht nur in der Philosophie und Theologie einen den Umständen gemäßen Unterricht bekommen, sondern auch die Humaniora gründlich getrieben werden konnten. Um aber die Landeskinder so zu besorgen, daß sie nicht nöthig haben möchten, sich sehr lang auf Universitäten aufzuhalten, so bemühete er sich, daß der Hofprediger Marcus Friedrich Schmid die Theologie und Moral, der Professor Waßmuth aber die hebräische Sprache zu lehren bestellt wurden. . . ."

So sehr sich Philipp Jakob aber auch die Hebung des Gymnasiums angelegen sein ließ, gelang es ihm doch nicht, einen rechten Aufschwung desselben herbeizuführen. Schuld daran trugen, eine Nachwirkung der vielen Kriege am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts, die geringen zur Verfügung stehenden Geldmittel, welche unter anderem zur Folge hatten, daß erst 1728 eine

dritte neben den bisher bestehenden zwei Klassen und eine vierte gar erst nach Verlauf von weiteren vier Jahren errichtet werden konnte. Ein anderer Mißstand war, daß aus dem gleichen Grunde die gering besoldeten Lehrer, namentlich der unteren Klassen, möglichst bald einen Pfarrdienst zu erhalten suchten und deshalb häufig wechselten. Auch erlitt die Entwicklung der Anstalt durch den bald darauf ausgebrochenen polnischen Erbfolgekrieg einen neuen schweren Schlag.

Eine besondere Rolle im Leben der Schule spielten die Schulfeiern. Fürstliche Geburtstage oder andere festliche Ereignisse in der fürstlichen Familie, die regelmäßig wiederkehrenden Prüfungen u. s. w. bildeten den häufigen Anlaß zu solchen. Disputationen und Redeübungen waren ihr wesentlicher Bestandteil. Die Einladung zu denselben erging in besonderen Druckschriften, die nicht selten kurze wissenschaftliche Abhandlungen von Lehrern der Anstalt enthielten. Von Philipp Jakob sind aus der Zeit seines Rektorats verschiedene solcher „Dissertationen" erhalten. So hat er 1726 zur Feier des Geburtstages Karl Wilhelms durch das Gymnasium eine Einladung erlassen, in welcher er sich über die Feier fürstlicher Geburtstage und deren Bedeutung im allgemeinen verbreitete. Aus Anlaß der Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit Anna Charlotte Amalie, der Tochter des Erbstatthalters der Niederlande Johann Wilhelm Friso aus dem Hause Nassau-Oranien, hat er ferner im Namen des Gymnasiums eine lateinische Begrüßungsrede drucken lassen (1727), und als Markgraf Karl Friedrich, der Sohn dieses fürstlichen Paares, das Licht der Welt erblickt hatte (22. November 1728), feierte er diese so fröhliche Begebenheit im Gymnasium mit einer Glückwunschrede De gloria maiorum et propria et quam Serenissima Domo Badensi communem habet Illustrissima domus Nassovio-Auriaca. Bei der Einführung des oben erwähnten Hofpredigers Schmid in sein Amt als Professor der Theologie hat er eine Abhandlung über, „den besten Weg zu einer gründlichen Erziehung zu gelangen" geschrieben, welche zu dem Ergebnis kam, daß die Kenntnis der Sprachen der sicherste sei, das Mittel aber sei Gottesfurcht und eine weise Verteilung

der Studien. Bei einer andern Gelegenheit wieder hat er die Worte Jehovas, Exodus 4, 16: „Aaron frater tuus erit tibi in Os, tu vero eris ei in Deum" („Und er soll für dich zum Volke reden, er soll dein Mund sein, und du sollst sein Gott sein") zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht.

Auch eine Einleitung in die Logik hat Philipp Jakob in dieser Zeit verfaßt (1726), deren Vorrede wir jene Mitteilung über seine Beziehungen zu dem Erbprinzen Friedrich entnommen haben und die, wie Vierordt in seiner Geschichte des Karlsruher Gymnasiums sagt, die Absicht erkennen läßt, von dem früheren Gerüste der Logiklehrer vieles Überflüssige auf die Seite zu schaffen. Ebenso fällt u. a. ein Traktat De descensu ad inferos et de inferno in diese seine erste Karlsruher Zeit.

Wir werden heute kaum mehr geneigt sein, diesen Arbeiten eine besondere literarische Bedeutung beizumessen. In lateinischer Sprache geschrieben, unterscheiden sie sich wenig von der Legion gleichartiger Schriften jener Zeit, die auf uns gekommen sind. Mit einem unglaublichen Aufwand von Gelehrsamkeit abgefaßt, überraschen sie doch nie durch besondere Originalität der Gedanken oder gar Kühnheit der Anschauungen. Überladen mit Zitaten — es dürften sich nicht viele Gedanken finden und wären sie auch noch so allgemein geläufig, deren Berechtigung nicht durch eine, häufig auch mehrere Belegstellen aus der Bibel oder mehr oder weniger entlegenen Autoren des klassischen Altertums nachzuweisen versucht wäre — machen sie auf uns durchaus den Eindruck lateinischer Stilübungen, bei welchen die Form die Hauptsache, die Gedanken Nebensache sind. Die Zeitgenossen freilich waren darin anderer Ansicht, und wir gehen sicherlich nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Philipp Jakobs Schriften mindestens ebenso sehr wie seine sonstige Tüchtigkeit und seine praktischen Erfolge als Lehrer und Geistlicher es waren, welche ihm das hohe Ansehen verschafften und erhielten, dessen er sich schon in verhältnismäßig jungen Jahren erfreute.

Noch auf einem anderen Gebiete hat Philipp Jakob dem literarischen Geschmacke der Zeit seinen Tribut dargebracht. Es sind

uns von ihm auch einige Gedichte erhalten, Gelegenheitsgedichte, entstanden aus Anlässen freudiger und trauriger Art, die ihn besonders nahe berührten. Ihre Zahl ist nicht groß, und das kann in gewissem Sinne auffallend erscheinen, denn wir stehen in der Blütezeit der Hochzeits- und Leichenkarmina, da namentlich ein literarisch gebildeter Mann es nicht leicht versäumte, seinem lieben Nachbarn bei vorkommenden Gelegenheiten seine Anteilnahme in geschraubten Versen und mehr oder weniger blumigen und gezierten Redewendungen auszusprechen, in einer Zeit, da auch die baden-durlachischen Geheimen und Hofräte, Kirchen- und Rentkammerräte, vor allem aber die Professores und Praeceptores Gymnasii und die Geistlichen des Landes sich großenteils als fruchtbare, wenn auch nicht immer sonderlich gewandte und schwungvolle Poeten erwiesen. Neben seinem Kollegen Malsch, um nur einen von vielen zu nennen, mit seinen zahlreichen, nach hunderten zählenden Gelegenheitspoemen in lateinischer und deutscher Sprache verschwindet Philipp Jakob fast ganz. Es sieht beinahe aus, als habe er selbst keinen besonderen Gefallen an diesen Erzeugnissen seiner Muse gefunden und sich auf Fälle beschränkt, in denen es eben durchaus nicht anders ging.

Neben einem lateinischen Distichon auf den durlachischen Hofrat und Leibmedikus Sigmund Klose (gest. 1755) besitzen wir von ihm nur noch vier deutsche Gedichte, und zwar ein längeres Festgedicht, in welchem er den Gefühlen des Gymnasiums bei der Heimkehr des Erbprinzen und seiner ihm vor kurzem angetrauten Gemahlin Ausdruck verlieh und das der oben erwähnten Begrüßungsrede angehängt ist (1727), dann je ein Trauergedicht auf den Geh. Rat Heinrich Maler (gest. 1733) und seine Gattin Margaretha Barbara, eine geborene Weininger (gest. 1730), durch die eine entfernte Verwandtschaft der Bürklin'schen mit der Maler'schen Familie bestand, sowie aus späterer Zeit ebenfalls ein Trauergedicht, das er der Leichenrede auf den von ihm hochgeschätzten markgräflichen Geh. Rat Christian Dietrich Stadelmann (gest. 1744), dessen Beichtvater er gewesen, beigegeben hat.

Wir bringen zwei dieser Gedichte wieder zum Abdruck, als Beispiele der Art und Weise, auf die sich Philipp Jakob mit der Dichtkunst abgefunden hat.

Die Vermählung des Erbprinzen hat er mit folgenden Versen gefeiert:

„Europa ist erfreut bey diesen Fürsten Flammen,
Und seine meiste Theil verbinden sich zusammen,
Mit einem treuen Wunsch nicht ungesäumt zu seyn.
Bevorab äussern sich die angezund'nen Kertzen,
Und brennen noch so stark in Teutschlands hohen Hertzen,
Da nehmen sie nicht bloß den Augen-Apffel ein.
Wer wollt' dem Vatterland die Lust genug beschreiben,
Die es bey jedem Stand in allen Ecken spührt?
Und uns're fromme Schaar sollt' eintzig müssig bleiben?
Der Erb-Printz kommt, es werd' von uns mit-jubilirt!

Ja, bey so insgesammt-empfindlichem Vergnügen
Muß das Gymnasium auch Theil am Weyhrauch kriegen,
Der seinem Fürsten nun geheiliget seyn soll;
Kein Glied ist unter uns, das er nicht süß beweget,
Das nicht Sein Gnaden-Bild in seiner Seelen träget,
Der schönsten Zeugnüsse von Seiner Anmuth voll.
Wohlan! frohlocket dann, Händ, Zungen und Gemüther!
Demüthigt eure Lieb auf eine Wunder-Art,
Deß Landes Wohlfahrt helft, der Erb-Printz sieht euch wieder,
Auf das holdseeligste, aufs gleicheste gepaart.

Durch dieses Himmels-Band konnt' auf der niedern Erden
Sein angeerbtes Glück erst recht vollkommen werden:
Was vor ein Götter-Bild hat Er sich anvertraut!
Erkennt das Contrefait der Englischen Dianen
In Ihr, und hofft forthin, beglückte Unterthanen,
Was Euer keiner noch in seinem Hauß geschaut.
Sie führt den Uberfluß an Ihren holden Blicken,
Und in dem tieffen Marck herrscht die Gottseeligkeit;
Konnt' Euch des Himmels Gunst mit etwas mehr erquicken,
Und habt Ihr zum Respect je mehr Gelegenheit?

Die hat nun das Geschick dem Friedrich auserkohren,
Die hat die Mutter einst zu unserm Trost gebohren,
Und alle Gratien Sie herrlich ausgeschmückt,
Sie bringt in Ihrem Blut gewißlich uns nicht wenig,
Denn aus Ihm quollen einst selbst Kayser und selbst König,
Die durch die Tapfferkeit den Erden-Krayß entzückt,
Was zählet nicht der Ruhm bey seinen Helden-Sprossen
Im Buch der Ewigkeit von Ihren Thaten her?
Nur mit der Sonnen Lauf wird Ihre Ehr beschlossen,
Wann's möglich, und er auch noch unumschränkter wär.

O was besitzest Du zu erst nach Deinem Gotte
Vor Gaben deß Gemüths, Durchleuchtigste Charlotte!
Die mit dem rar'sten Leib erstaunt umgeben seynd?
O welche Freundlichkeit! O welche Ungemeine!
So spielen aus dem Gold deß Ganges Edelsteine,
Und so ist der Geruch den Blumen mit-vereint:
Die aussen-Majestät entdecket die von innen,
Der Sitten-Trefflichkeit stimmt den Gebärden bey;
Drum lehrte Plato einst mit unverkehrten Sinnen,
Daß eine gleiche Seel im schönsten Fleische sey.

Wie schicken sich bey Dir die Jahr, die Trieb, die Flammen,
Durchleuchtigst-hohes Paar! so wunderbahr zusammen?
Und wie sieht die Natur ihr Meister-Stück allhier?
So schaut man aus der Höh' zwey gleiche Sternen glänzen,
So seynd die Palmen offt in Edoms edlen Gräntzen,
Und eines mehrt darburch deß andern Werth und Zier.
Wann wir betrachtet nun die Erb-Printzessin haben,
Und uns're Seele sich aufs innigste ergetzt,
So werden wir hierauf durch unsers Printzen Gaben
Fast in Vergessenheit deß Vorigen gesetzt.

Erweg, Amalie! auch die Vollkommenheiten,
Die's Baadische Geblüt im höchsten Flor begleiten,
Du triffst gewiß in Ihm auch Deine Vordern an:
In der Unsterblichkeit geprießenem Ehren-Tempel
Findst Du von Ihrer Faust die kräfftigsten Exempel,
So weit der Helden Ruf sich je ausbreiten kan;

Der grosse Carl hört sich nicht gern von nahe loben,
 Er, die Ergetzlichkeit noch von dem gantzen Land,
Und was den Friedrich einst in das Gestirn erhoben,
 Ist nicht sowohl uns selbst, als aller Welt, bekandt.

Mit solchem hast Du nun die Allianz getroffen,
Was kan aus dieser Glut das Rund der Erden hoffen,
 Und was verheisset sich die kluge Fama nicht?
Wie von den Ahnen schon die Ehren-Denckmahl melden,
So kommen künftighin die noch bestimmten Helden,
 Ihr zwey Durchleuchtigste! auf Eure süsse Pflicht,
Ihr werdet Zweiffels-ohn' die Menschen nicht verfähren,
 Von welchen Euer Blut der späte Kern soll seyn,
Es schreibt die, durch die Ihr in Ewigkeit müßt währen,
 Die Unverweßlichkeit schon in die Tafel ein.

Der theure Wunder-Bund von Nassau und von Baaden,
Wie wird er mit der Zeit den Sterblichen noch rathen?
 Europen wird es einst selbst mit Verwundern seh'n,
Die Beyspiel haben sich schon mächtig aufgewiesen;
Doch laßt uns Wechsels-weiß den Frieden nun geniessen,
 An dessen Lust mag es der Fürsten-Rest vorgeh'n,
Der Palmen haben wir von Ihnen zur Genüge,
 Viel lieber werf man ihm jetzt die Oliven zu,
Dann braucht Europa schon die Helden zu dem Kriege,
 So braucht das Vatterland Regenten zu der Ruh.

Der abgetheilte Sud, O Kleinod Deiner Friesen!
Wird wegen dem Besitz sich nun erfreuen müssen,
 Den ihm der kühle West von seinen Ufern bringt.
Doch wer verwundert sich wohl über solche Flammen?
Der Beyden nahe Rhein verschränk sie ja zusammen,
 Das Feuer eilet nach, wohin das Wasser dringt.
Wir wohnen insgesammt auf einer gleichen Erden,
 Der Länder Lager macht den klein'sten Unterscheid:
Wann wir durch Tugenden nur schon vereinigt werden,
 Wie wir an Euch es seh'n, Durchleuchtigst-schönste Beyd!

Wie grüssest Du so mild mit Deinen Mund-Granaden,
Mit Deiner Worte Most, was Fürstlich ist in Baaden,
Und was erhältest Du vor eine Zärtlichkeit?
Der alte Adel gibt die tieffsten Demuths-Zeichen,
Und was uns anbelangt, und and're unsers Gleichen,
So bist Du uns're Aug- und uns'rer Seelen Weyd:
Die Schuldigkeit besteht nicht nur in Pyramiden,
Die Falschheit machet offt den Kalck zu Tempeln an:
Mit unsern Hertzen sey, Printzessin! nur zufrieden,
Das ist das Allerbest, was man Dir opffern kan.

Die Rosen lagen Dir bißher auf Deinen Wegen,
Das gantze Fürstenthum verspricht sich neuen Segen,
Durch Deine Ankunft wird die Gegend noch so grün,
Die Säugling' hüpffen selbst an ihren runden Brüsten,
Als wann sie schon ihr Heyl von's Landes Mutter wüßten,
Als unter deren Schirm sie einstens sollten blüh'n:
Gönn ihnen doch die Lust, sie gnädig anzuschauen,
Ein jedes dinget schon sein Leben für Dich ein,
Mit ihnen wächst zugleich ihr kräfftiges Vertrauen,
Du wirst von Tag zu Tag mehr ihr Schutz-Engel seyn.

O was empfindet nun, Ihr theur-vermählte Beyde!
Der auserwählte Staat vor eine Seelen-Freude,
Da Eure Gegenwart den Hof so herrlich ziert?
Wie ist die fromme Kirch in heiligem Bewegen,
Da sie die Bibel darf in Eure Hände legen,
Da sie andächtiger in Euren Hertzen spührt?
Die zarte Schul ergießt sich in gerechte Zähren,
Und lallt ein Theil für Euch, was sie vergnügt, heraus.
O daß doch dieser Tag mög hundert tausend währen,
So jauchzt ein jeder Mund im letzten Hirten-Hauß.

Diß Fürstliche Geschlecht muß stäts mehr Krafft gewinnen,
Drum zeugt, Durchleuchtigste! uns Printze, Printzessinnen,
Die biß ans End der Welt der Ahnen Muster seyn:
Wann schon nicht Beyder Glantz in Ihnen sich vereinet,
So hat's der Himmel doch mit einem gut gemeynet,
Stellt Baaden oder stellt sich Nassau nur hier ein;

Sollt die Vollkommenheit sich also weit erstrecken.
Daß einst der Printz vermengt von beyder Thaten würd',
Was würd' die Mißgunst Ihm nicht gleich vor Feind erwecken,
Und Seines Ruhmes Größ' gerieth Ihm nur zur Bürd.

Auf Erden ausgesucht, vom Himmel auserkohren,
Zieh, zieh, Durchleuchtigst Paar! zu unsern frohen Thoren,
Und billicher zugleich in uns're Hertzen ein.
Der Höchste wolle Dich bey unermeßnen Jahren,
Bey Leibs- und Seelen-Ruh gesund und frisch bewahren!
So wird das gantze Land voll Milch und Honig seyn:
Die güld'ne Einigkeit sey immer, wie sie heute,
Da Dich deß Glückes Hand heimführet, bey Dir ist,
Und steh' die reine Lieb ihr unverrückt zur Seite,
Wie Du das Erstemal vereinbahrt worden bist!

Diß ist von unserm Chor das sehnlichste Verlangen,
So viel es fassen konnt', hat diß Pappier empfangen,
Allein es hat der Geist nicht alles ausgedrückt.
Wir wollen uns vielmehr ins künftige befleissen,
In Unterthänigkeit doch thätlich zu erweisen,
Was sich zum Opffer-Dienst für Landes-Fürsten schickt.
Beströhmet unser Stifft mit Euren hohen Gnaden,
Ertheilet fort für fort ihm Euren Fürsten-Schein;
Wird dieser tiefste Wunsch dann Euch und uns gerathen,
So soll uns dieses Jahr ein Jubilaeum seyn.

Freuet euch, hüpffet, ihr Musen im Lande!
Freuet euch, heute zeucht Friederich ein!
Friede und Ruhe die sicherste Pfandte
Eurer Glückseeligkeit heisset Er seyn:
Anna Charlotta Amalien schencket
Selbsten die gnädigste Proben darzu:
Wer ist, den diese Printzessin nicht lencket,
Treu zu seyn ewig in heiliger Ruh?
Ruffet frohlockend: Es lebe im Segen
Dieses Durchleuchtigst-vereinigte Paar!
Alles soll weichen, was Kummer mag regen,
Freude muß grünen von Jahre zu Jahr!"

Der Tod des Geheimen Rats Maler, welcher am 28. September 1733 im sechsundachtzigsten Lebensjahre starb, hat Philipp Jakob, „deß berühmten Malerischen Haußes ergebensten Anverwandten", zu folgenden Versen veranlaßt:

„Beglückter Greiß! verlaß nicht unser Erden-Rund,
Laß Deinen klugen Geist zuvor uns machen kund,
Wie man im Alter, wann zum höchsten es gestiegen,
Doch keiner Jugend Zunft den Nacken dörffe biegen.

Denn diß ist Deine Kunst: Du warest Lebens-satt,
Und dennoch hoch geehrt von Männiglich: so matt
Auch Deiner Seelen Hauß, so stark war das Bemühen
Der hohen Welt, von Dir stets guten Rath zu ziehen.

Von deines Hauptes Schnee erkaltete die Brunst
Der zarten Unvernunft, und deiner Weißheit Gunst
Bestrebeten sich auch die Männer zu erlangen,
Die um der Thronen Gold als Diamanten prangen.

Der Zungen stiller Laut war unserm Baden-Land
Ein heller Glocken-Schlag, nach welchem Jeder fand
Gelegenheit, sein Glück und Unglück abzumessen.
Der mußte seiner selbst, wer Deiner wollt, vergessen.

Je höher immer stieg der Jahre reiche Zahl,
Je näher hie Dein Fuß trat hin zum Sterbens-Thal:
So tieffer ward Dein Ruhm in uns'rer Brust gegründet,
So mehr die Danckbarkeit zu Deinem Lob entzündet.

So lehre uns dann nun auch diese Wunder-Krafft:
Sag! was dem Alterthum dergleichen Achtung schafft?
Hat, wie der Simson einst die Feinde überwunden,
Auch hier Dein graues Haar die Hertzen sich verbunden?

Nein! sprichst Du, Seeliger! diß macht's alleine nicht,
Denn manchem grauen Haupt es doch an Ehr gebricht:
Der Haare Silber kan das Haupt wohl öffters zieren,
Doch aber muß den Sinn gantz and're Krafft regieren.

Die Falte Deiner Stirn, der Augen düst'rer Schein
Muß dann vielleicht der Grund von dem Vermögen seyn?
Man hat diß, sprichst Du, wohl bey Andern wahrgenommen,
Allein, was mich geehrt, ist daher nicht gekommen.

Deß Himmels rein'ster Geist, der meinen Geist belebt,
Und in dem lauen Blut noch immer hat geschwebt,
Der war mir ehedem in der Geburt geschencket,
Und der hat biß hieher mich und mein Thun gelencket.

Durch dessen Wunder-Trieb ward ich zum höchsten Gut
In meiner Kindheit schon geführt, so, daß mein Blut
Auch damals wallete, demjenigen zu dienen,
Der hier die Erden meßt, und dort der Sternen Bühnen.

Auf Seiner Augen Winck gab meine Jugend acht,
Was Ihme nicht gefiel, ward gleich von mir veracht,
D'rauf wurde ich geehrt von denen, die Ihn ehren,
Und durfte wenig mich an Freund- und Feinde kehren.

Der Zeiten Kummer-Zahl, deß Krieges grasser Dampf
Erstickte mächtiglich der Sünden Glut; der Kampf,
Dem Teutschland unterlag, hat mich auch viel gelehret,
Und das, was in mir war vom Guten, starck gemehret.

Was Kunst und Wissenschafft, was schön und löblich heißt,
Das wählete mein Sinn: den fromm-belebten Geist,
Konnt' in der Eitelkeit kein eitles Thun vergnügen,
Nur das, was Schlecht und Recht, konnt' meinen Muth besiegen.

Und dabey blieb ich auch: ich hielt den Unterscheid
Deß, so man Göttlich nennt, von Welt-Gelehrsamkeit,
Vor einen Mißverstand, und meines Fleisses Flammen
Beschlossen Beedes gleich in einer Glut zusammen.

Von meiner Ämter Creyß war alle Heucheley
Verbannt: ich wußte nicht, was falsch, was untreu sey;
Mußt' ich dergleichen sonst von Anderen was lesen,
Hieß ich es Unvernunft und Gott-verhaßtes Wesen.

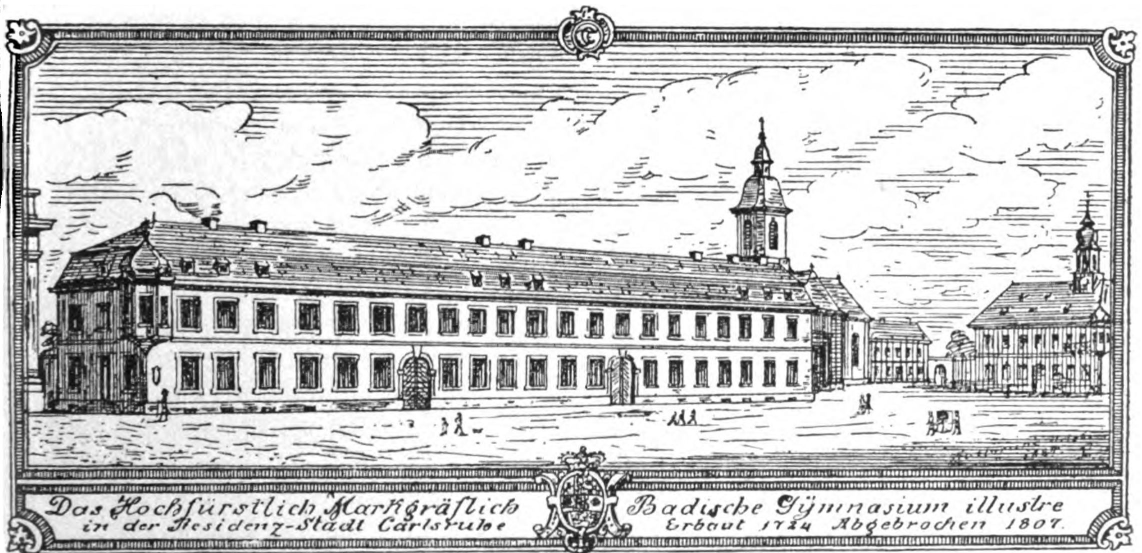
Deß Fürsten Wohlfahrt war, nach Gott, mein höchstes Gut,
Und davor wagte ich mit Freuden Gut und Blut:
Der warmen Heimath mußt' die kalte Fremde gleichen,
Der grössesten Gefahr mein Muth nie konnte weichen.

Ich fragte nie: Wer Reich? wer Arm? wer Groß? wer Klein?
Wer Recht hat, mußte mir allzeit der Liebste seyn:
Als Freunde ward von mir der niemals angenommen,
Dem was Unbilliches nur wollt' in Sinne kommen.

Wer mich Collega hieß, den hielt' ich lieb und werth:
Von Hof-Verrätherey ward von mir nichts gehört:
Ich suchte immerdar zum Besten das zu wenden,
Was zweiffelhafftig schien in Welt-, Hauß-, Kirchen-Ständen.

Diß war mein Zweck, mein „ „ „Halt! Wohlseeliger, halt ein!
Die Kunst ist nun bekandt. Wie konnt' es anderst seyn?
Als daß vor Deinem Haupt sich Alt- und Junge bückten,
Da sie mehr Tugenden als Haare d'rauf erblickten.

Nun woll' die Deinigen deß Höchsten starcke Hand
Erhalten fernerhin in best-erwünschtem Stand,
Biß Sie, wie Du, beglückt und alt dahin gelangen,
Wo Deine Tugenden gleich denen Sternen prangen."



Wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder zu Philipp Jakobs Tätigkeit als Rektor des Gymnasiums zurück. Eine seiner dienstlichen Obliegenheiten war auch, „auf daß äuserliche Gebaw des Gymnasii genau Acht zu geben und alle Gefahr und Schaden nach Möglichkeit zu verhüthen". Das im Jahre 1724 erbaute Gymnasium lag auf der Südseite der heutigen Kaiserstraße

zwischen der Karl-Friedrichstraße und der Kreuzstraße. Es war zweistöckig und zählte im oberen Stockwerke, das die Wohnungen für alle Lehrer enthielt, 21 Fenster nach der Straße zu, im unteren Stockwerk, in welchem die Lehrräume untergebracht waren, 17 Fenster und zwei große Hoftore. Den westlichen Flügel bildete das Rektoratshaus, in welchem Philipp Jakob seine Wohnung hatte. Anträge auf Erbauung einer Waschküche oder auf Ersetzung fehlender Ofentüren u. dergl. waren Amtshandlungen, welche gelegentlich wohl von dieser Seite her ihm erwuchsen, die er aber mit der gleichen Gewissenhaftigkeit behandelte wie die höheren Aufgaben seines Berufes.

Während der Wirren des polnischen Erbfolgekriegs zogen zahlreiche Schüler und auch einige Lehrer des Gymnasiums von Karlsruhe fort, mit dem Rest desselben ging der Prorektor Malsch beim Herannahen der Franzosen nach dem damals noch befestigten Durlach. Philipp Jakob blieb in Karlsruhe, wohl durch seine Dienstgeschäfte als Kirchenrat festgehalten. Sehr lange dauerte sein Aufenthalt daselbst freilich nicht mehr. Noch während des Krieges wurde er auf eine andere Stelle berufen; sein Nachfolger als Rektor wurde der damals einundsechzigjährige Malsch.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1734 war in Pforzheim, eingeschleppt von durchziehenden Kriegsvölkern, eine Seuche ausgebrochen, welche in der Stadt und ihrer Umgebung zahlreiche Opfer forderte. Am 2. November war der Kirchenrat und Spezialsuperintendent Georg Philipp Bergmann von ihr hinweggerafft worden, am 9. Januar des folgenden Jahres erlag ihr auch der Waisenhauspfarrer Johann Friedrich Neumann. Als Nachfolger des ersteren wurde am 12. Januar von Markgraf Karl Wilhelm unser Philipp Jakob „unter Beibehaltung seines bisherigen Kirchenratscharakters und Rangs zum vacanten Spezialat der Stadt und Ämter Pforzheim, Stein und Langensteinbach und zum Stadtpfarrer in Pforzheim" ernannt. Seine Übersiedlung dahin wurde beschleunigt durch ein wenige Tage darauf, am 19. Januar, an

ihn abgegangenes Schreiben der markgräflichen Regierung in Basel, in welchem es hieß: „demnach die dermahlen stark grassirende gefährliche Krankheit zu Pforzheim die Gegenwart derer benöthigten Geistlichen allda nothwendig erfordern, alß zweiffelt man nicht, es werde Ihro Durchlaucht unsers gnädigsten Herrn Kirchenrath und jüngsthin nach gedachtem Pforzheim vocirter Specialis Bürcklin seinen Aufzug dahin auf das möglichste beschleunigen, und wird Ihme dahero solches hiermit erinnerungsweise bestens recommendiret."

Bei seinen neuen Amtsbrüdern der Diözese Pforzheim führte sich der neue Spezialsuperintendent durch ein Rundschreiben ein, das, charakteristisch für seine Art und seine Auffassung von den Pflichten des ihm übertragenen Amtes, hier mitgeteilt werden soll. Es ist vom 16. Februar datiert und lautet folgendermaßen:

„Das fürstliche Ober-Ambt allhie hat bey meiner den 1sten Februar geschehenen Ankunfft mich benachrichtiget, wie daß an EE. WohlEhrw. meine allesambt hochgeehrte respective Herrn Pfarrer und Brüder in Christo durch ein ordentlich eingerichtetes Umbschreiben würcklich bekand gemacht worden, was maßen Ihro Hochfürstliche Durchlaucht unser allerseits gnädigster Fürst und Herr an des seel. Verstorbenen H. KR. Bergmanns Stelle mich gnädigst beruffen und das durch jenes Absterben leedig wordene Ambt eines Special-Superintendentens der Dioeces Pforzheim mir anvertrauet habe. Ich bin auch theils durch mündlichen Zuspruch, theils durch schriftliche Anzeige Einiger unter Ihnen Hochzuehrende! versichert worden, daß Sie Sich die gnädigste Wahl Serenissimi nicht nur allein in Unterthänigkeit gefallen laßen, sondern auch, wenn es auf sämbtliche Herren Diocesanos angekommen, Sie mir dero Stimmen von Selbst fast unanimiter gegeben haben würden. Es streitet mit der, von unseren Erzhirten uns anbefohlnen Selbstverleugnung nicht, wenn hiemit aufrichtigst gestehe, daß solches vor ein nicht geringe Ehre angesehen und aus dero geneigtem Wohlwollen ein ganz sonderbares Vergnügen geschöpfet. Dabey ich zugleich meiner Obliegenheit zu seyn erachtet, Sie allerseits hochzuehrende Herrn Pfarrers hinwiderum meiner

brüderlichen Gegenliebe und ungeheichelten Freundschaft zu versicheren; auch nicht weniger vor dienlich angesehen, Ihnen die mir von Basel aus zugesandte gnädigste Vocation samt dem Postscripto und beygefügten Decret abschriftlich hie beyzulegen, umb gleich anfangs Ihnen die gute Meinung von mir beyzubringen, daß auch ins Künftige in allen Stücken offenherzig und ohne Falsch gegen einen jeden mich zu erzeigen gesinnet seye. Zwar hätte es zu noch mehrerer Aufrichtung meines Gemüths in dem angetretenen wichtigen Ambt ein großes beygetragen, wenn ich mir die Hoffnung hätte machen dörffen, Sie hochgeehrtiste Herrn insgesambt auf einmal hier zu sehen und Ihnen gegenwärtig und mündlich mein wie Gott und seiner Kirche also auch Ihnen ergebenes Herze eröffnen, und hinwiderum von Ihnen dero treu gemeinte Segens-Wünsche anhören zu können. Weilen aber die Umbstände gegenwärtiger Zeit eine solche Freude mir nicht gegönnet, so hoffe dennoch, es werde Ihnen nicht mißfällig seyn, wann hie mit wenigem anzeige, wie und auf was Arth ich meine Anrede an Sie eingerichtet haben würde. Meine erste Sorge wäre dahin gegangen, daß ich Sie überzeugen möchte, wie daß mich in diesem Beruf vollkommen passive gehalten, nichts gesuchet, aber auch nichts ausgeschlagen; und solches hätte nur allein mit producirung einiger Briefe in originali zu wegen zu bringen, mir Hoffnung machen können. Darauf war gesonnen zu melden, wie mit Ihnen sambt und sonders allzeit freundlich, liebreich und höflich umbgehen und gegen keinen jemalen einiger harten Reden mich gebrauchen würde; es wäre dann, daß es die höchste Nothwendigkeit, welche Gott abwenden wolle, erforderte: mit beygefügter bittlichen Gegen-Anforderung, daß hinwiderum Keiner von Ihnen sich unterstehen möchte, mich entweder gegenwärtig oder abwesend verächtlich durchzuziehen, und entweder meine Persohn oder die Führung meines Ambts mit anzüglich-, ehrenrührigen Worten zu beschimpfen. Damit aber auf solche Arth die an Erregung unserer menschlichen Schwachheiten so haubtnöthige brüderliche Bestraffung nicht unterbleiben möchte, so hätte allen und jeden in Dero wehrtisten Ordnung die Freyheit gegeben, wie ich dann hiemit

es thue, wann jemand unter Ihnen in meiner Lehr was merckte, in meinem Leben was wahrnehmte, in Führung meines Ambts etwas beobachtete, welches mit der Vorschrift unsers Erzhirtens J. Ch. und seiner heiligen Apostel vornemlich Pauli nicht übereinstimme, daß er solches mir freymüthig entweder münd- oder schrifftlich, doch aber insgeheim anzeigen und eines beßern erinnern möge. Da ich hinwiderum hoffete, es würde über mich keiner ungehalten werden, wenn nach Ausweißung meines Ambts und Beruffs ein gleiches gegen Ihnen bezeugen, auf eines jeden Lehr und Leben ganz genau Achtung geben, und Keinem was, das zur Beßerung dienlich, verheelen, dabey mich aber bescheiden würde, die brüderliche Bestraffung also einzurichten, daß sie von aller Beschimpfung weit entfernet seye. Das übrige, was vorzubringen gedacht, möchte etwan darauf angekommen seyn, was nun noch mit wenigen zu melden, mir die Vergnügung mache. Nemlich ich bin gesonnen, so bald uns Gott etwas ruhigere Zeiten gönnen möchte, Sie sambtliche Herren Pfarrer und resp. Brüder in Christo zu einem solennen Synodo hieher zu invitiren; dabey ich, weil es das erste mal, selbst predigen, bey einem darnach in meiner Behaußung anzustellenden Colloquio amico die partes tum Respondentis tum Praesedis auf mich nehmen und Ihnen die Erlaubnus geben würde, von allen Thesibus theologicis, die in Könıgii oder Bajeri oder Dieterici Compendiis oder Buddei Systemate vorkommen und die Sie sich selbst auslesen möchten, die nöthige Rationes auch quorumvis dubiorum solutionem von mir zu forderen. In darauf anzustellender Berathschlagung wegen dem, was in dieser und jener Particular Kirche und Schule verbeßert werden könnte und solte, da meynte ich, es wäre guth, wenn ein jeder derer H. Confratrum seine Gedancken, wenn er sie erst mündlich vorgebracht, alsdann auch auf einem Blatt Papier, aber ganz mit Kurzen, schriftlich überreichen und ein gleiches zu allen Zeiten beobachten möchte, damit, wenn alle ihre observationes beisammen, darüber vor mich allein reiflicher nachzusinnen und das Beste herauszulesen Gelegenheit haben könnte. Dabey ich aber auch diß zum voraus melde, daß wenn

eine Sache von mir noch so genau überleget worden, ich dennoch niemahlen in wichtigen Dingen ein Conclusum abfassen werde, ehe und bevor entweder per Circulares deren sambtlich oder aber doch einiger aus dero Zal Rath und Meynung darob mich erkundigt habe. Überhaupt aber muß hie bekennen, daß ich ein großer Verehrer aller alten guten Ordnungen seye, und ich mich gar schwehrlich zu einigen Neuerungen bewegen lassen werde, wo nicht eine sonderbahre Nothwendigkeit zu erweisen stehet. Gott aber des Fridens segne Anfang, Mittel und Ende und heilige uns sambtlich durch und durch, auf daß unser Geist gantz, sambt Seel und Leib, also in Lehr und Leben unsträflich erhalten werde bis auf die Erscheinung unsers Erzhirtens J[esu] Christi."

Zu den vornehmsten Aufgaben des neuen Amtes gehörten die Vornahme der Kirchenvisitationen in den einzelnen Gemeinden der Diözese und die Abhaltung der jährlichen Pfarrsynoden.

Die Kirchenvisitationen sollten nach einem markgräflichen Reskript von 1739 in jeder Gemeinde alljährlich einmal stattfinden. Dies war für die Diözese Pforzheim bei der großen Zahl der Orte, die zu derselben gehörten, nicht immer durchzuführen, zumal da als Visitationstage fast ausschließlich Sonntage gewählt wurden. So geschah es, daß die Visitationen sich hier bisweilen auf zwei Jahre verteilten. Im Jahre 1739 wurden beispielsweise im April Dürrn, im Mai Remchingen, Bauschlott und Göbrichen, im Juni Eisingen, im Juli Stein, Langenalb, Ittersbach, im September Eutingen, Niefern, Büchenbronn, Brötzingen und Elmendingen und im November Wössingen visitiert, während die Gemeinden Ispringen, Weiler, Langensteinbach und Dietlingen erst im April und Mai des folgenden Jahres an die Reihe kamen.

Über den Verlauf einer solchen Visitation sind wir durch die Berichte, welche Philipp Jakob über dieselben regelmäßig an die markgräfliche Regierung einsandte, unterrichtet.

Er kam morgens, bald früher bald später, je nach der Entfernung des zu besuchenden Ortes von seinem Amtssitze, oft schon um acht Uhr, dort an. Zunächst wurde mit dem Pfarrer das letzte Visitationsprotokoll durchgegangen, um zu sehen, was seither ver-

bessert, geändert oder noch im alten Stand gelassen sei. Der Pfarrer zeigte dann neue Erinnerungen an, die aufgezeichnet wurden. Es folgte ein öffentlicher Gottesdienst, bei welchem der Superintendent selbst die Predigt hielt. Nach Schluß desselben versammelten sich im Rathause der Schultheiß und die anderen „Fleckensvorgesetzte“, jedoch ohne den Pfarrer. Das „hierher gehörige“ aus dem letzten Visitationsprotokoll wurde verlesen, worauf die etwa vorliegenden Klagen gegen den Pfarrer, seine Lehre, seinen Wandel u. s. w. vorgebracht wurden. Alsdann ließ der Superintendent die Anwesenden über die von dem Pfarrer erhobenen Klagen sich verantworten, erinnerte sie nochmals daran, ob etwas weiteres gegen den Pfarrer anzubringen sei, insbesondere ob jemand etwas im geheimen mitzuteilen habe. Nachdem sich hierauf der Pfarrer wegen der gegen ihn vorgebrachten Klagen gerechtfertigt hatte, speisten der letztere und der Superintendent gemeinsam zu Mittag. Am Nachmittag fand Schulrevision, bezw. Schulprüfung statt, nach deren Beendigung der Superintendent seinen Visitationsbescheid erteilte.

Im großen und ganzen waren die Zustände in Philipp Jakobs Diözese trotz der kurz vorhergegangenen Kriegswirren durchaus befriedigend. Die Pfarrer werden fast durchweg als tüchtige Männer geschildert, deren Treue, Fleiß und Geschicklichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, wenn natürlich auch die Gaben, die sie für ihren Beruf mitbrachten, verschieden waren. Es war in der Hauptsache wenig Grund zu Ausstellungen und Bemerkungen vorhanden. „Zwahr hätte an dem Leben und euserlichen Wandel ein und des anderen Pfarrers ziemliches aussezen müssen, wann auf besondere Erzehlungen, so außer den Visitationen bekandt worden, mich gründen dörfen. Weilen aber jedermann bey den Visitationen die Freyheit hatte, entweder insgeheim oder offentlich das, was widriges weiß, ohne Scheu vorzutragen und auch in den protocollis aller ihr Anbringen ohne einigen Hinterhalt, Veränderung und Parteylichkeit aufgezeichnet worden, als muste mich auch darauf einig beziehen, denen Gemeinden selbst und ihrer Verantwortung überlaßende, wenn sie ohngeachtet alles ernstlichen Erin-

nerns dennoch etwa die Wahrheit verschwiegen haben sollten." So lautete eine charakteristische Stelle des Schreibens, mit dem Philipp Jakob die Visitationsprotokolle des Jahres 1740 der Regierung übersandte.

Besonderen Anlaß zu Tadel und Unzufriedenheit gab eigentlich nur der Pfarrer zu Bauschlott, ein gewisser Peter Sürleau. Er war aus Mömpelgard, „ein gar irregulairer Mann, so propter admissum stuprum et impraegnationem" dort durchgegangen war. Während des polnischen Erbfolgekriegs war er nach Basel gekommen, als Markgraf Karl Wilhelm sich dort aufhielt, und hatte daselbst eine Sängerin geheiratet „und damit zwei von den besten Pfarreien als 1. Eytingen 2. Bauschlott erhalten". Auch jetzt machte er sich durch wenig erbaulichen Lebenswandel bemerkbar, lag mit seiner Gemeinde und dem Schulmeister in beständiger Fehde und bereitete seinem Superintendenten nicht geringe Sorgen.

Den Ortsvorstehern stellte Philipp Jakob fast durchgängig das Zeugnis aus, daß sie recht aufrichtige, ehrliche und verständige Männer seien.

Manches ließen die Schulverhältnisse zu wünschen übrig. Philipp Jakob berichtet darüber: „Wegen der Versaumnuß der Sommerschulen waren die Klagen von undenklichen Jahren bis hierher beständig, und ohngeachtet der vielen fürstlichen Befehlen hat dennoch diese Sache noch nicht überall in ihre Ordnung gebracht werden können. Nur allein in Huchenfeld gehet es in diesem Stück besser. Ursache dessen ist ohne Zweiffel, weilen der Schulmeister von der Gemeinde jährlich wegen Unterrichtung der Kinder waß gewißes überhaubt an Geld empfangen und also die Eltern von all anderm Schulgeld völlig befreyet sind. Ich überlaße es einem fürstlichen Consistorio zur beliebigen Überlegung, ob nicht in allen Gemeinden eine dergleichen Ordnung einzuführen seye? und bin fest versichert, daß diß das einige Mittel, denen unaufhörlichen Klagen bei allen Visitationen auf einmahl abzuhelfen.

„Auch ist eine andere Ursache, warum daß gar viele Eltern ihre Kinder des Winters nicht ordentlich zur Schule anhalten, weilen sie nemlich täglich einem jeden Kind ein Scheit-Holtz mit-

geben müßen, welches denn denen Eltern, die mehrere Kinder auf einmahl zur Schule schicken, sehr schwehr, denen armen aber ganz unmöglich fallet. In Niefern hat sich die Gemeind auf mein Zureden resolvirt, jährlich einige Clafter Holz in die Schule zu führen. Dürn ist auch nicht ungeneigt dazu. Wenn es Serenissimo gnädigst gefallen wolle, einen Befehl deßwegen ergehen zu lassen, würde an andern Orten ein gleiches besorgt und vieler Unordnung in denen Dorf-Schulen gesteuert werden können. . . .

„Der Catechumenorum wegen, die zum ersten Genuß des hl. Abendmahls unterrichtet werden, gehet es auch nicht überall richtig zu, indeme die Eltern manchmal zu sehr mit ihren Kindern eylen. Da wäre dann zu wünschen, daß auch die Jahre bestimmbt würden, wie lange ein Kind zur Schule gehen solle, ehe es zu dem Abendmahl admittirt werden dörffte."

Wie man hieraus ersieht, hat die Frage des unentgeltlichen Volksschulunterrichts schon damals eine Rolle gespielt. Mit Bezug auf den an letzter Stelle gerügten Mißstand sei bemerkt, daß bald darauf, möglicherweise infolge jenes Hinweises Philipp Jakobs, als Alter für die Entlassung aus der Schule bei Knaben das vollendete vierzehnte, bei Mädchen das dreizehnte Lebensjahr festgesetzt wurde.

Mit welcher Sorgfalt übrigens Philipp Jakob bei den Visitationen zu Werke ging, mit welcher Gründlichkeit er vor allem auch berichtete, einer Gründlichkeit, für die uns manchmal fast das nötige Verständnis mangeln dürfte, mag eine Stelle aus dem Visitationsprotokoll von 1739 zeigen. Sie betrifft einen Vorfall in Bauschlott. Wir lassen Philipp Jakob selbst reden:

„Indeme die Schul visitirte, brachte der Schultz an, wie daß etliche kleine Buben aus dem herrschaftlichen Garten Blumen genommen, meynend der Schulmeister solte sie deßwegen abstrafen, damit man sich bey gnädigster Herrschaft außer Verantwortung setze. Aber der Pfarrer und Schulmeister wandlen ein, es wären diese Buben noch nicht zur Schule gegangen, und also komme es vielmehr dem Schulzen zu, selbige durch den Dorf-Schützen züchtigen zu laßen. Mein Bescheid hierauf war dieser: Weil die Buben

annoch sehr klein, und bald in die Schul geschickt werden müßen, soll der Schulmeister andern zum Exempel sie in der Schule offentlich abstraffen."

Die aus Anlaß der Kirchenvisitationen und verschiedener anderen Amtshandlungen erwachsenen Akten, Protokolle u. s. w. hat Philipp Jakob noch während seiner Pforzheimer Amtszeit in

(11.
Des dißmahligen Specialis
Lebens beschreibung
Philipp Jacob Bürcklin, der
gebohren in Straßburg 1692. d. 28. Jun.
Erzogen in Durlach von ao 1698.
Frequentirte das Gymnasium bis 1711.
Vatter war ein Kauffmann und Bür-
germeister in Durlach.
Academien, so besucht, und darauf auch
studirt, waren Jena, Leipzig, Wit-
tenberg, Gießen, Straßburg von 1711.
mense Julio an, bis 1716. mens. Dec.
Examinirt wurde im Jahr hernach von
H. D. J. Eisenlohr, assess. H. Hofrat als
Menzer und D. J. Dietz, Praeside H. R.
[illegible]
Ämbter, so bekleidet waren folgende: (1)
in Augenburg stunde als Hoff-Diaconus
(b) aber als Hoff-Prediger und fürstl.
Beichtvatter ao 1717. (2) [illegible]

Herrn Erb: Prinzen Friderico
alß Informator und Reiß: Prediger
in Frankreich, Hol: und Engel
Land ao 1718. mense Julio bis 1721.
(3) In Britzen ward Pfarrer 1722.
(4) in Carlsruh Kirchen: Rath und
Rector ao 1724. bis 1734. (5) In
Pforzheim Special und Stadtpfarrer
seit 1735. d. 1. Febr.
[illegible] und in Pflichten genommen
in Durlach 1717. [illegible]
[illegible]
[illegible] seit ao. 1722. mit Augusta
Catharina, einer geb. [illegible].
Kinder unter [illegible] ein Sohn,
Friderich Ernst der dem Studiren
[illegible].

Autobiographische Aufzeichnungen Philipp Jakob Bürklins aus dem ersten Bande „Der Pforzheimer Diözes-Kirchen-Sachen“. (Verkleinert.)

zwei starken Bänden gesammelt. Dieselben geben ein Bild vom Umfange seiner zahlreichen Dienstgeschäfte, legen zugleich aber auch Zeugnis ab von der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher er dieselben in allen Lagen zu erfüllen bestrebt war. Dem ersten Bande „Der Pforzheimer Diözes-Kirchen-Sachen“ — diesen Titel hat er den Bänden gegeben — ist eine General-Consignation vorausgeschickt. Über deren Bedeutung hat er sich folgendermaßen ausgesprochen: „Der Endzweck, warum diese Consignation ver-

fertiget und besonders gesetzet worden, ist dieser, damit ins Künftige die Visitations-Protocolla kürzer gefaßet und nur diejenige Sachen, welche zufällig und veränderlich sind, darin angeführet, in den übrigen aber auf gemelte Consignation provociret werden möge. Daher ist es nöthig, daß ein jeweiliger Specialis in Pforzheim diese General-Consignation sich wohl bekandt mache, selbige auch beständig vor Augen liegen habe, damit er in denen täglichen Vorfallenheiten sich daraus Raths erhohlen und desto gewißer gehen könne. Sollten und wollten auch die übrigen Herren Speciales, und ein jeder derselben von der ihm gnädigst anvertrauten Dioeces, eine gleiche Consignation errichten und zum hochfürstlichen Consistorio einschicken, so bekäme man auf solche Arth eine Kirchen-Historie unsres Vatterlandes zusammen, welche denen sambtlichen fürstlichen Collegiis und insonderheit denen in der fürstlichen Residenz jeweilen sich befindenden Herren Kirchen-Räthen nicht anders als angenehm seyn würde".

Neben den kleinen und vielleicht auch manchmal kleinlichen Aufgaben des Tages hat Philipp Jakob die höheren, auf das Allgemeine gerichteten Ziele doch nie aus dem Auge verloren.

Er hat auch, und zwar, soweit zu ersehen ist, zuerst von den Geistlichen der Markgrafschaft Baden-Durlach, der geschichtlichen Vergangenheit seiner Diözese seine Aufmerksamkeit zugewendet. Ein in eben jenen erwähnten Bänden enthaltener Vorbericht bringt neben einer ausführlichen Beschreibung der Verhältnisse der einzelnen Gemeinden auch Verzeichnisse ihrer Pfarrer, die zum Teil bis zur Einführung der Reformation zurückgehen, Bemerkungen über geschichtliche Denkmäler, namentlich auch über die Grabsteine in der Schloßkirche in Pforzheim, deren Inschriften mitgeteilt werden, und ähnliches. Mit Daniel Schoepflin in Straßburg, dem bekannten Historiker, und anderen ist er in Verbindung getreten, um sich über zweifelhafte Dinge Klarheit zu verschaffen und Erläuterungen zu erhalten, wenn etwa die Entzifferung eines Steines Schwierigkeiten machte oder die Erklärung der gefundenen Inschrift dunkel blieb. In dieser Beziehung scheint sein Vorgang

als Vorbild gedient zu haben; denn später finden wir in ähnlicher Weise geschichtliche Notizen in den Visitationsprotokollen auch anderer Gegenden aufgeführt.

Die jährlichen Pfarrsynoden waren 1737 neuerdings sämtlichen Spezialaten der oberen und unteren Landen eingeschärft worden, und zwei Jahre später wurden sie diesen und den Oberämtern wiederholt in Erinnerung gebracht. Bei letzterer Gelegenheit wurde bestimmt, daß sie alsbald nach Beendigung sämtlicher Visitationen anfangs September abzuhalten seien, „allwo die Tage noch lang und etwas daran ausgerichtet werden mag". Sie sollten hauptsächlich auch dazu dienen, „der Geistlichen Capacitaet und Gelehrsamkeit soviel möglich in Erfahrung zu bringen und zugleich genau zu beobachten, welche dabey am besten bestanden und die meiste Gelehrsamkeit an den Tag gelegt" hätten. Auch sollte der Synodalbericht über den Lebenswandel, „die Capacitaet und Meriten der Candidati ministerii" das nötige enthalten, „auch ob sie einer Promotion würdig seyen". „Wie nun aber auf sothane jährliche Berichte bey eräugnenden Vacaturen reflectirt" werden sollte, so wurde den Oberamtmännern und Spezialaten eingeschärft, sich in Erstattung derselben ihrer Pflichten zu erinnern und „mithin einig Ungegründetes gegen Jemand darin nicht einfließen zu lassen."

Mit Ausnahme des Jahres 1735, in welchem die Kriegswirren, Einquartierungen und andere Notstände die Geistlichen der einzelnen Orte zu Hause festhielten, hat Philipp Jakob alljährlich eine Synode abgehalten, die letzte im September 1741. Die Teilnehmer an derselben versammelten sich jeweils in seinem Hause, von welchem man in Prozession nach der St. Michaels- oder Schloßkirche zog. Hier hielt ein Pfarrer die Synodalpredigt, worauf sich die Versammelten „in das altbekannte Auditorium Reuchlinianum" begaben, um hier über eine Anzahl Thesen zu disputieren, die Philipp Jakob vorher aufgestellt und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt hatte. In der Regel wurden dieselben von einem Geistlichen verteidigt, während einige andere opponierten.

Der Bericht Philipp Jakobs über die Synode von 1741 besagt darüber: „Zu Opponenten wurden die Juniores erwehlet, und zwar acht an der Zahl, weilen die Zeit, da es schon bald 1 Uhr war, unmöglich verstattete mehrere zu provociren; die wir auch hier nahmhaft zu machen in Unterthänigkeit nicht ermanglen würden, wann von ein und anderm was Besonderes hätte angemerckt werden können; aber so blieben sie alle bey der überall bekannten Ordnung, und zeigte Keiner was außerordentlichs unter ihnen. Dahero auch ich, Specialis, mit gnädigster Erlaubnuß auf die Gedanken komme, ob es nicht dienlich wäre, um die Erudition derer Pfarrer recht genau zu prüfen, daß ein jeweiliger Specialis selbst einen Opponenten perpetuum agiren und nach seinem Gutdünken einen nach dem andern aus der Zahl aufrufen dörfte, der diese oder jene Thesin wieder seine, des Specials, dubia vindiciren müßte." Nach beendigter Disputation wurde herumgefragt, ob noch jemand etwas zum Besten der Gemeinden zu erinnern habe, und die etwa vorgebrachten Anregungen einer allgemeinen Erörterung unterzogen. Der Bericht über die Synode von 1738 erwähnt außerdem, daß nach Beendigung der Geschäfte im „Ritter" ein gemeinsames Mahl eingenommen worden sei, „dabey es dann eben auch ganz bescheiden und christlich zugieng, so daß in der That nach meinem Bewißen nichts anzumerken wüßte, als daß wünschte, es möchte Euer hochfürstlichen Durchleuchtigkeiten gnädigst gefallen, anstatt daß die Mahlzeit aus dem Almosen pflegt bezahlt zu werden, einen anderen fundum zu eröffnen und gnädigst anzuweisen". Dem letzteren Wunsche trug die Regierung Rechnung, indem sie im Juli 1739, ehe die Synoden wieder zusammentraten, bestimmte, daß die Geistlichen, welche zu Synoden „über Land" sich einzufinden hätten, in Zukunft 45 Kreuzer „Zehrgeld als Diät" aus den geistlichen Verwaltungsgefällen erhalten sollten. Gleichzeitig wurde verfügt, daß der Spezial bei den Kirchenvisitationen jeweils zwei Gulden aus Gemeindemitteln zu beanspruchen habe. Im übrigen enthielt der betreffende Erlaß zugleich eine Warnung vor dem „den Communen schädlichen Zusammensitzen und Zechen derer Fleckensvorgesetzten nach den Visitationen".



Philipp Jakob Bürklin.

Bemerken wollen wir noch, daß Philipp Jakob eigens für die Synoden seiner Diözese ein Gebet, „so am Altar bey dem Anfang des Gottesdienstes zu gebrauchen“, und eine Litanei nach der Predigt verfaßt hatte, welche auch nach seinem Abgange von Pforzheim weiter in Gebrauch blieben.

* * *

In die Zeit des Pforzheimer Aufenthaltes Philipp Jakobs fiel der Tod des Markgrafen Karl Wilhelm und die Übernahme der Regierung durch die Markgräfin Magdalena Wilhelmine und den Markgrafen Karl August. Philipp Jakob begab sich aus diesem Anlasse nach Karlsruhe und Durlach. Nach seiner Rückkehr von dort hat er an seine „wohlerwürdigen, hoch- und wohlgelährten, geehrt- und geliebteste Herren Brüder in Christo“, seine Amtsbrüder in der Diözese, am 24. Mai 1738 folgendes Rundschreiben gerichtet:

„Vorgestern als am Donnerstag reiste ich nacher Durlach und Carlsruh, um zu vernehmen, wie wir bey veränderter Landts-Regierung uns in einigen euserlichen Umbständen zu verhalten haben möchten? Weilen nun gleich gehört, daß eben an dem Tag das fürstlich testament geöffnet und darin verordnet worden, daß die Administration gemeinschaftlich seyn solte: so dachte, es wäre nun die beste Zeit, daß in unser aller Namen das unterthänigste compliment machte. Zu dem Ende ließ ich bey Ihro hochfürstlichen Durchleucht dem Herren Administratore Prinz Carl August unterthänigst bitten, gnädigst zu erlauben, daß im Namen aller zur dioeces Pforzheim gehörigen Pfarrer meine unterthänigste Aufwartung machen möge. Nachdeme nun solches ohne Anstand gnädigst placidiret worden, so machte ich meine unterthänigste Anrede folgender maßen:

„Euer hochfürstlichen Durchleucht soll ich sowohl vor mich als auch im Namen aller zur dioeces Pforzheim gehöriger Pfarrer theils wegen dem hohen Trauerfall unterthänigst condoliren, theils aber auch wegen der würklich übernommenen hohen Landtes-Administration die vollkommenste Glückwünschung mit devotestem

Gemüt abstatten. Euer Durchleucht gnädigsten, zu des Landtes und insonderheit zu der Kirch- und Schulen besten abziehlenden fürstlichen Befehlen unterwerffen Wir uns hiemit als getreue Diener in demüthigstem Gehorsam. Von dem Allerhöchsten wünschen wir Ew. hochfürstlichen Durchleucht langes Leben und bitten unterthänigst, daß Sie Dero fürstlichen Gnaden Blicke auf uns sambt und sonders allzeit gerichtet seyn lassen möge.

„Ihro hochfürstlichen Durchleucht hörten diese meine wenige Worte nicht nur allein ganz geduldig an, sondern antworteten auch darauf in den gnädigsten terminis. Gleich hernach begabe mich nach Durlach zu der Durchleuchtigsten Fürstin und that wiederum in unser aller Namen ein gleiches, wie mich dann auch Tags zuvor schon bey höchst Deroselben in Unterthänigkeit gemeldet, aber eben darum weil eben Ihro wegen dem testament referiret worden, nicht könnte vorgelaßen werden."

Er entschuldigt sich dann, daß er seine „Confratres" nicht vorher von seiner Absicht unterrichtet habe. Es sei ihm jedoch nicht bekannt gewesen, daß das Testament schon eröffnet werde und dadurch Gelegenheit geboten sei, mit der Kondolenz die Gratulation zu verbinden, auch habe die Zeit nicht gereicht, sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen, ferner hätten sie sich vielleicht über die Deputation nicht so rasch einigen können, ohne Unkosten wäre es ebenfalls nicht abgegangen, und endlich hätte er vielleicht gar Vorwürfe zu gewärtigen gehabt, wenn er bei der Aufwartung, die er den höchsten Herrschaften gemacht, nicht auch seiner „Confratres" gedacht hätte.

„Indessen wenn unser Durchleuchtigster Herr Administrator nach Pforzheim kommen, so würde es nicht unrecht gethan seyn, wenn Eynige aus Ihnen, welche Seniores sind, hierher sich begeben und zugleich mit hiesigen Lehrern Ihre unterthänigste Schuldigkeit gegenwärtig beobachten wollen. Gott laße uns auch unter dieser neuen Regierung sicher wohnen."

Bei den Leichenfeierlichkeiten in Karlsruhe ging Philipp Jakob in der neunundvierzigsten Gruppe, derjenigen der markgräflichen Hofräte und Kirchenräte, zusammen mit dem Kirchenrat und Rektor

des Gymnasiums Malsch. In der Kirche selbst „legte“, nachdem der Kirchenrat und Oberhofprediger Krüger die Leichenpredigt gehalten und der Hofprediger Stein die Personalien verlesen hatte, wie es in der Beschreibung der Feierlichkeiten heißt, „der Kirchen-Rath und Spezial-Superintendens Bürcklin von Pforzheim eine ebenfalls wohlgefaßte Leichen-Rede ab“. Wir lassen dieselbe hier folgen; sie wird als Probe von Philipp Jakobs Predigtkunst willkommen sein.

„Ruhe, Ruhe, Ruhe deß Gemüthes wird von der in denen täglichen Verrichtungen deß Lebens sich spieglenden Treue, gleich als von einer säugenden Mutter, genähret; Beedes, die Ruhe deß Gemüthes aber und Treue, durch die Weißheit, wie einer längst bewährten Regentin, geleitet.

„Weißheit deß Verstandes, Treue in denen Geschäfften, Ruhe der Gedancken sind Eigenschafften, welche denjenigen, bey deme sie ohne einige Unvollkommenheit angetroffen werden, weit über alles Sterbliche erheben, und zugleich Anbetungs-würdig machen.

„Gemüther, welche schon in der Geburt vom Himmel entflammet, und von daher sich über das Irrdische wie Adler zu schwingen gewehnet worden, erkennen ohne Mühe, daß, wo die Weißheit mit ihren hell-leuchtenden Fackeln die Treue bestrahlet, ihnen die Bahn, zur Ruhe zu gelangen, nicht mehr ungebahnt seyn könne; Und demnach richten sie ihre Sorgen dahin, daß sie selbige Ruhe deß Gemüthes als ein ausnehmendes Gut durch Bestrebung nach der Weißheit und Beobachtung der Treue erhalten mögen.

„Doch, je tieffer sie sich in diesen ihren Gedancken befestigen, je mehr werden sie überzeuget, daß, ungeachtet all ihres Bemühens, der Weißheit auf dem Fusse zu folgen, sie dennoch vor allen Fehl-Trit nicht völlig gesichert, auch in Beobachtung der Treue niemals so behutsam seyn mögen, daß nicht hie und da etwa Irrung sich zeigen und zugleich einiges Mißvergnügen im Gemüthe daher entstehen sollte.

„Nichts destoweniger finden sie auch selbst in der erregten Unruhe eine nicht geringe Zufriedenheit, wann sie durch Beobachtung derer allen Menschen anscheinenden Unvollkommenheiten geleitet

werden, öffentlich zu bekennen, daß unfehlbar ausser ihnen ein so vortreffliches Wesen zu finden, welches nach der unbetrüglichen Richt-Schnur der wahren Weißheit seine auf die Treue sich gründende Verrichtungen gantz ohne einige Schwachheiten anzuordnen pflege, und darinn auch die allervollkommenste Ruhe besitze.

„Sie verehren dieses höchste Wesen unter dem Namen deß allerheiligsten Gottes und stehen in der Versicherung, daß, je eyfriger sie sich angelegen seyn lassen, gleiche Eigenschafft zu erlangen, je mehr sie auch in die gesegnete Zahl derjenigen aufgenommen zu werden verdienen, von denen man ohne einige Heucheley und ohne Verletzung der über Alles erhabenen Majestät sagen kan: Ihr seyd Götter und allzumal Kinder deß Höchsten!

„Nach Standes-Gebühr Höchst-, Hoch- und Werthgeachte Anwesende!

„Sie seynd, wie sicher gedencke, mit mir vollkommen überzeuget, daß der weyl. Durchleuchtigste Fürst und Herr, Herr Carl Wilhelm, Marggraf zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Röteln, Badenweyler, Lahr und Mahlberg rc. Der Röm. Kayserl. und Königl. Cathol. Majestät, wie auch deß Löbl. Schwäbischen Creyses General-Feld-Maréchal und Obrister über ein Schwäbisches Creyß-Dragoner-Regiment etc., unser allertheuerst-gewester gnädigst-regierender Fürst und Herr, in dem glorwürdigsten Orden derjenigen, welche auf den Grund der Weißheit die Treue in den Geschäfften bauen, und darinn die edle Ruhe deß Gemüthes suchen, einen gantz ausnehmend-hohen Rang im Leben bekleidet, und bey dem gefürsteten Reyhen der irrdischen Götter einen grossen Vorzug deßwegen erhalten.

„Wir können nicht in Abrede seyn, daß nicht die Weißheit, Land und Leute glücklich zu regieren, in diese Durchleuchtigste Seele durch Dero Hochfürstliche und der Unsterblichkeit würdigste Vorfahren gepflantzet worden. Diß waren an dem hohen Regenten-Himmel Sonnen, unter denen, von den ältesten Zeiten zu rechnen, niemals Eine in das Meer der Ewigkeit sich versencket, daß sie nicht zuvor ihr Durchleuchtigstes Bilde zurückgelassen, von dessen

nicht weniger durchdringenden Glantz die unserm Baden-Land bevorstehende Trauer-Finsterniß vertrieben, und eine neue Fackel der Weißheit, auch der darinn sich gründenden Hoffnung, gleich-balden wieder aufgestecket worden.

„Solcher von denen, allem vergänglichen Wesen entzogener Fürsten-Sonnen angeflammter Schimmer der Weißheit gab sich auch in den Augen unsers Durchleuchtigsten Carls Männiglich zu bewundern; Und es gestehen unzählich viele der vornehmsten Fremden, daß auch in dessen blossen Anschauen sie eine sonderbahr vergnügende Bewegung deß Gemüthes öffters gespühret.

„Doch, wir würden hefftig irren, wann wir dahin unsere Gedancken richten wollten, als ob dieser vortrefflichste Regent allen Ruhm der Weißheit, den Ihme die kluge Welt beleget, nur allein von den hohen Fürstlichen Ahnen geerbet. Diß sind niederträchtige Gemüther, welche an denen Gütern, die sie ohne einige Mühe von Anderen erhalten, dergestalt sich begnügen lassen, daß sie selbe durch eigenen Fleiß in mehreres Aufnehmen zu bringen nicht verlangen.

„Von dergleichen Schwachheit war unser großmüthiger Fürst soweit entfernet, daß auch vor nicht so gar langen Zeiten Sie Sich vernehmen lassen: Wann Sie die Einsicht, die Sie nun haben, Land und Leute zu regieren, gleich von Anfang besessen, oder jetzo noch die Kräfften zu arbeiten, wie ehedem, spührten, Sie Sich getraueten, mit Zuziehung einig- gantz weniger Bedienten die sonst so schwere Regierung alleine zu führen. Als wodurch dieser kluge Fürst nicht undeutlich gelehret, daß die Ihm angeerbte Weißheit durch die Erfahrung beständig zugenommen, und der Vollkommenheit mehr und mehr sich genähert.

„Will deß unwandelbaren Gottes ewige Weißheit den Verstand der sterblichen Götter auf die Probe setzen, so lässet Er zu Zeiten trübes Gewölck an dem Firmament ihrer Herrschafften sich zusammen-ziehen, dadurch die Unterthanen in Schrecken gesetzet, sich unter den Schutz ihres Fürsten verstecken und da, gleich unter sicheren Lorbeer-Bäumen, vor schädlichen Donner-Schlägen sich verwahrt zu seyn achten; Da ist Gelegenheit, die Kräfften der Fürstlichen Gedancken zu offenbahren, die Stärcke der Weißheit zu

zeigen, und Land und Leute zu lehren, wie viel an den klugen Anschlägen eines Fürsten gelegen, und wie hoch ein verständiger Führer zu schätzen, der auch mit einem schlechten Mantel das Grauen deß verfinsterten Himmels zu vertreiben vermögend.

„Die Klugheit, welche unser Durchleuchtigster Salomon von dem zehenden und vierzehenden Jahr biß auf das vier und dreyßigste dieses lauffenden Welt-Alters in Dero Regierung bewiesen, leuchtete wie Strahlen am heitern und unbenebelten Himmel; Wir bewunderten Dero Glantz als vollkommen, und dachten nicht, daß selbiger noch mehrers erhöhet werden könne.

„Doch, unsere Gedancken wurden geändert, nachdeme eine nichts als Donner und Blitzen drohende Krieges-Wolcke unsern Badischen Horizont bezoge. Die Meisten waren in ihrem Urtheil ungewiß, als Selbst unser allertheuerster Landes-Vatter der herein-brechenden Gefahr Sich zu entziehen geschienen. Wir verbargen uns unter den geheiligten Schirm unserer Durchleuchtigsten Landes-Fürstin, der, wie vormals, so auch anjetzo, und, Gott gebe! fernerhin noch lange gnädigst-regierenden, nunmehro verwittibten, Fürstin und Frauen.

„Und gleichwie wir durch Dero auf die allerreineste Forcht Gottes gegründete Weißheit und kluge Fürsorge wider alles schreckende Unglück gesichert stunden, so erkannten wir auch balden, daß beyde Hochfürstliche Personen mit gleichem Eyffer auf Dero Landes Besten und Erhaltung Dero Unterthanen bedacht gewesen; Und daß insonderheit unser Durchleuchtigster Fürst zu keinem andern Ende Sich über die Gefahr-drohende Wolcken sicher gesetzet, als nur damit Sie desto gewisser mit den Strahlen Dero klugen Regierungs-Kunst dieselbe zertheilen, alle schädlich-aufsteigende Ungewitter vertreiben, und Dero gesammte Lande von dem zu beförchtenden Verderben befreyen mögen.

„Es ist auch, nach Standes-Gebühr Höchst- und Hoch-, auch übrigens Werth-geachte Anwesende! in dieser so erleuchteten Versammlung wohl Niemand, der nicht aus innerster Überzeugung gestehen sollte, daß die Weißheit unsers Fürstens nie zuvor in einem so hellen Glantz erschienen, als eben zu den damals so dunkel-finsteren Zeiten, da deren tröstlich erquickende Strahlen

auch selbst durch die schwartz-düsternde Wolcken gedrungen, und sich unseren Augen höchst Wunderns-würdig erzeiget.

„Ich hatte mir vorgenommen, wann Etwas von der vortreff-lichen Weißheit unsers allertheuersten Fürstens vorgebracht haben würde, daraufhin auch in der Überzeugung von dero Landes-vätterlichen Treue unsere beunruhigte Gemüther zu stärcken; In dieser Absicht wollte ich von dem in dieser Fürsten-Seele herrlich aufgeführten Gebäude der klugen Regierungs-Kunst nur den Grund-Riß nach einigen seiner vornehmsten Zügen, und gleichsam im Schatten, zeigen, die innere Zimmer aber mit völliger Bewunderung zu durchgehen Dero eigenen Sorge überlassen.

„Und ich bezeuge öffentlich, o glorwürdigster Geist des Durch-leuchtigsten Caroli! warum ich mit so gar Wenigem Deine Welt-bekandte Weißheit beschrieben, und so viele unzähliche Proben derselben mit Stillschweigen übergangen, seye aus keiner andern Ursache geschehen, als weilen besorgte, zu demüthigster Verehrung der Deinen Unterthanen erwiesenen Landes-vätterlichen Treue keine Zeit nachgehends mehr finden zu können.

„Und nun erst mercke ich, daß meine Forcht nicht so gar nöthig gewesen, und die unvergleichliche Eigenschaft der treuen Fürsorge eines Fürstens für seine Bedienten und Unterthanen, welche, daß sie unser glorwürdigster Regent ebenfalls besessen, ich beweisen wollte, würcklich von mir schon nach unumstößlichen Gründen dar-getan seye; Denn was war es doch, das dieses gesalbte Haupt bewogen, bey mehr und mehr sich zeigenden grauen Haaren zu wünschen, mit gleichen Kräfften, wie ehebevor, unter der Regie-rungs-Last arbeiten zu können? Was war es anders, als die in dem innersten Geblüt wallende treue Begierde, für Land und Leute im Segen zu sorgen?

„Eben diese Fürst-vätterliche Treue war es auch, die unsern Durchleuchtigsten Helden getrieben, das mit dem General-Feld-Maréchals-Stab vereinigte und höchste Kriegs-Commando Anderen freywillig zu überlassen, und Sich in eine mit vielen Verdrüßlich-keiten umzingelte Schein-Ruhe zu begeben, weil Sie nach Dero hohen Ein- und Vorsicht erkannten, daß diß ein sicheres Mittel

seyn würde, allen Unsicherheiten begegnen, und das angedrohete Unglück von Dero Fürstenthumen abwenden zu können.

„Wem, nächst Gott, anders, als dieser Treue unsers Fürstens, haben wir es in Unterthänigkeit zu danken, daß mitten unter dem feindlichen Hauffen wir von allen Feindseeligkeiten befreyet geblieben?

„In der grösten Theuerung liesse Dero Landes-vätterliche Treue es denen treuen Bedienten nie an dem benöthigten Unterhalt mangeln; Und es konnte, ob man sich gleich dahin bemühete, nicht verschwiegen bleiben, daß bey denen sämmtlichen Unterthanen zu keiner Zeit so viel an Gold und Silber anzutreffen gewesen, als eben, da die größeste Geld-Summen in fremde Hände ausgelieffert werden mußten.

„Von dieser treuen Fürsorge unsers allergetreuesten Landes-Vatters bleibest du von Ihm Selbst-gestifteter und nie genug gepriesener Orden der Treue ein unverwerflicher Zeuge; Wie deine heldenmüthige Ritter, so waren auch nicht weniger deine getreue Verehrer, ich meyne, die sämmtliche Einwohnere in Carls-Ruhe, Durlach und Pfortzheim, bereit, Gut und Blut für ihren getreuen Fürsten auf dem Altar der Treue zu opffern.

„Und eben auf diese gedoppelt-vereinigte und gegen einander sich lieblich spieglende Treue suchten Se. Hochfürstl. Durchleucht Dero Ruhe zu gründen, welche Ruhe Sie durch Dero ausnehmende Weißheit zu leiten unermüdet getrachtet.

„Niemals haben Dieselbe Dero Fürstliche Gedancken, vermöge welcher Sie die Ruhe zum Ziel Dero Geschäften gesetzet, der unruhigen Welt deutlicher geoffenbahret, als da Sie dieser von Ihnen prächtig erbauten Residenz- und Wald-Stadt die Obschrifft von der Ruhe gegeben, Dero Durchleuchtigsten Namen selbiger vorzusetzen beliebet, und einer mercklichen Anzahl Dero Unterthanen in diesem Carls-Ruhe auch ihre eigene Ruhe zu suchen erlaubet.

„Welche diese Fürstliche wohl-ausgedachte Benennung zu verdrehen, und Carls-Ruhe für Carls-Unruhe anzugeben sich unterstehen, die haben noch nicht erkannt, wie daß nur gemeine und

niederträchtige in einer müßigen Stille, hohe aber und erleuchtete Gemüther vielmehr mitten in der Menge unruhig-scheinender Verrichtungen dero Ruhe zu suchen gewohnt, und denen Löwen gleichen, die ihre Ruhe nicht anders, als mit offenen Augen, zu geniessen verlangen.

„Ist es erlaubet, mich auf diejenige hohe Personen zu beruffen, welche Se. Hochfürstl. Durchleucht genauer zu kennen die Gnade gehabt, so werden sie ohne Zweiffel eingestehen, daß Höchst-Dieselbe in Dero glorwürdigsten Leben niemalen nach einer andern Ruhe, als welche aus getreulich eingerichteten und glücklich ausgeführten Geschäfften entspringet, Sich bemühet; Dabey Sie doch auch allezeit deß höchsten Himmels-Regenten allerheiligsten Willen nicht weniger Sich gefallen lassen, vermöge dessen denjenigen, die wir als irrdische Götter verehren, nach vollendeten hohen Regierungs-Arbeiten eine dem Leibe nach vollkomne Ruhe in der stillen Grabes-Krufft, gleich anderen Sterblichen, pflegt angewiesen zu werden.

„Welche endliche Ruhe aber nun, nachdeme sie unser allertheuerst-gewester Durchleuchtigster Fürst nach überstandener so vieler Unruhe deß Lebens erhalten, ach! ach! ach! in was vor Unruhe seynd dadurch unser Aller Gemüther versetzet worden!

„Es erregte sich alsobald die allertraurigste Unruhe in den geheiligten Gedancken unserer nunmehro verwittibten Durchleuchtigsten und gnädigst-regierenden Fürstin und Frauen. Gewiß! wann diese recht großmüthige und Gott-getreue Fürsten-Seele nicht bey allen Unruhen dero allertheuersten Lebens dero wahre Gemüths-Ruhe in dem heiligsten Willen deß himmlischen Vatters jederzeit gesucht und gefunden, so würden auch wohl die auserlesenkräfftigste Tröstungen nicht vermögend seyn, Dero Unruhe anjetzo zu stillen.

„Unser Durchleuchtigster Landes-Printz fangen nun erst an, die Schmertzen von derjenigen Wunde zu fühlen, die Ihnen vor einigen Jahren durch die, ach! gar zu frühe Todes-Ruhe Dero Durchleuchtigsten Herrn Vatters, unsers allertheuerst-gewesten Herrn Erb-Printzens glorwürdigsten Andenckens, geschlagen worden, und sehen sich nunmehro durch den auch gantz unvermutheten

Verlust Dero Gnaden Groß-Herrn Vatters in gedoppelte Unruhe deß Gemüthes, eben in der verhofften Ruhe Dero Fürstlichen Jugend, gestürtzet.

„Da auch unser grosser Baden-Held, Ihro Hochfürstl. Durchl. der Herr Marggraf Karl August, von öffters höchst-gedacht Dero Durchleuchtigsten Herrn Oncle wie ein leiblicher Printz und Sohn geschätzet und geliebet worden, auch Sie hinwiederum Denselben als einen allergetreuesten Herrn Vatter zu verehren jederzeit Ursache gefunden; So ist leicht zu ermessen, was vor unruhige Bewegungen bey diesem plötzlichen Trauer-Fall in Dero sonst so großmüthig-Fürstlichen Sinn Sie gleichfalls empfunden, da ausser diesem auch in Dero Hochfürstliche Administrations-Sorge alle Untherthanen ihre beunruhigte Gedancken wieder zu beruhigen sich bemühen.

„Die so schon lange in stiller Unruhe sitzende hochfürstliche Frau Erb-Princeßin, auch übrige Durchleuchtigste Printzen und Hohe Anverwandten, lassen auch in äusserlichem Bezeigen deutlich vernehmen, was vor eine betrübte Veränderung des Gemüthes Sie inniglich fühlen.

„Und die sämmtliche vornehm- und erleuchtete Herren Ministers, die Hoch-Adeliche und andere vortreffliche Räthe und Fürstl. Bediente geben mit vor Betrübniß geschlossenen Lippen genugsam zu erkennen, was vor geängstigte Unterredungen Sie mit Dero eigenen Gedancken nun halten. Das gantze Land und alle Einwohnere desselben klagen mit der betrübtesten Beystimmung der mitleidenden Nachbarschafften, daß sie durch diesen hohen Todes-Fall eines weisen Regenten und eines recht getreu sorgenden Landes-Vatters beraubet worden.

„Aber was meynen Sie, nach Standes-Gebühr Höchst-, Hoch-, auch übrigens Werth-geachte Anwesende! sollten wohl diese unsere unruhige Klagen dem in seiner Krufft, dem Leibe nach vollkommen ruhenden weyl. Durchleuchtigsten Fürsten gefallen? Als Dero weyl. gleichfalls Durchleuchtigster Erb-Printz, unser auch im Tod höchst zu verehrender Fürst und Herr, vor einiger Zeit auf Dero Krancken- und Sterbens-Lager, nicht ohne Widerwillen, merckten,

daß die hohe Umstehende, auf Einrathen der Herren Medicorum, am Schlaffe (dann dieser wurde als der letzte Vor-Bott deß unvermeydlichen Todes geförchtet) zu hindern Sie suchten, so forderten Höchst-Dieselbe einige derer vornehmsten Adelichen geheimden Herren Räthen, die in einem anderen Zimmer unruhig stunden, mit Namen vor Sich, und klagten ihnen: Ces Messieurs, sprachen Sie, les Medecins ne veulent pas permettre que je dor! Diese Herren Doctores wollen mir nicht erlauben zu schlaffen!

„Was Wunder! wann die unsterbliche Seele deß hier unter diesem geheiligten Ort ruhenden Fürstlich-erblaßten Cörpers auch anjetzo bey der so groß erregten Unruhe sich vernehmen liesse: Ces Gens la ne veulent pas permettre que je dor! Diese Leute wollen mir durch dero hefftiges Klagen keine Ruhe lassen!

„Und gewiß! wir haben nicht recht, wann wir unsern allertheuersten Fürsten noch ferner in Dero Todes-Krufft zu beunruhigen uns unterstehen, da Höchst-Dieselbe auch in den letzten Tagen Dero preißwürdigsten Lebens für unser Aller und deß gantzen Landes Ruhe so vortrefflich gesorget, sintemalen Sie wegen der Hochfürstl. Administration und Ober-Vormundschafft dergleichen heilsame Testaments-Verordnungen gestellet, daher wir nichts anders, als Ruhe und Sicherheit, auf viele Jahre uns zu versprechen vermögen.

„Unser allertheuerster Landes-Printz haben den ausnehmenden Vortheil, die auf die wahre Weißheit sich gründende Treue beeder Hochfürstlicher der hohen Landes-Administration vorstehender Durchleuchtigster Personen in stiller Ruhe betrachten zu können.

„So von entzückender Schönheit die Blumen sind, welche in dem hiesig-Fürstlichen und Welt-berühmten Garten prangen, so sind sie doch nichts zu vergleichen gegen den ausbündig-schönen Regenten-Regeln, welche als unverwelckliche Blumen in Dero vom Himmel selbst angelegten Seelen-Garten durch Dero beede durchleuchtigste Vormündere werden gepflantzet werden.

„Damit Sie vor aller aus dem durch unsere Ubertrettungen erregten Zorn deß Höchsten entstehenden Unruhe deß Gemüthes in künftigen Zeiten bewahret bleiben mögen, werden Dero aller-

gnädigste Frau Groß-Mutter, nach der Ihro beywohnenden, ich mag fast sagen, göttlichen Weißheit, unermüdet sorgen.

„Und damit Sie alles Aeusserliche in das künftige in der schönsten und nur zu wünschenden Ordnung antreffen, werden Seine Hoch-fürstliche Durchleucht, Dero allergetreuester Herr Vetter, nichts im Geringsten ermangeln.

„Nunmehro seynd Sie, durchleuchtigster Landes-Printz! eben in den Jahren, in welchen höchstgedacht unser Durchleuchtigster Herr Administrator stunden, als ein Vornehmer von Adel in fremden Landen, nach angehörter Erzehlung von dieses damals noch jungen Printzens klugen Reden und ungemein schöner recht Fürstlicher Aufführung, das Urtheil fällete: Ma foi, c'est un Prince fait! Wahrlich, hieß es, das ist ein vollkommener Printz!

„Ma foi, c'est un Prince fait! Wahrlich, diß ist ein vollkommener Fürst! So werden Aus- und Inländische auch von unserm Land-Printzen urtheilen, so Sie insonderheit die recht Fürstl. Erinnerung, welche Dero Durchleuchtigste Frau Groß-Mutter Dero allertheuersten Herrn Erb-Printzen ehemalen gegeben: Kein Christ, kein Fürst! Sich werden in Dero Gedächtniß beständig eingeschrieben seyn lassen.

„Fürwahr! ich würde mich nicht unterstanden haben, diese nachdenkliche Rede allhier zu wiederholen, wann nicht in Unterthänigkeit der Versicherung lebte, es werden noch jetzo diese Durchleuchtigste Fürstin selbe für die Ihrige erkennen. Und wann den Grund und die Wahrheit dieses Christ-Fürstlichen Satzes nicht auch Selbst unser Durchleuchtigster Herr Administrator nach Dero hohen Verstand eingesehen hätten, so würden Sie nicht erst neulich dem hiesigen Ministerio bey der gnädigst-ertheilten Audience die ernstliche Ermahnung für Sie zu beten gegeben haben.

„Wohlan! wir wollen niemalen ermüden, den Allerhöchsten zu ersuchen, daß in denen Durchleuchtigsten Personen, welche der hohen Landes-Administration vorstehen, Weißheit und Treue beständig und biß auf das allerhöchste Lebens-Alter ununterbrochen vereinigt seyn mögen; Denn so wird es auch an der Ruhe deß Gemüthes Höchst-Denenselben nimmermehr fehlen.

„Und warum sollten Jhro Hochfürstl. Durchleuchtigkeiten bey aller äusserlichen Unruhe der gehäuften Regierungs-Sorgen an Dero innerlichen Ruhe deß Gemüthes zu zweiflen verlangen, da Sie durch die kluge Fürsorge Dero Durchleuchtigst-glorwürdigsten Herrn Gemahls und Oncle mit so recht erlesenen, vortrefflich-hohen Adelichen und anderen Ministris und Räthen Sich umgeben sehen, in deren Adern die aufrichtigste Treue wallet, deren Reden von nichts anders, als wahrer Weißheit, zeugen, welche die Gerechtigkeit angezogen haben, wie ein Kleid, und welche mit genauer Beobachtung deß Rechtens der Unterthanen Bestes zu suchen sich äusserst bestreben.

„Beglücktes Baden-Land! dein Schmertzen, den du empfunden, nachdeme du deine hellleuchtende Fürsten-Sonne, deinen vortrefflichsten Regenten, deinen allertheuersten Landes-Vatter zu Ruhe gehen sehen, ist nun wieder gestillet, denn nunmehro hast du unter andern insonderheit drey Fürsten-Sonnen an dem Bezirck deines Himmels zu bewundern, welche, nebst denen herrlich-funcklenden Sternen so vieler vortrefflichen Hoch-Adelichen und anderen getreuen Herren Räthen, alle Trauer-Wolcken vertreiben, und die lauter Segen und volles Genügen versprechen.

„Ruhe dann, geliebtes Vatter-Land, ruhe! Ruhe in deinen Mauren, siehe, dein Landes-Printz lebet! Ruhe in deinem Gemüthe, dann deine Durchleuchtigste Fürstin die sorget! Ruhe in allen Vorfallenheiten, dann dein Fürst und vortrefflichster Administrator der wachet!

„So muß die Ruhe sich in der Treue spiegeln: so muß die Weißheit die Treue und Ruhe stäts leiten; Und also wird das gantze Fürstenthum ein beständiges Carls- und Wilhelminen-Ruh bleiben."

* * *

Als Superintendent zu Pforzheim hatte Philipp Jakob eine jährliche Besoldung von 200 Gulden; außerdem erhielt er 15 Malter Roggen, welche zu 37 Gulden 30 Kreuzer veranschlagt waren, 5 Malter Hafer zu 5 Gulden, 32 Malter Dinkel zu 48 Gulden,

13*

20 Ohm Wein zu 80 Gulden und 6 Klafter Holz zu 9 Gulden veranschlagt, insgesamt also 379 Gulden 30 Kreuzer. Dazu kamen 15 Gulden für Hauszins, die aber nicht ausreichten, da er 30 Gulden Miete zu bezahlen hatte.

Diese Besoldung bedeutete eine Verringerung seines Einkommens gegen dasjenige, welches er in Karlsruhe als Rektor des Gymnasium bezogen hatte, und zwar um 85 Gulden 30 Kreuzer. Es hatte ihn dies schon im August 1735, also nicht so gar lange nachdem er nach Pforzheim übergesiedelt war, veranlaßt, in einer Eingabe an den Markgrafen um Wiederherstellung seines früheren Gehaltes zu bitten. Die Regierung in Karlsruhe hatte auch die Berechtigung seines Gesuches anerkannt, indem sie der Meinung war, daß seine Versetzung nach Pforzheim keineswegs eine Zurücksetzung habe sein sollen; aber der in Basel weilende Markgraf entschied anders und schrieb eigenhändig an den Rand des Berichtes seiner Regierung: „Denegatur propter consequentiam“. Worin diese Konsequenz bestand, ist nicht gesagt, vermutlich wohl darin, daß die übrigen Superintendenten des Landes ebenfalls nicht mehr bezogen.

Im Juni 1741 wandte sich dann Philipp Jakob von neuem in dieser Angelegenheit an die damalige vormundschaftliche Regierung. Er führte aus: „Nunmehro gehet es würcklich in das 7te Jahr, daß, welches nechst Gott, Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst zu danken habe, in Besoldung allhie, aber, woran ohne Betrübtnuß nicht gedenken kan, in einer solchen Besoldung stehe, welche über 80 fl. weniger, als diejenige betragt, die zehen gantzer Jahr zuvor in Carlsruh genoßen. Als Anno 1734 [so!], zu welcher Zeit das Land mit Krieg, die Stadt Pfortzheim aber überdiß mit einer großen und gefährlicher Seuche heimgesuchet war, die gnädigste Vocation hierher erhielte, so sorgte nicht vor meine Besoldung, nur allein sorgte ich vor das mir neuerdingen gnädigst anvertraute Ambt und die damahlen äußerst betrangte Kirch-Gemeinde allhier; liese Weib und Kind in Carlsruh unter vielen Thränen und Furcht nechstens in Wittben und Wayßen zu werden zuruck. War auch schon einige Wochen unter

vielen Kranken und Sterbenden allhie beschäftigt, als von damahlen in Basel zum Theil sich befindenden hochfürstlichen Regierung per decretum nacher Carlsruh gnädigst befohlen wurde, mich mit meinem Aufzug nicht zu saumen. Weilen währendem Krieg keinem einigen derer fürstlichen Bedienten an der ordentlichen Besoldung was abgezogen worden, so stundte in der, meiner damahligen Meynung nach, sicheren Hoffnung, es werde auch mir das vorige Fixum gnädigst gelassen werden; und zwahr um so mehr, weilen ohne mein Gesuch hierher berufen worden, vornehmlich aber weilen, als einige Jahre zuvor mit dem damahligen Special der Sausenburgischen Dioeces wechßlen sollte, Serenissimus pie defunctus mir von freyen Stücken die Beybehaltung meyner gewöhnlichen gage ohne den geringen Abzug gnädigst zusagen und versichern laßen, auch man ein gleiches mit meinem praeantecessore, dem von der Hofpredicatur hierher vocirten Spezial, beobachtet." Seine Erwartung habe ihn getäuscht, trotzdem zweifle er nicht daran, daß wenn Markgraf Karl Wilhelm länger gelebt hätte, er seinem erneuten Gesuche sicherlich willfahren hätte. Er bittet wiederum um Gewährung seines früheren Karlsruher Gehaltes. Aber auch dieses Mal wurde sein Gesuch abschlägig beschieden, einmal im Hinblick auf jene frühere Entscheidung Karl Wilhelms, dann aber auch mit Rücksicht darauf, daß seine ehemalige Rektoratsbesoldung längst wieder vergeben und mithin kein „fundus" vorhanden sei, aus welchem eine Zulage genommen werden könne.

Inzwischen traten aber Verhältnisse ein, welche Philipp Jakobs Wirken in Pforzheim ein Ziel setzten und seine Rückberufung nach Karlsruhe zur Folge hatten.

Am 23. September 1741 war dort der Spezialsuperintendent der Diözesen Karlsruhe und Durlach, Kirchenrat und Oberhofprediger Krüger, gestorben. Sein Nachfolger wurde Philipp Jakob, der am 4. April des folgenden Jahres zum „Kirchenrath und Spezialsuperintendenten der Dioecesen Carlsruh und Durlach, auch zum Stadtpfarrer in hiesiger Residenz, ingleichen zum Professore Theologiae bey dem Gymnasio allhier gnädigst vociret" wurde.

Wir besitzen ein Gutachten des schon mehrfach genannten Kirchenrats und Rektors Malsch, in welchem sich dieser für die Berufung Philipp Jakobs auf die Karlsruher Stelle ausspricht. Es dürfte angebracht sein, auf dieses Gutachten (es trägt als Datum den 18. Oktober 1741) hier etwas näher einzugehen, da wir aus demselben die Gründe kennen lernen, welche für Philipp Jakobs Person geltend gemacht wurden und bei seiner Berufung wohl auch mit ausschlaggebend gewesen sind, wir ferner aber auch aus demselben ersehen, welche Bedeutung der Stelle des Karlsruher Superintendenten zukam und welche Anforderungen man an ihren Inhaber stellen zu müssen glaubte.

Malsch beginnt seine Ausführungen damit, daß er sagt, bei der Besetzung der erledigten Stelle seien die „würklichen Special-Superintendenten des Landes" vornehmlich zu berücksichtigen, „weil sie allbereits für tüchtig erachtet worden, ein jeder in seiner Diözese Superintendens zu sein". Unter den „würklichen Specialen" aber habe seinem unmaßgeblichen Ermessen nach der „Spezialis" Bürklin von Pforzheim vor andern den Vorzug, insofern er ein geborenes Landeskind und „darin erzogen" sei, auch bereits „in Consistorio bey 9 oder 10 Jahren geweßen und also practicam Consistorialem genugsam imbibiren können", ebenso viele Jahre das Rektorat des Gymnasiums geführt habe und mithin in Schulsachen nicht unbewandert sei, ferner „eine vor allen seines Orts seltene und stattliche Eruditionem Theologicam" besitze und endlich keine verwerflichen homiletischen Predigten „jeder Zeit an sich habe merken lassen". Er fährt dann fort: „In Erwegung aber, daß mit der gegenwärtig vacirenden Stelle verbunden seye

„1. existimatio et auctoritas Theologi in patria primarii und antistitis antistitum, auf dessen Gutachten es in rebus sowohl pure theologicis als mixti fori hauptsächlich ankomme, was in dem ganzen Lande bey andern Specialaten Bedenkliches passiren mit den Reformirten, Catholischen, Wiedertäuffern, Separatisten und ad Senatum ecclesiasticum tanquam ad Supremum ecclesiae Marchicae tribunal referiret werden müße,

„2. daß eine solche Person gewiegt und geschickt sein solle, unsere Candidatos nach allen partibus Theologiae polemicae, moralis, casuisticae et publicae et cum dignitate zu exploriren, woran es bey weyl. Kirchenrath Hölzlen, Crügern, Körnern zimmlich hat fehlen wollen, welches auch eine Mitursache gewesen, warum unsere Academici sich wegen des examinis pro ministerio gar wenige fortgemacht, und sich nicht entblödet, in ihrem 18. und 19. Jahr ad Examen zu obtrudiren,

„3. daß eine solche Person nicht nur zuweilen in vorfallenden casibus nomine totius Ecclesiae Marchicae oder Senatus Ecclesiastici eine Consultation, Responsum oder Deduction verfaßen und der ganzen Evangelischen Kirchen ad dijudicandum vorlegen müße, sondern auch jährlich in synodo pastorum praemissa disputatione publica praesidiren solle, in Beyseyn nicht nur unserer Religions-Verwandten, sondern auch anderen emunctioris naris, so auch Grize im Kopf haben oder doch zu haben vermeynen, welche so dann von unsern Kirchensätzen nach der Schwäche und Stärke des praesidis zu urtheilen pflegen,

„4. daß eine solche Person allhier in der Residenz bey Hof und in der Statt zu predigen hat, mehrmalen vor sich siehet nicht nur fremde hohe StandtPersonen, so anderswo guter Prediger gewohnt seyn, sondern auch andere von allerhand Religionen und Religions-Sentiments, Naturalisten (wo nicht gar ad Atheismum geneigt), Verachter äußerlicher Kirchenversammlungen und darinnen gepflogenen Handlungen, Subsannatores der geoffenbarten Wahrheiten in rebus fidei et vitae, mit welchen solcher Theologus hujus existimationis nach der Beschaffenheit ihrer Gemüther vorsichtig doch nachdrücklich umzugehen hat,

„5. daß ein solcher nebst dem Rectore auch einen Scholarcham sowohl in Gymnasio, als übrigen Landschulen agiren müße, mithin in Schulsachen nicht nur speculative, sondern auch practice geübet seyn solle,

„6. daß ein solcher ebenfallß auch wochentlich ein oder den andern partem theologiae und philosophiae in den Lectionibus publicis zu dociren geschickt seye, angerwogen unter seiner gage

ebenfalls 60 fl. nomine professorio begriffen, damit diese nicht umsonst angewandt sey, wie bey weyl. Kirchenrat Krüger und Hölzlen, so viele Jahre geschehen,

„7. Endlichen, daß er nebst einem ohnstrafbaren theologischen Wandel auch eine solche Conversation und Umgang mit Leuthen sowohl hohen als niedrigen Standts umzugehen wißen, damit er seine ihm aufgelegte Person ohne blame einer theologalischen Paedanterey mainteniere und dabey weder zu jung noch zu alt seye —

„in Erwägung aller dieser Punkte könne er nur der Regierung in solidum überlassen, wie weit einer der Speciale des Landes und insonderheit Bürklin diesen Anforderungen entspreche."

Wir bemerken, daß neben Philipp Jakob auch noch verschiedene auswärtige Geistliche als Kandidaten für die Stelle genannt wurden, so der Kanzler Pfaff in Tübingen, der Professor Fischer am Gymnasium in Stuttgart, der Superintendent Dr. Bürger in Kaufbeuren, der Direktor des Hallischen Waisenhauses Professor Dr. Knapp u. a. Das Kirchenratskollegium entschied sich indes in seiner Mehrheit für den heimischen Kandidaten und die Regierung, sowie die Markgräfin-Witwe und der Markgraf-Administrator schlossen sich dieser Entscheidung an.

Als Philipp Jakob nach Karlsruhe zurückgekehrt war, fanden sich die Professoren und Lehrer des Gymnasiums bei ihm ein, um ihm zu gratulieren. Dabei hat er, wie der schon erwähnte Johann Christian Sachs berichtet, der unter den Gratulanten war, zu denselben unter anderem folgenden Ausspruch getan: „Niemand soll mich in Zukunft je wieder von Euch wegrufen; die einzige Abberufung, welche mir noch bevorsteht, erwarte ich sehnsüchtig von meinem himmlischen Herrn."

Das Einkommen, das mit Philipp Jakobs neuer Stelle verbunden war, belief sich auf 300 Gulden in Geld, 15 Malter Roggen, 30 Malter Dinkel, 5 Malter Hafer, 30 Ohm Wein, 200 Bund Stroh, Dehmrecht für 2 Schweine und 15 Klafter Brennholz von der Herrschaft und 5 Klafter von der Stadt. Außerdem hatte er freie Wohnung im Spezialatshaus; auch stand ihm die Benützung des hinter dem letzteren gelegenen

Gartens zu. Doch war dieser klein, kleiner als die anstoßenden Gärten der Gymnasiumsprofessoren, weshalb Philipp Jakob bereits 1743 um eine gleichmäßigere Verteilung der an das Gymnasiums- und Spezialats-Gebäude anstoßenden Gärten einkam, ohne jedoch damit Erfolg zu haben, obwohl das Oberamt Karlsruhe die Berechtigung seines Gesuches anerkannte und dessen Genehmigung befürwortete.

Auch in Karlsruhe gehörte die Vornahme der Kirchen- und Schulvisitationen und die Leitung der Pfarrsynoden zu den hauptsächlichsten Verpflichtungen seines Amtes. Er hat sich denselben mit dem gleichen Eifer und der gleichen Hingabe unterzogen wie zuvor in Pforzheim und die an letzterem Orte gewonnenen Erfahrungen in besonderem Maße sich zu Nutzen gemacht. Vornehmlich beschäftigte ihn auch hier wieder das Volksschulwesen, für dessen Hebung er durch persönliches Eingreifen, wie auch durch Anträge und Anregungen bei der Regierung tätig war. Schon auf der ersten Synode, bei der er den Vorsitz führte, im September 1742, befanden sich unter den von ihm zur Beratung gestellten Fragen mehrere, die sich auf das niedere Schulwesen bezogen. Einige Jahre später (1748) hat er dann eingehende Vorschläge zur Besserung des Landschulwesens gemacht, wobei er sich zum Teil auf Mitteilungen stützte, die ihm von den „erfahrensten und fleißigsten" Schulmeistern auf dem Lande gemacht worden waren. Insbesondere waren es wieder die Frage des Schulgeldes und die Mißstände der Sommerschulen, welchen er seine Aufmerksamkeit zuwandte. In Bezug auf das erstere kam er zu dem Ergebnisse, daß es das beste sein dürfte, wenn künftighin aus den Gemeindeeinkünften den Schulmeistern alljährlich ein bestimmter Betrag bezahlt würde, die einzelnen Kinder dagegen vom Schulgelde befreit blieben, ebenso wenn die Gemeinden jährlich einmal dem Schulmeister so viel Holz zuführen würden, als derselbe zum Einheizen der Schulstuben im Winter nötig hätte, wogegen das tägliche Holzzutragen der Schulkinder fernerhin in Wegfall kommen sollte. Was die Sommerschulen anbelangte, meinte er, da die zahlreichen fürstlichen Befehle, die bis ins vorhergehende Jahrhundert zurück-

reichten, in dem Besuche derselben eine Besserung nicht gebracht hätten, könnte man von einer Wiederholung derselben selbst in verschärfter Form wohl auch keinen Erfolg erwarten; das beste wäre unter diesen Umständen wohl, wenn man den Eltern, die ihre Kinder während des Sommers bei den Feldarbeiten u. s. w. nötig hätten, ohne weiteres gestattete, dieselben während dieser Zeit aus der Schule zu lassen, sie dafür aber anhielte, Knaben und Mädchen alle Sonn- und Feiertage, sowie an den monatlichen Bettagen dem Schulmeister ihres Ortes vor oder nach dem Gottesdienst zu schicken, damit derselbe sie im Lesen, Schreiben und vornehmlich aber im Katechismus und Christentum unterrichte. Diejenigen Eltern hingegen, die von dieser Vergünstigung keinen Gebrauch zu machen wünschten, sollten ihre Kinder wie im Winter alle Tage in die Schule schicken. Sie sollten dafür, solange die empfohlene Art der Schulgelderhebung noch nicht eingeführt sei, in jedem Quartal das völlige Schulgeld entrichten, während die anderen im Sommer nur die Hälfte desselben zu bezahlen hätten.

Schon in seiner ersten Karlsruher Zeit hatte Philipp Jakob dem fürstlichen Kirchenrat angehört. Diese Behörde, der die Bearbeitung der kirchlichen Angelegenheiten des Landes zugewiesen war, setzte sich zusammen aus einer Anzahl dazu bestimmter Hofräte, sowie den Kirchenräten, welche nebenbei noch andere Stellen bekleideten, als Superintendenten einzelner Diözesen, als Hofprediger oder als Professoren des Gymnasiums. Auch während seines Aufenthaltes in Pforzheim war Philipp Jakob Mitglied des Kirchenrates geblieben, wie ihm denn in dieser Eigenschaft beispielsweise 1737 zusammen mit Malsch die Prüfung und Begutachtung der bei der Regierung eingegangenen Synodalberichte dieses Jahres übertragen worden war. Im übrigen konnte natürlich seine Teilnahme an den Geschäften jener Behörde während der Jahre 1735 bis 1742 schon wegen der räumlichen Entfernung nur eine beschränkte sein. Nunmehr nahm dieselbe aber an Umfang wieder bedeutend zu. Von besonderen Arbeiten, die ihm diese Tätigkeit brachte, erwähnen wir hier die von ihm mit dem

Kirchenrate Dr. Stein gemeinsam ausgearbeitete Zusammenstellung der bei den Kirchenvisitationen maßgebenden Haupt- und Nebenfragen, welche 1751 gedruckt und an die einzelnen Pfarrer hinausgegeben wurde. Mit dem genannten Kirchenrat Stein zusammen hat er außerdem 1749 „wegen derer hier und da in der Nachbarschaft sich verspühren laßenden Heuschrecken" ein Kirchengebet um Abwendung der von denselben drohenden Gefahren verfaßt, das an die Spezialate gesandt wurde, um am Ende des allgemeinen Kirchengebetes angeschlossen zu werden. Es lautete:

„Wir bitten dich auch, barmherziger Gott und liebster Vater, gläubig und demüthig, Du wollest die hie und wieder einreißende Plage der Heuschrecken in Gnaden von unsren Grenzen abwenden, selbige hinwegtreiben, unser Land schonen, unsre Herzen erfüllen mit Speise und Freuden, um Jesu Christi willen. Amen."

Zu dem Gymnasium, dessen Rektor er vordem gewesen, trat Philipp Jakob jetzt als Professor der Theologie wieder in Beziehung. Er trug die Glaubenslehre nach Johann Wilhelm Baiers, des Jenenser Theologen, Compendium theologiae positivae (zuerst 1686 erschienen) vor, sowie Dogmatik und Moral nach der Oeconomia salutis, dem Lehrbuche des als Hauptstreiter und Wortführer des Halleschen Pietismus bekannten Joachim Lange (1680—1744).

Seine Wirksamkeit am Gymnasium blieb aber nicht auf diese seine Lehrtätigkeit beschränkt. Seit 1744 war er einer der Ephoren — der andere war der Geheime Hofrat Georg Adam Seubert — denen die Überwachung des Gymnasiums in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung anvertraut war. Doch auch schon vorher hatte er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kirchenrats, unter dessen spezieller Aufsicht als Oberschulbehörde das Gymnasium stand, sich mit Angelegenheiten dieser Anstalt zu befassen gehabt. So hatte er 1742 zusammen mit dem Rektor Malsch den Befehl erhalten, „über die sämptlichen Wohnungen in erwehntem Gymnasio einen proportionirlichen Außtheiler zu machen und selbigen auf solche Art, daß niemand sich mit Fug darüber

beschwehren mag, zu reguliren", und zwei Jahre später, 1744, war ihm mit dem Prorektor Waßmuth die Aufgabe zugefallen, eine Neuverteilung der Fächer in den oberen Klassen nach der „Capacitaet" der Dozenten vorzunehmen. Als Malsch im September 1742 gestorben war, wurde er ferner beauftragt, über etwaige von ihm selbst und den Lehrern wahrgenommene Mängel im Gymnasium und in einzelnen Klassen desselben zu berichten und zugleich Vorschläge zu machen, wie etwa vorhandenen Mißständen abgeholfen werden könne. Er benützte diesen Anlaß und arbeitete eine ausführliche Denkschrift über die Bücher aus, welche am Gymnasium zu gebrauchen seien. Wir teilen aus derselben im folgenden einige Einzelheiten mit.

In der untersten Klasse sollten die lateinischen Deklinationen und Konjugationen nach der bereits eingeführten württembergischen Grammatik, die Vokabeln nach Christoph Cellarius, dem bekannten Hallenser Professor (1638—1707), gelehrt werden; beide Bücher sollten in allen Klassen beibehalten und auch von den Exemten gebraucht werden. Die Artikel des christlichen Glaubens sollten in sämtlichen Klassen aus dem „Eisenlohrischen Kinderlehr-Büchlein", der von dem durlachischen Kirchenrat Johann Jakob Eisenlohr 1707 verfaßten und bis ins 19. Jahrhundert an den evangelischen Schulen der Markgrafschaft eingeführten „Kurzen Anweisung zu dem rechten Verstand des kleinen Katechismi", ferner nach dem „kleinen Catechismo Lutheri" und dem gewöhnlichen Spruchbüchlein auswendig gelernt werden. Von den klassischen Autoren sollte mit den leichtesten der Anfang gemacht werden. „Man hat aber," heißt es weiter, „wo möglich solche zu wählen, daraus im ganzen Leben man Nutzen haben kann und welche auch von jungen Leuthen mit Freuden gelesen werden. Dergleichen sind dann diejenigen, welche theils griechische, theils römische Geschichte in sich faßen, oder auch die Sittenlehre gleichwie in den Distichis Catonis auf eine kurze und in Phaedri fabulis auf eine angenehme Arth vortragen. Unter denen Historicis gehören hierher Cornelius Nepos und Dictys Cretensis, welcher letztere ebenso wie jener leicht und nützlich ist, umb mit der Zeit den Homerum eher verstehen

zu lernen, und eine Connexion mit den Römischen Geschichten bey-zubringen.

„Also wäre in der Classe infima nebst dem decliniren und conjugiren ein kleiner Anfang mit dem Nepote oder dem Dicte Cret. zu machen, in infima proxima mit all diesem ernstlich fortzufahren und dabey Phaedri fabulae und Catonis Disticha zu tractiren, auch ein Anfang in Exercitiis latinis zu tentiren, entweder nach dem Spezzio oder eigener des docentis Einsicht.

„In denen zwo obern Classen sind Eutropius ganz durch, wie auch so der Velleius Paterculus und Florus, als welche nicht so weitläufig seynd, im Justino aber nur die Historia de Carolo M. und das letzte Buch de rebus Rom. und im Caesare nur de Bello Civili zu tractiren, das übrige aber der Jugend privat Fleiß zu überlaßen, weil doch unmöglich alles publica durchgegangen werden mag.

„Auch ist mit Ciceronis Epistolis in Classe 2da der Anfang zu machen und in 1ma zu continuiren, aber in beeden nach der Siberianischen edition, damit die historia Rom. besser bekannt werden möge.

„Die Exercitia stili sind nach des Frankfurtischen Gelehrten Henrici Anleitungen in 3 Theilen bestehend einzurichten und eben auch in beeden gemelten Classen durchzunehmen.

„Die Poeten belangend, so sind in genannten Classen Terentius, Plautus, Ovidii Metamorphoses und zwar die Franckfurter edition mit Figuren, als woher die Mythologie auf die leichteste Arth erlernt werden kan, Virgilii Aeneis durchzugehen. Des Ovidii Tristia haben wenig Nutzen, sind und bleiben tristia, und mögen dem privatstudio aber auch überlaßen werden.

„Mit denen exemptis sind in prosa zu expliciren 1) Ciceronis orationes, dabey Ciceronis ganzer Lebenslauf vom docente teutsch kan dictiret werden. 2) Ciceronis Libri v de Finibus. 3) Ciceronis de Natura Deorum et de Divinatione. 4) Livius, daraus alle Antiquitates Rom. gelernt werden können. 5) Suetonius, der zur Historie dienet. 6) Tacitus de moribus Germanorum, das leicht und angenehm, auch zur Historie sehr nützlich. 7) Historiae et An-

nales, die recht zur politischen Staatskunst führen; sintemahlen denen jungen Leuthen anzurecommendiren, daß sie solche Auctores in ihrem fernern ganzen Leben beybehalten und immer aufschlagen sollen.

„Aus denen Poeten dienen ferner 1) Virgilii Georgica, Horatii Odae, Epistolae, Satyrae et de Arte poetica. Doch muß in den Odis eine Auswahl geschehen, indem einige gar zu obscoen. 3) Catullus und Propertius ebenso."

Für die einzelnen Disziplinen werden folgende Autoren empfohlen, für die Logik Konrad Dannhauer, für die Metaphysik Kilian Rudrauff „als Alt-Gelehrte", für die Moral Samuel Pufendorf, die Mathematik Wolf, die Geschichte Essig und die Theologie der oben erwähnte Joachim Lange, zum Teil wenigstens heute ganz oder größtenteils in Vergessenheit gerathene Autoritäten.

Bei einer anderen Gelegenheit machte Philipp Jakob die Regierung auf die Schwierigkeiten aufmerksam, mit welchen für Eltern, die nicht in Karlsruhe wohnten, der Besuch des Gymnasiums durch ihre Kinder verbunden sei. Es sei ihnen geradezu unmöglich, für dieselben ein geeignetes Unterkommen in der Stadt zu finden. Früher hätten noch einige Professoren Kostgänger angenommen, das sei jetzt aber in Abnahme gekommen. Er empfiehlt deshalb dringend, die Lehrer der Schule im Interesse auswärtiger Eltern sowohl wie der Anstalt selbst zur Rückkehr zu jenem früheren Brauche aufzumuntern und anzuhalten. Wir erfahren dabei, daß er selbst, um einigermaßen jenem Mangel abzuhelfen, zur Zeit zu seiner „nicht geringen Beschwerde drei dergleichen junge Söhne" vom Lande an seinen Tisch und in seine Behausung aufgenommen habe, daß er aber nicht in der Lage sei weiteren an ihn gerichteten Ansuchen, die in nicht geringer Zahl einliefen, zu entsprechen.

Wir fügen in diesem Zusammenhange bei, daß seit 1753 auch Philipp Jakobs beide ältesten Enkel, Philipp Jakob Herbst und sein Bruder Friedrich Ernst, zum Besuche des Gymnasiums in Karlsruhe weilten und in der Familie des Großvaters Aufnahme gefunden hatten. Nach einer Bemerkung in der Herbstschen Familien-

chronik gedachten dieselben in späteren Jahren voll Dank des vielen Guten, das ihnen dort zuteil geworden war.

Von literarischen Arbeiten aus der Zeit dieses seines zweiten Karlsruher Aufenthaltes sind zwei kleine lateinische Schriften Philipp Jakobs auf uns gekommen. Die vollständigen Titel derselben lauten:

„Reformationis, in ecclesia Catholica a Luthero institutae, censores iniquos, injustos fuisse, Jn Synodo Pastorum Evangelico-Lutheranorum, Dioecesium Carlsruhensis ac Durlacensis Anno MDCCLI ad .. diem Septembris ex Muratorio et Pallavicino, genuinis ecclesiae Catholicae scriptoribus, docebunt, demonstrabunt, defendent Phil. Jac. Burcklinus C. E. S. P. O. ac Th. P. et Frider. Ernest. Burcklinus, Pastor ecclesiae in Ruppurr et Wolffartw. Carlsruh, Typis Haered. Maschenbauer" und

„Theses maximam partem theologicae ex recentissimis pontificiorum auctorum scriptis ad confirmandam evangelicorum doctrinam excerptae. In Synodo pastorum dioecesium Carlsruhensis ac Durlacensis an. 1752 ad diem XV. Septembris defendendae a Phil. Jac. Burcklino C. E. S. P. O. ac Th. p. et Johanne Szuchani, pastore ecclesiae in Rusheim. Carlsruh, Typis Haered. Maschenbauer."

Wie man ersieht, behandeln dieselben Thesen, die Philipp Jakob auf den Synoden der Karlsruher und Durlacher Diözesengeistlichkeit in den Jahren 1751 und 1752 mit seinem Sohne Friedrich Ernst, der damals Pfarrer in Rüppur war, und mit dem Pfarrer von Rußheim, Johann Szuhani, öffentlich verteidigt hat.

Von weiteren literarischen Arbeiten sind nur noch „einige Vorreden zu dem in Carlsruh getruckten Neuen Testament und Gesangbuch" bekannt, die einer etwas früheren Zeit angehören.

* * *

Wir haben auf den vorausgehenden Blättern Philipp Jakob in seinem vielseitigen Wirken und Schaffen kennen gelernt; wir haben gesehen, wie vor allem das Schul- und Kirchenwesen der Markgrafschaft Baden-Durlach ihm manche bedeutsame Anregung

und Förderung verdankte. Nunmehr lassen wir noch einige Zeugnisse von Zeitgenossen folgen, welche eine wertvolle Ergänzung zu den obigen Ausführungen bilden. Dieselben zeigen uns unter anderem Philipp Jakob als freundlichen und humanen Vorgesetzten und wohlwollenden Mitarbeiter seiner Amtsgenossen, sie zeigen ihn uns weiter auch als väterlich gesinnten Freund, als treuen Berater seiner Schüler und gewissenhaften Förderer von deren Studien.

In seiner schon erwähnten Geschichte des Karlsruher Gymnasiums rühmt Sachs unsern Philipp Jakob als einen vortrefflichen Mann in Theologia patristica und einen so scharfsinnigen und akkuraten Disputator, „als man auf irgend einer Universität finden mochte“. An einem anderen Orte, in jenem ebenfalls schon angeführten Programme von 1765, sagt derselbe Sachs: „Philippus Jacobus Burcklinus, cuius humanitatem, aequitatem, modestiam, quotquot familiariter eo usi sumus, non minus, quam rerum sacrarum et profanarum scientiam adhuc lugentes miramur.“ Zu deutsch: „Philipp Jakob Bürklin, dessen echt menschliche Gesinnung und immer gleichbleibende Bescheidenheit wir, die wir seinen persönlichen Umgang genossen haben, ebenso bewundern, wie sein reiches Wissen in geistlichen Dingen; noch bis zu dieser Stunde betrauern wir seinen Verlust.“

Ein anderer von Philipp Jakobs Schülern, ein gewisser Ludwig Reinhard Zangmeister, hat einer seiner Schriften (1759) eine Widmung vorausgeschickt, die hier ebenfalls eine Stelle zu finden verdient. Sie lautet

„Viro summe venerando, amplissimo atque doctissimo domino Philippo Jacobo Bürcklin, consiliario ecclesiastico, dioec: Carlsr. et Durlacens. superintendenti, professori Theologiae ordinario, ecclesiastae Metropolit., patrono et praeceptori submisso cultu summopere prosequendo.

„Permittas, quaeso, vir summe venerande, ut hoc, qualecunque laborum meorum specimen Tuo nomini inscribam. Flagitat a me pietas, monet officium, ut peropportuna oblata occasione publice declarem, quanto viro debeam, quem hactenus tacita potius vene-

ratione, quam publico gratae mentis specimine colueram. Quaecunque memoria repetere possum, nil nisi summa Tua in me merita revocant in animum, quibus tantum abest, ut referendis par sim, ut ne ulla quidem verborum copia illorum tam multitudinem quam magnitudinem assequi queam. Magnum omnino fuerat, Vir summe venerande, beneficium, eius, quem per aliquot annos hospitio exceperas, curam gerere solicitam, maius, optimis quibusque monitis illum instruere, maximum, ipsam studiorum rationem eidem demonstrare, aditum ad bibliothecam patefacere, nec quicquam intentatum relinquere, quod usui aliquando mihi futurum putabus. Non video, quod maius, quod praestantius beneficium a quoquam in me collocari potuisset, quam id beneficium, quo studia mea fovisti, sublevasti ac direxisti." . . .

Wir geben auch diese Widmung deutsch wieder:

„Dem hochzuverehrenden, hochangesehenen und sehr gelehrten Herrn Philipp Jakob Bürklin, Kirchenrat, Superintendenten der Diözesen Karlsruhe und Durlach, ordentlichem Professor der Theologie, erstem Stadtpfarrer, meinem ehrerbietigst verehrten Gönner und Lehrer.

„Gestatte mir, hochzuverehrender Mann, Deinen Namen an die Spitze dieser wenn auch bescheidenen Probe meiner Studien zu setzen. Es drängt mich dankbare Verehrung, es mahnt mich die Pflicht, bei diesem mir so gelegenen Anlaß öffentlich zu erklären, wieviel ich dem Manne zu verdanken habe, den ich bisher mehr in stillschweigender Hochachtung als durch ein öffentliches Zeugnis meiner dankbaren Gesinnung verehrt habe. Jede Erinnerung meiner Seele ruft mir Deine hohen Verdienste um mich ins Gedächtnis zurück, welche gebührend zu rühmen meine Kraft nicht ausreicht, deren Menge und Größe auszusprechen mir die Worte fehlen. Eine große Wohltat war es schon, verehrtester Mann, daß Du demjenigen, den Du mehrere Jahre lang gastlich aufgenommen, Deine eifrige Sorge zuwandtest, eine größere, daß Du mit den trefflichsten Ermahnungen ihm zur Seite standest, die größte Wohltat aber war es, daß Du ihn die richtige Art und Weise geistiger Arbeit lehrtest, ihm den Gebrauch Deiner Bibliothek

gestattetest und nichts unversucht ließest, was nach Deiner Überzeugung mir in Zukunft von Nutzen sein konnte. Ich weiß nicht, welch größere, segensreichere Wohltat irgend ein Sterblicher mir hätte erweisen können, als diejenige, durch welche Du meine Studien gehegt, gefördert, geleitet hast. . . ."

* * *

Philipp Jakob erreichte ein Alter von über siebenundsechzig Jahren. Am letzten Tage des Jahres 1760 kurz nach neun Uhr abends hat er, wie sein Sohn, der Pfarrer Friedrich Ernst, berichtet, „in christlicher Verfassung, nach seinem sich von Gott dem Herrn täglich ausgebetenen Seufzen eine selige Lebensveränderung getroffen."

Seine Dienstgeschäfte hatte er noch bis kurz vor seinem Tode besorgt; aus dem Dezember 1760 stammen die letzten Einträge von seiner Hand in den Karlsruher Kirchenbüchern.

Das Gymnasium ehrte das Andenken des Verstorbenen durch eine Gedächtnisfeier am 13. März des folgenden Jahres, bei welcher der „studierenden Jugend" Gelegenheit geboten wurde, „ihre Dankbarkeit vor die von ihrem selig verstorbenen Lehrer und Vorgesetzten bewiesene viele Sorgfalt und Treue öffentlich zu bezeugen und seine verehrungswürdige Tugenden zu einem beständigen Andenken zu preisen".

Es waren im ganzen neun Redner, die sich dieser Aufgabe unterzogen. Johann Friedrich Lapp aus Emmendingen beschrieb in lateinischer Sprache die Gelehrsamkeit des seligen Herrn Kirchenrats, Wilhelm Erhard Mylius aus Emmendingen rühmte in deutscher Sprache seine Arbeitsamkeit, Ludwig Konrad Preuschen aus Diethard in der hessen-kasselschen niederen Grafschaft handelte in französischer Sprache von dem Schaden und Nutzen gelehrter Reisen und erzählte dabei kürzlich die Reisen des Verstorbenen, Nikolaus Friedrich Heß aus Teningen pries in deutschen Versen des seligen Lehrers



Siegel
Philipp Jakob Bürklins.

Liebe zur Jugend, Christoph Adam Wagner aus Langendenzlingen verherrlichte in griechischer Sprache seine weise Tapferkeit gegen die Feinde der wahren Religion, Christian Bernhard Gockel aus Königsbach besang in lateinischen Versen seine Geduld, Karl Ludwig Gottfried Gyser aus Sulzburg rühmte in einer lateinischen Rede seine Demut und Bescheidenheit, Johann Christoph Zandt aus Schopfheim stellte in einem Gedichte in deutschen Hexametern seinen Eifer und leutseligen Ernst in der Religion vor, und Johann Ludwig Gerhardt aus Eichstetten endlich schilderte in deutscher Sprache den ganzen Lebenslauf des seligen Mannes nach Art einer Grabschrift.

* * *

Philipp Jakob war, wie wir wissen, seit 1722 mit Augusta Katharina Romann verheiratet. In der Chronik der Familie Herbst wird dieselbe als eine stille, sanfte und gottesfürchtige Frau geschildert. Sie ging ihrem Gatten im Tode voraus. Nachdem sie schon längere Zeit taub gewesen und zuletzt auch fast ganz erblindet war, starb sie zu Karlsruhe am 13. April 1759 im Alter von 59 Jahren 3 Monaten.

Ihre Kinder waren:

1. Marie Elisabeth, geboren am 21. Mai 1723 zu Binzen und daselbst getauft am 23. des gleichen Monats. Unter den Taufpaten ist im Kirchenbuche an erster Stelle „Ihre Durchlaucht die verwittwete Fürstin in Augustenburg" genannt, eben jene Markgräfin Augusta Maria von Baden-Durlach, deren Hofprediger Philipp Jakob vordem gewesen war. Maria Elisabeth heiratete am 14. Mai 1743 den Pfarrer Johann Konrad Herbst. Derselbe, 1710 in Pforzheim geboren, war 1738 bis 1743 Hofdiakonus in Durlach und vom 21. Mai 1743 bis 1758 Pfarrer in Malterdingen, wo er am 15. März des letzteren Jahres starb. Nach dem Tode ihres Gatten kehrte Maria Elisabeth nach Karlsruhe zurück und führte an Stelle der gebrechlichen Mutter die elterliche Haushaltung bis zum Tode des Vaters. Späterhin zog sie zu ihrem

ältesten Sohne, als derselbe 1769 Pfarrer in Hochstetten geworden war. Sie folgte demselben auch 1772 nach Tannenkirch und später nach Tegernau und Steinen. An letzterem Orte ist sie, wie ihre Mutter am Abend ihres Lebens taub geworden, am 15. November 1795 gestorben. Ihrer Ehe mit Johann Konrad Herbst waren folgende Kinder entsprossen:

a) Maria Katharina Friederike, geboren in Malterdingen am 30. Mai 1744 und gestorben daselbst am 24. März 1749.

b) Philipp Jakob, geboren zu Malterdingen am 5. Oktober 1745, gestorben am 24. April 1806 als Pfarrer in Steinen.

c) Augusta Christina, geboren am 16. März 1747 in Malterdingen, gestorben ebendaselbst am 21. März 1749.

d) Friedrich Ernst, geboren am 9. September 1748 zu Malterdingen, gestorben am 20. Juni 1825 als Medizinalrat in Karlsruhe.

e) Friedrich Ernst, geboren am 21. Januar 1751 in Malterdingen, später Landschreiber in Mahlberg.

2. Katharina Magdalena, geboren am 10. September 1724 zu Binzen, heiratete den Pfarrer Jakob Benjamin Kaufmann. Dieser, 1712 zu Leiselheim in der Markgrafschaft Hachberg geboren, war im März 1739 Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe, wurde gegen Ende des gleichen Jahres zweiter Diakon in Pforzheim und am 2. Juli 1748 Archidiakon in Durlach. Am 27. April 1764 erhielt er die Pfarrei zu Münzesheim, wo er 1785 starb. Katharina Magdalena war seine zweite Frau. Nach dem Tode ihres Gatten zog sie nach Karlsruhe, wo sie im Alter von 67 Jahren 3 Monaten und 6 Tagen am 17. Dezember 1791 aus dem Leben schied. Sie hinterließ ein Vermögen von 8959 Gulden 4 Kreuzer. Unter ihren Fahrnissen befanden sich zwei Porträts, eines ihres Gatten und ein anderes ihres Vaters Philipp Jakob, von welchen das erstere durch ihre letztwillige Verfügung in den Besitz ihrer Tochter Helene, das letztere in denjenigen ihrer ältesten Tochter Katharina überging.



Marie Elisabeth Herbst, geb. Bürklin.

Philipp Jakobs Enkel von dieser seiner zweiten Tochter waren:

a) Katharina, welche sich 1774 mit dem Prorektor am Pädagogium in Durlach Johann Christoph Dibold vermählte, der, 1747 in Flein bei Heilbronn geboren, nach seiner Zuruhesetzung im Jahre 1808 am 11. August 1818 in Durlach gestorben ist. Katharina selbst war schon vor ihrem Manne gestorben, der 1812 im Alter von 65 Jahren mit einem fünfundzwanzigjährigen Mädchen eine zweite Ehe einging.

b) Marie Auguste Magdalena, geboren den 27. März 1749 in Durlach, welche einen Apotheker Rothe in Gochsheim heiratete.

c) Ernst Philipp, geboren den 31. Juli 1750 in Durlach, wurde wie sein Vater Geistlicher. Er besuchte die Schulen in Durlach und Karlsruhe, sowie die Universität Tübingen, war während seiner Kandidatenjahre (seit 1768) Vikar bei seinem Vater in Münzesheim, später (1773) Präzeptor in Pforzheim, wurde 1776 Pfarrer in Ittersbach und 1780 in Linkenheim. Hier erblindete er frühzeitig vollständig, wurde 1810 zur Ruhe gesetzt und starb am 31. August 1817. Aus zwei Ehen hat er sechs Kinder hinterlassen, vier Söhne und zwei Töchter.

d) Helene Elisabeth Sophie, geboren den 9. Juni 1752 in Durlach. Sie wurde die Gattin des Pfarrers Johann Konrad Herrer, der 1803 als Spezial in Pforzheim starb und dessen Sohn der spätere Pfarrer Wilhelm Friedrich Herrer in Eckartsweier war.

e) Johann Friedrich, geboren 1755 in Durlach, schlug die Skribentenlaufbahn ein und wurde zuerst bei der „Beamtung" Münzesheim verwendet. „Vorzüglich im Rechnungswesen" erhielt er 1785 die Erlaubnis, in Heidelberg dem Studium der Kameralwissenschaften sich zu widmen, wurde 1792 Rechnungsratsadjunkt, dann Rechnungsrat, 1803 Kammerrat, 1807 Finanzrat und Mitglied der General-Staatsanstalten-Kommission. 1810 in den Ruhestand getreten, starb er am 10. Oktober 1830 zu Karlsruhe.

f) Eberhard Friedrich, geboren 30. Mai 1760 in Durlach, starb frühe.

g) Friederike Wilhelmine, geboren den 25. September 1762 in Durlach, heiratete in erster Ehe den Hof- und Stadtdiakonus und Regimentsprediger Christian Paul Mauritii, der indessen schon am 30. Mai 1790 im Alter von dreiunddreißig Jahren starb, worauf sie am 1. Juli 1792 eine neue Ehe mit dem Subdiakon und Präzeptor am Pädagogium in Durlach Wilhelm Ludwig Volz schloß, der, am 19. März 1763 zu Sulzburg geboren, später Hofdiakon und Feldpropst wurde und am 28. Mai 1814 starb.

3. Ernst Friedrich, 1726—1781, vergleiche Abschnitt X.

4. Johanna Salome. Sie wurde am 24. Juni 1729 in Karlsruhe geboren, heiratete am 20. April 1751 den Rentkammersekretär Friedrich Helwig Hemeling in Karlsruhe, der bereits am 13. Februar 1766 im Alter von 57 Jahren 5 Monaten und 23 Tagen starb.

Ihre Kinder waren:

a) Wilhelm Ernst Friedrich, gestorben im Alter von 4 Jahren 9 Monaten.

b) Wilhelmine Henriette Salome, welche den Hofrat und späteren, am 30. Januar 1804 zu Karlsruhe verstorbenen Geheimen Legationsrat Johann Christian Griesbach heiratete und die Mutter des späteren Oberbürgermeisters von Karlsruhe, Wilhelm Christian Griesbach, wurde.

c) Wilhelmine Louisa Friederike, die am 24. April 1778 die erste Gattin des bekannten badischen Staatsmannes, damaligen Hof- und Regierungsrates und späteren Geheimen Rates Johann Nikolaus Brauer (1754—1813) wurde (vgl. über denselben „Badische Biographien" 1. Teil, S. 117—124) und im Jahre 1800 mit Hinterlassung von vier Kindern starb.

d) Johann Wilhelm, der 1792 Hofbibliothekar und Professor der englischen Sprache am Gymnasium in Karlsruhe wurde und am 22. Mai 1817 als Direktor der Hofbibliothek und Geheimer Hofrat daselbst gestorben ist.

X.

Friedrich Ernst.

(1726—1781).

Unterschrift Friedrich Ernst Bürklins von einem Schriftstück aus dem Jahre 1761.

Friedrich Ernst, der Sohn Philipp Jakobs, folgte dem Berufe seines Vaters, ebenso wie nach ihm sein eigener Sohn und sein ältester Enkel. Er war geboren am 26. März 1726 zu Karlsruhe. Bei seiner Taufe waren Zeugen „Serenissimus Princeps Haereditarius“, das ist Markgraf Friedrich, der im März 1732 verstorbene älteste Sohn Markgraf Karl Wilhelms, in dessen Begleitung Philipp Jakob die große Auslandsreise gemacht hatte, sowie des letzteren Vetter, Hofrat Johann Ernst Bürklin.

Den ersten Unterricht erhielt Friedrich Ernst seit 1730 auf dem Gymnasium in Karlsruhe. Während des Aufenthaltes des Vaters in Pforzheim besuchte er die dortige Schule und nach der Rückkehr desselben nach Karlsruhe von 1742 an wiederum das Gymnasium daselbst. 1745 bezog er die Universität Tübingen, die er 1747 mit derjenigen in Erlangen vertauschte. Am 3. Juli 1748 unter die theologischen Landeskandidaten aufgenommen, kam er zunächst nach Broggingen und im November des gleichen Jahres als Vikar nach Karlsruhe.

Als im Jahre 1750 durch die Berufung des Feldpredigers Frommel bei dem baden-durlachischen Regiment in den Niederlanden auf eine Pfarrei im Lande die bisher von demselben versehene Stelle frei geworden war und an den Kirchenrat die Aufforderung erging, Vorschläge für die Neubesetzung zu machen, nannte Philipp Jakob neben fünf anderen Kandidaten auch seinen damals zu weiterer Ausbildung in Göttingen weilenden Sohn Friedrich Ernst. Demgegenüber führte der Kirchenrat und Hofprediger Stein aus, daß „der Vicarius Bürklin ohnstreitig der geschickteste, als dessen Stärke in den Wissenschaften einer am besten bekannt ist. Weil er aber sonst in limine promotionis stehet und durch seine Reisen sich gewißermaßen ein meritum macht, auch am verwichenen Thomastage 2 Jahr Vicarius ist, so ist ihm nicht zuzumuthen, erst die Feldpredigerstelle anzunehmen". Diese Bedenken gaben den Ausschlag und man sah von seiner Ernennung ab.

Schon im Februar des folgenden Jahres wurde Friedrich Ernst dann die durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigte Pfarrei Rüppur übertragen. Bald darauf hat er einen eigenen Hausstand gegründet. Das Gesuch, welches er an seinen Landesherrn Markgraf Karl Friedrich gerichtet hat, um dessen Einwilligung zu seiner beabsichtigten Verheiratung zu erlangen, ist auf uns gekommen. Es trägt den 13. Oktober 1751 als Datum und hat folgenden Wortlaut:

„Ewer Hochfürstl. Durchlaucht haben zwahr noch niemahlen zu erkennen gegeben, daß Sie es ungern sehen, wann ein Pfarrer seinen leedigen mit dem Ehestand zu verwechslen gedenket; nichts desto weniger erfordert es bey einem jeden, der die Gnade hat in Ewer Hochfürstlich Durchlaucht Landen als Pfarrer zu stehen, die unterthänigst-schuldigste Ehrforcht, daß er keine solche Veränderung würklich vornehme, ehe und bevor er Ewer Durchlaucht um dero gnädigste und höchste Einwilligung demüthigst gehorsamst ersuche.

„Ich thue hiemit ein gleiches, nachdem mit Gott und meiner Eltern und Anverwandten Beystimmung mich entschloßen, mit des in Emmendingen als Burgermeister und Handelsmann stehenden

Johann Melchior Otts ehelig leediger jüngster Tochter Sophia Friderica in einen christlichen Eheverspruch einzulassen. Bitte also nochmahlen unterthänigst, Ewer Durchlaucht wollen mich mit dero Hochfürstlichen Consens zu meiner kunftigen Ehe begnadigen und anbey gleichbalden gnädigst erlauben, daß die trina proclamatio an den nächstfolgenden Sonntagen und daraufhin die Copulation nach fürstlicher Landesordnung geschehen möge."

Die Vermählung selbst fand am 2. November 1751 in Emmendingen statt.

Zu Rüppur gehörte als Filial Wolfartsweier. Die Amtsführung des Pfarrers gestaltete sich durch die Vereinigung dieser beiden Orte zu einer äußerst beschwerlichen und aufreibenden. Friedrich Ernst, von Haus ohnehin von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, ertrug die Mühen und Anstrengungen, die ihm sein Amt auferlegte, nur mit genauer Not. Dazu kam, daß Rüppur selbst, sein Pfarrsitz, damals als entschieden ungesunder Ort gelten mußte, wenig geeignet zu jahrelangem Aufenthalte für einen Mann von nicht allzu fester Gesundheit. Und in der Tat erfahren wir, daß schon nach einigen Jahren schwere Krankheiten ihn heimsuchten. Die Genesung machte nur langsame Fortschritte, und der Arzt, „dessen Hülfe nächst Gott" er gesucht hatte — es war der fürstliche Leibmedikus Dr. Johann Andreas Eichrodt — drängte auf Veränderung, von der er sich allein andauernde Besserung versprach. So bewarb sich denn Friedrich Ernst im Oktober 1757, nachdem er schon über sechs Jahre in Rüppur war, um die erledigte Pfarrei Wolfenweiler, und als ihm diese nicht zuteil wurde, im März des folgenden Jahres um die durch das Ableben seines Schwagers Johann Konrad Herbst freigewordene Pfarrei Malterdingen. Die Bewerbung um die letztere unterstützte sein Vater Philipp Jakob in einer Eingabe an den Markgrafen Karl Friedrich, in welcher er als „Vorgesetzter und Special" mit Beistimmung der gedoppelten Gemeinde seines Sohnes das unparteiische Zeugnis abgab, daß der letztere „bißhero seinem Amt, so wie er schuldig und verpflichtet ist, vorgestanden, aber auch des sehr beschwehrlichen Filials wegen, wenn er länger da gelaßen

werden solte, an seiner Gesundheit Schaden leiden müßen, wie solches dem Medico, der ihme schon in dreyen bedenklichen Krankheiten beigestanden, genugsam bekannt". Als Vater, fügte er bei, bitte er außerdem um Berücksichtigung der Bewerbung, „weilen der nunmehro verwittweten Pfarrer Herbstin, meiner Tochter, und ihren dreyen, noch nicht erwachsenen 12, 10 und 7 Jahr alten Söhnlein, meinen vaterlosen Enkeln, merklich geholfen werden könne", indem sein Sohn, wenn er nach Malterdingen käme, gesonnen sei, einen dieser Waisen etwas Ehrliches erlernen zu lassen und auf solche Art ihn und seine Tochter eines großen Teiles ihrer Sorgen befreien werde.

Aber auch diese Bewerbung blieb ohne Erfolg, ebenso wie zwei weitere in den Jahren 1760 und 1761 um die Pfarreien Gundelfingen und Opfingen. Erst im Mai 1763 erhielt Friedrich Ernst die Pfarrei Vörstetten und noch im November des gleichen Jahres die Stadtpfarrei Emmendingen.

Beinahe achtzehn Jahre hat er die letzten versehen.

Während seiner Amtszeit starb in Emmendingen die Gattin des Hofrats und Oberamtmanns Johann Georg Schlosser, Goethes Schwester Cornelia. Friedrich Ernst hat ihr die Leichenrede gehalten und den Eintrag über ihren Tod in das dortige Kirchenbuch gemacht. Derselbe, auch sonst schon abgedruckt, lautet:

„1777 Junius den 8ten V. M. 11 gest. den 10 beerd. Frau Cornelia Friderica Christina Gödin, EheGemahlin H. Hofrath und Land-Schreibers Johann Georg Schlossers, alt 26 Jahr 8 Monath."

In späteren Jahren hat Friedrich Ernst seinen hochbetagten Schwiegervater Johann Melchior Ott in seinem Hause aufgenommen. Derselbe starb bei ihm im Juni 1779 im Alter von 91 Jahren 6 Monaten. Kurz vorher war Friedrich Ernsts Sohn, Johann Ernst Philipp, in das Elternhaus zurückgekehrt. Der Großvater hatte wiederholt den Wunsch geäußert, vor seinem Hinscheiden ihn noch um sich zu haben, und der Vater hatte erlangt, daß er im Dezember 1778 als Vikar nach Emmendingen versetzt wurde.

Ernst Friedrich selbst starb am 16. Januar 1781.

Durchlauchtigster Marggraf
Gnädigster Fürst und Herr

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht

Ewer Hochfürstlichen
Durchlaucht.

Eigenhändiges Schreiben Friedrich Ernst Bürklins. (Verkleinert.)

Aus Friedrich Ernsts Ehe mit Sophie Friederike Ott waren neun Kinder entsprossen.

1. Margarethe Friederike, geboren am 10. April 1852 in Rüppur. Sie wurde die Gattin des Karl Friedrich Ziegler, der, 1745 geboren, erst Skribent beim Oberamt und der Landschreiberei Hachberg war, 1773 Oberamtsactuarius zu Emmendingen wurde und später nach Schopfheim kam, wo er Stadtschreiber wurde und am 16. Oktober 1799 im Alter von 54 Jahren 7 Monaten und 15 Tagen starb. Ihre Kinder waren

a) Friedrich Ernst, geboren am 21. September 1777 in Schopfheim.

b) Karl Friedrich, geboren ebendaselbst am 20. Februar 1779.

c) Christian Ludwig, geboren am 30. September 1780, gestorben am 3. März 1783.

d) Georg Heinrich, geboren am 18. November 1782, 1805 Pfarrkandidat, 1808 Vikar und 1809 Diakonus in Emmendingen, später Pfarrer in Steinen.

e) Karl Ludwig, geboren am 7. August 1784, gestorben am 18. September 1789.

f) Gustav, geboren den 24. Juni 1786.

g) Karl Wilhelm, geboren am 3. Januar 1788.

h) Friederike Wilhelmine Sophie Luise, geboren am 27. April 1790, heiratete Karl Wilhelm Bauer, der 1811 Kriegsministerialkanzlist in Karlsruhe, später Revisor, Kriegskommissär und 1838 Vorstand des Kriegskommissariats wurde.

i) Wilhelm Ludwig, geboren den 10. Mai 1793.

2. Johann Ernst Philipp, 1754—1824, vergleiche Abschnitt XI.

3. Christian Heinrich, geboren am 10. Oktober 1756, gestorben 1757.

4. Katharina Magdalena, geboren am 10. Oktober 1758, gestorben 1759.

5. Christine Elisabeth, geboren am 4. Januar 1761, heiratete am 12. Januar 1779 in Emmendingen den Fron-, Weg-

und Wasserinspektor in der Markgrafschaft Hachberg Johann Ludwig Winter. Derselbe, ein Sohn des Schulmeisters Johann Georg Winter in Müllheim (gestorben 1799), war der Bruder des Pfarrers Winter in Prechtal, als dessen Sohn im Januar 1778 Georg Ludwig Winter, der spätere badische Staatsmann und Minister, geboren ward. Johann Ludwig wurde später Wasser- und Straßenbauinspektor und Oberingenieur in Emmendingen und starb daselbst am 14. April 1831. Seine Gattin Christine Elisabeth war ihm im Tode vorausgegangen; sie war elf Jahre vor ihm am 6. Oktober 1820 ebenfalls in Emmendingen gestorben.

6. Auguste Sophie, geboren am 30. Juni 1763, gestorben am 30. Januar 1767 in Emmendingen.

7. Georg Friedrich, geboren am 11. Dezember 1765, starb bald nach der Geburt.

8. Johanna Christine, geboren am 27. Dezember 1766, heiratete am 13. Juni 1786 in Bischoffingen bei ihrem Bruder, dem Pfarrer Johann Ernst Philipp, den Doktor und Physicus der Herrschaft Mahlberg Gottlieb Gustav Eisenlohr, einen Sohn des Pfarrers Johann Jakob Eisenlohr in Laufen. Derselbe starb früh und sie war im Jahre 1791 bereits Witwe.

9. Augusta Katherina, geboren am 21. Juni 1769, als Kind gestorben.

XI.

Johann Ernst Philipp.

(1754—1824).

Johann Ernst Philipp war am 5. April 1754 in Rüppur geboren. Er besuchte die Schule in Emmendingen, sowie das Gymnasium in Karlsruhe und studierte auf der Universität Erlangen Theologie. 1776 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen, wurde er, wie wir wissen, seinem Vater Ernst Friedrich in Emmendingen als Vikar beigegeben. Nach dem Tode des letzteren erhielt er im März 1781 die Pfarrei Bischoffingen. Hier führte er noch im gleichen Jahre seine Base Anna Christine Ott, die Tochter des Kaufmanns Johann Heinrich Ott in Emmendingen, als seine Gattin heim. Dieselbe wurde ihm indes schon nach etwas über Jahresfrist durch den Tod entrissen, nachdem sie ihm kurz zuvor einen Sohn geboren hatte; sie starb im Alter von zweiundzwanzig Jahren neunzehn Tagen am 22. September 1782 an der Auszehrung. Zwei Jahre später, im Jahre 1784, ging der Witwer eine neue Ehe ein mit Maria Elisabeth Grün, der am 27. Januar 1764 in Ittersbach geborenen Tochter des Pfarrers Christian Reinhard Grün in Kippenheim (gestorben 1811 als Pfarrer in Buggingen).

Als Johann Ernst Philipp etwas über ein Jahrzehnt in Bischoffingen war, bewarb er sich im Oktober 1791 um die Pfarrei Bickensol. Er hatte Mühe mit seiner bisherigen Besoldung, die aus 50 Gulden in Geld nebst 20 Gulden Zulage aus dem Pfarr-Meliorationsfonds, 8 Malter Weizen, 8 Malter Roggen, 1 Malter Gerste, 12 Saum Wein, 60 Bund Stroh und 12 Klafter Holz bestand, weiterhin auszukommen, nachdem die Zahl seiner Kinder



Johann Ernst Philipp Bürklin.

sich auf sechs vermehrt hatte. Auch bot das einstöckige Gebäude, in welchem der Bischoffinger Pfarrer wohnte, nicht genügend Raum, um eine Familie von elf Personen — Johann Ernst Philipp hatte um diese Zeit seine Mutter und seine Schwester Johanna Christine, die Witwe des Physikus Eisenlohr, bei sich im Hause — „ohne Nachteil der Ordnung sowohl, als auch der Gesundheit" länger als Wohnung zu dienen. Anhänglichkeit an seine Gemeinde und Zufriedenheit mit seiner Lage hatten bis dahin den Wunsch nach einer Veränderung bei ihm nicht aufkommen lassen, so kam es, daß er noch immer auf seiner Anfangspfarrei saß, während die meisten seiner gleichalterigen Amtsgenossen und auch manche jüngere zum Teil schon vor Jahren ansehnliche Beförderungen erhalten hatten. Als er sich jetzt entschloß, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten, unterstützte das Spezialat Hachberg seine Bewerbung in bereitwilligster Weise. Es stellte ihm das Zeugnis aus, daß er einer vorzüglichen Promotion würdig sei, da er durch seine glückliche Amtsführung, seine vorzüglichen Lehrgaben und seine kluge und anständige Lebensart sich in jeder Weise ausgezeichnet habe.

Doch erfüllten sich Johann Ernst Philipps Hoffnungen bezüglich der Pfarrei Bickensol nicht. Er mußte noch über zwei Jahre auf seiner bisherigen Stelle ausharren, bis er im April 1794 auf die erledigte Pfarrei Sulzburg berufen wurde, um die er sich kurz zuvor ebenfalls beworben hatte.

In Sulzburg blieb Johann Ernst Philipp bis zum Jahre 1802. Im Juli dieses Jahres wurde ihm die Pfarrei Ihringen am Kaiserstuhl übertragen. Es bedeutete dies für ihn die Erfüllung eines seiner sehnlichsten Wünsche. Schon immer hatte er danach getrachtet, eines Tages wieder in die Nähe von Emmendingen zu kommen, wohin ihn die Erinnerungen seiner Jugend und manche verwandtschaftliche Bande zogen, und noch kurz zuvor, im gleichen Jahre 1802, war das mit einer der hauptsächlichsten Gründe gewesen, welche ihn veranlaßt hatten, die ihm zugedachte Pfarrei Tegernau im Wiesentale auszuschlagen. Nicht der einzige freilich; über die anderen, die ihn bewogen, auf jene Stelle zu verzichten,

hat er sich in einem Briefe an den damaligen Direktor des Kirchenrats geäußert. Es war dies der schon einmal genannte Geheime Rat Johann Nikolaus Brauer, der als Gatte von Johann Ernst Philipps Base Wilhelmine Luise Friederike Hemeling diesem persönlich nahe stand, wie er denn auch beispielsweise der Pate von dessen ältestem Sohne Ernst Friedrich war. Wir lassen diesen Brief Johann Ernst Philipps hier folgen. Er ist der einzige, der von ihm erhalten ist, von einigen Schriftstücken, die aus seiner amtlichen Tätigkeit erwachsen sind, abgesehen, und wichtig durch die in ihm enthaltene Schilderung der Familienverhältnisse.

Er lautet:

„Verehrungswürdiger Herr Vetter Geheime Rath!

Mit ehrerbietigstem Dank erkenne ich die Gnade eines hochpreislichen Collegii, in der mir von hochdemselben zugedachten und in Dero gestern erhaltenen schäzbaren Schreiben bekannt gemachten Beförderung nach Tegernau. In Ansehung der Besoldungs-Erhöhung ist es mehr, als ich je zu wünschen wagte, und in jeder andern Lage würde ich mich glücklich schäzen, den gnädigsten Ruf zu dieser Pfarrey erhalten zu haben, die, wenn sie auch in einiger Rücksicht beschwehrlich ist, welches mich aber im geringsten nicht schröckt, doch auch in vielen andern Rücksichten für mich sehr erwünscht wäre. Aber erlauben Sie theuerster Herr Vetter! daß ich Ihnen hier die Gründe vorlege, die mich bestimmen, mir die mir gnädigst zugedachte Beförderung nach Tegernau unterthänigst zu verbitten.

Eine kränklende Gattin, die sich würklich des Bades bedient, um bey einem tiefhaftenden Übel am Fuße sich einige Erleichterung zu verschaffen — Eine famille von 10 Kindern, davon die meisten noch klein sind und das jüngste ¼ Jahr alt ist — der weite, höchstbeschwehrliche und kostspielige Zug — der Umstand, daß ich mit beträchtlichem Verlust vieles verkaufen müßte, weil die Lage von Tegernau daselbe für mich unnüz macht — der Mangel naher ärztlicher Hilfe, die bey einer starken famille oft so nöthig ist, und die man in Tegernau im Winter manchmal kaum erhalten kan — der mich niederbeugende Gedanke, daß ich, wenn ich von

Geschäften und Filial-Gängen müde in den Circul meiner famille zurückkehre, anstatt mich in demselben aufzuheitern und zu erholen, eine Gattin finde, die nebst ihrem körperlichen Leiden, noch ein heimlicher Gram über die ihr so äuserst unangenehme Lage verzehrt. — Ich weiß wohl, daß ein hochfürstliches Consistorium bey Besezung der Pfarreyen auf die wenigsten dieser und ähnlicher Umstände Rücksicht nehmen kan, aber ich wage es dennoch, da von einigen derselben meine Zufriedenheit, sowie die Freudigkeit in der Amtsführung so sehr abhängt, sie gehorsamst vorzulegen, in der Hoffnung, daß dieselben zusamengenommen, zu Rechtfertigung meines Entschlusses eine andere gnädigste Beförderung abzuwarten, nicht ganz unwürksam sein werden. Und könnte diese Beförderung, die ich nach 21 Dienstjahren, und bey dem, auf 2 in der Fremde sich befindende Söhne zu machenden Aufwandt wünschen muß, da die Besoldung kaum hinreicht, meine Haushaltung zu fourniren, in eine Geldzulage verwandelt werden, wäre diese auch nur die Helfte der mir gnädigst zugedachten Besoldungs-Erhöhung, wie gerne bliebe ich bey meiner Sulzburger Gemeinde, biß die Versetzung andere Wege zu beßerer Versorgung der meinigen eröffnete, und wie wenig würde sich dann der Wunsch, anderen, die mit mir von gleicher oder noch geringerer ancienneté sind, nur gleichzustehen, in mir regen!

Doch ich überlasse auch dieses getrost höherer Fügung und Ihnen Theuerster Gönner, und füge der gehorsamsten Bitte, um Fortsetzung Dero gütigen Gesinnungen gegen mich und die meinige, noch die Versicherung bey, daß ich mit der vollkommensten Verehrung stets beharre

theuerster Herr Vetter Geheime Rath

Sulzburg den 2ten Jun. 1802. Dero

gehorsamster Vetter und Diener

Bürklin."

Johann Ernst Philipps Einkommen in Ihringen betrug 914 Gulden 27 Kreuzer, und zwar 81 Gulden 55 Kreuzer in Geld, das übrige in Naturalien.

15

Ein treuer Hirte der ihm anvertrauten Gemeinde, für deren Wohl er unermüdlich besorgt war, ein Wohltäter der Armen, hat er dort über zweiundzwanzig Jahre segensreich gewirkt. Seine Zuverlässigkeit und sein Eifer im Amte machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der evangelischen Geistlichkeit seiner Zeit und erwarben ihm in Verbindung mit seiner anspruchslosen Bescheidenheit die Liebe und Achtung seiner Amtsbrüder im weiten Umkreise ebenso sehr, wie seiner vorgesetzten Behörden. Als eine ernste, ehrfurchtgebietende Gestalt ist sein Bild noch viele Jahrzehnte nach seinem Tode in der Erinnerung seines Enkels Albert, der als Knabe häufig nach Ihringen kam, lebendig gewesen. Dieser hat uns auch einige kleine Züge aus dem Leben des Großvaters überliefert. So erzählt er, daß der Großvater in einem heißen Sommer seinen Besuch neben einem Fäßchen Fohrenberger im kühlen Weinkeller zu empfangen pflegte, wohin er seine Studierstube verlegt hatte, sowie daß er sich in seiner freien Zeit viel mit Schreinerarbeit beschäftigte und unter anderem einen schönen großen Uhrenkasten anfertigte, den der Enkel zeitlebens als Andenken an den Großvater in hohen Ehren hielt.

Johann Ernst Philipp Bürklin.

Unterschrift Johann Ernst Philipp Bürklins aus dem Jahre 1817.

Johann Ernst Philipps Lebensabend war kein ungetrübter. Widrige Familienschicksale, über die wir indes nicht näher unterrichtet sind, vernichteten die Hoffnung auf ein bedeutendes Erbe seiner Gattin und nötigten ihn, sich mancherlei Einschränkungen aufzuerlegen, die gerade das Alter besonders empfindlich berühren. Dazu kamen körperliche Leiden; häufig wiederkehrende Brustbeschwerden verursachten ihm manche qualvolle Stunde. Er mußte in seinen letzten Lebensjahren die Unterstützung von Vikaren in Anspruch nehmen, deren Unterhalt er wenigstens anfänglich aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatte.

Er starb nach einem Krankenlager von wenigen Tagen am 5. November 1824 im Alter von siebenzig Jahren und acht Monaten.

Johann Ernst Philipps Witwe Maria Elisabeth behielt ihren Wohnsitz noch einige Jahre in Ihringen, dann zog sie (1830) nach ihrem Geburtsort Ittersbach zu ihrer Tochter Amalie, der Frau des Pfarrers Greiner. Dort ist sie am 26. März 1837 aus dem Leben gegangen. Ihr Enkel Albert hat sie als eine vortreffliche, seelengute Frau geschildert, der er tiefe Verehrung widmete. „Ich habe sie," sagt er gelegentlich einmal, „nebst meiner guten Tante Amalie von Karlsruhe aus öfters besucht, und das Pfarrhaus in Ittersbach gehört heute noch zu meinen schönsten Jugenderinnerungen. Meinen Schmerz über den Tod meiner lieben Großmutter habe ich sogar versucht in einem Gedichte auszudrücken."

Aus seiner ersten Ehe hatte Johann Ernst Philipp einen Sohn:

1. Friedrich Ernst, geboren am 20. Mai 1782 in Bischoffingen. Wie sein Vater besuchte er das Pädagogium in Emmendingen und das Gymnasium in Karlsruhe und studierte dann Theologie in Jena. 1805 Pfarrkandidat geworden, war er bis 1808 Vikar bei seinem Vater in Ihringen und darauf bis 1815 zweiter Diakon zu Lörrach und zugleich dritter Lehrer am Pädagogium daselbst. Aus dem Jahre 1812 besitzen wir ein amtliches Zeugnis über ihn, in welchem es heißt, daß er gute Fähigkeiten besitze und alle für eine höhere Schulanstalt erforderlichen Kenntnisse, wie nicht weniger auch diejenigen, die zur Bekleidung des Predigtamtes erfordert werden. Vorzüglich sei er in der Mathematik bewandert; er sei fleißig und eifrig in seinem Berufe, sein sittliches Betragen sei gut, seine körperliche Beschaffenheit gesund.

1815 wurde Friedrich Ernst Pfarrer in Hauingen, 1824 in Brombach im Amt Lörrach. Die Versetzung in die kleinen Verhältnisse einer Landpfarrei war der Entwicklung seines Charakters nicht günstig. Eine leicht erregbare Natur und augenblicklichen Aufwallungen in außerordentlichem Maße unterworfen, war er bei allen sonstigen Fähigkeiten für die verantwortungsvolle und in vielen Beziehungen unabhängige Stellung eines Landgeistlichen wenig geeignet, um

so weniger als mit fortschreitenden Jahren sich eine mehr und mehr gesteigerte Gereiztheit seines Charakters geltend machte, die sich nicht selten in heftigen Zornesausbrüchen äußerte und bei dem Mangel an jeglicher Selbstbeherrschung ihn nur zu oft die Rücksichten vergessen ließ, die er seinem Amte schuldig war. Und in der Tat erfahren wir, daß seine vorgesetzten Behörden wiederholt Veranlassung nahmen, gegen ihn einzuschreiten, so wieder im März 1827, wo ihm aus Anlaß eines Streites in seiner Gemeinde die höchste Mißbilligung seines heftigen, unvorsichtigen und würdelosen Betragens, das er sich in der Kirche erlaubt hatte, ausgesprochen und im Wiederholungsfalle mit strengen Maßregeln gedroht wurde. Wenige Monate darauf trat trotzdem eine Katastrophe ein. Als in einer Augustnacht des gleichen Jahres ein Brombacher Bürgerssohn vor ein Fenster des Pfarrhauses kam, um der Magd des Pfarrers ein Stelldichein zu geben, ließ sich Friedrich Ernst in seiner unbezähmbaren Heftigkeit dazu hinreißen, einen Pistolenschuß auf denselben abzugeben, der den Unglücklichen in die Brust traf und seinen augenblicklichen Tod herbeiführte. Friedrich Ernst wurde gefänglich eingezogen, verlor seine Stellung und starb bald darauf in Lörrach.

Friedrich Ernst war zweimal verheiratet, das erste Mal mit Auguste Wilhelmine Müller, die am 17. Juli 1817 im Alter von dreiunddreißig Jahren sechs Monaten und zwanzig Tagen in Hauingen starb, und das zweite Mal (seit 1820) mit der am 25. Dezember 1799 in Basel geborenen Katharina Elisabeth Alt. Aus seiner zweiten Ehe hatte er zwei Kinder:

a) Friederike Wilhelmine, geboren am 6. Dezember 1821 in Hauingen, und

b) Friedrich August Leonhard, geboren ebendaselbst am 13. März 1823, die beide später nach Amerika ausgewanderten und dort verschollen sind.

Aus Johann Ernst Philipps zweiter Ehe entstammten folgende Kinder:

2. Karoline Friederike, geboren am 25. November 1784 in Bischoffingen, heiratete am 4. März 1822 in Ihringen den

Bürger und Handelsmann Leonhard Alt in Basel, einen Witwer, der ihr eine Stieftochter in die Ehe mitbrachte, und starb kinderlos im Jahre 1837 in Basel.

3. Johanna Sophie, geboren am 21. August 1786 in Bischoffingen, gestorben ebendaselbst am 21. Juni 1788.

4. Christian Ludwig, geboren am 19. Januar 1788. — Vergleiche unten Abschnitt XII.

5. Johanna Sophie, geboren in Bischoffingen am 10. Juni 1789, gestorben in Sulzburg am 10. Juni 1795 an den Blattern.

6. Luise, geboren am 13. Mai 1790 in Bischoffingen, heiratete am 30. Mai 1809 den Pfarrer Georg Friedrich Rott zu Scherzheim (geboren am 23. Juli 1776 in Weisweil), starb aber schon am 3. Mai 1810, nachdem sie am 14. April einer Tochter das Leben geschenkt hatte, die den Namen

Marie Luise erhielt, aber ebenfalls früh starb.

7. Wilhelm Ernst, geboren am 21. Oktober 1791 in Bischoffingen.

8. Karl, geboren am 1. März 1793 in Bischoffingen, gestorben 1830 (?).

9. Wilhelmine, geboren am 28. Mai 1794 in Sulzburg, wurde, siebzehn Jahre alt, am 29. September 1811 die zweite Gattin ihres Schwagers Georg Friedrich Rott, der 1819 nach Tutschfelden versetzt wurde. Nach dem am 3. November 1833 erfolgten Tode ihres Gatten zog sie zunächst nach Basel in das Haus ihres Schwagers Leonhard Alt. Da dessen unverträgliche Angehörigen ihr ein längeres Verweilen dort aber unmöglich machten, siedelte sie 1838 nach Lahr über und im folgenden Jahre nach Diersburg, wo ihr Sohn Ludwig inzwischen Pfarrer geworden war. Sie starb im Jahre 1846 an einem Gehirnschlage in Herrenalb, wohin sie sich zum Gebrauche einer Kaltwasserkur begeben hatte. Ihre Kinder waren:

a) Eduard, geboren 1811, gestorben bald nach der Geburt.

b) Ernst Ludwig, geboren am 26. November 1813, studierte, nachdem er das Pädagogium in Lahr und (seit 1829) das Lyceum in Karlsruhe absolviert hatte, in Halle und

Tübingen Theologie, wurde Vikar in Emmendingen und Rötteln und 1839 Pfarrer in Diersburg. 1866 in den Ruhestand getreten, nahm er seinen Wohnsitz in Dinglingen, wo er am 6. Mai 1885 an einem Brustleiden starb. „Er war", sagt sein Vetter Albert Bürklin von ihm, „ein sanfter, liebenswürdiger Charakter, aber von Jugend auf zur Schwermut geneigt, die in späteren Jahren in Melancholie und wirkliche Menschenscheu ausartete."

c) Wilhelm Eduard, geboren am 9. Februar 1815, wurde Kaufmann, betrieb 1847—1865 eine von ihm errichtete Stärkefabrik in Dinglingen, übernahm dann die Stelle eines Bureauchefs in der Fabrik Gasapparat und Gußwerk in Mainz, die er bis 1885 bekleidete, in welchem Jahre er sich ins Privatleben zurückzog. Seit 1887 lebte er in Sachsenhausen; er starb in Frankfurt a. M. am 13. April 1892. Am 14. Oktober 1852 heiratete er Celestine Pinel, verwitwete Rosenkranz, aus Lyon, welche ihm zwei Kinder schenkte, eine Tochter Amalie und einen Sohn Eduard Wilhelm, die ebenfalls wieder Familien gründeten.

d) Karoline Auguste Wilhelmine, geboren am 4. November 1816, gestorben im Mai 1837.

e) Hermann, geboren am 11. April 1818, erkrankte in Frankfurt, wo er bei einem Kaufmann in der Lehre war, und starb im August 1836 in Tutschfelden.

f) Karl Julius, geboren am 23. Oktober 1823, gestorben 1829 in Tutschfelden.

g) Marie Elisabeth Amalie, geboren am 7. August 1825, gestorben 1844 in Diersburg.

h) Karoline Emilie, geboren am 11. Oktober 1831, heiratete 1871 den Kaufmann Wilhelm Schubert in Freiburg und starb kinderlos am 8. Mai 1873.

10. Ludwig, geboren am 15. Januar 1796 in Sulzburg, gestorben 1803.

11. Friederike, geboren am 13. Oktober 1797 in Sulzburg, gestorben daselbst am 2. Dezember des gleichen Jahres.

12. Elisabeth Amalie, geboren am 17. Juli 1799 in Sulzburg, vermählte sich am 26. Oktober 1830 mit dem Pfarrer Heinrich Greiner in Ittersbach. Dieser, am 27. Januar 1801 geboren, war 1824 in Ihringen der letzte Vikar ihres noch im gleichen Jahre verstorbenen Vaters Johann Ernst Philipp gewesen. Nach dessen Tode bat die Gemeinde um die Ernennung des Vikars zu ihrem Pfarrer, die Regierung verstand sich aber wegen seiner Jugend nicht dazu und machte ihn bald darauf zum Pfarrer in Ittersbach. Elisabeth Amalie starb infolge einer unglücklichen Niederkunft mit einem toten Kinde am 2. März 1838 und liegt neben ihrer Mutter in Ittersbach begraben. Sie hinterließ eine Tochter

Emilie, die, am 14. März 1833 in Ittersbach geboren, am 16. März 1854 den Apotheker Schumacher in Pforzheim heiratete und verschiedene Kinder hatte.



XII.

Christian Ludwig.

(1788—1849).

Christian Ludwig wurde als viertes Kind Johann Ernst Philipps am 19. Januar 1788 in Bischoffingen geboren. Seine Jugendjahre verlebte er im elterlichen Hause in Bischoffingen, in Sulzburg und in Ihringen. Als er herangewachsen war, folgte er nicht — wie sein Sohn Albert in einer kurzen Lebensskizze des Vaters sich ausgedrückt hat — seinen Vorfahren auf dem bedenklichen Wege zur Theologie, sondern wählte eine praktische Wissenschaft zu seinem Lebensberufe. Er studierte in Heidelberg Kameralwissenschaft; am 16. Mai 1808 wurde er an der Ruperto-Carola inskribiert. Aus seiner Studienzeit liegen nur spärliche Nachrichten vor. Aus Stammbuchblättern, die auf uns gekommen sind, lernen wir einige seiner Heidelberger Bekannten und Freunde kennen, badische Landsleute, aber auch einige Norddeutsche und Rheinländer. Karl Wilhelm Kühlenthal aus Kippenheim, ein Jugendbekannter aus der Sulzburger Zeit, schrieb ihm die Tiedge'schen Verse

„Man kann auf Erden
Durch Zufall viel und viel durch Mühe werden,
Durch Wahrheit nur wird man ein edler Mann"

ins Stammbuch. Ein stud. cam. L. Dietz aus Karlsruhe, ein anderer Karlsruher, ein gewisser Schweickhard, der Rechtswissenschaft studierte, später jedoch, als das badische Truppenkorps nach dem russischen Feldzug reorganisiert wurde (1813), in den Militärdienst übertrat, die Feldzüge von 1814 und 1815 mitmachte und



Christian Ludwig Bürklin.

1820 als Stabsrittmeister und Adjutant bei der Generalinspektion der Kavallerie starb, sowie verschiedene andere, in der Hauptsache sonst unbekannte jüngere Männer gehörten zu seinem Kreise, der, wie verschiedene Anzeichen vermuten lassen, sich im wesentlichen aus Mitgliedern der im Jahre 1807 gegründeten Studentenvereinigung Urania zusammensetzte.

Unter Christian Ludwigs Lehrern stand an erster Stelle der als kameralistischer Schriftsteller verdiente, seit 1787 an der Universität als Professor der Kameralwissenschaften und der Technologie wirkende Oberforstrat Dr. Christoph Wilhelm Jakob Gatterer. Das Zeugnis, welches dieser Christian Ludwig ausstellte, als er nach zweijährigem Studium die Hochschule verließ, ist uns durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben. Es lautete folgendermaßen:

„Mit dem größten Vergnügen bezeuge ich Endes Unterschriebener hierdurch, daß Herr Christian Pürklin aus Sulzburg bey Mühlheim, während dessen Aufenthalt auf hiesiger Universität meine Vorlesungen über die Forstwissenschaft, Landwirtschaft und Fabrikenwissenschaft mit dem männlichsten Fleiße und der ununterbrochensten Aufmerksamkeit gehört, und sich nicht nur dadurch, sondern durch dessen musterhaft gesetztes Betragen überhaupt meine vollkommenste Achtung und Freundschaft erworben habe. Heidelberg, den 3ten April 1810."

Nach glücklich bestandener Prüfung wurde Christian Ludwig im September 1810 unter die Kameralkandidaten aufgenommen. Seine erste Verwendung fand er bei der Domänenverwaltung Schuttern als Kameralpraktikant; 1811 wurde er Steuerkommissär. Zwei Jahre später, als „zur Unterhaltung der Ordnung in den Steuerbüchern und in dem deßfallsigen Ab- und Zuschreiben, auch zur Vorbereitung der Referate in Steuersachen" bei den Kreisen die Stellen der Steuerrevisoren neu geschaffen wurden, kam er als Steuerrevisor bei der Regierung des Kinzigkreises mit einem Gehalte von 600 Gulden nach Offenburg.

Hier in Offenburg führte er am 22. Juni 1815 Wilhelmine Christine Fecht als seine Gattin heim. Sie war die Tochter des

Pfarrers und Dekans Gottlieb Bernhard Fecht in Kork und am 21. Dezember 1799 in Graben, dem damaligen Wohnsitze ihres Vaters, geboren, zählte also bei ihrer Verheiratung noch nicht volle sechzehn Jahre. Die Trauung fand in Kork statt und wurde von dem Vater der Braut vorgenommen. Am 1. April des Jahres 1816 schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, der in der Taufe den Namen Albert erhielt. Vier Jahre darauf folgte ein zweiter Sohn, Theodor, geboren am 20. Janar 1820, und nach weiteren drei Jahren ein dritter, Max, geboren am 10. Oktober 1823. Zwei weitere Kinder erblickten nach der Übersiedlung Christian Ludwigs nach Karlsruhe das Licht der Welt, ein Knabe, der nur fünf Tage alt wurde und am 23. Februar 1827 verstarb, und eine Tochter, Marie, welche am 25. September 1834 geboren wurde.

Sechs Jahre bekleidete Christian Ludwig die Stelle eines Steuerrevisors. Im März 1819 traten infolge der Aufhebung des Murg- und des Donaukreises bei den Kreisregierungen verschiedene Personalveränderungen ein, in deren Verlaufe Christian Ludwig von seiner Stelle als Steuerrevisor enthoben und als jüngster Assessor der Regierung des Kinzigkreises zugeteilt wurde. In seiner neuen Stellung fielen ihm als einzigem kameralistischen Mitgliede der Regierung des Kreises die Bearbeitung der Finanzsachen, sowie die Referate aus den Gebieten der Staatswirtschaft und der Gemeindeökonomie zu. Nach zwei Jahren wurde er Kreisrat. Sein Gehalt, welcher erst 1200 Gulden betrug, wurde 1823 auf 1600 Gulden erhöht.

Als im Jahre 1824 die Verwaltung der Domänen des gesamten Landes centralisiert und in Karlsruhe die Hofdomänenkammer neu errichtet wurde, war unter den in diese Behörde berufenen Räten auch Christian Ludwig. Am 13. April 1824 erfolgte seine Ernennung zum Domänenrat. Noch im gleichen Monat siedelte er nach Karlsruhe über. Da er hier eine geeignete Wohnung nicht sogleich finden konnte, blieb seine Familie zunächst noch in Offenburg. Erst im Juli konnte ihm die Gattin mit den drei Kindern, von denen das jüngste noch nicht ganz ein Jahr alt war, nach Karlsruhe nachfolgen. Dies, sowie der Umstand,



Wilhelmine Christine Bürklin.

daß ein Teil seiner Habe, welcher in Offenburg auf einem Wagen zur Absendung bereit lag, verbrannte — ob durch Zufall oder infolge böswilliger Brandstiftung blieb unaufgeklärt — hatten zur Folge, daß die Versetzung für Christian Ludwig zunächst mit einer nicht unbedeutenden materiellen Einbuße verbunden war, die er umsomehr empfand, als mit der Beförderung nicht auch zugleich eine Erhöhung seines Einkommens stattgefunden hatte und die ihm durch staatsministerielle Beschlüsse im September 1824 und im Januar 1825 gewährten beiden Entschädigungen in keiner Weise zur Deckung der ihm erwachsenen Auslagen ausreichten.

In Karlsruhe hatte die Familie zuerst eine Mietswohnung in dem Hause Karlstraße Nr. 14, heute Nr. 32, inne, die sie später mit einer solchen in dem Schifferdecker Friedrich Becker gehörenden Eckhause am katholischen Kirchenplatze (Erbprinzenstraße Nr. 20) vertauschte. Im Jahre 1830 erwarb Christian Ludwig um 10000 Gulden das Haus Stephanienstraße Nr. 1, das er fortab mit seiner Familie allein bewohnte. Nach seinem Tode wurde dasselbe von seiner Witwe und seinen Söhnen im April 1849 um 12500 Gulden an den Kammerherrn Karl Freiherrn von Reischach verkauft.

Im Jahre 1837 wurde Christian Ludwig Geheimer Finanzrat. Im folgenden Jahre wurde er zur Oberrechnungskammer versetzt, der er bis zu seinem Tode angehörte.

Am Abend seines Lebens blieben ihm schwere Schicksalsschläge nicht erspart. Im Juni 1846 schied noch nicht ganz zwölf Jahre alt das Töchterchen Marie aus dieser Welt. Sie war der Liebling der Familie gewesen, ein „kleiner Engel", an dem Eltern wie Geschwister mit schwärmerischer Liebe hingen. Es war ein schwerer Schlag für Christian Ludwig, den er nie mehr vollständig überwand. Er selbst hat den Nachruf niedergeschrieben, den der Geistliche an der Bahre der früh Entschlafenen verlas. Die schlichten Worte, die er dem Andenken des geliebten Kindes widmete, verdienen wohl hier mitgeteilt zu werden. Sie lauteten:

„Marie Elisabeth Wilhelmine, die Tochter des Geh. Finanzrath Bürklin und der Frau Wilhelmine geb. Fecht, ist geboren zu Karlsruh den 25. September 1834.

„Im Schoße ihrer Familie, wo sie mit treuer Eltern- und Geschwisterliebe getragen wurde, verlebte sie ihr kurzes Dasein in kindlicher Heiterkeit. Schon frühe gaben sich bei ihr ausgezeichnete Anlagen des Geistes und vor allem eines reichen Gemütes kund. Fröhlich, fromm und verständig wie sie war, war sie ein Liebling ihrer Gespielen, wie ihrer Lehrer, denen sie mit dem gewissenhaftesten Fleiße ihre Mühe vergalt.

„Da ihre physische Entwicklung mit der geistigen gleichen Schritt zu halten schien, so blickten ihre Angehörigen voller Hoffnung in die Zukunft, welche die schöne Knospe zur vollen Blüte entfalten sollte. — Anders war es im Rate des Allmächtigen beschlossen. Vor wenigen Tagen von der Masernkrankheit befallen, vermochte ihr zarter Körper nicht die Heftigkeit der Krankheit zu besiegen; — am 29. d. M. sank sie hin in den Staub, dem unser Leib angehört, im 12. Lebensjahre, tief betrauert von den Ihrigen, die nun in der schönen Erinnerung an ihr gutes Kind und in dem unerschütterlichen Glauben an das, was uns die ewige Güte und Weisheit jenseits des Grabes vorbehalten, Trost und Frieden finden."

Der trauernden Mutter hat Christian Ludwig außerdem an ihrem Geburtstage, dem 21. Dezember, einige tiefempfundene Verse zugeeignet, welche von einer Locke des geliebten Kindes begleitet waren. Eine genaue Nachbildung des Gedichtes, „das er Marie im Himmel überschrieb", ist unserem Buche beigegeben.

Ein Jahr nach dem Hingange der Tochter raffte der Tod den Sohn Theodor hinweg. In jüngeren Jahren hatte er den Eltern manchen Kummer und Sorge bereitet. Nach jahrelanger Abwesenheit aus dem Elternhause, in des Lebens harter Schule geläutert, war er vor nicht langer Zeit ins Vaterhaus zurückgekehrt, um nach kurzer Vereinigung mit den Seinigen am 4. August 1847, wenig über siebenundzwanzig Jahre alt, diesen für immer entrissen zu werden.

In den letzten Jahren seines Lebens fing Christian Ludwig, der bis dahin einer ungetrübten Gesundheit sich erfreut hatte, an zu kränkeln. Es stellte sich ein schweres Lungenleiden ein: um die Mitte des Jahres 1848 war sein Zustand bereits hoffnungslos,



zum 8:ten
meinem Geburts-
Tag 1846

Marie im Himmel:

O, stille deine Thränen theure Mutter,
um die Vollendete, die in die Heimath
voran dir ging. Mariens frühvollendeter
glückseliger Geist schwebt heut zu dir hernieder,
das Himmels Trost zu dir herab zu bringen;
das Himmels Gruß dir, zu des Tages Weihe,
wo Seufzer und Bekümmerniße brüst sich neigen,
da deiner Marie du mit Schmerz gedachtest.

Die Hände, die sich nicht so fleißig regten
ein Festgeschenk zu weben für die Mutter,
sind müde in den Schooß herab gesunken.
Die Augen, die am Aug der Mutter hingen,
und deinen Blick in Liebe sich ergossen,
sie sind erloschen, sind dem Staub verfallen;
doch höhere Sinne sind mir aufgeschlossen,
des Ewigen Güt' und Weisheit zu erkennen.

Ein glücklich' Kind, genährt von Mutterliebe,
und unberührt noch von der Erde Schmerzen,
saß ich zur Seite Dir; um Deinen Nacken
den Arm geschlungen, lauschend Deinen Lippen,
die verheißend schön mir meine Zukunft malten.
Und als ich schon mit kindischem Verlangen
die Hand ausstreckte, nach den Wunderkränzen,
die Deine Lieb' geschäftig mir gebunden,
da trat zu mir, aus lichten Höhen gesendet,
mein Schutzgeist, leise warnend: „laß sie ruhen
im Zauberschrein, die trügerischen Kränze,
ein schöneres Loos, o Kind, ist Dir beschieden,
es führt dich ohne Kampf zum ewigen Frieden."

Wie Zaubertöne klangen seine Worte,
er winkte mir mit ungeduldigen Flügeln,
mich faßt' unnennbares Sehnen, ihm zu folgen
auf Traumesflügeln durch die Welträume.
— und es geschah auf hohen Gottes Willen; —
— in deinen Armen blieb meine irdische Hülle.

Gebiete deinen Thränen meine Mutter,
und beuge dich in demuthsvollem Glauben
der Güt' und Weisheit, die nicht zu ergründen.
Nun wird des Höchsten Zweck auch dir beschieden,
trag' seinen Schmerz, nur dankbar seine [illegible],
es sind nur [illegible] für die Ewigkeiten.

O Mutter blicke aufwärts zu den Sternen,
dort wird sich deines Daseins Räthsel lösen,
dort wirst du deine Marie wiederfinden:
Was von der Erde stammt gehört der Erde,
das Geistgeborene geht zum ewigen Leben,
— und unsre Liebe hat uns Gott gegeben.



Marie Bürklin.

trotzdem gerade damals eine scheinbare Besserung eingetreten war, die jedoch rasch wieder schwand. Am 7. Februar 1849 erlag er im Alter von einundsechzig Jahren der Krankheit, tief betrauert von den Seinigen.

Er war ein liebevoller Gatte und Vater gewesen, voll treuer Fürsorge für seine Familie, deren Wohlergehen selbst in den letzten Tagen seines Lebens ihn mehr als alles andere beschäftigte. Seiner Gattin war er in unwandelbarer Liebe zugetan, einer Liebe, der auch vorübergehende Mißverständnisse zwischen den Gatten keinen Eintrag tun konnten. Ein schönes Zeugnis hierfür sind die Zeilen, die er während seiner letzten Krankheit für seine Frau niederschrieb. Sie lauten:

„Carlsruhe, den 15. Dezember 1848.

„Liebe Wilhelmine!

„Ich kann Dir die Güte, Sorgfalt, Geduld und Mühe nicht vergelten, die Du mir insbesondere in meiner gegenwärtigen Krankheit bewiesen hast und noch täglich beweisest. Ich sage Dir dafür des Herzens reinsten Dank in einem Augenblicke, wo ein unbestimmtes Gefühl mir sagt, daß die Stunde nicht mehr so ferne ist, wo sich des Daseins Rätsel auch für mich lösen wird. Wie sehne ich mich nach ihr und wie ist seit dem Tode unserer Marie dies ein erheiternder, tröstender Gedanke für mich geworden......

„30. Dezember 1848.

„Ich bin mit Freuden bereit, wann Gott mich ruft. Seine Vatergüte wolle bald ein Ende machen; dies ist mein Gebet“ ....

Seinen Söhnen war Christian Ludwig in allen Lebenslagen ein treuer Berater; insbesondere mit dem älteren, Albert, verband ihn eine wahre Freundschaft, welche der Charakterentwicklung des Sohnes außerordentlich förderlich war. Noch am Abend seines Lebens hat dieser das Andenken an die mildernste Art des Vaters zu seinen heiligsten Erinnerungen gezählt.

In seinem Berufe zeichnete sich Christian Ludwig durch Kenntnisse und Umsicht, sowie unermüdliche Arbeitskraft aus. Neben seinen Amtsgeschäften fand er noch Zeit zu anderweitiger Tätigkeit. So war er u. a. seit 1843 Mitglied der Direktion des unter dem

Präsidium des Prinzen Wilhelm von Baden stehenden Landwirtschaftlichen Vereins im Großherzogtum Baden.

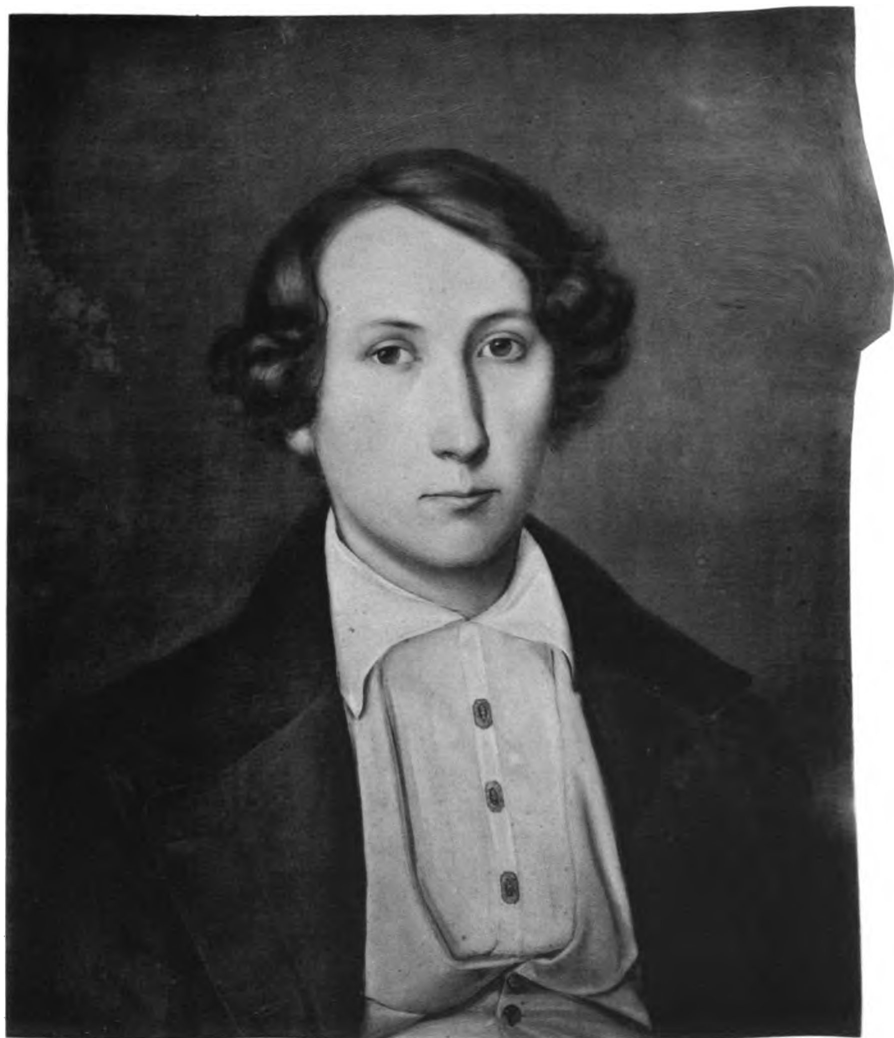
Im Jahre 1844 erwarb er in Gemeinschaft mit dem Bergrat Walchner in der Falkenhalde bei Baden die dortige Stahlquelle mit angrenzendem Wiesengelände um den Preis von 7221 Gulden 42 Kreuzer. Um eine Ausnützung der Quelle zu ermöglichen, erbauten die beiden Männer eine Trinkhalle und ein Reservoir, um das Badewasser zu fassen. Für weitere Bauten, wie Bäder, Logierhaus, Restauration und dergleichen, fehlten indes die erforderlichen Mittel, und so blieb dem Unternehmen der gehoffte Erfolg aus. Im Jahre 1847 trat Walchner zurück und das Anwesen wurde alleiniges Eigentum Christian Ludwigs und für ihn, sprechen wir es immerhin aus, bis zu seinem Tode eine Quelle beständiger Sorge und Verdrusses. Erst über ein Jahrzehnt nach seinem Tode gelang es seiner Witwe, die Falkenhalde zu veräußern. Im August 1860 kaufte die Firma A. Beaussier & Cie. in Paris als Miteigentümerin des Stephanienbades in Baden, die schon bisher die Nutznießung des Badewassers der Falkenhalde gegen eine Pacht von einhundertfünfzig Gulden jährlich besessen hatte, das Anwesen um 6600 Gulden.

* * *

Wilhelmine Christine, Christian Ludwigs Witwe, überlebte ihren Gatten um beinahe dreißig Jahre. In der ersten Zeit nach dem Tode ihres Mannes blieb sie noch in Karlsruhe wohnen; dann zog sie im Jahre 1855 nach Baden, wo sie ein Haus in der oberen Hardgasse kaufte (1857). Später verkaufte sie dasselbe wieder und kehrte nach Karlsruhe zurück, wo sie am 16. Juni 1876 im Alter von sechsundsiebzig Jahren sechs Monaten starb. Zwei Jahre zuvor war erst, ebenfalls in Karlsruhe, ihre Mutter Wilhelmine Karoline Fecht, geborene Deimling, gestorben. Ihr Vater Gottlieb Bernhard Fecht war bereits 1851 (20. August) aus dem Leben geschieden.

Wilhelmine Christine Bürklin war eine Frau von lebhaftem Verstande und vielseitigen geistigen Gaben. Gewandt im Ausdruck und hervorragend befähigt, ihre Gedanken und Gefühle schriftlich wieder zu geben, hat sie u. a. eine Anzahl Gedichte verfaßt, die

Theodor Bürklin.



Theodor Bürklin.

auch heute noch ansprechen. Nicht weniger als neun derselben hat sie dem Andenken ihrer so früh geschiedenen Tochter Marie gewidmet, das erste 1846, das letzte 1876 in ihrem eigenen Todesjahre.

Eines derselben mag hier eine Stelle finden. Es stammt aus dem Jahre 1870 und lautet:

„Wie bin ich froh so alt zu sein!
Bald darf ich scheiden von der Erde,
Dann, Herr, bin ich vor Dir erst rein,
Wenn ich vom Staub entkleidet werde.
Hienieden ists die eitle Welt,
Die stets den Geist gefesselt hält.

„Wie bin ich froh so alt zu sein!
Denk' ich der rückgelegten Tage,
So schwanden sie in Müh' und Pein,
In Irrtum, Torheit, Sorg' und Plage. —
Wer zählte nicht, steht er am Ziel,
Der klagenswerten Tage viel. —

„Wie bin ich froh so alt zu sein!
Was mir das arme Dasein schmückte,
Mein holdes Blümchen, war zu rein,
Der kalte Tod mirs grausam knickte.
Nun reifts auf einer schönern Flur,
Dem Herzen blieb die Sehnsucht nur.

„Wie froh bin ich so alt zu sein!
Man kann nicht zweien Herren dienen,
Ich steh' im Liebenkreis allein,
Gar oft wehmütig unter ihnen, —
Wir gehen ihn nicht Hand in Hand,
Den Weg ins beßre Vaterland.

„Wie bin ich froh so alt zu sein!
Was kann die Welt dem Geiste bieten,
Der ihren falschen Freudenwein
Nicht sucht, noch ihren faden Frieden.
Der Wanderer nach Kanaan
Bedarf, was sie nicht geben kann.

„Drum bin ich froh so alt zu sein!
Noch kurze Zeit halt aus o Seele,
Dann bist Du frei, der Sieg ist Dein
Durch Ihn, den ich zum Kampf mir wähle.
Dann erntest Du vor seinem Thron
Den unverdienten Gnadenlohn."

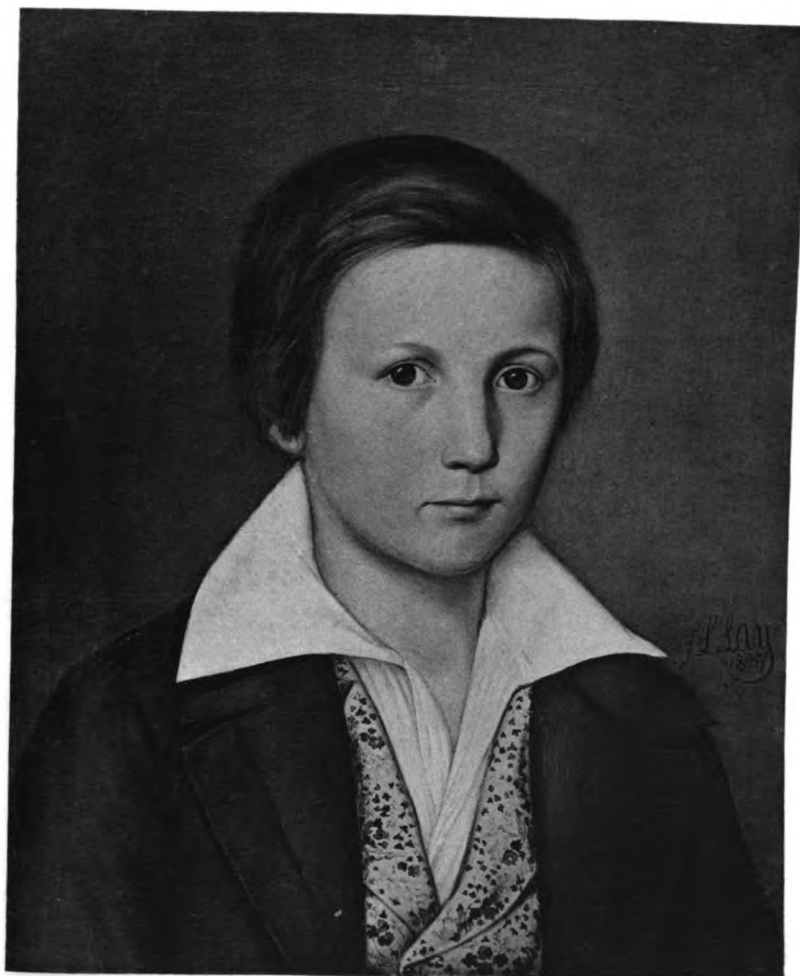
Der Politik hat Wilhelmine Christine — es war dies ein Erbteil ihres Vaters Fecht — zeitlebens eifriges Interesse und reges Verständnis entgegengebracht.

Schattenseiten in ihrem Charakter bildeten eine gewisse Unstete ihres Wesens und ein heftiges Temperament, durch das sie sich hin und wieder allzusehr hinreißen ließ. Dadurch hatte sie ihrem Gatten manche schwere Stunde bereitet, und auch ihre Kinder hatten unter dieser Eigenschaft wiederholt zu leiden. Doch verstand sie es andererseits auch, sobald ihre Erregung sich gelegt hatte, durch herzliches Entgegenkommen das durch ihre Schuld gestörte Einvernehmen wieder herzustellen. Ihr Gatte hat, wie wir schon gesehen haben, trotz allem bis zu seinem Ende ihr eine rührende Liebe bewahrt, und auch ihr ältester Sohn Albert hat sein ganzes Leben hindurch eine große Wertschätzung der Mutter und aufrichtige Verehrung für sie an den Tag gelegt. Wir werden der interessanten Frau in der Lebensbeschreibung eben dieses ihres Sohnes Albert noch öfters begegnen.

Christian Ludwig und Wilhelmine Christine hatten folgende Kinder:

1. Albert, geboren am 1. April 1816, gestorben am 8. Juli 1890. — Vergl. Abschnitt XIII.

2. Theodor Ludwig, geboren am 20. Januar 1820 in Offenburg, trat 1835 bei dem Buchhändler Winter in Heidelberg in die Lehre, ging dann aber im April 1837 nach Holland, um sich für Batavia als Soldat anwerben zu assen, und wurde im Oktober 1838 Korporal und im Juni 1839 Sergeant. In Harderwijk am Zuidersee, wo er bis zu seiner Einschiffung stand, verlobte er sich mit einem jungen Mädchen, Marianne Friesemann, der Tochter eines Rentners und Nichte eines holländischen Majors. Er ver-



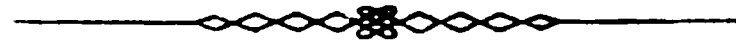
Max Bürklin.

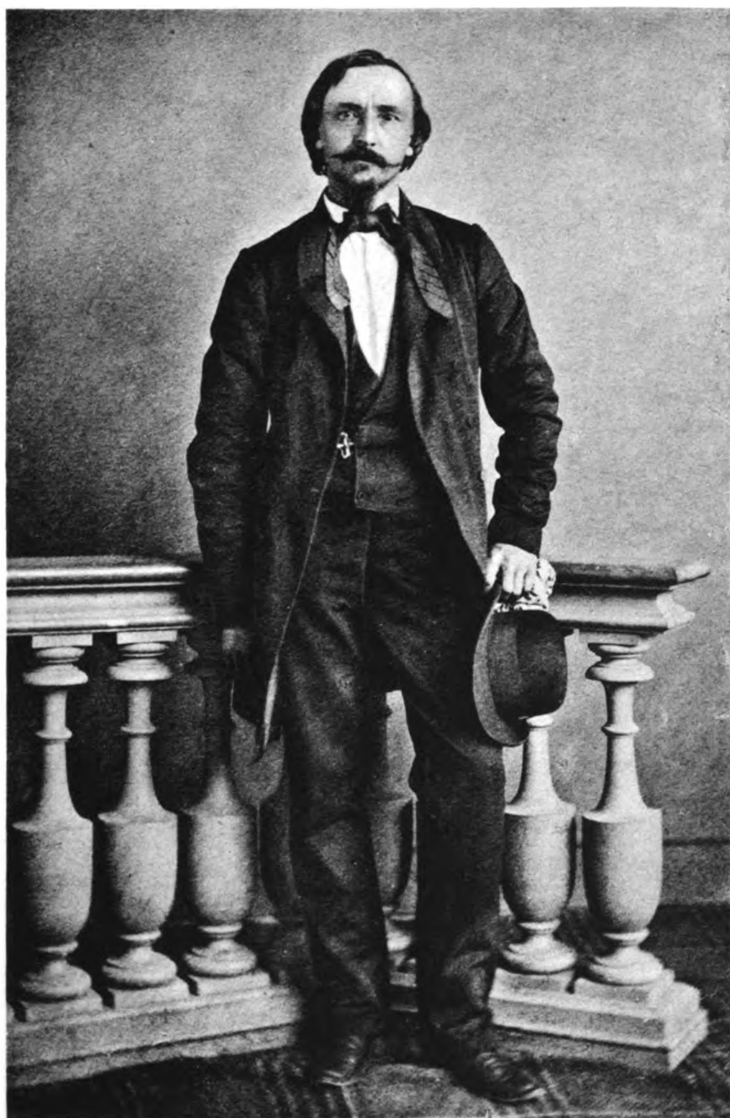
dankte die Verlobung seiner schönen Stimme; denn als er eines Nachts vor dem Hause des Majors Schildwache stand und in der Langweile anfing zu singen, bezauberte er durch seinen Gesang Marianne, die bei ihrem Onkel zu Besuch weilte, derart, daß sie sich in ihn verliebte und er anstatt mit Arrest mit einer Verlobung davonkam. Marianne trat mit Theodors Eltern in Briefwechsel und Wilhelmine Christine schrieb ihr unter anderm: „Vous n'ètes plus une etrangère pour moi, je vous connais d'après le portrait que Theodore m'a fait de vous .... vous ètes devenue l'ange gardien de mon fils, car la confiance et l'amour par que vous lui avez voués, l'ont fortifié dans le sentiment pour le bien et l'encouragent a continuer le sentier de la vertu." Später, als jahrelang von Theodor alle Nachrichten ausblieben und dieser mit Bestimmtheit totgesagt wurde, ging sie mit einem anderen Manne die Ehe ein. Im November 1839 wurde Theodor nach Ostindien eingeschifft, am 2. Mai 1840 landete er auf Batavia. Als Sergeant dem 12. Bataillon Infanterie zugeteilt und später zum Sergeant-Major befördert (1842), stand er sechs Jahre in Weltevreden und Ambarawa auf Java. Nach seiner Rückkehr in die Heimat im Jahre 1846 fand er im Oktober eine Anstellung bei der Grenzaufsicht, starb aber, wie wir schon gesehen haben, noch vor Jahresfrist am 4. August 1847 bei den Eltern in Karlsruhe.

3. Max (Maximilian Hermann), geboren am 10. Oktober 1823 in Offenburg, studierte Berg- und Hüttenkunde. Als Bergeleve in Karlsruhe trat er bei Errichtung der Karlsruher Bürgerwehr der Bürgerartillerie bei und erhielt am 16. Mai 1850 vom Heerscharkommando das Zeugnis, daß er „sich bei allen Ausrücken als ein tätiger, gutgesinnter Wehrmann gezeigt", auch „durch seinen festen Charakter, besonders durch seine treue Anhänglichkeit für die Sache der rechtmäßigen Regierung während der Revolution des vorigen Jahres sich die Achtung und die volle Zufriedenheit aller seiner Obern" erworben habe. Auch Max war musikalisch sehr begabt, spielte entzückend Klavier und sang ergreifend. Er beschloß, sich ganz der Musik zu widmen, zu welchem Zwecke er von 1853 an einige Jahre das Konservatorium von Professor

Schilling in Stuttgart besuchte. Nach seiner Rückkehr von da ergab sich aber, daß seine Nerven für die Anstrengungen einer musikalischen Laufbahn nicht vorhielten, worauf er wieder Bergmann wurde. 1858 wurde er als Platzmeister der Hüttenverwaltung Hausen in Wiesental beigegeben, im März 1865 zum Materialverwalter auf der Saline in Rappenau ernannt und am 1. Oktober 1883 in den Ruhestand versetzt. Er zog darauf zunächst nach Karlsruhe, später nach Baden, wo er am 2. August 1894 starb. Vermählt war er in kinderloser Ehe seit 20. November 1861 mit Ottilie Karoline Heß, der am 28. November 1833 geborenen Tochter des Lehrers und Steuereinnehmers Johann Christoph Heß zu Heddesheim und seiner Ehefrau Charlotte, geborenen Kunz.

4. Marie, geboren am 25. September 1834, gestorben am 29. Juni 1846 (vergl. oben S. 235).



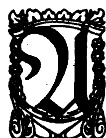


Max Bürklin.

XIII.

Albert.

(1816—1890).



Albert, oder wie er mit seinem vollen Namen hieß, Albert Ernst Gottlieb, erblickte als ältester Sohn Christian Ludwigs am 1. April 1816 in Offenburg das Licht der Welt. Er hatte mithin den gleichen Geburtstag wie der größte Deutsche des 19. Jahrhunderts, wie der im Jahre zuvor geborene Fürst Bismarck. In späteren Jahren hat sich Albert dieses Zusammentreffens gerne und öfters erinnert, und auch in der Familiengeschichte hat er desselben in seiner launigen Weise mit folgenden Worten gedacht: „Als meine Mutter mich in den April geschickt, hatte ich noch keine Ahnung, welch hochwichtiger Tag dieser 1. April für die deutsche Nation sein werde, und wenn ich damals schon außer in die Windeln auch in Politik gemacht hätte, so würde ich meinen Geburtstagsbruder, den einjährigen Kanzler Bismarck, mit einem hellen Jubel begrüßt haben."

Die Taufe des jungen Weltbürgers fand am 16. April statt. Taufzeugen waren ein Kollege des Vaters, der Kreissekretär Karl Ludwig Gyser (1832 als Ministerialsekretär bei der Hofdomänenkammer in Karlsruhe gestorben), Wilhelm Eisenlohr aus Oberkirch, damals ein unbekannter siebzehnjähriger Skribent, später als Geh. Rat und Professor der Physik am Polytechnikum in Karlsruhe (1840—1865) eine hervorragende Zierde dieser Anstalt und eine weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmte Leuchte der Wissenschaft, ferner der Onkel des Täuflings, Pfarrer Rott aus Scherzheim, Frau Christine Eisenlohr, geborene Herbster, die „Frau Tante aus Kork", Karoline Fecht, eine jüngere

16*

Schwester der Mutter, und endlich eine Schwester des Vaters, Karoline Bürklin, die nachmalige Frau Alt in Basel. Da ein evangelischer Geistlicher nicht am Orte war — die Familie Bürklin war die einzige evangelische in der ganzen Stadt Offenburg — wurde die Taufe durch einen katholischen Priester vollzogen. Nahm man es doch in dieser Hinsicht damals nicht so sehr genau und war gewöhnt, die weitherzigste Duldung zu üben! Eine Familientradition wußte allerdings zu berichten, daß das Taufkind selbst seinen Widerspruch gegen den feierlichen Akt durch außergewöhnliches Strampeln und Geschrei zu erkennen gegeben und dadurch die heilige Handlung empfindlich gestört habe. Doch ist wohl die Annahme berechtigt, daß diese Unmutsäußerungen in anderen Umständen ihren Grund gehabt und der Fünfzehntägige mit denselben sich nicht in bewußten Gegensatz zu den Anschauungen seiner Zeit und seiner Umgebung habe setzen wollen.

Aus den hinterlassenen Aufzeichnungen Alberts ersieht man, daß derselbe in seiner Lebensgeschichte den Erinnerungen seiner Jugend und insbesondere seiner frühsten Jugend einen ziemlich breiten Raum zu widmen gedachte. Zahlreiche Notizen, die er sich zu diesem Zwecke gemacht hat, lassen dies erkennen. Da findet sich eine kurze Beschreibung seines Geburtshauses. Es war ein altes Herrschaftshaus, gehörte der Familie von Neveu und zeichnete sich durch große Säle und Marmorkamine vor den andern Häusern der Stadt aus. Im Keller befand sich ein gespenstiger Judenteich, der den Knaben viel beschäftigte, wie überhaupt Gespenster und Gespenstergeschichten in den Vorstellungen seiner Kindheit keine geringe Rolle spielten. Später bezog die Familie eine Wohnung in der Steinstraße. Hier war es, wo der Knabe mit anderen beim Tode einer Bettlerin zugegen war; man öffnete die Fenster des engen Raumes, um der Seele der Verstorbenen die Himmelfahrt zu ermöglichen. Von dem auf das Geburtsjahr folgenden Jahr 1817 wird angeführt, daß es ein Hungerjahr war und der tägliche Brei für den Kleinen auf einen Gulden zu stehen kam. Ähnliche Angaben finden sich noch in größerer Anzahl, leider bleiben weitaus die meisten derselben in ihrer abgerissenen

Form und fragmentarischen Fassung uns Späteren zum größten Teil unverständlich.

In die Offenburger Zeit fällt der Eintritt Alberts in die Volksschule. Er nahm in derselben am katholischen Religionsunterricht teil; beim Gottesdienst durfte er aber nicht wie seine Kameraden ministrieren, dagegen wurde er mit diesen zum Holztragen und Kehren verwendet. Dadurch, daß der Vater dem Lehrer eine Uhr zum Geburtstag verehrte, geschah es, daß Albert aus besonderem Wohlwollen davon befreit wurde, beim Reinigen eines gewissen Ortes mitzuhelfen, dessen Reinigung man heutzutage, in Städten wenigstens, nicht zu den Obliegenheiten der Schulkinder zu rechnen pflegt. Seine ersten Leseversuche machte der Knabe in Beckers Weltgeschichte in der Dachkammer des väterlichen Hauses. Unter seinen Spielkameraden aus dieser Zeit führt er u. a. den Sohn des seit 1819 in Offenburg als Kreisrat angestellten späteren Geh. Rats Johann Nepomuk Schnetzler auf, Karl mit Namen, mit dem ihn nach manchen Jahren das Schicksal unter veränderten Verhältnissen wieder zusammengeführt hat.

Mit Vergnügen erinnerte sich Albert noch in späterer Zeit der zahlreichen Ausflüge, welche die Eltern mit den Kindern in die Umgebung von Offenburg, nach Ortenberg, nach Weingarten und an andere Orte machten. Längere Aufenthalte wurden in dem nahen Kork bei den Großeltern Fecht genommen, wo der Knabe in den jüngeren Brüdern seiner Mutter, Hermann Bernhard (geboren 1808), Ludwig (geboren 1810) und Wilhelm (geboren 1814), im Alter nicht so sehr verschiedene Spielkameraden fand. Vor allem mit dem jüngsten der Brüder, dem um zwei Jahre jüngeren „Onkel" Wilhelm, verband ihn bald eine enge Knabenfreundschaft, die auch späterhin noch gepflegt wurde. Manche mutwilligen Knabenstreiche wurden in der ländlichen Ungebundenheit des kleinen Ortes ausgeführt. Zu den kräftigeren gehörte schon, daß die beiden jüngsten, Albert und Wilhelm, einen Juden durchprügelten, weil er Christus gekreuzigt habe, und daß ein andermal die Oheime gemeinsam mit ihrem Neffen das gleiche mit dem Hausknecht taten, weil derselbe über den Vater, beziehungsweise

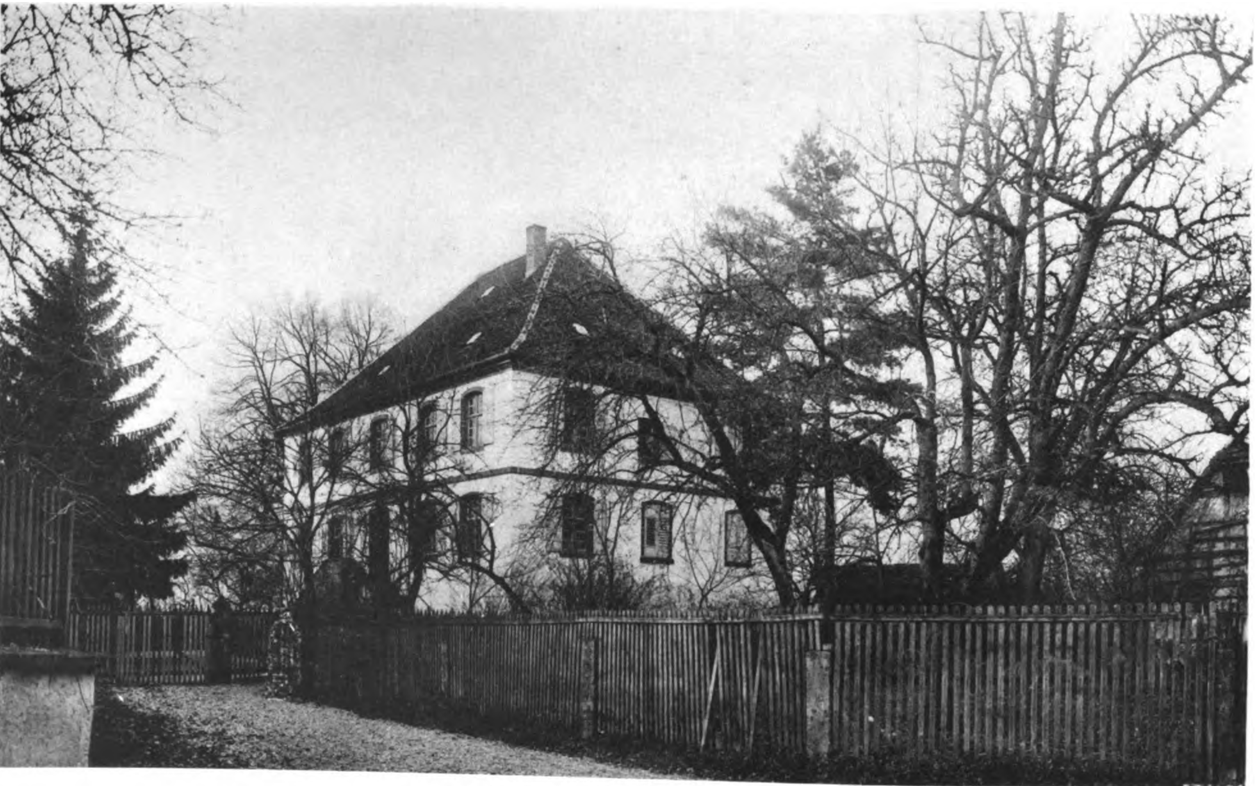
Großvater, den Dekan Fecht, schlecht gesprochen hatte. Auch nach der Übersiedlung der Familie nach Karlsruhe hörten die Besuche in Kork nicht auf, und insbesondere in der ersten Zeit, etwa bis zum Jahre 1830, hat Albert fast alle seine Ferien bei den Großeltern in Kork verlebt.

Es ist begreiflich, daß aus der Zeit des Umzugs nach Karlsruhe der Brand des Möbelwagens auf dem Offenburger Marktplatz besonders fest in dem Gedächtnis haftete. Lebhaft war daneben auch die Erinnerung an das Bedauern des Knaben, der damals noch wenig von seinen späteren musikalischen Neigungen verriet, daß bei der Katastrophe nicht auch der alte Klimperkasten, auf dem schon der Vater seine Fingerübungen gemacht hatte, seinen Untergang gefunden hatte und die eben damals auf demselben begonnenen Exerzitien so ihren ungestörten Fortgang nehmen konnten.

In Karlsruhe besuchte Albert zunächst noch die Volksschule, dann vom November 1824 an das Lyceum. Das letztere hatte zu jener Zeit zehn Klassen, deren drei unterste Elementarklassen waren, in denen es sich zeigen sollte, ob ein Schüler weiter in die vier mittleren und drei oberen vorrücken könne oder ob er aus der achten oder auch noch aus der siebten Klasse in die Realklasse übergehen solle. Albert trat in die neunte Klasse ein und verließ die Anstalt nach Absolvierung der vierten Klasse im Oktober 1830. In seinem Abgangszeugnis werden seine Fähigkeiten als ziemlich gut, sein Fleiß als gut bezeichnet. Unter neunzehn Schülern hatte er im Durchschnitt den dreizehnten Platz von oben inne.

Noch im Oktober 1830 wurde Albert, nachdem er die vorgeschriebene Prüfung abgelegt hatte, in die Polytechnische Schule aufgenommen, und zwar in die obere Abteilung der Allgemeinen Klasse. Er besuchte dieselbe bis zum Oktober 1831, worauf, ebenfalls „nach erstandener Prüfung", seine Versetzung in die untere Abteilung der mathematischen Klasse erfolgte.

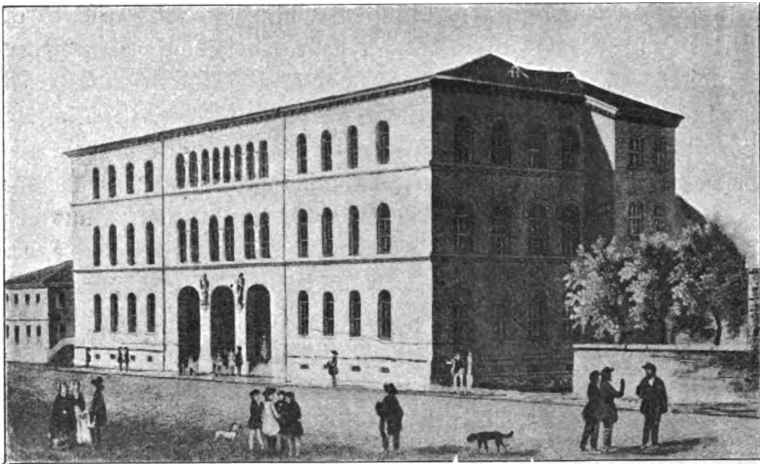
Im September 1832 erhielt die sieben Jahre zuvor, 1825, begründete, aus der Bauschule des Oberbaudirektors Weinbrenner, einer privaten Gewerbeschule in Freiburg und der von Oberst



Das Pfarrhaus in Kork.

Tulla eingerichteten Lehranstalt für Planzeichnen und andere Zweige der Ingenieurwissenschaft hervorgegangene Polytechnische Schule eine bedeutsame Erweiterung, indem der höhere Unterricht für Ingenieure, für welchen bis dahin noch eine besondere, dem Ingenieurdepartement unterstellte Ingenieurschule bestanden hatte, und in gleicher Weise auch der höhere Unterricht für Architekten, der in dem architektonischen Institute von Weinbrenner weiter erteilt worden war, mit der Anstalt vereinigt wurden. Albert trat in die Ingenieurschule ein; er war einer von den fünfzehn Studierenden, mit welchen dieselbe ihr erstes Studienjahr 1832/33 begann. Die Vorlesungen, die er zu hören hatte, beschränkten sich nicht auf seine eigentliche Fachwissenschaft, auch allgemein bildende Fächer gehörten zu den Unterrichtsgegenständen. So hat er in dem Zeitraum von 1832 bis zu seinem Austritt aus der Schule im Juli 1837 u. a. zwei Kurse über deutsche Sprache bei Professor Stieffel besucht (1832/33 und 1833/34), desgleichen die Vorträge desselben über Ethik, welche ihn nach seinen eigenen Äußerungen besonders anzogen, ferner zwei Kurse der französischen Sprache, sowie den englischen Unterricht, welchen der Professor und Hofbibliothekar Gratz erteilte; jedoch waren seine Fortschritte in dem letzteren Fache nicht bedeutend. Weltgeschichte hörte er 1831 bis 1833 bei Professor Kühlenthal, Unterricht im Ornamentezeichnen nahm er bei C. Thierry (1831/32), im Figurenzeichnen bei dem 1894 im hohen Alter von siebenundneunzig Jahren in Heidelberg gestorbenen Historienmaler und damaligen Professor am Polytechnikum Johann Heinrich Koopmann (1833/34). Auch Kalligraphie und Gipsmodellieren gehörten zu den Gegenständen, mit denen er sich beschäftigte. Daß Elementargeometrie, darstellende Geometrie (bei Guido Schreiber), ebene Trigonometrie (bei Buzengeiger), sphärische Trigonometrie (bei Johann Friedrich Ladomus) u. s. w. Fächer waren, die er trieb und treiben mußte, versteht sich von selbst. Von eigentlichen fachwissenschaftlichen Vorlesungen, die von ihm besucht wurden, seien erwähnt diejenigen des Professors der Geometrie und mechanischen Wissenschaften A. Kayser über statische und mechanische Wissenschaften (1832 bis

1836) und die des Professors und späteren Bergrats Fr. A. Walchner über allgemeine technische Chemie, Mineralogie und Geognosie (1834/35) und über spezielle technische Chemie (1835/36); auch im chemischen Laboratorium Walchners arbeitete er „nicht ohne Erfolg". Ferner hörte er bei dem Professor und früheren Oberleutnant W. L. Volz Maschinenbau und Enzyklopädie des



Das Polytechnikum in Karlsruhe, erbaut 1833—1835.

Industriemaschinenwesens (1835 bis 1837), bei Professor Dr. C. Bader Wasser- und Straßenbaukunde (1835 bis 1837) und höhere Geodäsie (1836/37), sowie endlich bei dem späteren Oberbaurat Fr. Keller dessen konstruktiven Unterricht über Wasser- und Straßenbau (1835 bis 1837). Nach den ihm beim Verlassen der Anstalt erteilten Zeugnissen war der Erfolg seiner Studien in fast allen Fächern ein durchaus befriedigender. Er hatte die Vorlesungen mit Eifer und Fleiß besucht, und auch sein Betragen wurde fast ausnahmslos als ein durchaus lobenswertes und musterhaftes bezeichnet. Allein über den Besuch des zweiten Kurses der deutschen Sprache glaubte Professor Stieffel bemerken zu müssen, daß er „nur teilweise ziemlich fleißig" war, wenn der

Zögling auch durchaus gute Stilarbeiten geliefert habe; und daß die Fortschritte im Englischen nicht bedeutend waren, ist schon erwähnt worden. Professor Koopmann fand den Besuch seiner Stunden zu kurz, um über die Fortschritte seines Schülers erhebliches sagen zu können, und bei Professor Volz ließ dessen Betragen „in etwas zu wünschen übrig".

An dem studentischen Leben, soweit von einem solchen überhaupt bei der in den allerersten Anfängen ihrer Entwicklung befindlichen Anstalt die Rede sein konnte, nahm Albert regen Anteil. Er war ein tätiges Mitglied des polytechnischen Turnvereins und wurde Mitbegründer und erster Sekretär des Ingenieurvereins (1835). Er agitierte lebhaft, wenn auch freilich ohne Erfolg, für die Aufnahme der Polytechniker in die Museumsgesellschaft und stellte sich in den Streitigkeiten, die zwischen jenen und den Offizieren der Residenzstadt an der Tagesordnung waren und die zu häufigen Zusammenstößen führten, mit Entschiedenheit auf die Seite seiner Kommilitonen. Ganz ist er in diesem sich doch in verhältnismäßig engen Grenzen bewegenden Leben freilich nicht aufgegangen; dagegen bildete schon das elterliche Haus mit seinen verschiedenartigen Interessen und mannigfachen Eindrücken ein zu großes Gegengewicht.

In der Familie Christian Ludwig Bürklins wurde viel musiziert; insbesondere dieser selbst zeichnete sich durch feines musikalisches Verständnis aus. Sein Sohn Albert spielte außer Klavier auch Gitarre, und seine Stimme war, wenn auch nicht so hervorragend wie diejenigen seiner jüngeren Brüder Theodor und Max, doch immerhin so bedeutend, daß es sich lohnte, dieselbe durch Stunden, die eine Sängerin des Hoftheaters, Fräulein Kupfer, erteilte, weiter auszubilden. Zu Hause und bei befreundeten Familien wurden musikalische Aufführungen veranstaltet; Albert spielte u. a. eine Zeitlang in einem Quartett mit und auch als Sänger ließ er sich hören, einmal allein zusammen mit einem ganzen Chor von Damen.

Daneben wurde die Kunst des Zeichnens und Malens fleißig geübt, auch nach der Natur, und zwar dies umsomehr, als es an

Aufmunterung nicht fehlte und selbst ein anerkannter Künstler der Zeit, der badische Hofmaler Johann Grund, der damals in Karlsruhe lebte und zu den Eltern Alberts in freundschaftlichen Beziehungen stand, gelegentlich mit seinem Lobe nicht zurückhielt und Anlagen und Ausdauer des jungen Dilettanten rühmend hervorhob.

Seitdem die Familie im Jahre 1830 nach der Stephanienstraße übergesiedelt war, weilten regelmäßig einige junge Leute im Hause, welche die Schulen in Karlsruhe besuchten, die Söhne von Verwandten und Bekannten der Eltern. Aus dem Umgang mit ihnen entwickelte sich für Albert manche Freundschaft, die über die Schulzeit hinaus vorhielt. Er selbst nennt unter anderen Genossen jener Jahre die beiden Brüder Fecht, Karl Gustav und Alfred Edmund, entferntere Verwandte seiner Mutter, von denen der erstere, 1813 geboren, später Theologie und Philologie studierte, zuletzt Professor und Vorstand des Pädagogiums in Durlach war und im Jahre 1891 in Karlsruhe verstarb, ein auch literarisch vielfach tätiger Mann, der u. a. eine Geschichte der Familie Fecht nach mündlichen und schriftlichen Quellen verfaßt hat (2. Auflage. Karlsruhe 1883). Sein jüngerer, 1815 geborener Bruder Alfred Edmund wanderte schon 1837 nach Amerika aus und wurde ein gesuchter Arzt in Port Huron im Staate Wisconsin, wo er 1869 starb. Als weitere Kameraden nennt Albert seinen Vetter Ernst Ludwig Rott aus Scherzheim (vgl. oben S. 229), der 1829 bis 1832 Schüler der oberen Klassen des Karlsruher Lyceums war, Otto Hilgard, geboren 1816, der nach Amerika ging und später nach seiner Rückkehr von dort auf seinem Gute St. Johann in der Pfalz lebte und in Landau starb, sowie Hermann Puricelli, der nach dem Tode seines Vaters das Eisenwerk Rheinböller Hütte bei Bingen übernahm. Auch der jüngste der Korker Oheime, Wilhelm Fecht, weilte damals einige Zeit in Karlsruhe, wo er das Polytechnikum besuchte. Er wurde Kaufmann und trat bald darauf eine Reise nach Messina an. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst in die Heimat zurückgekehrt, lebte er erst in Mannheim, dann von 1849 an in Donauwörth und zuletzt seit 1858 wieder



Die östliche Stephanienstraße mit dem ehemaligen Bürklin'schen Hause (×).

in Mannheim, wo er als Direktor der englischen Lebensversicherungsgesellschaft Gresham am 9. Dezember 1870 starb.

Wir schließen hier einige Freunde Alberts an, die mit ihm die Ingenieurschule besuchten, Ferdinand Dietz, Philipp Mittermaier aus Heidelberg und Johann Klingel, ebenfalls aus Heidelberg, der später Mitglied der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen wurde und 1883 als Oberbaurat in den Ruhestand trat, und endlich einen gewissen Gulden, von dem weiter nichts festzustellen war, als daß er aus der bayerischen Rheinpfalz stammte, wo sein Vater Lehrer auf dem Lande war. Von Alberts Verhältnis zu den drei letztgenanten Freunden handelt eine Stelle seines Tagebuches. Es heißt dort (8. September 1836): „Gulden, Mittermaier nnd Klingel ist das Kleeblatt, dessen Keim meine Seele ist. An Gulden fesselt mich die Übereinstimmung der Gesinnung, der beiderseitige poetische Leichtsinn, an Mittermaier ist es der Charakter, der mir ihn wert macht, und Klingel harmoniert mit mir in der Musik.“ Mit Bezug auf Gulden, der gelegentlich als ein „treuer Kerl“ bezeichnet wird, ist außerdem an einer anderen Stelle gesagt: „Ich glaube unsere Charaktere stimmen sehr zusammen; ernst und dennoch leichter Sinn, poetischer Geist, begeistert für alles Große, Edle, Schöne, oft Anflug von Melancholie.“

Auch an einen jungen Düsseldorfer, Lasinsky, der in Karlsruhe seine Kunst als Porträtmaler ausübte und im Oktober 1837 nach Paris ging, hat sich Albert in jener Zeit enger angeschlossen. Ein anderer jüngerer Düsseldorfer Maler namens Lay wohnte im gleichen Jahre 1837 als Gast bei den Eltern und malte während seiner mehrmonatigen Anwesenheit die ganze Familie in Öl gegen ein Honorar von Kost und Logis. Die Bilder waren keine Kunstwerke, aber sie hatten den Vorzug sehr ähnlich zu sein, und namentlich das Gesicht des Vaters Christian Ludwig war vorzüglich getroffen.

Auch sonst fehlte es nicht an Gästen im Hause. Von besonderer Art waren diejenigen, welche die Familie im Frühjahr 1832 beherbergte. Nach der Niederwerfung der polnischen Revolution im Jahre 1831 wurde ganz Deutschland von fliehenden Polen

überschwemmt. Man kennt die Sympathien, welche die liberalen Kreise in ganz Europa den Flüchtlingen entgegenbrachten, und weiß, daß auch die Bewohner Karlsruhes hiervon keine Ausnahme machten. Insbesondere waren es die Frauen, die hier wie anderswo für die schlanken polnischen Offiziere in ihren schmucken Uniformen und in ihrem Schmerz für das verlorene Vaterland schwärmten. In Karlsruhe war der Schloßplatz der Sammelplatz der obdachlosen Fremdlinge, und es gehörte für die Bewohner der Stadt zum guten Tone, sich von dort ihren Polen zu holen. Alberts begeisterte Mutter hätte gerne einige der „letzten Zehn vom vierten Regiment" gehabt, allein diese waren sogleich vergriffen, obschon bereits Zweifel an ihrer Echtheit laut geworden waren, da diese „Zehn" wiederholt an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit auftauchten und sich feiern ließen. Anstatt ihrer brachte der Vater zwei Offiziere mit, einen Grafen Jezierski und einen Fürsten Woronieski. Die Fürsten und Grafen waren unter den Offizieren stets zahlreich vertreten, doch galt es nicht für anständig, nach ihren Adelsdiplomen zu fragen. Im übrigen waren die beiden angenehme, feine Leute, die, als sie nach mehrwöchigem Aufenthalte nach Frankreich weiterzogen, ein gutes Andenken hinterließen. Noch heute bewahrt die Familie als „Angedenken von tapfern lieben Polnischen Freunde [so!] und Gäste Jezierski und Woronieski" das blau und rote Tuch eines Ulanenfähnchens, dazu einen Bogen Papier in Quart, der das „Polnische Mailied" (Brüder laßt uns gehn zusammen), „Der Polen Abschied" (Leb wohl, du teures Land, das uns geboren), die „Unterhaltung eines Polnischen Soldat [so!] mit Kosciuszko" (Denkst du daran, mein tapferer Lazienka) enthält und die Unterschrift trägt: „Karlsruhe, den 9. März 1832. Johann von Jezierski Major von Polnischen Kavallerie hat das zum Anden [!] vorgeschrieben, sowie ein weiteres Blatt Papier mit der Aufschrift: „Freye Polen danken für die großmütige Annehmung und wünschen das beste Was auf der Welt kann zu wünschen seyn. Karlsruhe den 9. März 1832. Johann von Jezierski, Major der Polnischen Kawallerie; Le prince Lucien Woronieski capitaine".

Eine in ihrer Art, insbesondere für die jungen Leute, merkwürdige Persönlichkeit war auch die „russische Tante", Charlotte Herbster, die zwar nicht im Bürklinschen Hause wohnte, aber doch ein häufiger Gast desselben war. Sie war eine Verwandte der Familie Fecht und in jungen Jahren in der Begleitung der Markgräfin Luise von Baden nach Rußland gegangen. Auch nach der Vermählung ihrer Herrin mit dem späteren Zaren Alexander I. (1793) war sie dort geblieben und bis zum Tode ihrer Gebieterin, der nunmehrigen Kaiserin Elisabeth, im Jahre 1826 als Kammerfrau in deren Diensten gestanden. Dann war sie in die Heimat zurückgekehrt und hatte ihren Wohnsitz in Karlsruhe aufgeschlagen, um den Rest ihrer Tage in der Nähe ihrer Verwandten zu verleben. Der Vater Alberts genoß ihr vollstes Vertrauen, besorgte ihre sämtlichen Angelegenheiten, verwaltete ihr ziemlich beträchtliches Vermögen und ward von ihr für den Fall ihres Todes mit dem Vollzuge ihres Testamentes betraut. Sie starb am 1. Juli 1837 während eines Sommeraufenthaltes in Lichtental. Unter ihren Erben befand sich auch ihre Großnichte, Alberts Mutter, die eine Enkelin der Schwester der Verstorbenen, der an den Landkommissär Jakob Friedrich Deimling in Müllheim verheirateten Karoline Herbster, war.

In den Jahren 1831 bis 1835 weilte der Großvater Fecht während der Sitzungen des badischen Landtags, dessen zweiter Kammer er als Abgeordneter für den Kinzigtalkreis angehörte, jeweils längere Zeit in Karlsruhe. Er wohnte daselbst bald bei seiner jüngeren Tochter Amalie, einer verwitweten Frau Lemme, welche die ehemalige Bürklinsche Wohnung in dem Eckhaus am katholischen Kirchenplatz bezogen hatte, bald bei der Familie seiner ältesten Tochter, der Mutter Alberts. Durch ihn kamen verschiedene Abgeordnete der zweiten Kammer ins Haus. Die anerkannten Führer der freisinnigen Opposition, die Welcker, von Rotteck, von Itzstein und andere, waren häufige und gern gesehene Gäste. Durch sie wurde das Interesse an politischen Gegenständen in den Vordergrund gerückt, noch mehr als es sonst wohl in der bewegten Zeit ohnehin schon geschehen wäre, und das ganze

Leben erhielt dadurch zeitweise seine bestimmte Signatur. Insbesondere waren es die Frauen, welche sich rückhaltlos den Einwirkungen hingaben, die von jenen gefeierten Kämpen der Ständeversammlung ausgingen, während der Vater, wie aus verschiedenen Anzeichen erhellt, in der Hauptsache sich vorsichtig zurückhielt und wohl auch dann und wann keinen Hehl daraus machte, daß er die fortgeschrittenen Anschauungen seiner Umgebung nicht durchaus teile.

Albert selbst zählte, als der Großvater 1831 in die Kammer eintrat, noch nicht ganz fünfzehn Jahre und wenig über neunzehn, als derselbe für immer aus ihr schied. Es ist erklärlich, daß unter diesen Umständen er aus dem Verkehre der Eltern keine allzutiefen und nachhaltigen Eindrücke empfing. Die Politik spielte bei ihm weder damals noch auch in den folgenden Jahren eine vorherrschende, alles andere in den Hintergrund drängende Rolle. Das hinderte natürlich nicht, daß die Zustände und Vorgänge in der engeren Heimat sowohl, wie die großen Weltereignisse gelegentlich auch ihn beschäftigten, und es ist begreiflich, daß bei den Betrachtungen, die er über dieselben anstellte, die Einflüsse seiner nächsten Umgebung sich Geltung verschafften, ebenso wie es begreiflich ist, daß die Ergüsse, welche der unerfahrene Jüngling den verschwiegenen Blättern seines Tagebuches anvertraute, noch um ein erkleckliches radikaler waren als die Anschauungen, welche jene Männer, nach außen hin wenigstens, zu vertreten für gut fanden.

„Groß und herrlich ist ein Volk, das seine Ketten zerreißt! Muß der Spanier uns vorangehen? Hat denn Deutschland keine Jugend mehr?" Diesen Ausruf entlockt ihm die Nachricht, daß Königin Marie Christine von Spanien am 12. August 1836 von ihren meuterischen Truppen gezwungen worden sei, die Verfassung des Jahres 1812 zu verkündigen und den eben verhängten Belagerungszustand wieder aufzuheben. Und am folgenden Tage (1. September 1836) fährt er fort: „Über Spanien ist die Sonne der Freiheit blutrot, schrecklich aufgegangen; aber die Bahn hat sie sich gebrochen durch all das giftige Gewölk und bald wird sie in reiner Klarheit vom Himmelsbogen niederstrahlen, daß Europas Fürsten Scheu-



Gottlieb Bernhard Fecht.

leder werden tragen müssen ob dem ungewohnten Glanze! O zittert nicht Fürsten Deutschlands, vor wem zittert ihr? Der Deutsche ist ein gutes Tier, geschickt dressiert, er leckt den Fuß, der ihn getreten." Und ein andermal, als die Kunde nach Karlsruhe gelangt war, daß sechs Studenten, unter denen sich auch ein Karlsruher befand, der stud. med. Wilhelm Obermüller, aus ihrer Haft in Frankfurt a. M., wo sie in peinlicher Untersuchung wegen Staatsverbrechen saßen, entsprungen seien, begrüßt er diese Nachricht mit den begeisterten Worten: „Ich preise die Götter, die es gelingen ließen! Noch glimmt der Funke! Blase ihn auf zur Flamme Begeisterung, daß sie zum Himmel lodere und die Völker der Erde erleuchte. Noch gibt es ein Deutschland, wenns auch nur im Busen seiner Jugend glüht. Gott geleite Euere Bahn, Euere Tat war groß und edel".

Seiner Abneigung gegen das Militär und die stehenden Heere Ausdruck zu verleihen, gibt Albert ein Besuch im Lager der badischen Truppen Anlaß (22. September 1837). „Es sind elende Dinger unsere Friedenssoldaten. Die stehenden Heere sind Polypen, die sich mästen vom Herzensblut des Bürgers; Nationalbewaffnung, und mit seinem Blute schützt der Bürger seinen Heimatherd!" Und im Anschluß daran berichtet er: „Es war heute große Parade. Die Menge strömte hinzu und gaffte sich die bunten Jacken an und freute sich über den Glanz. Das Kind spielt mit der Rute, um die die Mutter ein rotes Band geschlungen." Daß auch die gekrönten Häupter sich seiner besonderen Sympathie nicht zu erfreuen hatten, versteht sich von selbst. Insbesondere war es der Bürgerkönig Louis Philipp, der sein Mißfallen erregte, aber auch vor den Mitgliedern des angestammten Fürstenhauses machte seine Kritik nicht Halt, sei es nun daß er Ärgernis daran nahm, daß der Hofprediger Martini beim Neujahrsgottesdienst in der Schloßkirche das „erhabene Fürstenhaus" zum Gegenstande seiner Neujahrsbetrachtungen machte, sei es daß ihm Verdruß bereitete, daß die Großherzogin Sophie im Jahre 1837 bei ihrem erstmaligen Ausgange am 20. September das Hoftheater besuchte und mitten in der Vorstellung erschien, wodurch allerdings einige

Störung hervorgerufen wurde, indem die Zuschauer in Hochrufe ausbrachen und die Darstellenden auf der Bühne, der Ritter Eckbert und der alte Goldschmied in „Des Goldschmieds Töchterlein", komisch genug anzusehen, mitten im Stücke gegen die Hofloge gewendet wiederholt ihre Reverenzen machten.

Diese Beispiele dürften zur Charakterisierung der damaligen politischen Gesinnung Alberts genügen — einer Gesinnung, die übrigens, wie man weiß, durchaus nicht etwa seine besondere Eigentümlichkeit war, vielmehr unter der gebildeten Jugend der Zeit und nicht nur unter ihr zahlreiche Anhänger hatte und aus den unbefriedigenden Zuständen des engeren und weiteren Vaterlandes stets neue Nahrung zog.

Noch haben wir eines Ereignisses aus den letzten Jahren der Studienzeit Alberts zu gedenken, das für ihn von besonderer Bedeutung wurde.

Im Juni 1836 kam auf einer ihrer Kunstfahrten, die sie durch Europa machte, Agnese Schebest, neben W. Schröder-Devrient die berühmteste Bühnensängerin der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, zu einem mehrwöchigen Gastspiele nach Karlsruhe. Die damals dreiundzwanzigjährige, auf der Höhe ihres Könnens stehende Künstlerin wurde von dem Karlsruher Publikum in der außerordentlichsten Weise gefeiert. Ihre liebenswürdige Art entzückte und bezauberte, ihr ausgezeichnetes Talent wurde auf eine wahrhaft stürmische Weise anerkannt; sie erntete Triumphe, wie sie in dem damaligen Theaterleben zu den äußersten Seltenheiten gehörten. Man war hingerissen von ihrem edlen Spiel und ihrem wahrhaft dramatischen Gesange, man bewunderte ebenso die plastischen Schönheiten ihrer Darstellung wie die Innigkeit ihrer Töne, die Kraft und Milde mit staunenswerter Kunstfertigkeit in schönstem Einklang vereinten, das lebendige Feuer ihrer Liebesglut nicht minder wie den tiefergreifenden Ausdruck ihres Schmerzes, überhaupt die Vielseitigkeit ihres Kunsttalents, „das jeden Stoff durch die anmutigsten Formen belebte und über ihre Charakterschilderungen bei geistvoller Auffassung und origi-

neller Darstellung einen ganz eigenen Zauber verbreitete". In ihren Lebenserinnerungen, welche die Künstlerin zwanzig Jahre später herausgab, hat sie bei Erwähnung ihrer Gastspiele in Karlsruhe in dankbarer Gesinnung der angenehmen Eindrücke gedacht, welche der Aufenthalt in dieser Stadt bei ihr hinterlassen hatte. „Wie die Stadt," sagt sie u. a., „so behaupten auch die meisten Einwohner, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, denselben Charakter der Wohlanständigkeit, der geschmackvollen Zierlichkeit, aber nicht minder einer rührenden Zuverlässigkeit ihrer biederen Gesinnungen. Unbeschreiblich wohl tat es mir, nach langer Entbehrung wieder einmal vor ein tüchtiges, wohl organisiertes, präzis ineinander wirkendes Orchester treten zu dürfen, dessen Oberhaupt der energische, umsichtsvolle und in jeder Hinsicht gediegene Kapellmeister [Joseph] Strauß [1824 bis 1864] war." Zur Erhöhung der Annehmlichkeiten ihres Aufenthaltes trug bei ihre Bekanntschaft mit dem Leibarzte des Großherzogs, Hofrat Dr. Bils, und seiner Frau, sowie mit der Familie des kunstsinnigen damaligen Majors und späteren Obersten und Kommandeurs des Leibinfanterieregiments E. Holtz. „Die lieben Bekanntschaften," fährt sie fort, „die wir durch beide Familien machten, haben unseren dortigen Aufenthalt gar sinnig verschönt. In musikalischer Hinsicht wurden mir die schönsten Genüsse in den traulichen Zirkeln des † geheimen Kriegsrat St. J[ulien]. Er hatte eine klassische musikalische Bildung, komponierte selbst sehr schöne Lieder, war auch der geistreiche Verfasser einer Kunstabhandlung, die in Form einer Broschüre erschienen ist und den Titel hat: „Agnese Schebest in Karlsruhe."

Auch über die enthusiastische Aufnahme, die ihr bereitet wurde, hat sie sich geäußert. Sie erzählt, wie ihre Bilder von Clarot in Wien, F. Wagner in Nürnberg und Kaufmann in Karlsruhe überall zu finden waren, wie ihre Bildnisse auf zahllosen Pfeifenköpfen prangten und ein ingeniöser Konditor sogar den Einfall hatte, sie in Makkaronimasse abzubilden. Lieder wurden in Musik gesetzt und ihr gewidmet; zarte Frauenhände berührten der Lyra Saiten, um in rührender Weise ihre Gefühle ihr auszudrücken,

ja selbst Kinder kamen ins Dichten und zu allem hin fanden sich unter den vielen poetischen Gaben, welche ihr am Schlusse des Gastspiels gestreut wurden, Gedichte von Köchinnen, von denen eine ihr Schleierspiel in Norma mit den Bewegungen eines — Aales verglich, was in ihrer Praxis ohne allen Zweifel der äußerste Höhepunkt war, um den sich ihre Beobachtungen über elastische Bewegungen drehten. Trotzdem die Zahl der Vorstellungen für ein Gastspiel eine außergewöhnlich große war, und trotz dem aufgehobenen Abonnement und den bedeutend erhöhten Eintrittspreisen war doch das Theater immer und immer wieder zum Erdrücken voll, und je mehr das Gastspiel seinem Ende zuging, um so stürmischer wurden die Beifallsbezeigungen. Schebest schließt diesen Abschnitt ihrer Erinnerungen mit den Worten: „So wie ich damals im Innersten bewegt von Karlsruhe schied, so sage ich heute noch für alle empfangene Liebe meinen tiefgefühlten Dank."

Zum erstenmal trat die Künstlerin am 30. Juni 1836 als Desdemona in Rossinis Othello auf. Es folgten die Leonore in Fidelio, Alice in Robert der Teufel, Agathe im Freischütz, noch einmal Alice und in den beiden letzten Vorstellungen am 24. und 26. Juli Romeo in Bellinis Oper Romeo und Julie, ihre vorzüglichste Rolle, hinter der alle ihre übrigen Darbietungen, auch wo sie höheren Kunstaufgaben galten, zurückstanden. Der außerordentliche Erfolg ihres Gastspieles führte zu einer Wiederholung desselben im nächsten Jahre. Dieses zweite Gastspiel begann mit Romeo und Julie am 8. Januar und schloß mit Norma von Bellini am 7. April. Zu den obengenannten Rollen traten neu hinzu die Rosine im Barbier von Sevilla, die Isabella in den Italienerinnen in Algier, einer heute wenig mehr gekannten komischen Oper Rossinis, Tankred und Othello in den gleichnamigen Opern desselben Komponisten, Norma, die Emmeline in der „Schweizerfamilie," einer seinerzeit vielgegebenen Oper in drei Aufzügen von Joseph Weigl, endlich Rataplan in einem einaktigen Liederspiel von Pillwitz „Der kleine Tambour."

Albert war schon seit einigen Jahren ein eifriger Theaterbesucher. Er hatte trotz seinem bescheidenen Taschengeld, und ob-



Agnese Schebest.

wohl er fast immer in Geldverlegenheiten war, auf einen Theaterplatz abonniert und fehlte auch sonst bei besonderen Anlässen selten im Theater. Natürlich besuchte er die Vorstellungen, in denen die gefeierte Schebest auftrat, und der eigenartige Zauber, der von ihrer Person ausging, machte auch auf ihn tiefen Eindruck. Schon das erste Mal war er von ihrem Spiele und von ihrem Gesange hingerissen, und je öfter er sie sah, je öfter er ihren Tönen lauschte, um so größer wurde seine Begeisterung für die gottbegnadete Sängerin. Bald beherrschte sie sein ganzes Fühlen und Denken und in kurzem stand sein jugendliches Herz in hellen Flammen. Zum ersten Mal ergriff ihn eine tiefe Leidenschaft, eine Leidenschaft, die ganz anderer Art war als jene höchst ephemeren zarten Neigungen, denen auch er wohl einmal gehuldigt hatte. Die Künstlerin ward ihm der Inbegriff edler und echter, verehrungswürdiger Weiblichkeit, die er bei den höheren Töchtern der Residenz mit ihrer „Unnatur, ihrer Putz- und Gefallsucht, ihrem Mangel an natürlicher Anmut" bisher vergeblich gesucht hatte. Seine Leidenschaft war aussichtslos, darüber war er sich selbst bald im klaren. War es ihm doch nicht einmal vergönnt, den Gegenstand seiner Anbetung von Person zu Person kennen zu lernen. Mehrere Gesellschaften, zu denen Schebest geladen war und in denen er sie zu treffen hoffte, hatte sie abgesagt. Nur ein einziges Mal — es war auf einem Maskenballe im Museum, den sie im Domino besuchte — glückte es ihm, einige Worte an sie zu richten, aber seine Aufregung war dabei so groß, daß er sich von dem ganzen Vorgange nachher kaum mehr Rechenschaft zu geben vermochte. Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich seiner allmählich, eine Verstimmung, zu der nicht wenig auch der Umstand beitrug, daß von seiner Liebe, so sehr er sich bemühte, dieselbe vor seiner Umgebung zu verbergen, doch auch Andere nach und nach Kenntnis erhielten und Unberufene in das Geheimnis seines Herzens sich einzudrängen versuchten. Neugierige Fragen und nicht immer sehr taktvolle Bemerkungen verleideten ihm den Umgang mit Menschen. Mehr und mehr zog er sich auf sich selbst zurück. Er suchte die Einsamkeit, und als er sie fand, gewährte sie ihm doch keine Befriedigung.

Menschenhaß und Menschenverachtung drohten zeitweise seinen sonst so gesunden und offenen, allem Hohen und Idealen zugewandten Sinn zu verdüstern. Aber seiner Liebe blieb er trotz allem treu, und selbst als die Geliebte Karlsruhe längst verlassen hatte und die Hoffnung, sie je wieder zu sehen, ihm entschwunden war, blieb die Erinnerung an sie gleich lebhaft, bewahrte und hegte er unverwandt seine erste Liebe als ein Heiligtum im tiefsten Innern seiner Seele.

Einige Auszüge aus dem

Tagebuch Alberts

seien in weiterer Ausführung des eben kurz Angedeuteten hierher gesetzt. Er schrieb:

4. August 1836. „.... ich ging in die Oper! ... Ich halte meine Feder für unfähig den Sturm der Gefühle zu malen, den Fr. Schebest als Romeo in dieser Brust erregte; noch zittert der Ton ihrer Stimme durch meine Seele, noch starrt mein trunkener Blick auf dieses edle Spiel. Das Publikum war außer sich; tausend Kränze bedeckten das Proscenium und in manchem Auge glänzte eine Träne, der schönste Lohn der bescheidenen Künstlerin! Jenen Abend war ich ganz glücklich. ..."

24. August 1836. „Ich erfahre soeben durch Herrn Schütz, daß Frl. Schebest auf den Tod krank gelegen sei; ich muß blaß geworden sein, als er mir dies sagte, denn er sah mich groß an; ist es denn unrecht, daß ich so lebhaften Anteil an dem Schicksal eines Wesens [nehme], das mich zum erstenmal die ganze Zaubermacht der Musik erkennen ließ! Ists doch nur die Kunst, die ich in der Künstlerin ehre."

25. August 1836. „Welcher finstere Dämon beherrschte heute meinen Geist, was wars, das meine Seele drückte, welche Macht trieb mich rastlos umher? Ich weiß es nicht. ..... Schmerz, Wehmut, tiefe Melancholie übte ihre finstere Macht, ein unendliches Sehnen nach etwas, was ich nicht nennen kann, beängstigte meine Brust, Tränen trübten meinen Blick! Als ich wieder zu mir selber kam, saß ich auf dem bemoosten Steine und die Buche der Erinnerung säuselte geheimnisvoll mir ihren Willkomm und ihr

1837

Montag d. 1. Januar.

Die erste Seite aus Alberts Tagebuch von 1837.

Flüstern floß zusammen in himmlische Akkorde und zitterte durch meine Seele wie Harmonien aus Romeo. Da triebs mich hin zum Stamme der Buche und ich vertraute ihrer Rinde einen zweiten Namen! . . ."

1. Januar 1837. „. . . . . Jetzt wahrlich ist mirs nicht möglich zu klagen, wo meine Brust von der Lust des Augenblickes und der Erwartung in rascheren Pulsen schlägt. So wie der Anfang, sei Fortgang und Ende, das ist mein Neujahrswunsch! Schebest ist wieder hier! Ich möchte es der ganzen Welt zurufen und meine Lust gegen Himmel jauchzen! . . . . . . Musik, Deine Zaubermacht beherrscht die Welt, doch in die Seele allein schmiegen sich kosend der Stimme melodische Töne! . . ."

10. Januar. „Sonntag war Romeo! Schon hundertmal ergriff ich die Feder, um dem Worte zu geben, was meine Seele erfüllt! und hundertmal entfiel sie meiner Hand; denn nie können Worte ausdrücken, was die männliche Brust begeistert im unendlichen Aufschwung des Gefühls. Die Träne, die in meinem Auge glänzte, nur sie allein konnte alles sagen! Musik, Funke der Gottheit, du sprichst zum Herzen des Jünglings, und seine Seele begeistert sich zum Edlen, zum Großen, zum Schönen, er wird ein Mann. — Auch ich legte meine Huldigung zu den Füßen der Zauberin. Ein einfacher Lorbeerkranz mit der Devise: Nicht der Jubelruf der gaffenden Menge, die Träne, die im männlichen Auge glänzt, feiert Deine Triumphe!

Den Lorbeer, den Begeisterung Dir gewunden,
Drückst Du mit Tränen an Dein pochend Herz!
Dein Auge sagts, Du hast es tief empfunden,
Wie wir Dich ehren, lieben. Sieh den Schmerz,
Er weint Dir nach, wenn Du uns je entschwunden,
Und von den Lippen flieht der frohe Scherz!
Erhöre doch der treuen Freunde Bitte,
Verlaß uns nicht, bleib hier in unsrer Mitte!"

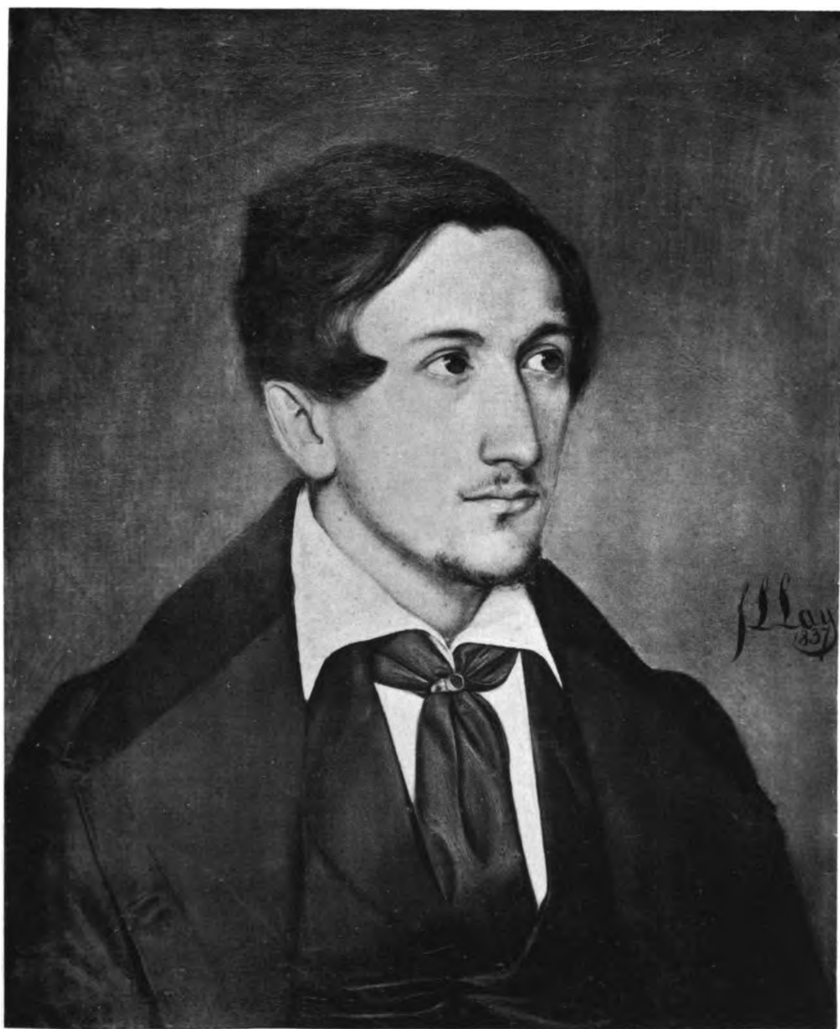
12. Januar. „Ich war in Robert. Das neunte Mal sah ich diese Oper und zum dritten Mal bewunderte ich Schebest als Alice, und dennoch kann ich es kaum erwarten, sie zum zehnten

Mal zu sehen. . . . Grausame Natur, warum versagst du mir, was mich so glücklich gemacht hätte? . . . . . Es sollte nicht sein, dem Unabänderlichen beugt sich der Starke. Auf der Bahn, die ich jetzt betrete, winkt mir auch ein schönes Ziel, und ehrenvoll ist diese Bahn: im Kampfe mit den Elementen gründe ich das Glück meiner Mitbürger. . . ."

17. Januar. „Ich war in Othello! Die Oper war vortrefflich besetzt und wurde gut gegeben. Fischer (Desdemona) und Schebest (Othello) rivalisierten. Ich mochte wohl meine Erwartungen zu hoch gespannt haben, denn sie wurden nicht ganz befriedigt. Schebest ist ein netter kleiner Othello, aber kein halb wilder Afrikaner, der seiner unbändigen Leidenschaft die Geliebte zum Opfer bringt. Sie tat ihr möglichstes, aber des Mannes Kraft und Ungestüme vermag nie ein Weib in ganzer Wildheit zu geben. Hätte ich das Spiel ihrer Mienen, hätte ich ihr Lächeln sehen können, vielleicht ich wäre bestochen worden, so aber machte das schwarz angepinselte Gesicht, aus dem der rote Mund und der weiße Blitz der Augen grell hervorstachen, einen widrigen Eindruck."

19. Januar. „Barbier von Sevilla. Der schlimme Eindruck vom Donnerstag ist gänzlich verschwunden, denn Schebest sang heute göttlich! Sie war heute so liebenswürdig wie nie."

20. Januar. „Ich lese die wenigen Blätter meines Tagebuchs durch und auf jedem Blatte Schebest, jede Zeile atmet Schebest! Holla! Albert, keine Dummheit gemacht! Verliebt? Unsinn! Was ich fühle, ist reine, tiefe Begeisterung für die Kunst, die ich in der Künstlerin ehre. Wer kann mir verargen, daß ich schätzen und achten möchte ein Wesen, das in meiner Seele die edelsten Gefühle hervorrief, eine Ahnung der Göttlichkeit! Was ists denn, was Dich an ihre Fersen fesselt? Ihre Jugend? Sie ist 28! Ihre Schönheit? nein! Der Zauber ihrer Stimme? nein! nein! nein! . . . der Heiligenschein ists, der um ihre Stirne leuchtet, die Herzensgüte, die in ihren Augen strahlt. Diese Hand, die die alte Mutter liebend unterstützt und sorgsam die Bahn ihr ebnet, kann nur Segen verbreiten. Niemand soll meinen Glauben mir rauben,



Albert Bürklin.

ich müßte denn an der Tugend verzweifeln. Wo sollte man nach ihr suchen, wenn sie hier nicht gekannt ist!"

6. Februar. „Ich komme aus Romeo. Noch zittere ich von der inneren Bewegung, fast wie noch nie begeisterte mich Schebest durch den Zauber ihrer Stimme, durch ihr herrliches Spiel. Wie soll ich meinen Dank Dir aussprechen, herrliches Mädchen. Mit der Träne, die Du mir in das Auge lockst, empfindet meine Brust die ganze Zaubermacht reiner Tugend; wenn der Ausdruck Deiner schönen Seele von Deinen Lippen zu mir herüberschwebt, wenn die Klagen Deiner ersterbenden Stimme wie Geisterhauch meine Seele durchzittern, und wenn ich in Dein frommes Auge schaue, ist mirs, als müßt' ich zu Deinen Füßen anbetend mich stürzen, eine Heilige Dich verehren. Der Tod in einem solchen Moment muß süß sein."

23. Februar. „Tankred! Ja du lieber Himmel, das klingelt zum einen Ohr hinein und zum andern hinaus und für die Seele bleibt nichts. Göttlicher Mozart, Du allein hast es verstanden, durch deine Zaubertöne die zartesten Saiten der Seele in Schwingung zu setzen, und niemals kannst Du untergehen, Du wirst leben, wenn Rossini lange schon vergessen. . . ."

22. März. „ . . . . . Diese Liebe hat mich allem, was teil an mir nahm, entfremdet! Ich fliehe den Kreis meiner Bekannten, die Einsamkeit meines Zimmers ist mein liebster Aufenthalt; unter einem Wust von Arbeit suche ich zu vergessen, daß mein Herz je warm empfunden! Doch das muß anders werden, ich bin auf dem geraden Wege ein Menschenfeind zu werden. Ich fühle mich glücklich in dem Gedanken in mir selbst zu leben, aber beim Himmel, ich finde hier soviel Lebensstoff, als die Außenwelt mir bieten kann. . . . In meiner Brust schuf ich mir eine Welt, ich lebte in dieser meiner Welt und war glücklich; oh! sie ist herrlich, ein Paradies! — wie so unendlich größer, erhabener ist sie als diese schmutzige Erde, wo unter jedem Lächeln, unter dem Drucke der Hand der Verrat lauert, wo niemand verstehen mag, wenn ein Herz groß und warm empfindet! War es ein Wunder, daß ich der Welt und die Welt mir fremd wurde? Ich warf mich in

die Arme der Menschen und hoffte in ihnen die Träume meiner Phantasie verwirklicht zu sehen; ich glaubte jede Brust müsse glühen in Begeisterung fürs Große und Kühne, jedes junge Herz müsse erfüllt sein von dem Gedanken „Freiheit und Vaterland“. Ich suchte nach Edelsinn und männlichem Stolz, ich suchte nach Herzen, die so innig empfänden wie das meine, und fand — kalten berechnenden Verstand und nichts als Verstand! Der Verstand hat die Stelle des Herzens eingenommen, die Menschen haben das Herz als ein überflüssiges Möbel auf die Seite geworfen und haben Verstand an seine Stelle gesetzt. Es ist eine schöne Sache um den Verstand, mich hätte aber der ewige Verstand bald um den Verstand gebracht! Man lächelte, wenn ich von meinen Ideen sprach, man schrak zusammen, wenn mir ein warmes Wort entfuhr, man verschrie mich als unbändig stolz und anmaßend, wenn ich offen und frei meinen Unwillen zeigte über dieses Treiben!“

3. April. „. . . Ich weiß! ich bin ein Schwärmer, was ich einmal mit Liebe erfaßt, das bildet sich meine Phantasie zur höchsten Vollkommenheit! Diese schwärmerische Idee ist es, die mich in der Musik meinen Gott finden läßt, die mich in die Nähe der Schebest bannt, die mich in ihr das Weib in seiner schönsten Größe sehen läßt, das lieblichste Bild der echten Weiblichkeit. Ruft mir nur zu und scheltet mich, ich sei ein Phantast, ein Schwärmer; ja ich bins, aber ich fühle mich glücklich, denn nie empfinde ich mehr die Macht reiner Tugend, als in solchen Augenblicken. . .

Schebest geht bald weg von hier, das wußte ich und fast unerträglich war mir der Gedanke, fern von ihr zu sein, ohne auch nur etwas von ihr zu besitzen als die Erinnerung! Ich kämpfte einen schweren Kampf, aber der Mut beseelte meine Brust, denn der Glaube an ihre schöne Seele lag fest in meinem Innern. Ich wagte es an sie zu schreiben! Hier folgt der Brief!

„Mein Fräulein!

Gewiß! Sie werden staunen über die Kühnheit eines Unbekannten, der es wagt, diese Zeilen an Sie zu richten. Mir selbst bebt die Hand, indem ich diese Worte schreibe, denn muß ich nicht

fürchten, Sie werden zürnen? Wer so wie Sie es versteht, die zartesten Saiten der menschlichen Seele in Schwingungen zu versetzen, ist gewiß gütig und nachsichtig. Ein Blick in Ihr liebevolles, Güte strahlendes Auge gab mir Mut, ich war entschlossen! ...... So lange ich denken kann, beseelte mich glühende Verehrung für Musik. Sie ist ja das Band, das uns mit dem Himmel verknüpft. Doch wie wenig hatte ich eine Ahnung von ihrer Macht; ich hatte ja noch nie die Allgewalt dieser Göttersprache empfunden, ich hatte ja Sie noch nicht gehört! Norma! Romeo!

Was ich damals fühlte, kann ich nicht sagen, ich müßte es ja in Worte kleiden und es würde erscheinen wie eine der gewöhnlichen kalten Phrasen; die Sprache ist zu arm, um den Gedanken der Seele auszudrücken. Unmöglich war mirs, in den tosenden Beifall der Menge einzustimmen, ich war zu tief erschüttert; die Hand preßte ich fest auf die klopfende Brust, vergebens suchte ich Tränen zurückzuhalten, aber ich hätte niederstürzen mögen auf meine Kniee und anbetend verehren! ..."

Sie verlassen uns jetzt bald und wir sind glücklich, wenn die Rückerinnerung an Karlsruhe Ihnen einen angenehmen Augenblick zu verschaffen vermag! Doch muß ich nicht all das Herrliche, was ich gesehen und gehört, für einen schönen Traum halten? Muß ich nicht glauben, es sei all dies nur ein himmlisches Bild meiner Phantasie?!

Geben Sie mir ein Zeichen, daß ich an die schönste Wirklichkeit glauben darf. .... Eine Schleife, eine Blume, Gott! das geringste, das Ihre Hand berührt, ist mir ein Heiligtum! Es wird der Talisman meines Lebens sein!

Ich will Montag den 3. April Abend von $^1/_2$8 bis $^1/_2$9 unter Ihrem Fenster harren, wollen Sie meine Bitte gewähren, so werfen Sie, wie von ungefähr, die Gabe durchs Fenster, ich will dann fliehen mit meinem Heiligtum und in der Erinnerung glücklich sein. ..... Meinen Namen darf ich nicht nennen, doch so lange ein Atem diese Brust hebt, wird auch der Unbekannte anbetend Ihrer gedenken. ..."

Und ich war unter ihrem Fenster und mein Glaube hat mich nicht getäuscht. Sie ließ mich nicht vergebens harren! . . . Als das Fenster sich öffnete und sie sich herausbog und ihre Hand den Blumenstrauß zu meinen Füßen niederfallen ließ, der Moment war furchtbar, die Kniee bebten unter mir, sprechen konnte ich nicht, aber mein dankender Blick muß durch die Nacht in ihre Seele gedrungen sein. Und wie zart wußte sie das Geschenk zu geben, das niedlichste Bouquet mit einer Rosaschleife umwunden, in deren Ecken sie selbst ihren Namen einzeichnete. . . . . Ja ich habs geschworen, Deine Gabe soll der Talisman meines Lebens sein. Keine Erdenmacht soll mich von ihm trennen. Ich will nichts tun, nichts unternehmen, ohne vorher dieses teuere Zeichen um Rat gefragt zu haben, und gewiß wird das Andenken an diese Stunde mich stets für die höchste Tugend begeistern."

19. September. „. . . . Den ganzen Tag sitze ich auf meinem Zimmer und studiere, draußen winkt die herrliche Natur und ladet zum Genuß, aber ich sitze auf dem Zimmer und studiere, quäle mich mit einer Beschäftigung, die mir bald zum Ekel wird, die mich erschlafft, die mir die Schwungkraft lähmt. Unglückseliges System, des Lebens Weisheit aus den Büchern zusammenzuscharren und darüber das Leben zu vergessen. . . . . . Ihr Bild an der Wand schaut mich so freundlich an und immer noch glühts in meinem Busen! . . ."

31. Dezember. „Es schlägt elf Uhr. Noch eine Stunde und es endet das alte Jahr, ein neues beginnt. Diese einzige Stunde will ich noch nützen nach meiner Art. Ihr Bild steht vor mir und auch das Pfand von Ihrer teuern Hand. Ich habe mir einen Altar daraus errichtet und in seinem Anschauen will ich des Vergangenen gedenken. . . .

Es schlägt zwölf Uhr. Das neue Jahr hat begonnen! Ich habe mit dem Schlag zwölf Uhr Ihre Schleife und Ihr Bild an die Lippen gedrückt und mit dem Gedanken an Sie, mit einem Kusse habe ich das alte Jahr geendet, mit dem Gedanken an Sie und mit einem Kusse das neue Jahr angefangen."

25. Januar 1838. „Jetzt habe ich Sie gesehen. Es war im Theater. Sie saß wieder auf ihrem alten Platze. Man sagte mir, es sei „Die Nachwandlerin“ gegeben worden; ich weiß es nicht, ich habe von der Oper nichts gehört. Ich stand an einen Pfeiler gelehnt und schaute nach ihr. O wie schön ist sie, wie himmlisch mild sind diese Augen, wie bezaubernd und doch wie bescheiden dieses Lächeln. Dieses Gesicht ist der Abdruck einer schönen Seele, eines engelreinen Gemütes. . . .

Es wäre doch besser gewesen, sie wäre nicht hierher gekommen. Ich habe mich stärker geglaubt, als ich bin. Ihr Anblick hat mich tief erschüttert. In der Nähe dieses himmlischen Wesens ergriff mich der Schmerz der Hoffnungslosigkeit meiner Liebe mit seiner ganzen Macht. — Wie ich höre, wird sie nur wenige Tage hier sein. Sie geht nach Straßburg um dort einige Gastrollen zu geben. . . .“

3. April. „Heute der dritte. Heute wars vor einem Jahre, wo ich unter ihrem Fenster stand. Die Blumen sind verdorrt und duften nicht mehr so lieblich wie damals, aber meine Liebe ist nicht welk geworden mit den Blumen, sie ist noch glühend und unendlich wie damals. . . . .“

Inzwischen war das Ende von Alberts Studienzeit herangekommen. Nach Schluß des Sommersemesters 1837 machte er noch eine kleine Reise, wie er solche in den letzten Jahren jeweils in den Ferien unternommen hatte, so 1835, wo er mit seinem Freunde Dietz die Tante Alt in Basel besucht, dann den Rigi bestiegen hatte und auf dem Rückwege in Konstanz bei der Schwester seiner Mutter, der Gattin des Apothekers Vulpius, und in Engen bei seinem Onkel, dem Straßenmeister Hermann Fecht, eingekehrt war, und 1836, wo er die bayerische Pfalz durchwandert und darauf einige Zeit in Heidelberg im Hause des mit den Eltern befreundeten Buchhändlers Winter als Gast verweilt hatte. Dieses Mal war die Reise von kürzerer Dauer. Zunächst besuchte er in Baden die Familie Rott, dann gings nach Kork, wo er sich vierzehn Tage bei den Großeltern aufhielt, und zuletzt wurde noch ein

kleiner Ausflug zu den Verwandten nach Ittersbach gemacht. Einige Zeit nach der Rückkehr begann die schriftliche Prüfung der Ingenieurkandidaten. Die erste Prüfungsarbeit erhielt Albert zu Anfang des November, in den nächsten Wochen folgten die übrigen. Die mündliche Prüfung wurde erst im Juni des folgenden Jahres abgehalten. An derselben nehmen außer Albert noch vier weitere Kandidaten teil, darunter sein Freund Mittermaier. Albert bestand die Prüfung als zweitbester und trat damit in die Zahl der Ingenieurpraktikanten ein; bis zu seiner Einberufung zum praktischen Dienst vergingen aber noch einige Wochen.

* * *

In der zweiten Hälfte des Juli 1838 erhielt Albert die Mitteilung, daß er der Bezirksbauinspektion Waldshut zur Dienstleistung zugewiesen sei. Am 21. des genannten Monats reiste er in Karlsruhe ab, um sich an seinen neuen Bestimmungsort zu begeben; am 23. morgens um ein Uhr kam er in Waldshut an. Sein direkter Vorgesetzter war hier der Vorstand der Inspektion, Bezirksinspektor Anton Föhrenbach; den Dienst als zweiter Beamter versah Baukondukteur Anton Hemmerle. Alsbald nach seinem Eintreffen wurde dem jungen Praktikanten die Aufsicht und Leitung des Brückenbaues über die Wutach bei Lauffenmühle, zwei Stunden Wegs von Waldshut, übertragen. Später hatte er die Pläne für eine Regulierung der Schlücht anzufertigen, zu welchem Zwecke er sich einige Zeit in dem kleinen Bade Gurtweil aufhielt. Dann weilte er mehrere Wochen in Schwerzen, einem idyllischen Dorfe an der unteren Wutach, wo er das Projekt zu einer Straße durch das Wutachtal ausarbeitete, und zuletzt war er in Kadelburg mit den Plänen zu einer Straße von da nach Waldshut beschäftigt. Am 14. Dezember erst kehrte er wieder nach Waldshut zurück.

Rasch hatte er sich in die neuen, ihm ungewohnten Verhältnisse eingelebt. Der angestrengte Dienst, der fast ununterbrochene Aufenthalt in Gottes freier Natur, dazu der Umgang mit dem

gesunden, kernigen Menschenschlag, der in jener Gegend heimisch war, übten auf ihn eine außerordentlich wohltuende Wirkung aus. Die düstere Stimmung, die ihn in der letzten Zeit in Karlsruhe so oft niedergedrückt hatte, war schon während der Reise vollständig gewichen. Eine natürliche Fröhlichkeit hatte sich seiner bemächtigt und mit frischem, unbefangenem Sinne nahm er die wechselnden Eindrücke der neuen Welt, die ihn umgab, in sich auf. In einer Reihe von Briefen, die er an die Eltern richtete, hat er ein anziehendes Bild von seiner Tätigkeit, seiner Umgebung, seinem ganzen Leben in dieser Zeit entworfen. Wir teilen das Wesentlichste aus diesen Briefen im folgenden mit.

Briefe Alberts an seine Eltern.

Montag nachts, Waldshut, den 23. Juli 1838.

Teuerer Vater!

Er schreibt noch in der Nacht, wie außerordentlich gut es ihm hier gefällt; „das ist eine Gegend! das sind Menschen! .... Ich hätte nie geglaubt, daß Karlsruhe mir so sehr am Herzen liege; wie ich ..... an den Häuserreihen und an so vielen bekannten Gesichtern [im Eilwagen] vorüberflog, als das Ettlinger Tor sich hinter den Bäumen versteckte und ich die letzten Pappeln der neuen Anlagen aus dem Auge verlor, da stimmte mich der Gedanke, zum letztenmal dieses alles (für längere Zeit wenigstens) gesehen zu haben, ein bißchen ernst; aber ich habe mich dieses Gefühls auch gar nicht geschämt, die Gewohnheit übt ja über den Stärksten ihre Macht aus, und der Mensch knüpft so gerne seine liebsten Gedanken und Wünsche an äußere Formen; so warens nicht die Straßen und Gesichter, nicht die Tore und Bäume, von denen ich ungern mich trennte, sondern Menschen warens, die in einer von diesen Straßen wohnen, und die in ihnen mit diesen Gesichtern verkehren, die durch diese Tore wandeln und die unter diesen Bäumen sich ergehen, und die ich so herzlich liebe. Der Abschied von meinem Vaterhause ist mir schwerer geworden, als ich es gedacht habe. .... Doch der Ernst hielt nicht sehr lange

bei mir an, als ich Gesellschaft bekam, wurde ich fröhlich, natürlich, ich eilte ja einer lachenden Zukunft entgegen. Bald war ich so glücklich gestimmt wie selten! . . . . . . Wir kamen um zwölf Uhr in Basel an. Langweilige Straßen, noch langweiligere Menschen, teueres Mittagessen und einen affektierten Basler Bäbe zum Wirt, der seinen Gästen gegenüber den Stockfranzosen spielt, uns nicht verstehen will, wenn man ihn auf deutsch um ein Glas Wasser bittet, und der dann hinter unserem Rücken der Magd zuruft: „Witt aber go! Du Kaib!“ . . . . .

Nachts um ein Uhr (die Nacht vom Sonntag auf heute) kam ich in Waldshut an und ließ mich in der Post in ein turmhohes Federnbett hineinplumpsen, aus dem ich erst heute früh um neun Uhr wieder herauskroch. . . .

Waldshut, den 9. August 1838.

Teure Eltern!

. . . . Oft, sehr oft habe ich Eurer gedacht; wenn die blauen Wogen der Wutach zu meinen Füßen rollten, oder wenn ich über meinen Meßtisch hinweg über die grünen waldigen Berge in die schneebedeckten Alpen sah, dann habe ich immer Eurer gedacht und Eurer Liebe. Nicht als ob ich das Heimweh hätte; hier ists ja herrlich schön und die Menschen sind frisch und fröhlich wie ihre Wasser und kräftig wie ihre Berge. Wie kann man sich aus den blumigen Tälern und waldigen Höhen hinabsehnen in das dürre platte Land? Hier weht frische, freie Luft um frische, freie Herzen, meine Backen werden braun und das Herz wird gesund. . . .

Es war Montag den 23. Juli, morgens ein Uhr, da ich meinen Einzug in Waldshut hielt, und schon den folgenden Tag führte mich Herr Föhrenbach selbst bei dem Lauffenmühler Brückenbau, der ohngefähr zwei Stunden von Waldshut entfernt ist, in die Praxis ein. Er blieb den ersten Tag bei mir, um mich in das Kommando einzuweihen, versah mich mit den gehörigen Instruktionen auf die nächsten acht Tage, d. h. er sagte mir, „wenn es so

und so nicht geht, so überlasse ich es Ihrer eigenen Einsicht, es anders und besser zu machen," und fuhr dann in Gottesnamen wieder heim. Mein armes Praktikantenherz wäre mir fast in die Hosen gefallen, als ich die letzte Staubwolke der Inspektionskutsche in die Wolken wirbeln sah und einen scheuen Blick auf das halbhundert Arbeiter warf, die nun unter meinem Befehle standen, und als ich der Verantwortlichkeit gedachte, die nun auf mir ruhte. Doch frisch gewagt ist halb gewonnen . . . . als ich nun gar am Abend eine ganze Schichte Quader wieder zusammenreißen ließ, welche die Maurer schlecht gesetzt hatten, da hatte ich mein Spiel gewonnen und die Leute bekamen Respekt. Ein edles Selbstbewußtsein durchglühte meine Brust, als an jenem Abend ein dreckiger, lumpiger Speißbub mich zum erstenmal „Herr Hinschenör" titulierte, ich warf mich in die Brust und schenkte dem Esel einen Sechser. So war der erste Tag meiner Praxis; ich mußte den Leuten zeigen, daß mit mir nicht zu scherzen sei. Nun ich dieses erreicht, war mirs hauptsächlich darum zu tun, auch die Zuneigung der Leute zu gewinnen. Nichts war leichter als das. Ich unterhielt mich freundlich mit den Arbeitern, ermunterte und lobte, und mein Lob hatte doppelten Wert für sie, da sie wußten, daß ich auch zu tadeln verstehe, und da ich nun gar ein paar Batzen springen ließ und den fleißigsten und ordentlichsten von ihnen hie und da einen Schoppen aufwichste, so haben die Kerls mich jetzt zum Fressen lieb. . . .

Waldshut, den 18. August 1838.
Nachts.

Teuere Eltern!

Ganz Waldshut ist in Aufruhr. Die Glocken brummen von den Türmen, das Volk wogt durch die Straßen schon die ganze Nacht, und eben rasselt der Zapfenstreich an meinen Fenstern vorbei. „Was ist los", fragte ich meinen Hauswirt, „brennts? oder sind unsere Nachbarn, das Horn- und Klauenvieh ins Land gebrochen?" „Wie Sie spaßig sind, Herr," sagte er, indem er eifrig fortfuhr

an einem messingenen Säbelgriff zu putzen, „wissen Sie denn nicht daß morgen unsere Kirchweih anfangt?“

Ja so, das hätte ich denn freilich wissen sollen. Nein, was die Kerls brüllen, ich muß wahrhaftig die Fenster schließen. Wenn die die Vorfeier schon so feiern! . . . Die Bauern vom Walde sind ein entsetzlich rohes Volk.

19. August.

Und so wäre denn der erste Tag des gepriesenen Festes vorüber. Ich muß gestehen, ich habe mich besser unterhalten, als ich gedacht. Was ich aber von den Waldbauern gesagt, läßt sich nicht auf ihre Töchter anwenden. Die Waldmädchen mit ihren roten, silbergestickten Miedern und ihren gelben Strohhüten sind ganz allerliebste Dinger. Ich war heute in sehr herablassender Laune und die armen Dinger waren ganz verdattert von der großen Ehre, mit dem „Häre us de Residenz,“ wie sie mich nannten, so weiter in dem Saale herumzuwalzen, als wäre er eben nichts „fürnehmers“ als ein gewöhnlicher Mensch auch . . . . . ein „o, de Här sin gar zu gutig“ oder ein „o gehn se, se vexieret me“, nehmen sich aus so kirschroten Lippen meiner Tänzerinnen wenigstens ebenso gut aus, als ein „oh mon dieu, welche Hitze“ oder eine noch so feine Koketterie aus dem bleichen, gold- und elfenbeinreichen (nicht bildlich!) Munde unsrer Stadtdamen. — Ganz köstlich hat mich die hiesige Stadtmiliz und unter dieser ganz besonders mein Herr Hausphilister als Tambour-Major amüsiert. Hätte ich über die Dummheit der Menschen, so der Menschen Dummheit nachzuäffen, nicht lachen müssen, ich hätte darüber philosophieren können. . . .

21. August.

. . . . . . Die letzten acht Tage war ich mit einer großen Meßtischaufnahme beschäftigt, die mir außerordentlich viel Vergnügen gewährte. Es ist die Schlüecht, ein äußerst wildes, unregelmäßiges Bergwasser, eine starke Stunde von hier entfernt, die rektifiziert werden soll, und zu welchem Zweck ich einen großen Plan davon

entwerfen mußte. Ich nahm mein Standquartier in dem Bade Gurtweil, bei herzlich guten Menschen. Wann ich gewöhnlich morgens um halb fünf ins Wirtszimmer herunterkam, so schüttelte mir der Wirt die Hand und sagte „Gott zum Gruß, Herr". Die freundliche Wirtin breitete dann schnell eine schneeweiße Serviette über den Tisch und brachte mir Milch und Brot und sagte „wohl bekomms Herr"; und daß mirs immer wohl bekam, könnt Ihr Euch denken. So ein Frühstück unter so herzlich biedern Menschen überwiegt ein Königsmahl. Hier oben ist noch alte deutsche Sitte und alter deutscher Händedruck. Nach dem Frühstücke pfiff der Wirt gewöhnlich seinem Hunde (hier oben ist alles Jäger), wir warfen jeder eine gute Doppelbüchse über die Schulter und streiften im Gebirge umher, selten ohne Beute heimkehrend. Um sieben Uhr begann dann mein Tagewerk und dauerte ununterbrochen bis Abend. Mein Mittagsmahl hielt ich im Freien. O wie schmeckte mir der Braten von einem selbst geschossenen Hasen oder von einem selbst geschossenen Rebhuhn, wie köstlich mundete mir der Wein! Der Wirt, mein wackerer Freund, schickte mir alles dieses jedesmal auf die Wiese heraus. Dabei werde ich braun und der Bart sproßt lustig um Kinn und Wange. . . . . . . Abends ist mirs allemal meine liebste Erholung ein Stündchen mit Euch und mir mich zu beschäftigen, besonders da mir jetzt die Zeit mangelt, ein ordentliches Tagebuch zu führen. Statt seiner sollen diese Blätter sein, Freud und Leid, mein ganzes Herz will ich darin niederlegen, was der Mund zu scheu war auszusprechen, soll die Feder Euch jetzt unverhohlen sagen. Wozu sollten denn auch Geheimnisse zwischen uns bestehen? Ich weiß ja, Ihr habt Nachsicht mit mir und werdet mich milde beurteilen, wenn auch hie und da ein Rückfall in meine alte Krankheit sich zeigen sollte. Nicht der erste Kampf erringt den Sieg.

23. August.

. . . . Herr Föhrenbach ist ein Mann, wie ich mir ihn nie anders zum Vorgesetzten wünschen möchte; freundlich und leutselig, wie er immer ist, läßt er mich nie fühlen, daß er mir

zu befehlen habe, und was mir das liebste ist, er begrenzt meine Aufträge nie so scharf, daß meiner eigenen Beurteilung nicht noch bedeutender Spielraum bliebe. Sonst übrigens, im Privatleben, bekümmert er sich wenig um mich; ich war noch nie bei ihm eingeladen, und weder er noch Herr Hemmerle haben daran gedacht, mich in dem Museum oder sonst einer Gesellschaft einzuführen. Nun was schadets, habe ich doch überall hin selbst den Weg gefunden. Herr Hemmerle hat einen grimmigen Schnurrbart, ist übrigens sonst sehr sanfter und stiller Natur. Wir kommen gut mit einander aus. . . . . Ich sehe einem Briefchen von Euch mit Sehnsucht entgegen. Allen meinen Bekannten Grüße, ... meinem Max und meinem Mariele einen Kuß.

Lebet recht wohl, es grüßt Euch Euer
Albert.

Waldshut, den 1. September.

Schon seit vier Tagen stehe ich hinter meinem Fenster auf der Lauer, wann die Zeit des Briefausgebens kommt . . . . Endlich heute . . . halte ich Euern lieben, lieben Brief in den Händen. Die Heimat steht um so vieles schöner und lieblicher in der Seele des Entfernten, und jedes Zeichen aus der Heimat ist ihm teuer, besonders wenn es von so lieber Hand gesendet ist. Schreibt mir nur oft, recht oft, nur wenig Zeilen allemal, denn es bereitet mir einen Festtag, und besonders wenn der Brief so glückliche Nachricht bringt, wie Euer letzter. . . . . Meine Arbeiten haben einen wohltätigen Einfluß auf meine Gemütsstimmung ausgeübt, ich bin nicht mehr der finstere Träumer, der ich in Karlsruhe war, ich bin, Gott Lob und Dank, ein bißchen leichtsinnig geworden.

Waldshut, den 2. September.

Heute war große Cour bei mir. Waldshuts Noblesse machte mir seine [so!] Aufwartung. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich heute früh vierundzwanzig Besuche zu empfangen hatte, und daß achtzehn Herren auf einmal in meinem Zimmerchen zu-

sammengepfropft waren. Mein Logis gefiel allen außerordentlich gut, und sie kamen einstimmig darin überein, daß ich die schönste Wohnung im ganzen Städtchen habe. 's ist aber auch wahr, mein Zimmerchen ist gar nett und freundlich, und da es Euch vielleicht interessiert das Plätzchen kennen zu lernen, wo ich lebe, singe und träume, so will ich Euch bei mir einführen. Wenn Ihr mich mit einem Besuche überraschet (o tut es), so werdet ihr nicht lange zu fragen haben, jedes Kind kann Euch die Wohnung des „Herrn Ingenieurs Bürklin" zeigen; man wird Euch zu Metzger Wägeler, der Post vis à vis, weisen. Der Herr Metzgermeister, der wahrscheinlich unten in seiner Metzig steht und Fleisch aushaut, wird auf Euere Anfrage Euch zwar bedeuten, der Herr Ingenieur seien nicht zu Hause und werden schwerlich vor abends zurückkehren, aber das tut nichts, Ihr dürft nur Euern Namen nennen und Herr Wägeler wird Euch dienstfertig die Treppe hinaufgeleiten. Nun aber, liebe Mutter, rate ich Dir, wenn Du einen nur einigermaßen hohen Hut aufhast, denselben abzutun, denn das Bouquet darauf könnte geknickt werden, und Euch beiden, ja recht vorsichtig zu sein, denn die Treppe ist schmal, steil, nieder und finster; ich selbst habe schon eine Rutschpartie von meinem dritten Stocke (die Häuser sind hier alle dreistöckig) heruntergemacht, doch zum Glück nur zum Unglück meiner Hosen. Jetzt endlich seid Ihr hinaufgeklettert und tretet ein in mein Heiligtum. Das ganz neue, elegante, blauseidene Kanapee ladet Euch freundlich zur Ruhe und Ihr werdet wahrscheinlich auch der Einladung folgen, denn das Treppensteigen hat Euch ermüdet. Der liebe Vater wird sich eine von den Pfeifen herunterlangen, die über dem Kanapee an der Wand hängen, und während er sie stopft, hat die gute Mutter schon den Spiritus an der Kaffeemaschine entzündet, die zum Gebrauche für den nächsten Morgen schon auf dem Teetischchen bereit steht. Jetzt sitzt Ihr traulich schwatzend auf dem Sofa und schaut Euch neugierig in meinem Studierzimmer um. Es ist ein freundliches Zimmer mit zwei Kreuzstöcken, und da es auf der Sommerseite liegt, so scheint die Sonne lustig auf die hellgrüne Tapete. Mein Gott, was wird der Ofen Holz kosten, wird

die Mutter sagen, wenn sie den Koloß von Ofen erblickt, der fast den ganzen Hintergrund des Zimmers einnimmt, und auf dem ich in Ermanglung eines Bücherschrankes meine Wissenschaften aufgestellt habe. . . . Pah, wird der Vater sagen, er kann das Holz kaufen, denn sieh nur, hier steht seine Geldkasse auf dem Tische, sie ist gewiß recht schwer, und somit greift er nach einer ziemlich großen blechernen Büchse, die auf dem Teetische steht, und wiegt sie prüfend in der Hand. Puh, federleicht. Er schüttelt sie hin und her; doch still und leer, und nur das Vorlegschlößchen klappert so recht ironisch. „Schau, schau, ich sehe, der Herr Sohn kommt sehr gut aus mit seinem Monatsgelde, doch kein Wunder, denn sieh Mutter, was er für unnötiges Zeug sich angeschafft hat"; und so tretet Ihr beide vor meinen Kommod [so!] und betrachtet das Porträt, das über ihm in einer großen, schönen schwarzen Rahme aufgehängt ist. Jetzt liebe, gute Mutter, ich bitte, verteidige mich, denn ich glaube, der Vater will böse werden über meine Verschwendung. Das Porträt erkennt Ihr wohl beide auf den ersten Blick, ebenso das Miniaturbildchen, was darunter hängt, aber über das niedliche Kästchen mit blumenverziertem Deckel, das in der Mitte des Kommodes steht, und zu dessen beiden Seiten Shakespeare aufgestellt ist, über dieses Kästchen mit seinem lieben, teueren Inhalte mußt Du, gute Mutter, meinem lieben Vater noch Aufklärung geben. Du hasts getan? Ja ich seh' es, die Falten auf Vaters Stirn glätten sich und er lächelt. Er lächelt, jetzt ists gewonnen! „Also noch der alte Schwärmer?" Ja, Gottlob, noch der Alte. Ihr seid vor meinem Hausaltar gestanden. — „Nun, wir wollen einmal sehen, wie er sonst seine Sachen in Ordnung hält." Der Vater tritt zum Studientische und mustert die Pläne und Zeichnungen, die ihn bedecken und einige Schneider- und Schusterrechnungen, die ihm in die Hände fallen, lassen ihn einigermaßen [die Gründe] des Leerseins der Kasse ahnen. Unterdessen hat die Mutter den Inhalt des Kommodes näher untersucht. „2 Paar Stiefel gesohlt 3 fl.", liest der Vater am Tische; „alles in schönster Ordnung, und hier liegt auch ein Verzeichnis seiner Wäsche," entgegnet die Mutter . . . . „ein Paar Wasserstiefel

gemacht und ein Paar Stiefel vorgeschuht 12 fl.; es scheint, die Handwerksleute sind hier verdammt teuer," sagt der Vater, indem er sich gegen die Mutter wendet. „So scheint es", entgegnet diese, „denn hier finde ich auch eine Rechnung von der Wäscherin und vom Schneider für Flickarbeiten à 12 fl. beide, und doch sind seine Kleider, die hier neben dem Bette hängen, entsetzlich zusammengerissen; mein Gott, ist das sein neuer Rock? Was der aussieht, es ist wahrhaftig eine Schande, wenn der Mensch so herumläuft; — ich fürchte, Vater, Du mußt schon noch ein Übriges tun." Der Vater hat sich unterdessen die Stirne gerieben und aus Schrecken die Pfeife ausgehen lassen. „Schöne Geschichten das, wann soll denn endlich das „ein Übriges tun" einmal ein Ende nehmen? Ich soll doch nicht ein Übriges tun, bis mir selber nichts mehr übrig bleibt? Der Junge könnte nun endlich auch einmal auf eigenen Füßen stehen, er hat mich schon Geld genug gekostet." Des Vaters Handeln strafte aber des Vaters Rede Lügen, denn während er obiges halb lachend, halb grollend vor sich hinmurmelte, hat er in die Tasche gelangt und die blecherne Kasse gestrichen voll mit blanken Guldenstücken gefüllt. „Dies zum letzten Mal, weil er alles so in schöner Ordnung hat — und jetzt komm, Mutter, wir können ihn hier nicht erwarten, wir wollen noch einen Besuch bei Herrn Inspektor Föhrenbach machen und ihn dann im Rebstock erwarten." „Der wird auch [einen] Freudenschrecken haben, wenn er heimkommt, einen wehmütigen Blick auf seine vermeintlich leere Kasse wirft und die wirklich volle findet," so spricht die Mutter, indem sie behutsam wieder die Treppe hinabsteigt, und „Herr Metzgermeister", sagt der Vater, in der Hausflur angekommen, zu dem Komplimente machenden Wägeler, „schließen Sie oben wieder ab; das Logis hat uns sehr gut gefallen. Sagen Sie meinem Sohne nichts von unserer Ankunft, wir wollen ihn überraschen. Sagen Sie ihm, er solle in den Rebstock kommen, es seien Fremde da, die ihn zu sprechen wünschen. Adieu." — Und damit auch Adieu Phantasie. O wäre es Wahrheit, d. h. Euer Besuch, die Geldkasse mag ewig leer sein, wenn ich nur an Euerem Halse hängen könnte und an dem von Max und an dem

von Mariele. O macht es zur Wahrheit, kommt zu mir, schaut, was ich mache, und schenkt mir Seligkeit. . . . Eben erhalte ich den Auftrag, mich ins Wutachtal zu begeben. Eine bedeutende Aufnahme von mehreren Wochen.

Sonntag, den 22.

Eben komme ich aus dem Wutachtale zurück und finde zu meiner großen Freude das Kistchen mit der Gitarre nebst Brief; und zu meinem großen Ärger, daß mein Brief an Euch noch auf meinem Schreibtische lag. Das Mädchen hat vergessen, ihn auf die Post zu tun. . . .

Schwerzen, den 5. November 1838.

. . . . Schon seit sechs Wochen sitze ich in Schwerzen, mit den Vorarbeiten zur neuen Straße beschäftigt. . . . Der mir gewordene Auftrag ist ehrenvoll und mir besonders darum angenehm, daß er ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, das ich anfange und vollende, ohne daß ich von irgend einer Seite durch wesentliche Einwürfe gestört würde. Wie oft wünsche ich mir Glück, nicht in die Klauen der Eisenbahn gefallen zu sein. Dort geistestötende Einförmigkeit, hier die belehrendste Abwechslung in der Beschäftigung, dort militärische Disziplin (pah, mich schüttelts), hier Unabhängigkeit und Freiheit des Handelns. Wie ein König sitze ich hier in meiner Residenz Schwerzen. Alleinherrscher über mein halbes Dutzend Meßgehilfen. . . . . . Die Bauern tragen mich auf den Händen, weil ich ihnen eine Straße durchs Dorf mache; wo hätte ich wohl ein angenehmeres Leben finden können. Nur in einem beneide ich meine Kollegen bei der Eisenbahn, darin nämlich, daß sie mehr Gelegenheit und Zeit haben sich in der französischen und englischen Sprache zu vervollkommnen, diese mangelt mir gänzlich. Wenn ich abends von meinen Arbeiten mit meiner Mannschaft wieder in mein Quartier einrücke, so muß allemal mein erstes sein, die gemachten Vermessungen als Nivellement ꝛc. einzutragen, auszuarbeiten und zu berechnen, um für den folgenden Tag reinen Tisch zu haben. Ist dieses geschehen,

so ist mirs wahrlich nimmer drum, mich hinter die englische Grammatik zu setzen; ich setze mich lieber hinter den schäumenden Bierkrug, rauche, diskurriere und politisiere mit meinen Bauern und schlage auf den Tisch. . . . . . . Meine Arbeiten hier bestehen, wie ich schon gesagt, in den Vorarbeiten zu einem neuen, zwei Stunden langen Straßenzuge, teils im Gebirge, teils in der Ebene, meistens in dem lieblichen Wutachtale längs dem Hochgestade der Wutach hinziehend. Der Anfang meines Geschäftes war, nach einem gegebenen Gefälle die Straßenlinie aufzusuchen, dann sie auszustecken, zu nivellieren, Querprofile zu nehmen und endlich einen großen Situationsplan von dem Ganzen zu entwerfen. Alle diese Arbeiten sind nun größtenteils vollendet, und ich bin hauptsächlich nur noch mit der Ausarbeitung derselben beschäftigt, die mich aber immer noch vier Wochen hier festhalten werden. . . . .

Schwerzen, den 12. November 1838.

Meine Besorgnis, als ich von Waldshut hierher gesendet wurde, als würde ich umkommen vor langer Weile, besonders an den langen Winterabenden, ist nicht nur nicht eingetroffen, sondern im Gegenteil, es wird mir sehr leid tun, mich von diesen lieben, herzlichen Menschen, wie ich sie hier gefunden, trennen zu müssen. — Als ich von Karlsruhe abreiste, geschah es gerade in einer Periode, wo ich von einer glühenden Verehrung der Menschen und ihres Wertes, von dem Glauben an hochherzige Gesinnung und edles Streben, zum anderen Extrem umgesprungen war. Ich zweifelte daran, noch Menschen achten und lieben zu können, weil ich Menschen verachten und hassen mußte, die für mich einst so hoch gestanden sind. Von diesem unglücklichen Wahne hat mich das Leben geheilt, das ich hier auch von seinen lieblichen Seiten kennen lerne. Ich habe hier in Schwerzen, unter Bauern zwar nur, Menschen kennen lernen, die in ihrer Einfachheit so hoch stehen an Größe der Seele und des Herzens, wie ich sie noch je gefunden. Man achtet diese Menschen bei aller Achtung, die man ihnen auch gewöhnlich erweisen mag, noch viel zu gering. Die Bildung hat

zwar ihren Verstand nicht gefeilt, aber ihr Herz auch nicht verderbt, und ihr natürlicher Verstand läßt sie so gesunde und richtige Urteile fällen, als ein Gebildeter, eben weil ihn seine Bildung oft von der Natur entfernt, oft ungesunde und unrichtige Urteile fällt. . . . . . Den größten Genuß aber finde ich hier im Umgange meiner Wirtsleute und ihrer Familie. Liebenswürdige Menschen, einfach, natürlich, herzlich. Ich bin hier wie der Sohn im Hause. Die Frau Wirtin, eine nette, freundliche Bauernfrau, hätschelt und pätschelt mich, als wäre ich ein zuckerner Praktikant. . . . . . Ein nettes kleines Zimmer ist mir eingeräumt, das von der Tochter vom Hause mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit in Ordnung gehalten wird. Ich erwähnte zufällig einmal gegen sie meine Liebe zu den Blumen und siehe, jeden Morgen stehen zwei Vasen frischduftender Blumen auf meinem Tische. Sie hat mir abgemerkt, daß ich gerne Trauben esse, und siehe, jeden Abend bringt mir das nette Bauernkind einen Teller voll, nett mit Weinlaub ausgelegt und einen Blumenstrauß oben drauf, ins Zimmer. Ein Kuß allemal auf ihre frischen, roten Lippen ist kaum eine Belohnung für die tausend kleinen Dienste, die sie mir erweist. . . . . . Des Wirts Buben sind zwei herzig nette Kerle, voller Talent und Eifer, was könnte aus denen werden und was wird aus ihnen? Ein Metzger und ein Wirt. Lieber und interessanter sind mir die Unterhaltungen mit der holden Crescentia, der Tochter vom Hause. Oft setze ich mich abends neben sie, wenn sie am Spinnrade sitzt, und lese ihr vor und muß dann unwillkürlich das tiefe Gefühl und das richtige Urteil bewundern, mit dem sie über das Gelesene spricht. Oder wir singen ein Lied zusammen mit Begleitung meiner Gitarre. Was könnte aus dieser Stimme werden, überhaupt was könnte aus diesem Mädchen werden, wenn es unter günstigeren Verhältnissen auferzogen würde. Noch nie habe ich bei einem Mädchen so viel Verstand bei so viel Naivität, so viel unschuldige Fröhlichkeit bei so viel Gefühl, so viel Klugheit bei so viel Unerfahrenheit gefunden. . . . . . Alle diese Anlagen werden sich auf einem Bauerngute vergraben müssen. . . . . .

Schwerzen, den 16. November.

. . . .

Die Laufenmühlbrücke ist fertig. Eine sehr schöne Konstruktion, aber am unrechten Platz. Über dem Portale haben die Arbeiter' eine große Tafel angebracht mit der Inschrift:

Vivat
Die Wasser- und Straßen-Inspection Waldshut.
Föhrenbach
Hemmerle
Bürklin ?!?!

Waldshut, den 14. Dezember 1838.

Teure Eltern!

Heute habe ich meinen feierlichen Einzug in Waldshut gehalten. Ich habe die Winterquartiere bezogen. Gestern noch saß ich in Kadelburg, in dem langweiligen Kadelburg. . . . . . Nun, Gottlob, bin ich wieder in meiner eigenen Haushaltung. Ich sitze wieder seit langer Zeit zum erstenmale in meinem warmen freundlichen Stübchen und gedenke mit Wehmut der letzten Vergangenheit, aber ebenso auch der nächsten Zukunft, denn ich soll ja zum erstenmal der Mutter Geburtstag und den heiligen Christabend allein feiern.

Ein Übermaß von Geschäften, die mich auswärts fast Tag und Nacht in Anspruch nahmen, hielt mich bis jetzt ab, Eure herzlichen Briefe zu beantworten und Euch aus einer Besorgnis zu reißen, die Eure Liebe Euch vielleicht in stärkerem Grade empfinden ließ, als, wenigstens in Beziehung auf mich, Ursache dazu vorhanden war. Aber Eure Briefe sprechen es aus, daß Eure besorgende Teilnahme mehr dem Schicksale des armen Mädchens gilt, als daß sie eine Folge von Zweifel in meine Charakterstärke war. Sie sprechen ein Vertrauen aus, das mich stolz macht, und hätte ich mir wirklich den Vorwurf von Schwäche zu machen, mich, um eines solchen Vertrauens mich würdig zu zeigen, wieder hätte ermannen müssen. Aber das war,

Gottlob, nicht nötig. Ich darf mir das Zeugnis geben, ich war stark und Sieger über Versuchungen, denen ein anderer vielleicht unterlegen wäre. Eine weitere Gefahr für mich konnte hier nicht vorhanden sein, denn das Ideal, das ich mir geschaffen, steht zu hoch, und meine Begriffe von weiblicher Vollkommenheit sind noch, wenn auch vielleicht nicht ganz so, wie das Leben sie gibt, zu rein, als daß ein flüchtiges Wohlgefallen, ein vorübergehender Eindruck mich bleibend fesseln könnte. . . . .

Gleich nach Absendung meines letzten Briefes von Schwerzen aus erhielt ich von der Inspektion die Weisung, noch vor der gänzlichen Vollendung meiner dortigen Arbeiten Schwerzen zu verlassen und mich nach Kadelburg zu begeben, indem ich noch vor dem Ablaufe des alten Jahres dort ein neues Straßenprojekt, auf das die Direktion sehr dringt, anzufangen und zu vollenden hatte. Euer und somit mein Wunsch, schleunige Entfernung von Schwerzen, ging demnach in Erfüllung. Doch nun galt es, die nur noch kurze Zeit zu benützen, um ein armes Herz zu beruhigen, absichtslos geschlagene Wunden, wenn auch nicht zu heilen, doch mit linderndem Balsam zu bedecken, um dem armen Kinde den Weg zu zeigen, seine verlorene Ruhe wieder zu finden. Ich schlug den kürzesten Weg dazu ein. Ich habe an dem Abend vor meiner Abreise ganz offen und herzlich mit dem Mädchen gesprochen. Ich habe mich bei ihr selbst angeklagt, daß mein freundliches, zuvorkommendes Betragen gegen sie vielleicht die Ursache sei, die ein Gefühl in ihr hervorrief, das die Grenzen der Freundschaft überschritt. . . . Das arme Mädchen stand vor mir blaß, stumm und unbeweglich, nur ihre Hand zitterte in der meinen, als ich zu ihr sprach. Doch der Blick, der aus ihren tränenschweren Augen auf mich fiel, schnitt mir in die Seele. „Nun gute Nacht, liebe Crescentia“, sagte ich und küßte ihr eine Träne aus dem Auge, „beruhige Dich gutes Kind und schlafe recht sanft.“ „Gute Nacht“, sagte sie kaum hörbar und schlich zur Türe hinaus. Am andern Morgen stand ich in meinem Zimmer und packte meine Sachen zusammen, da trat sie wieder herein. Sie sah freundlich aus und war sorgfältiger angezogen als sonst. „Guten Morgen,

liebes Kind, hast Du wohl geschlafen?“ „Ach ja“, sagte sie, doch ihr Auge sagte „ach nein“. „Herr, wollen Sie mir noch eine Bitte erfüllen, ehe Sie von hier weg gehen?“ „Von Herzen gerne, gutes Mädchen, sage nur, was ists?“ „Wenn Sie das Andenken eines armen Mädchens nicht verachten,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „so nehmen Sie dies als Erinnerung an Schwerzen“, und damit schob sie mir ein zusammengefaltetes Papier in die Hand und floh schnell zum Zimmer hinaus. Ich entfaltete das Papier und fand einen nett geflochtenen Kranz von ihren Haaren mit der Devise „Wenig, aber von Herzen.“ So viel Zartsinn rührte mich tief. . . . Eine Viertelstunde später war ich auf dem Wege nach Waldshut. Ich habe das arme Mädchen seitdem nicht wieder gesehen.

* * *

Als Albert Mitte Dezember nach Waldshut zurückkehrte, wußte er nicht, daß das Ende seines Aufenthaltes daselbst unmittelbar bevorstehe. Doch schon nach wenigen Tagen, während er damit beschäftigt war, für den Winter sich häuslich einzurichten, empfing er die Nachricht, daß er zur Bezirksbauinspektion Freiburg versetzt sei und seine neue Stelle alsbald anzutreten habe. Bereits am 27. Dezember befand er sich auf dem Wege dahin. Sein bisheriger Vorgesetzter, Bezirksingenieur Föhrenbach, brachte ihn persönlich in der Inspektionskutsche zur nächsten Poststation, nach Lauchringen. Als sie an die Stelle kamen, wo die Straße zur neuerbauten Lauffenmühlebrücke abzweigte, wurden sie von einem alten Arbeiter, der Albert schon wiederholt seine besondere Zuneigung und Ergebenheit zu erkennen gegeben hatte, angehalten. „Morgen wird die Brücke eingeweiht,“ eröffnete derselbe den überraschten Insassen der Kutsche, „verdamm mich Gott, die Freude ist mir versalzen, denn der Herr Hinschenör ist nicht dabei. Nun habe ich denn so bei mir gedacht, obs nicht möglich wäre, daß wir sie so vorläufig heute schon ein bißchen einweihten, denn ich kanns nicht übers Herz bringen, daß der Herr Hinschenör nicht dabei sein soll“. Es war wohl die längste Rede, die er je gehalten hatte,

und als er zu Ende war, wischte er sich erschöpft den Angstschweiß von der Stirne und wartete mit niedergeschlagenen Augen auf die Antwort. Föhrenbach entsprach seinem Wunsche und hieb in die Pferde. Ventre à terre, denn die Zeit war knapp bemessen, jagten sie als die ersten über die mit Efeu und Tannenzweigen geschmückte Brücke hinüber und wieder zurück und weihten sie auf diese Weise ein. Als sie schon wieder auf dem diesseitigen Ufer angelangt waren, kam Ringeler, so hieß der Alte, in gewaltigen Sätzen herangelaufen und rief keuchend: „'s Pulver ist uns naß geworden, sonst hätten meine Katzenköpfe eins knallen müssen!" „Und somit," fügt Albert seinem Berichte an die Eltern bei, „nahm ich Abschied von meinem alten Faschinenleger; der gute Kerl drückte mir die Hand, als wollte er sie zermalmen, er hatte Tränen in den Augen und wollte mir die Hand küssen, wenn ichs gelitten hätte".

In Lauchringen verabschiedete sich Föhrenbach und Albert bestieg den Postwagen, der ihn in Wind und Schneegestöber hinein das Wutachtal aufwärts führte. „Als wir Schwerzen gegenüber kamen (es liegt eine starke Viertelstunde vom Wege ab)," fährt Albert in der Schilderung seiner Reise fort, „zog ich das Fenster auf und schaute hinüber nach dem wohlbekannten Kirchturme und nach dem Hause mit dem Adlerschilde und winkte ein letztes Lebewohl den guten Menschen, die es bewohnen, zu. Zufällig lehnte ich mich etwas weiter aus dem Fenster und, wie der Blitz trafs mich, keine zwanzig Schritte vor mir am Wege stand ein Mädchen. Es war Crescenz. Ihr Halstuch flatterte im Winde, und sie stand zitternd vor Frost und Kälte. Der Wagen flog vorüber und durch das Kutschenfenster fiel ein Blumenstrauß auf meinen Schoß. Als ich nach einer Weile wieder zurückschaute, stand das arme Kind noch auf demselben Fleck und schaute durch Wind und Schneegestöber dem Wagen nach."

Das erste Auftreten Alberts in Freiburg war kein besonders glänzendes. Sein Geld hatte er bis auf 1 Gulden 36 Kreuzer für Bezahlung seiner Schulden in Waldshut und des Platzes im Postwagen ausgegeben. „Ich stand auf dem Münsterplatze," be-

richtete er nach Hause, „und schaute an dem Turm hinauf und dachte — nein, gedacht habe ich nichts, aber die Faust habe ich geballt und einen Fluch durch die Zähne geknirscht, vor dem die Heiligen auf dem steinernen Portale bebten. In meiner Desperation beschloß ich Visiten zu machen, denn das kostete nichts.“ Er besuchte zunächst seinen künftigen Vorgesetzten, den Vorstand der Bezirksbauinspektion, Bezirksinspektor Morat, der ihn sehr höflich, aber auch sehr kalt empfing, und von dem er sich sehr bald, wenig erbaut von dem ersten Eindruck, wieder verabschiedete. Beim dritten Besuche, bei den Eltern eines Waldshuter Bekannten, wurde er zum Mittagessen eingeladen, was er sehr gerne annahm, „denn es kostete ja nichts“. „Ich kam mir,“ fährt er fort, „so recht miserabel und erbärmlich vor in meinem Geld-Pech. Abends als ich an dem Theater herumstrich und auf dem Zettel „Zampa“ las, stieß mich der Leichtsinnsteufel am Ellenbogen und flüsterte mir ins Ohr: „Hast heute umsonst zu Mittag gegessen, darfst schon ins Theater gehen“, und richtig ich hatte den ungeheueren Leichtsinn zwölf Kreuzer auszugeben und mich ganz sachte aufs Juhe zu schleichen.“

Schon am folgenden Tage fuhr Albert in Begleitung seines neuen Chefs nach Breisach. Die Aufgabe, die seiner harrte, bestand in der Ausarbeitung von Plänen zu einer Brücke über den Rhein bei Breisach, und Morat hatte ihn in dieses Geschäft einzuführen. Er fand, daß der erste Eindruck bei diesem seinem Vorgesetzten ihn doch irre geleitet habe. Er lernte denselben nach und nach als einen äußerst gemütlichen, hie und da freilich etwas sonderbaren Mann kennen, der sich durchaus gütig gegen ihn erwies und in dessen Gesellschaft er gerne weilte. Nur in dienstlicher Hinsicht hätte er ihn manchmal anders gewünscht. Seine Ängstlichkeit und Unsicherheit, seine Tüftelei und Langsamkeit, dazu eine gehörige Gabe Eigensinn, verzögerten nicht selten die Erledigung dringender Arbeiten und bereiteten Albert manche unangenehme Stunde.

In den ersten Tagen war Albert fortwährend zwischen Freiburg und Breisach unterwegs; dann siedelte er dauernd nach

Breisach über, wo er im Gasthaus zur Krone sich einlogierte. Mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit, deren Übertragung, wie der Vater aus Karlsruhe schrieb, ausgezeichnet ehrenvoll war; auch hatte er hinzugefügt: „Mache Dein Meisterstück und glaube, daß an dem Erfolg Dein weiteres Schicksal hängt.“ Gleichzeitig mit Albert waren zwei französische Ingenieure mit der nämlichen Aufgabe beschäftigt. Es galt, das Projekt von einem zusammengesetzten System einer Jochbrücke und einer fliegenden Brücke über den Rhein bei Breisach und ein zweites Projekt eines zusammengesetzten Systems von fliegender Brücke und Schiffbrücke bei Hüningen aufzustellen. Zwar lagen bereits zwei Projekte vor, die in Karlsruhe auf der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus gemacht worden waren, aber da sie den örtlichen Verhältnissen nicht genügend Rechnung trugen, erwiesen sie sich als unbrauchbar und es mußten ganz neue Pläne entworfen werden. Zunächst fanden mehrere Konferenzen mit den Franzosen statt, die glücklicherweise besser Deutsch sprachen als Albert Französisch. Trotzdem kam man infolge der Halsstarrigkeit Morats, dem immer neue Bedenken aufstiegen, nicht recht vom Flecke. Erst als es Albert mit vieler Mühe gelungen war, seinen Chef umzustimmen, wurde eine Einigung mit den Franzosen erzielt, und die eigentliche Arbeit konnte beginnen.

Über zwei Monate widmete sich Albert dieser ausschließlich. Am Morgen des 16. März früh fünf Uhr konnte er, nachdem er zuletzt noch die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte, den vollendeten Plan der Breisacher Brücke nebst Kostenüberschlag durch einen Expreßboten nach Freiburg schicken. Beim Beginne der Arbeit hatte er den Eltern geschrieben: „Mein Ehrgeiz ist befriedigt; ich bin an dem Fuße des Berges angelangt, auf dessen Wolken überragendem Gipfel ich meine Fahne aufstellen will“ — jetzt, nach Beendigung derselben, äußerte er sich weniger enthusiastisch. Nachdem er seiner Befriedigung Ausdruck verliehen, den Pack, der ihn zuletzt so schwer gedrückt, endlich abgeschüttelt zu haben, und damit dem nachgerade unleidlich gewordenen Drängen aus Freiburg und Karlsruhe auf Vollendung der Arbeit glücklich entronnen zu sein,



Breisach.

fährt er fort: „Ich habs gemacht und Morat hat seinen Namen darunter gesetzt; unsterblich wirds ihn gerade nicht machen, aber ich hätte doch lieber unter meiner eigenen Arbeit meinen eigenen Namen stehen sehen, um Glück und Unglück mit meinem Machwerke zu teilen. So aber teile ich nur das Mißgeschick mit ihm, denn wird es für gut befunden, und man fragt „Wer hats gemacht?", so heißt es „Oberingenieur Morat!"; findet man es aber für schlecht und es wird also gefragt, so wirds halt heißen „Ingenieurpraktikant Bürklin!"

Das zweite Projekt, das der Hüninger Brücke, brachte Albert nicht mehr zum Abschluß; er stak noch mitten in den Vorarbeiten, als er in der ersten Hälfte des Mai die Mitteilung von seiner Versetzung nach Emmendingen erhielt.

Es waren nicht allein die dienstlichen Verhältnisse, insbesondere eine weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit bei der Ausführung seiner Arbeiten, welche ihm den Aufenthalt in Breisach angenehm gemacht hatten. Das rege gesellige Leben, das in der kleinen Stadt herrschte, hatte ihm gleichfalls manche Annehmlichkeiten geboten. Von Anfang an war man ihm in den eingesessenen Kreisen freundlich entgegengekommen und hatte ihn mit größter Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aufgenommen, so daß, wie er an die Eltern schrieb, er sich oft zu seiner Beschämung sagen mußte, er werde weit über sein Verdienst geschätzt, denn er wisse und fühle wohl und manche Gelegenheit zeige es ihm, was und wie viel ihm an Bildung noch fehle, aber er könne keine Zeit und Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen. „Geschichte, Sprache, Politik, alles liegt bei mir brach und kann immer noch nicht angebaut werden. Ich meine oft, ich müsse mich einmal ein Jahr lang von aller Welt zurückziehen und studieren, studieren, um dann als ein neues Licht aus meiner Einsiedelei hervorzugehen", ruft er aus.

Diese Gedanken hatten ihn freilich nun nicht gehindert, sich recht gut zu unterhalten. „Ich finde," fährt er in seinem Berichte an die Eltern fort, „ich finde, daß Fröhlichkeit und ein klein wenig Leichtsinn bei den Menschen beliebter machen, als Ernst und Kopf-

hängerei bei der größten Solidität. . . . Und in der Tat, da Ihr mich nur so kennt, wie ich in Karlsruhe war, würdet Ihr mich wieder erkennen, wenn Ihr mich hier unbemerkt beobachten könntet? . . . als Kavalier, galant, hoch zu Roß auf der Straße nach Ihringen, neben mir einen Wagen voll schöner Mädchen und Frauen, hersprengend, oder auf der Straße nach Freiburg mit lustigem Schellengeläute über die Schneefläche fliegend, ein halbes Dutzend Engel im Schlitten, oder auf unseren Bällen als Vortänzer und Fashionabel oder bei der Fastnacht als Schneider Zwirn aus Lumpacivagabundus durch die Straßen tanzend, von einem Trosse Gassenjungen umschwärmt, oder würdet Ihr mich erkennen als Zeitungsredakteur oder gar auf den Brettern als Held in den Lüften fechtend oder als ersten Liebhaber zärtlich schmachtend. . . . Am meisten Freude hat mir unser Liebhabertheater gemacht, auf dem ich nun endlich einmal meine Theaterlust büßen konnte. Mein Debüt war ein ganz kleines Röllchen in Hans Luft; ich gab den Herrn v. Küppel, der aber schon so gut ausfiel, daß ich mich gleich an größere Rollen wagte und in kurzer Zeit mich zum ersten Helden und Liebhaber aufgeschwungen hatte. Wachtel im Nachtwächter von Körner, Adolf v. Zrinburg in den Bekenntnissen, König Erik im Herzog von Finnland, Grützmacher und Heinrich in der Reise auf gemeinschaftliche Kosten, waren bis jetzt meine Forcepartien, in denen ich Furore machte. . . . Dieser Winter war in jeder Beziehung der angenehmste, den ich jemals erlebt. Ich habe hier Freunde und Bekannte, unter ihnen besonders Schnetzler, der noch von Offenburg aus mein Schulkamerad ist. . . . Ich ließ mich in die zwei hier bestehenden Gesellschaften aufnehmen und in der einen, Konvent genannt, hat man mich sogar zum Redakteur einer in ihr erscheinenden Zeitung, Konventszeitung, gemacht. . . ."

Aber noch in ganz anderer Beziehung war der Aufenthalt in Breisach für Albert bedeutsam geworden.

Die Schilderung seiner Erfolge auf dem Liebhabertheater hatte er in dem Briefe an die Eltern mit den Worten geschlossen: „Es war aber wahrlich keine Kunst den ersten Liebhaber recht

natürlich zu spielen, denn die erste Liebhaberin ist das schönste Mädchen in Breisach.“ Und in der Aufzählung der Annehmlichkeiten, welche ihm die kleine Stadt bot, kam die Stelle vor: „Ich bin auch in einer liebenswürdigen Familie eingeführt, bei Rat Desepte, deren Glieder alle musikalisch sind, und wo ich meine Abende herrlich zubringen könnte, wenn nicht ein Umstand wäre, der mir nur selten dieses Vergnügen gestattet. Ich traue mir nämlich selber nicht ganz recht, denn die eine der Töchter, eben die erste Liebhaberin, ist verdammt hübsch.“

Einige Wochen später berichtete er nach Hause von einem Zwischenfalle, der sich ereignet hatte. Einer seiner Bekannten, welcher sich bei Julie Desepte, so hieß jenes Mädchen, einen Korb geholt hatte, glaubte in Albert, allerdings, wie dieser meinte, ohne Grund, einen glücklicheren Nebenbuhler zu erblicken. In einer Anwandlung von Rachsucht machte er den Versuch, Albert durch verleumderische Ausstreuungen anzuschwärzen, mußte freilich alsbald, von diesem zur Rechenschaft gezogen, de- und wehmütig Abbitte leisten und eine ihm vorgelegte Ehrenerklärung unterschreiben. Die Sache wurde in der Stadt ruchbar und die Folge war, daß nun erst recht Albert allgemein als der erklärte Liebhaber Juliens galt, „was“, wie er nicht versäumt beizufügen, „in Wirklichkeit gar nicht der Fall war“. Es war ihm dies sehr unangenehm, denn, schrieb er an die Eltern, „ich war weit entfernt, ihr mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, als jedem andern Frauenzimmer auch“. Noch peinlicher aber war ihm, daß er glaubte zu bemerken, daß Julie selbst für ihn mehr Interesse an den Tag lege, als nur dem Freunde ihres Bruders zukomme. Er bat die Mutter um Rat, wie er sich in der für ihn so unerquicklichen Lage verhalten solle, namentlich auch, wie er sich der Familie Desepte und insbesondere Julie gegenüber, die ihm beim Pfänderspiel und bei anderen Gelegenheiten kleine Geschenke verehrt hatte, revanchieren könne. Im übrigen betrachtete er es als ein Glück, daß sich ihm die Aussicht eröffnete, bald von Breisach wegzukommen, denn „ich fürchte“, fügte er bei, „ich will es nur

gestehen, Julie selbst könnte mir noch gefährlicher werden, als ich ihr bis jetzt geworden bin".

Das war im April. Der Mai kam heran, ohne daß die Versetzung ausgesprochen worden wäre. Dagegen hatte ein Brief, den Julie Desepte an den Bräutigam ihrer älteren Schwester Therese, den schon genannten Freund Alberts, Schnetzler, geschrieben hatte, alle Zweifel beseitigt, die allenfalls noch bei Albert über die Gesinnung des jungen Mädchens bestehen konnten. Sie war von einer tiefen und mächtigen Leidenschaft für ihn erfaßt. Albert war, obwohl ihm das alles nicht unerwartet kam, doch überrascht. Er hielt sich dem Mädchen gegenüber zu einer Erklärung verpflichtet. Es fand eine Aussprache zwischen den beiden jungen Leuten statt, über die Albert an seine Mutter berichtete. „Ich sprach letzten Sonntag," schrieb er am 6. Mai, „mit Julie, offen, wahr und frei. Den Eindruck, den diese Unterredung auf sie machte, kann ich Dir nicht beschreiben, es war die höchste Verzweiflung hoffnungsloser Liebe, in der sie sich gegen mich ergoß. Ich hatte alle Manneskraft aufzubieten, daß mein blutendes Herz nicht unterlag. Aber selbst unter Tränen und in dem Ausbruch ihres höchsten Schmerzes sprach sie sich noch herrlich und edel aus: sie wolle eher zugrunde gehen, als meinem künftigen Glücke im Wege stehen und sie entsage darum mit Freuden, wenn auch mit gebrochenem Herzen."

Albert hätte es als ein Glück betrachtet, wenn er gleich nach der Unterredung hätte abreisen können, aber das ging nicht, ja es hatte den Anschein, als wenn er noch Wochen in Breisach bleiben sollte. Die Familie Desepte mied er, aber Juliens Schwester Therese ersuchte ihn, doch wenigstens täglich ein Viertelstündchen zu kommen, „ihre Schwester müßte sonst verzweifeln". „Mutter, teuere Mutter", schloß sein Brief, „meine Kraft fängt an mich zu verlassen, denn was ich Tag für Tag durchzumachen habe, können Worte nicht beschreiben, den Jammer länger anzusehen, trage ich nimmer. Komm, hilf, oder ich muß unterliegen. . . . Deinem Urteil unterwerfe ich mich willig. . . . Ich sehe es ein, es muß sein, ich darf mich jetzt noch nicht binden, mein ganzes künftiges

Lebensglück verlangt es, und es würde mich geringen Kampf gekostet haben, meine aufkeimende Neigung zu ersticken, wenn nicht diese leidenschaftliche Liebe von ihrer Seite, wenn nicht die Verzweiflung, in die mein Ausspruch Trennung sie warf, meine Kraft erschüttert hätte und täglich mehr erschütterte. . . ."

Die Antwort der Mutter lautete: „Ich komme."

Sie kam und hatte alsbald eine Unterredung mit ihrem Sohne und eine solche mit Julie Desepte. Das Ergebnis ihres Eingreifens befriedigte sie. Sie hatte den jungen Leuten die Gründe auseinandergesetzt, welche eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich machten, die unselbständige Stellung ihres Sohnes, seine geringen Einnahmen, die kaum zur Bestreitung seiner eigenen Bedürfnisse ausreichten, sein verhältnismäßig jugendliches Alter und anderes mehr, und die beiden hatten keine Gegengründe von irgend welchem Gewicht vorzubringen vermocht. Sie ergaben sich in das Unvermeidliche und waren bereit, für immer einander zu entsagen. Es traf sich günstig, daß in diesem Augenblicke außerdem die bisher immer wieder verschobene Versetzung Alberts endlich ausgesprochen wurde und er Breisach unmittelbar nach diesen letzten Vorgängen verlassen mußte. Die einzige Sorge, die der Mutter geblieben war, die, daß nach ihrer Abreise die beiden jungen Leute, wenn auch vielleicht ohne ihr Zutun und unfreiwillig, wieder in nähere Berührung miteinander kommen und die eben erst unterdrückte Leidenschaft beider aufs neue aufflammen könnte, war ihr genommen. Alles war in bester Ordnung — oder schien es wenigstens zu sein.

Der Eindruck, den Wilhelmine Bürklin übrigens von Julie Desepte empfing, war, trotzdem sie derselben ursprünglich keine besondere Sympathie entgegengebracht hatte, doch ein so überaus günstiger, daß sie, zunächst wohl in einer Aufwallung von leicht begreiflichem Mitleid mit dem jungen Mädchen, demselben den Vorschlag machte, mit ihr in Briefwechsel zu treten. Mit Freuden ging Julie auf das Anerbieten der um so viel älteren Frau, in der sie die Mutter des Geliebten verehrte, ein, und schon am 9. Mai, als Wilhelmine noch in Breisach weilte, richtete sie den ersten Brief

an diese. Dieser Brief, überaus bezeichnend für das ganze Wesen und den Charakter des jungen Mädchens und ihre damalige Gemütsverfassung, verdient wohl, hier wiedergegeben zu werden. Wir teilen ihn im Wortlaut mit.

Julie schrieb:

„Hochzuverehrende Frau Geheime Finanzrätin!

Ihre gütige Erlaubnis, welche Sie mir gestern gaben, daß ich Ihnen schreiben darf, benütze ich jetzt schon, um Ihnen meinen innigsten Dank abzustatten für das schöne Andenken, welches Sie so gütig waren mir zu schicken. Für den Kummer, wo ich Ihnen, Hochverehrteste, verursachte, behandeln Sie mich mit einer Güte, welche mein einziges Glück ist. Schuld trage ich keine, als die, daß Verstand unterging, und die Liebe siegte; auch so Ihr Herr Sohn, grollen Sie nur ihm nicht: kein Mensch kann in meinem Leben höher in meiner Achtung stehen als Ihr Herr Sohn, denn er hat mich mit keiner Hoffnung betört. So sehr es mich drängt, meinen heißen innigsten Dank selbst bei Ihnen, Hochzuverehrende, abzustatten, so kann ich doch nicht, denn es fehlt mir an Kraft. Das Versprechen, welches ich Ihnen, Hochverehrteste, gab, wird mir heilig sein, ich will alles als einen Traum ansehen; es war auch ein recht schöner Traum, wenn auch das Erwachen zermalmend ist, so soll mir die Erinnerung an den Traum Ersatz bieten. Leben Sie wohl und stets glücklich, nie möge eine finstere Wolke mehr den Himmel Ihres Glückes trüben, dies sei mein tägliches Gebet.

Mit aller Hochachtung küßt Ihnen dankbar die Hand

Ihre ergebenste

Julie Desepte.

Breisach, den 9ten Mai 1839."

Es blieb dies nicht der einzige Brief Juliens. In den nächsten Monaten hat sie, ermutigt durch das mütterliche Wohlwollen, das Wilhelmine in ihren Antworten ihr entgegenbrachte, eine ganze Reihe von Briefen an diese gerichtet. Sie berichtet über die kleinen Vorgänge ihres täglichen Lebens, schildert ihre Breisacher

Bekannten und Freunde, erzählt von ihren Angehörigen u. s. w. Aber immer wieder gedenkt sie auch ihrer Liebe zu Albert, dem sie zwar entsagt hat, den sie aber nicht vergessen kann. So schon in ihrem zweiten Briefe vom 15. Mai, in dem sie ausspricht, daß sie Albert liebe, daß er in ihrem Herzen sein werde, solange es schlage. Jedermann müsse ihn lieben, „denn in ihm ist alles Gute und Edle vereint. Doch meine Liebe trage ich zu Grabe, es soll sie niemand erfahren, am wenigsten Ihr Sohn. Ihn glücklich zu wissen, für diesen Gedanken bringe ich ja gerne mein Lebensglück. . . . Sie glauben, hochzuverehrende Frau, eine Luftveränderung wäre wohltätig für mich? o nein! ich will mich nicht vergessen; für Ihren Sohn zu leiden, ist für mich Trost, für sein Glück mich zu opfern, eine Beruhigung."

Oder ein andermal:

„Wo soll ich die Worte hernehmen, Ihnen die Freude zu schildern, die mir durch Ihren so liebevollen Brief zuteil wird. Der barmherzige Gott hat mir doch nicht alle Freude geraubt. Ich bin so glücklich, daß die Mutter eines Mannes, der mir auf dieser Welt alles geworden ist, die Mutter, welche ich wie eine Heilige verehre, erlaubt meinen Schmerz zu klagen und alle meine Gefühle aussprechen zu dürfen." Sie hat Albert wieder gesehen. „Ich habe ihn gesprochen, er hat mich für die trostlose Zeit entschädigt. Was ich fühlte, habe ich in meinem Herzen verborgen; ihm soll es verborgen bleiben, ihn will ich in seinem Berufe nicht hindern; daß ich unglücklich bin, gestehe ich nur Ihnen. Ich darf es Ihnen ja sagen, nur verkennen Sie mich nicht."

Und so noch öfters.

Das entsprach nun allerdings nicht den Wünschen Wilhelminens. Sie gab sich auch alle erdenkliche Mühe, das junge Mädchen abzulenken, es auf andere Gedanken zu bringen; freilich ohne ersichtlichen Erfolg. Trotz allem konnte sie Julie ihre Achtung nicht versagen, und in ihren Briefen kommt das auch öfters zum Ausdruck. Ja selbst in den Briefen an ihren Sohn vermag sie es nicht ganz zu verbergen. So, wenn sie demselben zum Beispiel über Julie schreibt: „An ihrem guten Charakter und überhaupt

an ihrer Erziehung auch als gute Hauswirtin habe ich nie gezweifelt, und ihr ganzes Benehmen und wie sie sich gegen mich in ihren Briefen ausgesprochen, hat sie mich lieben machen."

Sehr vorsichtig war dies nun freilich nicht, denn auch um Albert stand es keineswegs so, wie die besorgte Mutter hoffte.

Am 14. Mai war Albert in **Emmendingen** aufgezogen. Seine Geschäfte führten ihn vom ersten Tage an nach auswärts; er hatte zwei Brückenbauten bei Waldkirch auszuführen. „Diese Geschäfte," schrieb er nach Hause, „an und für sich schon interessant, sind mirs noch mehr, weil sie in der frischen, freien Natur in diese paradiesische Gegend mich fesseln und damit einen Genuß mir aufschließen, der gerade jetzt für mich unaufwiegbar ist." Indes war sein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer; schon nach wenigen Wochen, in den ersten Tagen des Juni, wanderte er nach Riegel, wo er mit einigen anderen jungen Ingenieuren am Elz-Dreisamkanal beschäftigt wurde. Im Juli, August und September brachte er, zur Vertretung des beurlaubten Vorstandes der Bezirksbauinspektion Emmendingen, L. Durban, berufen, dann nochmals mehrere Wochen in Waldkirch und in Suggental zu, wo er wieder Brückenbauten zu leiten hatte; im September nahm er seine Tätigkeit am Kanal endgültig wieder auf.

Die Anlage des **Elz-Dreisamkanals**, heute Leopoldskanal genannt, war in den Jahren 1834 und 1835 beschlossen worden. Durch ihn sollte der untere Lauf der beiden genannten Flüsse reguliert und den Überschwemmungen derselben, die bis dahin alljährlich in den Niederungen unberechenbaren Schaden angerichtet hatten, ein Ziel gesetzt werden. Als Albert an den Kanal kam, waren die Arbeiten auf der Strecke zwischen Riegel und der Ausmündung des Kanals in den Rhein bei Niederhausen schon ziemlich weit fortgeschritten; das Flußbett war gegraben und die Schutzdämme größtenteils aufgeführt. Die nächste Aufgabe war die Herstellung der nötigen Schleusen und der Brücken über den Kanal. Hierbei fand Albert Verwendung. Seine Tätigkeit war eine andere als bisher, und es fiel ihm anfänglich nicht gerade leicht, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Das zeigt uns

ein Brief, den er in dieser Zeit (28. Juni und 4. Juli) an die Eltern schrieb. Derselbe lautet:

„Riegel, den 28. Juni [1839].

Schon seit mehr denn 14 Tagen bin ich nicht mehr in Emmendingen, sondern mit Sack und Pack nach Riegel gezogen, um an den Kanal-Arbeiten meine geringe Kraft zu üben und aber auch meine Schwäche kennen zu lernen. Die angenehmste Zeit meiner Praxis, wenn auch nicht die nützlichste, scheint ihr Ende erreicht zu haben und der Weg, den ich jetzt betreten, ist rauh und mühevoll, unerfreulicher noch dadurch, daß mirs nimmer gelingen will, dem Nützlichen auch eine angenehme Seite abzugewinnen. Meine Beschäftigungen, ehe ich nach Emmendingen kam, bestanden lediglich in Arbeiten, die ich unabhängig von jedem hemmenden Zwange, unabhängig von jeder störenden Einwirkung eines Obern, lediglich meinen Ideen und Ansichten folgend, ausführen und vollenden konnte. Ihr Gelingen machte mir Freude, machte mich fröhlich, gab mir Selbstzufriedenheit, denn es war das lohnende Resultat meines Fleißes, die gelungene Probe meines Wissens. Aber auch ihr Mißlingen würde ich ertragen haben, da ich selbst diese Last mir aufgebürdet. Jetzt aber hat meine praktische Laufbahn eine andere Richtung genommen, nicht mehr frei und unabhängig darf ich handeln, sondern meinem Tun sind Bahnen vorgezeichnet, Bahnen, die ich betreten, muß, ohne sie vielleicht immer für die richtigen halten zu können, Ansichten anderer muß ich folgen, Meinungen anderer adoptieren, die oft nicht meine Meinungen sind, die oft meinen Ansichten widerstreiten. Das fällt mir bis jetzt noch schwer; denn so ist das Gelingen mir kein Verdienst, das Mißlingen aber eine unverdiente Strafe. Was mir aber noch schwerer fällt und mich oft recht mißmutig macht, sind die kalten, trockenen Formen, in denen unser Geschäft sich bewegen muß, Formen, die eine wahre Kanzleiseele gezeugt und mit Aktenstaub groß gefüttert haben muß, die, weil ich mit ihnen noch nicht vertraut bin, an jede meiner Unternehmungen, an die Ausführung jeder meiner Ideen sich wie eine bleierne Kette [so!] hängen und den Aufschwung hemmen.

Riegel, den 4. Juli 1839.

Seitdem ich meinen Brief begonnen, bin ich wieder in der halben Welt herumgeworfen worden, hoffe aber jetzt endlich einmal in Riegel festzusitzen und hoffe es zu meinem eigenen Nutzen, denn ich sehe ein, . . . das immerwährende Schwärmen von einem Geschäfte zum andern taugt zu nichts, wenigstens nicht für einen Anfänger; es gibt ihm zwar eine allgemeine Übersicht, aber auf Kosten der Gründlichkeit. . . . Was habe ich schon alles in den wenigen Wochen, die ich in der hiesigen Inspektion zubringe, verrichten müssen, Geschäfte von so verschiedener Art, doch so kurze Zeit zu ihrer Ausführung mir gegönnt, daß sie mir kaum hinreichte, mich zu orientieren und in das mir Unbekannte mit Mühe mich einzuschaffen. . . .

Wäre mirs gegönnt, ständig bei den Kanal-Arbeiten in Riegel zu bleiben, so wäre mir ein großer Wunsch erfüllt, denn gerade jetzt fangen diese Arbeiten an so interessant zu werden, daß mirs leid täte, wenn ich sie vor ihrer Vollendung verlassen müßte. . . .

Die prachtvolle Schleuse bei Riegel wird nächstens „gegründet". . .

Auch in anderer Beziehung ist mein Aufenthalt in Riegel angenehm. Es liegt am Anfange des Kaiserstuhls, scharf umkreist von der Elz, am Fuße des Michelberges, dessen Kapelle mir gerade in mein Fenster schaut. Mein Logis ist sehr schön und mir besonders wert, da ich Gelegenheit hatte, mir ein Klavier zu leihen. Gesellschaft ist außer den beim Kanal beschäftigten Ingenieurs keine hier, wenn nicht an schönen Tagen Gäste von Kenzingen, Emmendingen und Endingen unsern guten Bierkeller besuchen. Es mag darum im Winter hier sehr einsam sein, da ich eigentlich niemand habe, an den ich mich anschließen möchte. . . . . . Ich muß ja auch nicht jeden Winter so glücklich sein wie den letzten, und es ist mir auch erwünscht, denn ich werde um so mehr Muße haben meine Wissenschaften, Französisch u. s. w. zu kultivieren, denn daß mir dazu die Zeit jetzt wieder gänzlich mangelt, kann mich oft sehr mißstimmen.

Der Gedanke an Breisach, der in dem letzten Satze dieses Briefes anklingt, kam Albert nicht etwa zufällig. Im Gegenteil, die Erinnerung an die dort verlebten glücklichen Tage beschäftigte ihn fortwährend lebhaft, und im Mittelpunkte dieser Erinnerung stand das verklärte Bild von Julie Desepte. Mochte er immerhin erwartet haben, die Trennung werde den Gedanken an sie zurückdrängen und allmählich verblassen lassen, diese Erwartung hatte sich als trügerisch erwiesen. Ja, worüber er sich selbst nicht klar geworden war, so lange er um Julie war, das zeigte sich ihm jetzt von Tag zu Tag mehr mit unabweisbarer Deutlichkeit: auch ihn hatte eine tiefe Neigung zu dem jungen Mädchen erfaßt. Das, was er geneigt gewesen war, als Mitleid anzusehen, war Liebe, wahre, echte Liebe gewesen.

Schon am 16. Mai, nachdem er erst zwei Tage in Emmendingen war, schrieb er mit Bezug auf Julie an die Eltern: „jetzt erst, seitdem ich sie ganz verlassen, fühle ich, wie teuer auch sie mir war, und kann aus dem eigenen Schmerz ermessen, in wie viel höherem Grade Verzweiflung ihr Herz zerreißen muß". Und einige Tage später fügte er bei: „ich liebe . . . ich werde wieder geliebt, und wie unnennbar mehr, wie treu, wie glühend . . . und dennoch trotz dem Bewußtsein alles dieses, dennoch will ich sie fliehen und werde ihr entsagen".

In einem anderen Briefe an die Mutter aus Riegel vom 5. Juli äußerte er sich folgendermaßen:

„Über mein Verhältnis mit Julie will ich mir nur wenige Worte noch erlauben, denn ich muß jeden Gedanken an das unglückliche Mädchen vermeiden. O könnte ich jeden aus meiner Seele reißen, denn jeder ist ein Dolchstich. . . . . Sie bringt freudig das Glück ihres Lebens zum Opfer, da sie glaubt, es gelte das meine. Es schmerzt mich, daß sie darin von Dir verkannt wird. . . . . Ich versichere Dich, seit dem Augenblicke, wo Du ihr jede Hoffnung genommen, hat keines ihrer Worte mir gesagt, wie sehr sie leidet. . . ."

Und als Wilhelmine ihrem Sohne einen der Briefe Juliens geschickt hatte, schrieb jener zurück:

„Für die Mitteilung von Juliens Brief danke ich Dir herzlich .... in Deiner Hand, teuere Mutter, liegt es, das Edle und Große, was in dieser Seele schlummert, zu wecken, zu pflegen und zur Reife zu bringen. Du hast Julie zu einem Besuche nach Karlsruhe eingeladen? O wiederhole Deine Bitte, es würde mich glücklich machen. Ich verehre in Dir das Ideal edler Weiblichkeit und Julie nach Dir zu bilden, ist mein heißester Wunsch; wodurch kann ich denn sonst dem armen Mädchen den verlorenen Frieden ersetzen? Dein persönlicher Umgang allein könnte ihr vielleicht ihre Ruhe wieder geben, der sie jetzt, ich weiß es, in namenlosem Kummer nachweint."

Demgegenüber hatte die Mutter einen schweren Stand. Zwar ließ sie sich keine Mühe verdrießen, um dem Sohne die Aussichtslosigkeit seiner Schwärmerei klar zu machen, und so weit hatte sie allerdings Erfolg, als dieser selbst sich über diese Aussichtslosigkeit keiner Täuschung hinzugeben schien. Aber das konnte sie nicht verhindern, daß seine Gedanken immer und immer wieder zu dem geliebten Mädchen zurückkehrten. Dagegen halfen keine gelegentlichen Bemerkungen, wie etwa wenn sie schrieb: „Wärest du sechs Jahre älter, sie soviel jünger, und hättest Du Dein eigen Brot, oder sie soviel Vermögen, daß eine Familie anständig davon leben kann — ich würde sagen: folge Deinem oder vielmehr ihrem Gefühle, vielleicht geht es gut" — dagegen halfen auch keine allgemeinen Betrachtungen und Erwägungen, wie sie in dem folgenden Briefe ausgesprochen sind, den Wilhelmine im Juli an ihren Sohn richtete. Derselbe lautete:

„... Mein lieber Sohn! Du kommst jetzt in eine Lebensperiode, die (ich weiß es aus eigener Erfahrung) eine, trotz Jugend und Lebenslust, für ein besseres Gemüt ernst traurige genannt werden kann, in jene Periode, wo leider unsere Ideale zerrinnen und das nackte Leben mit seiner kalten unbarmherzigen Wirklichkeit alle Blüten einer jugendlichen Phantasie und die schönen Träume eines edlen Herzens zu zerstören droht, wo wir unser Wollen und Wissen gefangen geben sollen unter fremden Willen und die Stimme des Herzens unter die Herrschaft des Verstandes, wo die Formen des gesellschaftlichen Lebens die Seele verdrängen

und wir uns als Fremdlinge erblicken in demselben, können wir uns diese Formen nicht zu eigen machen — ich wiederhole es, dieses ist eine traurige, fast trostlose Lebensperiode, um so trauriger, wenn man keine Seele hat, in welche man seinen Schmerz ausgießen und sich wieder aufrichten kann an der Wärme ihrer Teilnahme und Sympathie. . . . Du hast ein Herz, der Mutter Herz, in welches Du alle Deine Empfindungen, ohne Furcht mißverstanden zu werden, niederlegen kannst, und welches mit Freuden, soweit es in seiner Macht steht, Dir, dem noch Unerfahrenen, Ungeprüften, treulich mit Rat und Tat zur Seite steht. — Und darum rufe ich Dir auch jetzt zu: Sei mutig, mein Sohn! und zweifle nicht an Dir selber, damit Du siegreich hervorgehst aus einem Kampfe, den jeder bessere Mensch bestehen muß. Übe Deine Kraft, indem Du Dich in das Notwendige, Unabwendbare findest, ohne Deine edle Selbständigkeit und Deine männliche Willenskraft zum Opfer zu bringen — erwarte von den Menschen und verlange nicht zu viel, und sage Dir immer, daß sie keine Engel sind. . . . Hast Du einige Jahre hinter Dir und blickest zurück, so wirst Du Dir sagen müssen, „hat auch der erste Sturm in meinem Innern manche Blüte zerstört, so ist doch eine herrliche Frucht daraus hervorgegangen, die der Selbstherrschaft und der Selbstkenntnis, und über diese Brücke führt der Weg zum Eldorado der sturmgeborgenen Ruhe des Weisen. Werde daher nicht kleinmütig, wenn es Dich hin und her werfen will, stehe fest und kräftig wie die Eiche im Ungewitter, in deren Wipfel die Elemente toben, deren Wurzel aber nichts zu erschüttern vermag. . . .

„Julie, die ich von ganzem Herzen achten muß, kann ich nur beklagen, aber auch sie wird sich finden. Ich habe einen schönen Brief von ihr erhalten und verspreche Dir, ihr öfters zu schreiben. Ich verkenne sie nicht, Albert, sei ruhig deshalb. Ich hoffe, sie noch recht glücklich verheiratet zu sehen — nur muß die Zeit das Ihrige dabei tun. . . ."

Wilhelmine trug sich mit Heiratsplänen für ihren Sohn. Sie mochte hoffen, auf diese Weise noch am ersten zum erstrebten Ziele

zu gelangen. Sie hatte auch schon einige Kandidatinnen mit Vermögen, mit deren Hand sie ihren Sohn zu beglücken gedachte. Aber sie mußte eine bittere Enttäuschung erleben. Albert zeigte nicht die mindeste Neigung, auf diesen Lieblingswunsch seiner Mutter einzugehen; er schrieb sehr bestimmt, daß, wenn er je einmal wählen werde, nur sein Herz den Ausschlag geben solle.

Zweimal hatte Albert, seit er Breisach verlassen, Julie wieder gesehen. Das erste Mal war es in Freiburg, als er am Fronleichnamstage zufällig dorthin gekommen war. Er traf die Geliebte, die bei einer Freiburger Freundin zu Besuch weilte, auf der Straße und sprach sie. Ihr verändertes Aussehen machte ihn betroffen. „Auch Ihr," schrieb er den Eltern, „habt dieses treue Herz nicht verstanden; sie wird schweigen, aber sie wird mich ewig lieben und durch mich zu Grunde gehen. Kann ich bei diesem entsetzlichen Gedanken jemals ruhig werden? . . . Wäre es nur der Kampf mit meinem eigenen Ich, ich hätte längst gesiegt. Aber das ists ja allein, was mich so namenlos quält, daß sie, die ich vor allem die Glücklichste wissen möchte, nun durch mich soll vor allen so unglücklich werden. . . ."

Das zweite Mal sahen sich die beiden jungen Leute in Breisach selbst. Albert hatte dort seinen Nachfolger in die Geschäfte eingeführt und konnte es nicht über sich bringen abzureisen, ohne Julie vorher gesprochen zu haben. Er schrieb darüber an die Mutter am 30. August aus Waldkirch:

„Eben komme ich von Breisach. Daß ich Julie sah und sprach, ist natürlich. Ihr Anblick machte mich erbleichen, so haben wenig Monde sie verändert. Der Gram so kurzer Zeit hat das Leben von ihren Wangen gewischt, kaum ein schwaches Roth flog bei meinem Anblick über dieses kummerbleiche Antlitz. Der Glanz ihrer Augen ist nur ihrer Tränen Glanz, denn längst haben diese ihn getrübt, und ihre sonst so herrliche Gestalt ist zusammengesunken. Vier Monde sind vorüber und ihr Schmerz hat noch nichts verloren von seiner Größe, aber er hat den Keim ihres Lebens angegriffen, und nur noch kurze Zeit und das arme Mädchen müßte unterliegen, denn wenn auch die Seele stark und

edel, ihr geschwächter Körper, ihre krankhaft aufgereizten Nerven könnens länger nimmer ertragen und das schwache Gebäude muß zusammenstürzen. . . . Sie war eine Heldin in den wenig Stunden, in denen ich sie sah, denn nicht eine Silbe verriet mir ihren Kummer, doch den stummen Schmerz, der in ihren Blicken lag, konnte sie mir nicht verbergen, und er zerriß mein Herz. O wie viel edler, größer denkt sie doch als ich, wie unwürdig bin ich, eine solche Perle zu besitzen; und diese Perle soll ich mit kaltem Egoismus in den Staub treten? Sieh, teuere Mutter, einem Wunsche von Euch würde ich freudig mein ganzes Lebensglück opfern, denn Euch verdanke ich alles, was ich bin, doch nur Menschliches verlangt vom Menschen, verlangt nicht, daß ich das Mädchen, das ich so innig liebe, und die mit so aufopfernder Leidenschaft an mir hängt, daß ich diese meinem materiellen Wohle opfern soll. Ich weiß, Ihr wollt nur mein Glück; kann ich aber jemals glücklich werden in dem Gedanken, die Ursache zu sein an dem Elende dieses vortrefflichen Mädchens? Denn wenn auch kein Wort mich bindet, so bin ich doch nicht frei von aller Schuld." . . . Er ist entschlossen ein Ende zu machen. „Sie soll erfahren, daß ihre edle, reine Liebe nicht unbelohnt verkommen soll, ich will ihr sagen, was ich längst mir selbst zugeschworen, daß, wenn ich einmal mich verbinde, nur sie die Wahl meines Herzens bleiben wird. . . ."

Schon in den nächsten Tagen führte er seinen Entschluß aus. Er schrieb an Julie. Der Brief ist uns nicht erhalten. Wohl aber kennen wir die Antwort Juliens. Sie lautete:

„Sie fragen mich, ob das Gefühl, welches ich für Sie empfinde, das der echten, aufopfernden Liebe sei? Können Sie mich dieses wirklich im Ernste fragen? Seit ich Sie kenne, habe ich mir vorgenommen, wenn ich nicht für Ihre Liebe leben kann, für dieselbe zu sterben. Glauben Sie sicher, daß ich nichts in Übereilung sage; wie ist es denn möglich, einen andern zu lieben, wenn man Sie kennt?" . . . Julie ist beunruhigt, daß sie von Alberts Mutter keine Antwort erhält. „Mir ahnt, daß sie mir gewiß noch gut wird; sie kann mir ja nicht grollen, daß nur Sie in meinem Herzen thronen, sie kann mir ja nicht böse sein, daß meine Liebe für

ihren Sohn so groß ist, als daß ich hätte schweigen können. Sollte sie es aber dennoch, was der barmherzige Gott verhüten möge, so will ich entsagen, will nicht nur meines Lebens Glück, nein mein Leben selbst zum Opfer bringen, und will sie segnen im größten Unglück. Nicht Jahre sind im stande meine Liebe für Sie zu mindern, sie kann nur gesteigert werden, o nein, das kann sie auch nicht, denn sie hat ihre höchste Stufe erreicht."

An Wilhelmine Bürklin selbst aber schrieb sie: „Mit der größten Sehnsucht und mit klopfendem Herzen ging ich schon mehrere Tage auf die Post, um zu sehen, ob kein Brief von Ihnen für mich da ist. Ich kann ihn nicht erwarten, mein Herz drängt mich, Ihnen die Fülle meines Glücks zu sagen. Könnte ich doch zu Ihnen eilen und kniend um Verzeihung bitten, daß ich nicht stark genug war, meine Liebe und mein Leben Ihrem Wunsche als Opfer zu bringen. Doch ich kenne Ihre engelreiche Güte und weiß, daß Sie mich nicht hassen; könnte ich doch alle meine Gefühle Ihnen selbst sagen. . . ."

Nur unter Bedenken hatten die Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben, daß ihr Sohn sich Julie erkläre. Als sie dann einsahen, daß derselbe auf seinem Entschlusse beharre, hatten sie zur Bedingung gemacht, daß das Verlöbnis wenigstens so lange geheim gehalten werde, bis Alberts äußere Stellung ihm gestatte, den Ehebund mit der Geliebten abzuschließen. Wenige Tage darauf hielt Albert bei Vater Desepte um die Hand seiner Tochter an. Die Antwort des alten Herrn war eine würdige. Er ersuchte den Bewerber, sich noch einmal zu prüfen; jetzt sei es noch Zeit zurückzutreten, ein späterer Rücktritt werde sein Kind zum unglücklichsten Geschöpf machen. Und als Albert seine Bewerbung aufrecht erhielt und versprach, seine Liebe werde kein Hindernis sein, daß er mit aller Kraft an seiner weiteren Ausbildung fortarbeite und seinen Dienstgeschäften die größtmögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuwende, gab auch er, am 28. September, seine Einwilligung. Aber auch sein Wunsch war es, daß die Verlobung zunächst noch geheim bleibe.

Nun war Albert glücklicher Bräutigam, bis er aber seine Braut heimführen konnte, sollten noch Jahre vergehen. Zunächst war seine Stellung noch keine solche, daß er so bald ans Heiraten denken konnte. Er blieb fürs erste noch als Praktikant bei dem Kanalbau beschäftigt. Die Tätigkeit an demselben sagte ihm in der Hauptsache zu und er fühlte sich befriedigt in seinem Berufe. „Je mehr ich in das praktische Leben eingeweiht werde," sagt er in dieser Zeit einmal, „je mehr muß ich den glücklichen Zufall preisen, der mich gerade dieses Fach ergreifen ließ; denn ich zweifle, ob es irgend ein anderes gibt, das so mit meinen Neigungen und meinem Temperament harmoniert, das so befriedigend sich allen meinen Wünschen anschmiegt" (3. November 1839). Wären nicht unangenehme Vorgesetzte gewesen, mit denen er wohl dann und wann einen Strauß auszufechten hatte, so wäre in dieser Beziehung ihm nichts zu wünschen übrig geblieben.

Er baute im Forchheimer Walde eine der Brücken über den Kanal. Die Arbeit nahm ihn ganz in Anspruch; die wenigen freien Stunden, die ihm blieben, in der Frühe zwischen fünf und sieben Uhr und am späten Abend, verwandte er auf Sprachstudien, denn er hatte sich ernstlich vorgenommen, den Winter über eifrig zu studieren. Daneben unterhielt er einen regen Briefwechsel mit der Braut und den Eltern. „Meine Korrespondenz mit Julie ist meine einzige Erholung," berichtete er den Eltern. „In ihren Briefen spiegelt sich ihr tiefes, reines, inniges Gefühl." Er sah sie wieder, zum ersten Male seit sie sich brieflich gegeneinander ausgesprochen hatten, Ende September bei einem landwirtschaftlichen Feste in Freiburg. „Ich hatte die unnennbare Wonne, dieses treue Herz in der höchsten Seligkeit erhörter, dankbarer Liebe sich vor mir ausgießen zu sehen. Womit bezahlt sich dieses Gefühl, ein edles, so treu liebendes und innig geliebtes Mädchen so unendlich glücklich gemacht zu haben," schrieb er den Eltern. Dann und wann ritt er über den Sonntag von Riegel nach Breisach hinüber, nicht zu häufig, denn er mußte, nun bald mitten im Winter, nach jedem Besuche am Montag Morgen um vier Uhr wieder zu Pferd steigen, um zum Beginne der Arbeiten rechtzeitig wieder in

Riegel einzutreffen. Oft vergingen so mehrere Wochen, bis er die Geliebte wieder sah. Nach einem solchen Zusammensein war es, daß er nach Hause schrieb: „je mehr ich dieses herrliche Mädchen kennen lerne, je mehr steigt meine Achtung, je inniger wird meine Liebe, je glühender mein Verlangen ihrer ganz würdig zu werden, sie ganz so glücklich zu machen, als es dieser Engel verdient. Dieses tiefe Gefühl bei so klarem Verstande, diese herrliche Munterkeit bei so feinem Takte, dieses kindlich reine Herz bei so regem Streben nach Vollendung, diese Begeisterung für alles Große, Schöne und Edle erinnert mich an die Ideale, die unsere Dichter von edler Weiblichkeit aufstellen."

Wilhelmine Bürklin konnte sich immer noch nicht recht darein finden, daß ihr Sohn und Julie Desepte ein Paar werden sollten. Nicht nur erschien ihr Julie zu alt für jenen; auch daß sie katholisch war, wollte ihr nicht recht behagen. Dann entsprach auch die Familie ihrer künftigen Schwiegertochter nicht ganz den Ansprüchen, die ihr Beamtenstolz machen zu dürfen glaubte. Wiederholt noch äußerte sie in den Briefen an den Sohn ihre Bedenken über die geplante Verbindung.

Aber Albert verteidigte seine Liebe mit frohem Eifer und viel Geschick. So schrieb er u. a. der Mutter am 12. April 1841:

„. . . . Meine Liebe hat mich, indem ich das Gute und Edle in Juliens seltenem Charakter bewundere, nicht blind gemacht, daß ich nicht auch ihre Fehler erkennen möge. Aber ich trage die schöne, beruhigende Gewißheit in mir, daß gerade diese Fehler wenigstens zum Teile ein Zeichen der reinen Unverdorbenheit und Kindlichkeit ihres Herzens sind, und nur ihre gänzliche Unkenntnis mit der Welt sie sie begehen läßt. Ich spreche nämlich hauptsächlich von dem Fehler, den Du besonders hervorhebest, Mangel an feinem Takt, an besonnener Überlegung, ihr ungeniertes, für ein junges Mädchen oft zu keckes Benehmen. Der Grundzug in Juliens Charakter ist Natürlichkeit, und Verstellung ist diesem Herzen so fremd als ein unheiliger, unreiner Gedanke. Dies ist die Quelle jenes Fehlers, sowie aber auch ihrer liebenswürdigen, herzgewinnenden Anmut. So wie sie sich gibt, so ist sie;

darum mag oft ihr lebhaftes, lebensfrisches Temperament auf eine Weise sich äußern, die etwas zu keck auftritt und von der Welt falsch beurteilt werden könnte. Die Welt ist zu verdorben, um die wahre, klare Quelle, aus der ein solches Benehmen entspringt, ganz erkennen zu können, die Welt glaubt nicht mehr an diese unverdorbene Natürlichkeit, die nur noch in Händen von Coquetten mißhandelt wird, sie ist darum in ihren Augen zum Fehler geworden . . . . so rein wie dieses Herz ist selten eines, klar und durchsichtig der Spiegel ihrer Seele, noch nicht von dem leisesten Hauche getrübt; kein unheiliger Gedanke hat noch den Eingang gefunden in diesen Tempel, in ihm herrscht der einzige Gott, hohe, reine, unaussprechliche Liebe."

Aus einem anderen Briefe, der aus ähnlichen Verhältnissen heraus entstanden ist, mögen hier wenigstens einige Stellen mitgeteilt werden. Albert schrieb (4. März 1840):

„Du sagst, mein Verhältnis zu Julie sei in Karlsruhe bekannt, und werde nicht gut geheißen? Was bin ich für eine wichtige Person, daß die Leute sich um mein stilles Glück bekümmern; wie geschäftig sind die Menschen, wenn es gilt ein Glück zu stören. Ich habe dem Staate meinen Kopf und Arm verkauft . . . . soll ich auch meinen freien Willen verkaufen? . . . Nur um das, was meinen Dienst angeht, haben die Herren sich zu bekümmern, und so lange ich meine Pflicht erfülle, wehre ich jedem das Einmischen in meine Privatverhältnisse. . . . . . Was ich als Recht und Gut erkannt, werde ich durchführen und nicht das Urteil der Welt scheuen; mein eigenes Urteil und das Urteil derer, die mich kennen, ist mir maßgebend und meine Selbstachtung heißt mich so handeln."

Trotz solchen gelegentlichen Verstimmungen, die übrigens immer rasch wieder vorüber gingen, war es Albert aus Gründen, die er früher schon ausgesprochen hatte, nicht unerwünscht, daß die Korrespondenz seiner Mutter mit Julie auch fernerhin ihren Fortgang nahm. Wir besitzen verschiedene der Briefe, welche Julie an ihre künftige Schwiegermutter gerichtet, und teilen im folgenden einige Stellen aus denselben mit.

Julie Desepte an Wilhelmine Bürklin.

10. Oktober 1839.

„. . . . Wie glücklich mich Ihre Briefe machen, vermag ich nie auszusprechen, und jetzt ist mein Wunsch noch gekrönt worden. Sie nennen mich Du, Sie nennen mich Ihre Tochter. Ich bin doch recht beglückt worden, daß ich das wieder besitze, was mein Glück noch allein vollkommen machen konnte, denn ich wäre selbst im Besitze Ihres Alberts, ohne Ihre Liebe und Achtung nicht vollkommen glücklich gewesen; ich will aber auch Ihnen nie, nie Ursache geben, daß Sie es bereuen, mich so liebend angenommen zu haben. . . . .

Ihre Sie stets unendlich liebende
ergebenste Julie Desepte."

6. Januar 1840.

„Wegen der Ökonomie habe ich mit Albert gesprochen. Es ist wahr, er braucht etwas viel Geld, nicht für seine Person, nur durch seine allzugroße Güte. Er vermißt eben überall seine gute, liebe, einsichtsvolle Mutter, die ihm in allem mit so gutem Rat und Tat zur Seite war. So ledige Herren werden zu sehr überfordert, die Leute sind anfangs schlecht genug, weil sie wissen, daß solche nicht markten und es nicht so gut verstehen, sie zu benützen. Ich habe ihn aber jetzt gebeten, wenn er wieder was braucht, sich an uns zu wenden. Mein Bruder Franz, der in einer Handlung ist und sehr gute Warenkenntnis hat, schickt uns alles so solide und wohlfeil, daß er gewiß einen bedeutenden Unterschied finden wird. . . ."

6. Februar 1840.

„Ich will Ihnen doch noch von meinem Studium erzählen. Seit neuerer Zeit sollte ich ein wenig (wenn es noch möglich ist, in mein Vernunftskästchen etwas hineinbringen) gescheidt werden, denn ich bin ein wahrer Student. Alle andere Abend nehme ich mit Fr[au] Amt[mann] Mors, die zu uns kommt, Geographie vor; französisch übersetze ich und laß es mir von der Fr. Ernestine (eine

Klosterfrau) korrigieren; in der Musik nehme ich auch einiges vor, das Liedchen, welches Sie Albert mitgaben ist allerliebst zum Klavier; ich habe es schon öfters gesungen. . . ."

25. März 1840.

„. . . Dann bin ich in einem Lesekranz, der für mich in jeder Beziehung sehr nützlich ist. Er besteht aus der Fr. v. Gemmingen, Fr. von Tournau, Fr. Amt. Mors und meiner Wenigkeit. Hier in diesem Kranz wird vorgelesen, dann wird darüber gesprochen. Die Meinungen, die oft sehr verschieden sind, werden geläutert. Ich finde mich in diesem Zirkel sehr wohl und halte diesen Kranz für nützlich und belehrend, denn die Damen sind sehr noble und wissenschaftlich gebildet; nur muß man sich über vieles Überspannte, welches sie in ihrer Haushaltung haben, hinaussetzen."

Im Juni 1840 sahen die Eltern Alberts die Braut ihres Sohnes in Diersburg. Die Mutter weilte dort zum Besuche des Pfarrers Rott und seiner Familie und auch Julie war eingeladen worden. Der Vater hatte nur für kurze Zeit kommen können und war bereits wieder abgereist, als es Albert gelang, sich für einen Tag frei zu machen und die Seinigen aufzusuchen. Der Eindruck, den Julie auf die Eltern machte, war ein durchaus günstiger; insbesondere der Vater war von der Anmut ihres Wesens und der Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung aufs angenehmste überrascht. Die Mutter bemühte sich, etwas zurückhaltender zu sein, aber auch sie konnte, wie der Vater schrieb, „Juliens Wert nicht verkennen und hat sie als ihre liebe Tochter in die Arme genommen".

* * *

Beinahe anderthalb Jahre war Albert bereits beim Kanalbau beschäftigt, als seine Tätigkeit bei demselben einen für ihn selbst unvermutet raschen Abschluß fand. Schon bald, nachdem er seine Staatsprüfung abgelegt hatte, war der Plan aufgetaucht, daß er zu seiner weiteren Ausbildung für einige Zeit ins Ausland gehen

sollte. Man hatte in erster Reihe an England gedacht, aber auch von Frankreich, ja selbst von Amerika war die Rede gewesen. Dann war dieser Gedanke wieder in den Hintergrund getreten. Die Eltern hatten gewünscht, daß ihr Sohn die Reise so lange verschiebe, bis er die erste etatmäßige Anstellung als Kondukteur erhalten habe. Der Umstand, daß zwei ehemalige Studiengenossen Alberts im September 1840 eine Reise nach England unternahmen, brachte die Sache von neuem in Fluß. Der Vater erklärte sich damit einverstanden, daß Albert sich ihnen anschloß. Am 7. September setzte er ihn davon in Kenntnis und teilte ihm gleichzeitig mit, daß der Direktor des Wasser- und Straßenbaus, Rochlitz, genehmigt habe, daß Albert sofort das erforderliche Urlaubsgesuch einreiche, und ohne die Genehmigung desselben abzuwarten, abreise. Nach einem kurzen Besuche in Breisach und Karlsruhe ging Albert nach Mannheim und von dort nach Heidelberg, um Mittermaier und Klingel, das waren die beiden Reisegefährten, abzuholen. Von Mannheim nach Heidelberg und wieder zurück benützte er die beide Städte verbindende Eisenbahn, die als die erste Eisenbahnstrecke in Baden wenige Tage vorher, am 12. September, dem Betriebe übergeben worden war. Es war das erste Mal, daß er auf der Eisenbahn fuhr, das erste Mal, daß er eine solche überhaupt zu Gesichte bekam. Die Gefühle, die ihn dabei bewegten, hat er in einem Briefe an die Eltern mit folgenden Worten geschildert: „Schon der erste Eindruck war ein großartiger. Keine Beschreibung kann das Gefühl wiedergeben, das uns ergreift, wenn man das erste Mal eine Eisenbahn befährt. Meine Brust hob sich bei dem Gedanken einem Fache anzugehören, dessen Werke von einer Welt angestaunt werden.“

Von Mannheim gings am 17. September auf einem Segelschiffe, das den Namen Viktoria führte, rheinabwärts. Die Fahrt war von leidlichem Wetter begünstigt, so daß die Reisenden die ganze Schönheit der herrlichen Natur, wie sie sich ihnen unterhalb Mainz auftat, ungetrübt genießen konnten. Zu rasch ging Albert die Fahrt von statten; er wäre gerne länger verweilt. „Ein Eindruck verwischt den andern,“ schrieb er in sein Tagebuch,

„und so bleibt nichts von all dem Schönen als die Erinnerung an einen flüchtigen Genuß, ein buntes Farbengemisch, aus dem kaum einzelne Lichter hervorstechen. Ich möchte diese Tour zu Fuß machen, mein Ränzchen auf dem Rücken, die Ufer entlang, möchte diese trotzigen Burgen besteigen und von ihren Zinnen hinabschauen in den deutschen Rhein. Deutsch? ich will fragen, wo ich bin! Wo bin ich, Landsmann? „In Baden!" und jetzt? „in Baiern", und dann? „in Hessen, in Preußen!" Doch um Gott, sagt mir, wo ist Deutschland? Das weiß niemand. Ich muß den Rheinstrom fragen, ich muß die gebrochenen Burgen anrufen, die schroffen Felsenwände werden mir mit ehernem Munde Antwort geben. Ho, ho! Ihr Berge, sagt mir, wo ist Deutschland? Ist Deutschland hier? Deutschland hier!! donnert es wieder von dem Orlei-Felsen [Lorelei-Felsen] und hier, hier! antwortet das hundertfache Echo von Felswand zu Felswand, von Burg zu Burg. Ja, Ihr, Ihr seid deutsch geblieben, doch mit den deutschen Burgen ist die deutsche Kraft gebrochen und nur Ruinen schauen trauernd nieder auf ein entartetes Geschlecht."

Am Abend des 17. wurde noch Köln erreicht. In der Frühe des nächsten Morgens ging es weiter, diesmal auf einem Dampfbot, Matschapp, „einem alten, langsam segelnden Kasten." Am Abend kam man in Nymwegen an, wo das Schiff die Nacht über liegen blieb; am Nachmittag des folgendeu Tages (19. September) war man in Rotterdam angelangt.

„Die Anfahrt in Rotterdam ist imponierend und bietet die vollkommene Darstellung einer großen Handelsstadt. Die Stadt ist von Kanälen durchschnitten und von einer Masse von Seeschiffen jeder Größe belebt. Schöne Straßen, hohe Häuser, alle von Backsteinen niedlich, aber unsolid gebaut; die Mauern sind bei fünf- und sechsstöckigen Häusern kaum einen Fuß dick, und die meisten hängen darum auf eine erschreckende Weise über. Die Trottoirs und viele Straßen von Backsteinen, bei den besseren Häusern die Trottoirs und Treppen u. s. w. von schönem schwarzen Marmor aus Brabant. Eine Masse von Windmühlen in der Stadt und deren Umgebung, meistens zum Entwässern von Wiesen.

Schönes Glockenspiel auf den Türmen. Logis in der „Stadt Frankfurt", gut und billig."

Das waren die ersten Eindrücke, die Albert empfing. Da das Schiff, auf dem die Überfahrt nach England stattfinden sollte, der Batavier, erst in einigen Tagen abging, machten die Reisenden einen Ausflug nach dem Haag und nach Scheveningen. Hier sah Albert zum erstenmal das stürmisch bewegte Meer. Er war mächtig ergriffen von dem ihm vollständig neuen Anblick. „Gott, wie schön, wie schön ists hier in deiner Welt," schrieb er in einem Briefe an die Eltern. Im übrigen benützte Albert die kurze Zeit des Aufenthaltes in Rotterdam, um Erkundigungen über seinen Bruder Theodor einzuziehen, von dem, seit er im November 1839 nach Batavia in die See gegangen war, keine Kunde in die Heimat gelangt war. Was er erfuhr durch den badischen Konsul und auf anderen Wegen, klang befriedigend, und er konnte den Eltern beruhigende Nachrichten zukommen lassen.

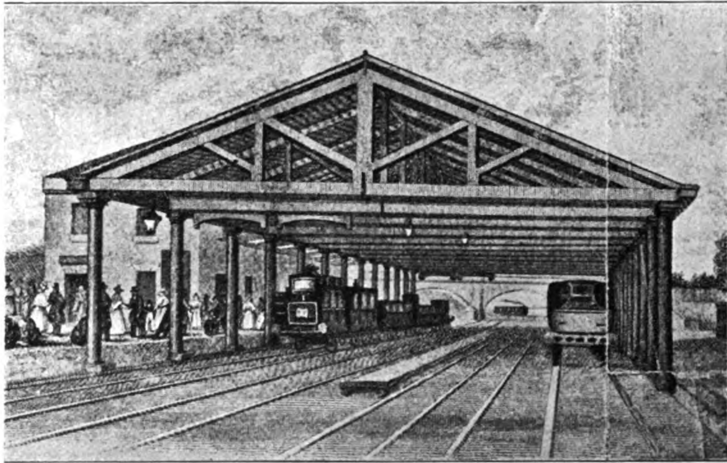
Am 22. September in der Frühe schifften sich die Reisenden ein. Kaum hatte das Schiff den Hafen verlassen, als ein gewaltiger Sturm losbrach, ganz wie damals, als über hundert Jahre früher der Ahne Philipp Jakob ebenfalls in Sturm und Wetter der Küste Englands zustrebte. Über vierzig Stunden wurde das Schiff auf der See umhergeworfen. „Ich habe," schrieb Albert an die Eltern, „die volle, furchtbare Pracht eines Seesturmes angestaunt und das volle Elend einer Seekrankheit mitgemacht; so wundervoll die erste, so jammervoll die zweite. Die Krankheit hatte mich so stark angepackt, daß ichs im Bette nicht mehr aushalten konnte; ich wickelte mich in meinen Mantel und kroch auf allen Vieren, denn an ein Gehen war nicht zu denken, aufs Verdeck unter ein Bündel Taue und ließ mich in Gottes Namen von den überschlagenden Wellen einsalzen. Jetzt, da es vorbei ist, möchte ich nicht haben, daß es nicht geschehen wäre, denn man muß alles durchmachen."

Es war am 23. September nachts halb zwölf Uhr, als das Schiff vor London anlangte; ein gewaltiges Lichtmeer zeigte in der Ferne die Stelle, wo die Stadt lag. Am nächsten Morgen be-

traten Albert und seine Freunde den englischen Boden. Sie nahmen Wohnung bei einem deutschen Juden J. Flesch, Princes Square, St. George, East nr. 21. Die ersten Tage wurden der Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten gewidmet. Der Eindruck, den das ungewohnte Leben der Riesenstadt auf Albert machte, war ein überwältigender. „Dieses Treiben in den Straßen und auf der Themse geht über allen Begriff und mein Kopf ist ganz toll," schrieb er in sein Tagebuch. Er stand auf der Themsebrücke und zählte in zehn Minuten nicht weniger als acht Dampfboote, die unter ihren Bogen dahin rauschten! Heute würde er allerdings noch einige mehr zählen. Noch toller schien es ihm auf den Straßen zuzugehen; er hatte Achtung zu geben, daß er nicht gerädert wurde.

Der Zweck der Reise war, die großen Fortschritte kennen zu lernen, durch die England auf dem gesamten Gebiete der Technik und insbesondere auf dem des Eisenbahnbauwesens damals die übrigen Länder weit überflügelt hatte. Außer Albert und seinen Freunden weilten damals noch verschiedene andere junge badische Techniker zum gleichen Behufe in England. Bald mit ihnen, bald allein besuchte Albert alle Bahnanlagen der Stadt und ihrer Umgebung; fertige und im Bau begriffene Bahnstrecken, Bahnhöfe und Tunnels, Maschinenfabriken u. s. w. wurden besucht, Zeichnungen angefertigt und Aufzeichnungen gemacht, die man später in der Heimat zu verwerten gedachte. Nicht überall fanden die Wißbegierigen Zutritt; insbesondere in den Fabriken wurden sie nicht selten abgewiesen, wenn sie nicht mit besonderen Empfehlungen versehen waren. Aber das, was sie sahen, war immer noch mehr als genug, um ihnen vor englischer Tatkraft und Ausdauer keinen geringen Respekt einzuflößen. Als Albert bereits einige Zeit in London weilte, meinte er wohl, er sei schon ein vollständiger Engländer geworden. „Ich würde stolz darauf sein," sagt er, „einen mich nennen zu dürfen, denn diese Energie, diese Beharrlichkeit und diese Kühnheit in der Ausführung ihrer großen, bewunderungswürdigen Werke muß uns die Engländer hochachten lehren."

Vier Wochen dauerte der Aufenthalt der jungen Leute in London, der nur ab und zu durch größere oder kleinere Ausflüge in die Umgegend unterbrochen wurde, so nach Brighton, Windsor und anderen Orten. Am 22. Oktober schieden sie von London, um noch einen Abstecher nach dem nördlichen England zu machen. Stratford, Warwick, Birmingham, Derby, York, Darlington, Newcastle wurden u. a. besucht. Hier lernte Albert zum ersten Male auch die englische Landschaft kennen, deren malerische Reize ihn entzückten. In Lancaster trennte er sich am 8. November von seinen Reisegefährten. Diese gingen nach Edinbourgh weiter, ihn zwang die dira necessitas, der Mangel an Geld, zur Umkehr.



Bahnhof in Birmingham 1840.

Nicht umsonst hatte der Vater vor dem Antritt der Reise ihn darauf hingewiesen, welch großes Opfer dieselbe für die Eltern bedeute, und ihm die größte Sparsamkeit anempfohlen. Aber London war ein teuerer Boden, und so sehr er auch bestrebt war, seine Mittel zusammenzuhalten, sie schmolzen doch rasch zusammen. Er empfand es schmerzlich, aber es war nicht zu ändern. „Ich habe noch nie gewünscht reich zu sein,“ äußerte er sich wohl ein=

mal, „nur in diesem Augenblicke möchte ichs sein, nur auf vier bis sechs Monate, um recht schwelgen zu können in dem Genusse des Herrlichen, das mich umgibt, um einen Schatz mit mir nach Hause zu nehmen, der mir reiche Zinsen tragen würde."

Übrigens war es die Kargheit seiner Mittel nicht allein, die ihn manchmal niederdrückte. Bei abscheulichem Sturm und Regen war er an Englands Küste gelandet, und seitdem war das Wetter mit kurzen Unterbrechungen ständig schlecht geblieben. Dazu kam noch ein anderes, was vielleicht ebenso sehr ins Gewicht fiel. Das meiste was Albert zu sehen bekam, war für ihn ganz neu. Wohl hatte er auf dem Polytechnikum auch Maschinenbau und die anderen einschlägigen Fächer studiert; aber seit er die Schule verlassen, hatte er keine Gelegenheit mehr gehabt, sich weiter darin auszubilden. Es fehlten ihm vielfach die nötigen Einzelkenntnisse, um das neue, das sich ihm hier in überwältigender Fülle bot, voll nützen und verwerten zu können. Dabei konnte er sich nicht verhehlen, daß seine beiden Freunde ihm hierin entschieden überlegen waren. So geschah es, daß das Gefühl, mit dem er von England schied, nicht das der vollen, ungetrübten Befriedigung war. Das Ergebnis entsprach nicht durchaus den Erwartungen, die ihn beim Antritt der Reise erfüllt hatten. Aus dieser Stimmung heraus entsprang es, wenn er den Eltern schrieb: „Um eine große, wenn auch tief demütigende Erfahrung reicher komme ich heim: ich sehe in der Größe anderer wie klein, ach wie klein ich selber bin. Doch diese Erfahrung soll mich nicht entmutigen, denn ich denke nicht immer so klein zu bleiben. Doch wie weit eigentlich gehen Deine Pläne? Inspektor! ha, ha! Landstraße reparieren und Dohlen bauen! wenn man das Riesenengland gesehen. Es ist nicht gut, die jungen Leute nach England zu schicken!"

Auf der Rückreise besichtigte Albert noch die großen Maschinenfabriken in Manchester; am 11. November war er wieder in London, am 15. schiffte er sich auf dem Batavier ein und am 16. mittags kam er in Rotterdam an. Hier, wo er am 19. einen inzwischen in Europa eingetroffenen Brief seines Bruders Theodor ausgehändigt erhielt, verweilte er mehrere Tage. Er machte einen

Ausflug nach Amsterdam und nach Harderwijk und suchte hier Marie Friesemann, die Verlobte seines Bruders Theodor, auf. In den ersten Tagen des Dezember traf er wieder bei den Eltern ein. Bei ihnen feierte er auch das Wiedersehen mit Julie, die bald nach dem Antritt seiner Englandreise nach Karlsruhe gekommen war und bis in den April des folgenden Jahres als Gast der Eltern dort weilte.

In Karlsruhe erhielt Albert am 19. Dezember die Mitteilung, daß er zur temporären Dienstaushilfe bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Freiburg bestimmt sei und sich unaufgehalten nach Freiburg zu begeben und bei dem Inspektionsvorstand alldorten zur Einweisung in seine Dienstverrichtungen sich zu melden habe. Seine Beschäftigung in Freiburg bestand den ganzen Winter über in Schreibereien auf dem Bureau. Er fühlte sich ziemlich unglücklich und seine Stimmung blieb den ganzen Winter eine recht melancholische. Der Abstand zwischen den kleinlichen Verhältnissen seines Dienstes und den großen Eindrücken, die er in England in sich aufgenommen hatte, war ein zu bedeutender. Erst als das Frühjahr kam und die auswärtigen Geschäfte ihn bald da, bald dorthin führten, besserte sich auch seine Stimmung, und der alte Humor kehrte wieder.

Albert kam häufig nach Breisach, wo er sich in der Deseptesche n Familie ganz heimisch fühlte; die guten Leute behandelten ihn wie einen Sohn. Im Mai wurde er dann in das obere Münstertal beordert, wo er bis in die ersten Tage des Oktober hinein an den Plänen für eine Straße durch dieses Tal arbeitete. Er hatte sein Standquartier in einem weltabgelegenen Winkel, dem einsamen Spielweg, aufgeschlagen. Seinen Aufenthalt daselbst, seine Tätigkeit und seine Umgebung hat er in einer Reihe von Briefen mit köstlichem Humor geschildert. Einige Auszüge aus denselben lassen wir hier folgen:

22. Mai 1841.

„. . . Auf meiner romantischen Einsiedelei fühle ich das Bedürfnis jetzt lebhaft, von Euch selbst wieder einmal zu hören, wie

es Euch geht und was Ihr treibet; denn obschon ich mich da hinten in recht respektabler Gesellschaft befinde, so bin ich doch hier ein vollendeter Bruder Einsiedler geworden, denn es sind gar trotzige, wilde Bursche, mit denen ich täglich umgehe, und nicht gut mit ihnen zu reden. Da ist der Hafflufelsen; ein gar unmanierlicher Geselle, der so stolz und patzig ins Tal herunterschaut, daß man glaubt, es könne nicht sein, und doch kann es, und ich habe ihm einen armslangen Pfahl in den Kopf geschlagen und gesagt, so alter Bursche, dein Rücken ist stark und breit genug, es wird sich vortrefflich ausnehmen, wenn ein Güterwagen mit lustigem Geklingel über deinen Buckel wegzieht. Dann ist der wilde Teufel, der Scharfenstein; um kein Haar besser, aber schlimmer noch, seitdem der merkt, ich will ihm so ein paar Dutzend Kubikruten aus den Rippen sprengen, ist gar kein Auskommen mit dem Schlingel; hat er mich doch vor kurzem auf die Nase fallen lassen, daß ich jetzt noch jämmerlich umher hinke. . . . Du siehst . . . man hat mich mit dem halsbrechenden Vergnügen beehrt, in den Felsen des Münstertals umher zu klettern. . . ."

6. Juli 1841.

„. . . Ich werde noch 2 Monate circa im Münstertale zubringen müssen. Zum Glücke habe ich soviel zu tun, daß ich es wenig fühle, wie so ganz allein ich bin, denn es ist keine Seele hier, mit der ich umgehen könnte. Alle 14 Tage ein Besuch in Breisach entschädigt mich reichlich für alles, was ich hier entbehren muß. Übrigens ist meine Stellung in einer Beziehung angenehm, denn ich bin vollkommen unabhängig und Herr meiner Handlungen, da Morat sich um diese Straße nicht ein Haar bekümmert. Es ist aber auch dies die Ursache, die meine Lage etwas kritisch macht und zum angestrengtesten Fleiß mich anspornt, denn Morat scheint wegen dieser Straße in offenem Zwiespalt mit der Direktion zu liegen. Sauerbeck übergab mir diese Arbeit, ohne mit Morat ein Wort darüber zu sprechen und auch ohne mir die geringsten Verhaltungsmaßregeln darüber zu geben, und als ich diese bei Morat einholen wollte, erklärte mir dieser, er kümmere sich um

diese Sache nichts, ich solle machen, was ich wolle. Und so mache ich denn in Gottes Namen, was ich will, und denke es wird recht werden."

26. September 1841.

„. . . Mein Spielweg besitzt neben vielen andern vortrefflichen Eigenschaften auch die, daß es mir nicht einmal immer meine freie Zeit, meine Abendstunden, zur eigenen Benützung gestattet. Bald kommt ein Schulmeister mit hinaufgestülpten Hosen die Talstraße herunter durch den Dreck daher gepatscht; ich sehe ihn den goldenen Hirschen auf dem Schilde betrachten, die Stiefel auf dem Grase abputzen, den Hemdkragen heraufziehen und durch die Türe hereintreten. Mein Los ist entschieden — der Schulmeister kann unmöglich an den Spielweg vorbeigehen, wo der Herr Ingenieur wohnt, der die neue Straße macht, und ein ganz ordentlicher Kerl sein soll; er muß mit ihm zu Nacht essen, denn wie froh muß der arme Herr sein in seiner trostlosen Einsamkeit, so angenehme Unterhaltung zu haben, und muß nicht der Herr Schulmeister den nächsten Abend seinen Bauern erzählen, wie viel die Straße kostet und was der Ingenieur für einen schwarzen Bart habe? Man heißt mich hier im Tale nur den schwarzen Ingenieur, und ich habe unter diesem Namen eine merkwürdige Popularität erhalten. Ists nicht ein Schulmeister, so ists ein Pfarrer, der auf seinem Klepper das Tal herauf klettert, aber an dem schwarzen Ingenieur kann er nicht vorbei, er bindet seinen Klepper an die Haustüre und stattet mir seinen Besuch ab, kramt in meinen Plänen herum, rümpft die Nase, und meint man hätte doch noch einen zweckmäßigeren Zug auffinden können. Kommt letzthin ein junger, naseweiser Herr, ein Kaplan, der den Sonntag vorher vor meinen armen Ohren eine jammervolle Predigt gehalten. Aber Herr, sagte er mit salbungsvoller Mine, ist es möglich, kann man so lange Zeit notwendig haben, für die Vorarbeiten einer Straße? Sie haben Recht, Herr Kaplan, die Straße, die Sie ihren Bauern in das Himmelreich bauen, hat Ihnen, ich bin überzeugt, bestimmt weniger Kopfbrechen gekostet. Ist es nicht ein Herr Pfarrer, so ist es sonst einer meiner guten Freunde in Frei-

burg (der Himmel hat mich reich gesegnet mit guten Freunden), der sich meiner erbarmt und mich mit seinem Besuche beehrt, mit mir Forellen zu Mittag speißt, meine Cigarren raucht, und Abends 7 Uhr mit schrecklichem Gähnen fragt, ob es denn um Gottes Willen noch nicht Zeit sei zum schlafen gehen."

Auch die Tage von Spielweg erreichten ihr Ende. Im Oktober war Albert wieder in Freiburg, wo er noch zwei Monate mit dem Projekt der Münstertalstraße vollauf beschäftigt war. Dafür hatte er dann auch die Genugtuung, daß sein eingeschicktes Straßenprojekt von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues als eine ganz vorzügliche Arbeit gelobt wurde.

Neujahr 1842 brachte er in Breisach zu. Auf dem Balle, der dort am 1. Januar stattfand, wechselten er und Julie die Ringe. Bald darauf wurde ihm ein lang gehegter Wunsch erfüllt. Seitdem er das erste Mal von Breisach geschieden war, hatte ihn immer wieder der Gedanke beschäftigt, daß er einmal dorthin zurückkehren könnte, um die Brücke, deren Pläne er ausgearbeitet, persönlich auszuführen. Er hatte den Vater wiederholt gebeten, sich für ihn in Karlsruhe in diesem Sinne zu verwenden, und jener hatte ihm mitgeteilt, seine Aussichten seien die besten, und es werde keinen Anstand haben, daß ihm die Ausführung der Brücke übertragen werde; zunächst sei jedoch noch keine höhere Anordnung, ans Werk zu schreiten, erfolgt, der Brückenbau werde wohl überhaupt ruhen, bis das Verhältnis zu den Franzosen sich anders gestaltet habe. Wenn es Friede bleibe und die Werke des Friedens, als Eisenbahnen, Kanäle, Straßen u. s. w., keine Unterbrechung erführen, ließe sich hoffen, daß es mit seiner Beförderung nicht mehr lange anstehen werde. Nun im Januar 1842 wurde Albert der Auftrag, von neuem nach Breisach zu gehen und einige noch erforderliche Vorarbeiten für den Brückenbau zu machen, „womit man mir", schrieb seine Braut an ihre Schwiegermutter (22. Februar), „die schon längst schön geträumte Tage verwirklichte und mich im vollen Sinne des Wortes glücklich machte. Denn so glücklich, gut vier Wochen, sage vier Wochen, bei meinem Albert zu sein, war ich noch nie."

Albert brachte einen großen Teil der nächsten Monate in Breisach zu; zwischen hinein verweilte er einige Zeit, um den Arbeiten näher zu sein, auf dem bei der gleichnamigen Ruine weiter rheinabwärts gelegenen Hofe Sponeck.

In diese Zeit fielen innerpolitische Ereignisse unseres engeren Vaterlandes, die in einer Weise die Gemüter erregten, wie man es bis dahin in dem kleinen Lande nicht gewohnt war. Seit dem Beginne des Jahres 1841 lag der leitende Minister, Freiherr von Blittersdorf, mit der Volksvertretung im offenen Kampfe, einem Kampfe der gegen die freiheitlichen Institutionen des Landes gerichtet war und den Blittersdorf in der rücksichtslosesten und persönlich verletzendsten Weise durchzuführen unternommen hatte. Im Januar 1842 war der Landtag wieder zusammengetreten und der erste Schritt, den die zweite Kammer unternahm, war, daß sie auf Antrag des Abgeordneten von Itzstein das Manifest des Großherzogs Leopold vom 5. August des vorhergehenden Jahres, mit welchem der Minister seine Stellung durch die Autorität der Krone zu decken gedachte, für ungesetzlich erklärte. Die unmittelbare Folge war die Auflösung der Kammer am 19. Februar, der bald darauf die Neuwahlen folgten. Die Regierung leistete das denkbar Mögliche an Beeinflussung und Einschüchterung und scheute kein Mittel, um einen ihr günstigen Ausfall der Wahlen herbeizuführen, während die liberale Partei nicht minder alle Leidenschaften eines in seinen Rechten gekränkten Volkes aufwühlte. Wie man weiß, gestalteten sich die Neuwahlen zu einer vollständigen Niederlage der Regierung, was im folgenden Jahre den Rücktritt des Freiherrn von Blittersdorf zur Folge hatte.

Wir besitzen einige Briefe Alberts und seiner Mutter, die uns mitten in diese Ereignisse hineinversetzen. Wir lassen sie hier folgen. Sie sind als Stimmungsbilder interessant und außerdem charakteristische Zeugnisse für die politische Gesinnung von Mutter und Sohn, die beide, wie wir schon früher gesehen haben, ziemlich fortgeschrittenen Anschauungen huldigten.

Albert an die Eltern.

„Breisach, 16. März 1842.

So lange habt Ihr noch nie auf einen Brief von mir warten müssen, und mich selbst beunruhigte diese Zögerung, daß ich nimmer länger warten kann, bis es ruhiger geworden ist in und außer mir. Diese Unruhe in und außer mir ist die Ursache meines bisherigen Schweigens. Und so heftig, so ahnungsvoll und bang ist die erste, daß das Glücke, welches die zweite mir gewährt (sie gönnt mir die Nähe meiner Julie), ihr nicht das Gleichgewicht zu halten vermag. Nur ein Gedanke ists, der wirklich mich erfüllt, mein Vaterland, doch ein Gedanke, der nur gedacht, jetzt nicht ausgesprochen werden darf, den ich nicht einmal diesem Papiere anzuvertrauen wage. Wundert Euch darum nicht über die Einsilbigkeit in meinem Briefe; ich darf nicht sagen, was ich möchte, und möchte nicht sagen, was ich darf. O dürfte ich mich nur einmal aussprechen mit einer gleichgesinnten Seele, doch ich muß es in mir begraben, und wenn michs zersprengt. Ich lebe hier unter einem schrecklichen Volke, beklagenswert, wenn diese Stumpfheit, diese Unmündigkeit, diese Gleichgültigkeit für etwas höheres als die gemeine Materie in unserm schönen Vaterlande mehr verbreitet sein sollte. Ich spreche nicht bloß vom gemeinen Haufen, der hat sich ja noch selten über das Werkzeug erhoben, leider spreche ich von dem gebildeten, denkenden Teile, ich spreche von jungen Männern, denen das Blut heiß vom Herzen fließen sollte bei dem Worte Vaterland, die — doch man ist schon weit vorangeschritten in der Realisierung des beschlossenen Systems, man will keine Menschen mehr, nur Maschinen. Und wie sie jetzt triumphieren, wie sie höhnen, die, die sich selbst ihrer Menschenwürde begeben und zum Werkzeuge herabgestiegen sind, das man verächtlich auf die Seite wirft nach dem Gebrauche, die hiesigen Beamten. Ich gehe nicht mehr in ihre Gesellschaft, ich kann ihr Lächeln nicht sehen, ich kann ihre Bemerkungen nicht schweigend hören, und doch ist Schweigen Klugheit. Ich komme mir in ihrer Gesellschaft vor wie ein Kettenhund, den die Buben mit Stecken

stupfen und reizen; er zerrt an der Kette, doch wenn er bellen will, schlägt man ihm auf die Nase, und es ist eine verdammt starke Kette, mit der sie ihn angebunden haben. Die Wahlen hier sind in vollem Gange. Trotz dem Ernst der Sache, hier wenigstens eine lächerliche Krähwinkeliade. Über das Resultat kaum mehr ein Zweifel."

Wilhelmine Bürklin an ihren Sohn und Julie Desepte.

[20. März 1842].

„. . . . . es geht mir wie Albert, nur ein Gedanke ists, der unablässig die Seele mir beengt und bewegt, der unausgesprochen lebt und frißt bis ins innerste Leben — und was auch geschieht, dieser eine Gedanke drängt alle andern in den Hintergrund, ja, wohl ists eine harte schwere Prüfungszeit für ein Herz, das sein Vaterland und das Recht und das Rechte liebt; eine düstere, unglücksvolle Wetterwolke bedeckt den Himmel und droht ihre vernichtenden Blitze über ganz Deutschland auszuzücken. — Ich habe im stillen schon manche Tränen des bittersten Schmerzes geweint, ich sage „im stillen" — leider muß man verschließen vor der Menge, was sie nicht begreift und daher verdammt. O, wie oft denke ich an Dich, mein Albert, und wie leid tut es mir, daß Du in gleichem Falle bist, wärst Du hier, wie wollten wir unsere Herzen leicht und Luft machen! Ja, wohl erfüllt Ekel und Verachtung die Seele, wenn man das Leben und Treiben dieser Staats-Knechte mit ansieht; natürlich gibts Ausnahmen, aber im ganzen ists jammervoll, keiner hat das Herz laut zu denken und einer suchts dem andern an Kriecherei zuvorzutun. Bei den Wahlen waren die St[aats]D[iener] ordentlich kommandiert, wen sie wählen sollen. Dein Vater und Maier gingen deshalb gar nicht dazu, was ihnen aber gewiß übel bekommen wird, da man die Ansicht hat, wer nicht für mich ist, ist wider mich. Hier muß es für die Regierung günstige Wahlen geben, aber auswärts siehts schlecht für sie aus; von allen Seiten kommen verzweiflungsvolle Berichte der Beamten. . . . Du mußt nicht nach den Kaiserstühler[n] urteilen. Die Leute

sind zu arm, um eine Meinung zu haben; vom Neckar und vom Schwarzwald lautet es anders. Bl[ittersdorf] ist eben überall und bei allen Ständen verhaßt, sogar beim Adel; er allein ist schuld an allem Unglück, was unser armes Baden und, wer weiß, vielleicht ganz Deutschland treffen kann. Unser Großherzog ist im Herzen gut und will nur das Gute, aber dieser Satan hat ihn so verhetzt, daß er nicht mehr zu kennen ist. Seine Laune soll entsetzlich sein und er keinem Menschen mehr trauen als nur diesem Bl. In ihm sieht er noch seine einzige Stütze — so weit hats dieser Bösewicht gebracht; der Großherzog glaubt fest und steif, alles sei nur gegen seine Person geschehen und daher ist er so furios. . . ."

Albert an die Eltern.

„Freiburg, 14. April 1842.

Ich komme soeben von Breisach zurück und habe der Wahl des Breisacher Deputierten angewohnt. Ich erstaune; was ich eine Stunde vor der Wahl noch nicht ahnen konnte, ist eingetroffen, die ministerielle Partie ist unterlegen. Drei Kandidaten bewarben sich um die Wahl; Seramin [Kaufmann in Oberrotweil, vertrat den 12. Wahlkreis 1831—1841], von der Regierung bezeichnet, Welcker und Zittel von der Opposition. Diese Verteilung der Opposition machte sie zu schwach zum Durchdringen trotz ihrer Stimmenmehrzahl, und nur eine Vereinigung konnte sie reüssieren machen. Diese Vereinigung fand statt zwei Stunden vor der Wahl, und zwar, da sie nicht zustande zu bringen war für einen der beiden Kandidaten, zugunsten eines dritten, des Altbürgermeisters Binz von Gündlingen. Binz siegte mit 25, Seramin unterlag mit 20 Stimmen. Ich muß gestehen, ich war überrascht, denn wenn ich mir auch im allgemeinen den gesunden Sinn des Volkes zu kräftig dachte für die unwürdigen Maßregeln des Ministeriums und seiner Kreaturen, so wußte ich doch wohl, daß es Bezirke geben wird, die diese Wirren benützen würden, um im Trüben zu fischen, die um materieller Interessen willen ihres schönsten Rechtes

sich begeben. Freiburg will Garnison, Lörrach will den Bahnhof, Breisach will eine Brücke. Breisach hatte ich ganz aufgegeben, denn wohl in keinem Bezirke hat die Regierung ein so tüchtiges, geschmeidiges Werkzeug zu ihren Zwecken, wie hier in der Person des Amtmanns Stiegler, ein Mann mit engem Herzen und weitem Gewissen. Doch ich dachte nur an die Stadt und hatte das Volk vergessen, hatte vergessen, daß unter dem leinenen Kittel oft ein gesunderes Herz schlägt als unter der seidenen Weste. Und so war es. Wahrlich, die Regierung hat nicht wohl getan, zu solchen Mitteln herabzusteigen, ihr Kredit beim Volke ist dahin, und ihre Werkzeuge sind gehaßt und verachtet. Die Wahlen des ganzen Landes werden dieses bestätigen. . . ."

„Wir schreiten einer verhängnisvollen Zeit entgegen, was wird sie bringen? Die Stimme des Volkes hat entschieden, wir werden keine ministerielle Kammer bekommen! . . ."

„Freiburg 17. April 1842.

. . . Desepte mit seinen Söhnen ist im ganzen Oberland und auch bei der Regierung bekannt für einen der eifrigsten Seraminianer und ist, so lang er atmet, ein blinder Anhänger der Regierung. . . ." Verwahrt sich dagegen, daß er gegen die Wahl von Seramin agitiert habe. „Während der Wahlumtriebe kamen meine Faschinenleger, die vielleicht über 300 Stimmen bei ihren Arbeitern zu disponieren hatten, zu mir, um Verhaltungsmaßregeln für die Wahlen bei mir einzuholen. Es hätte mich ein einziges Wort gekostet und Seramin hätte noch weniger Stimmen erhalten, als er hat, aber ich dachte an Julchen und sprach dieses Wort nicht. Als ich meine Faschinenleger mit der Weisung abgefertigt hatte, macht was Ihr wollt, glaubten die Dummköpfe, ich sei für Seramin, weil ich bei Desepte wohne, und arbeiteten für Seramin."

Die Vorarbeiten, derentwegen Albert nach Breisach gekommen war, waren beendigt, ohne daß der Brückenbau jedoch jetzt schon in Angriff genommen worden wäre. Albert mußte im Mai wieder nach Freiburg zurück. Die nächsten Wochen verbrachte er mit

Arbeiten auf dem Bureau; häufig mußte er auch seinen Vorgesetzten, den Bezirksingenieur Morat, auf Dienstreisen begleiten. Aus dieser Zeit stammt der folgende Brief an die Eltern (27. Juli 1842).

„Es hat manches Angenehme, dieses unstete Wanderleben, doch ich habe Sinn für Häuslichkeit und da stört michs doch hie und da unangenehm aus meiner selbstgeschaffenen Welt, die da besteht in einem Schrank voll Bücher, einer Kaffeemaschine, einer Pfeife und einer Menge wichtiger und unwichtiger Werkzeuge zu Scherz und Ernst, unter denen ich nur meines galvanoplastischen Apparats gedenken will, da dieser mich in der neueren Zeit hauptsächlich beschäftigt. Ich habe mich bedeutend auf die Naturwissenschaften geworfen in der neueren Zeit, besonders aber sind es die interessanten Entdeckungen, die man im Gebiete der Physik gemacht, ich meine die Anwendung des Galvanismus zur Erzeugung metallischer Niederschläge und die Anwendung des Elektromagnetismus als bewegende Kraft, die mein ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Ich habe mir einen kleinen galvanoplastischen Apparat gemacht und bin wirklich damit beschäftigt die Faksimilia einiger interessanten Münzen mit seiner Hilfe in Kupfer darzustellen. . . . Jetzt spuckt mir auch noch der Elektromagnetismus im Kopfe, und ich habe wirklich ein kleines, einfaches, rotierendes Maschinchen, durch diese Kraft in Bewegung gesetzt, in Arbeit. . . .“

Im August wurde Albert nochmals nach Breisach geschickt. Er schrieb darüber an die Eltern am 4. September:

„Vier Wochen sind es, daß ich mich in Breisach befinde und ich meine, die schöne Zeit sei wieder zurückgekehrt, die ich vor drei Jahren in ähnlichen Verhältnissen hier zubrachte, die glücklichste Zeit, wo mein Herz zum ersten Male rascher schlug, wenn ich meiner Julie ins liebe Auge schaute, wo meiner Julie Erröten mir zum ersten Male ihre Liebe verriet. Drei Jahre schon! eine lange Zeit, und o wie rasch vorüber geflogen; dem Glücklichen enteilet sie mit Windesflügeln, und nur im Schmerze schleicht Minute für Minute im Schneckengange vorüber. Eine lange Zeit, und wir haben uns treu und wahr geliebt, und heute noch lieben wir uns mehr denn je.

Ich logiere nicht mehr in [so!] Desepts, ich habe mir eine Privatwohnung genommen, da durch die Ladeneinrichtung für Franz der Platz dort etwas beengt ist. Ich habe mir ein Zimmerchen ausgesucht, mir das liebste, das ich jemals finden konnte, denn meine Julie ist drinnen geboren und es war der Spielplatz ihrer Kinderjahre. Muß mir nicht lieb sein und über alles teuer, dieses Zimmerchen? . . ."

Aber auch diesmal wurde aus dem Bau der Brücke nichts. Am 22. Oktober schrieb Albert nach Hause:

„Fortuna ist launig im Spenden ihrer Gunst, doch ich trotze ihrer Mißgunst, und schaffe selbst mir mein Glück. Noch keinen Augenblick hat mein Mißgeschick mich wanken gemacht im kräftigen Ringen nach meinem Ziele, ich bin glücklich und werde es bleiben, solange ich selber mir treu bleibe und meine Julie mich liebt. . . .

„Ich werde in wenig Tagen wieder nach Freiburg zurückkehren, um dort abzuwarten, bis der Bau der Rheinbrücke mich wieder nach meinem lieben Breisach ruft. . . ."

Doch es kam anders. Alberts Lieblingswunsch, die Brücke zu bauen, sollte überhaupt nicht in Erfüllung gehen. Schon in der nächsten Zeit traten Verhältnisse ein, welche seiner Laufbahn eine andere Richtung gaben.

Im Herbst 1838 hatte in Baden der Bau von Eisenbahnen begonnen, und zwar war zuerst die Strecke Mannheim—Heidelberg in Angriff genommen worden; am 12. September 1840 war dieselbe, wie schon oben erwähnt wurde, dem Betriebe übergeben worden. Die Strecke von Heidelberg aufwärts bis Basel sollte in Abteilungen eröffnet werden; zu Beginn des Jahres 1843 war dieselbe bis Karlsruhe mit Ausnahme einiger untergeordneter Arbeiten vollendet. Beim Baue derselben hatten verschiedene Kollegen Alberts Verwendung gefunden. Der Wunsch der Eltern war es immer gewesen, daß ihr Sohn sich dem Eisenbahnbau zuwende; sie hatten erkannt, daß sich ihm hier ein rascheres und besseres Fortkommen eröffne, als wenn er in der bisherigen Laufbahn verharre. Verschiedenemal hatte ihm der Vater dies vorgestellt.

Dieser brachte dem Eisenbahnwesen überhaupt ein reges Interesse entgegen und suchte dasselbe auch bei seinem Sohne zu erwecken, indem er demselben alle Neuigkeiten über den Bahnbau stets umgehend mitteilte. So hatte er ihm zuletzt noch am 2. Januar 1843 berichtet: „Dieser Tage wurde die erste Eisenbahnfahrt von hier nach Durlach gemacht — nämlich mit einer vierrädrigen sogenannten Draisine, die angefertigt wurde, um mittelst derselben jeden Augenblick die Bahn befahren zu können. Das Ding wird von dem oder den Passagieren selbst mit der Hand getrieben. Die Inspektoren Embdt und Lorenz und der Baurat Funcke saßen darauf und lösten einander an der Kurbel ab — in 10 Minuten erreichten sie die Stadt Durlach."

Albert zeigte im großen und ganzen wenig Neigung, auf die Pläne der Eltern einzugehen. Vorübergehend hat er wohl einmal daran gedacht in den Dienst der Eisenbahn überzutreten, so u. a. unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Reise nach England, aber dann war er wieder davon abgekommen. Er glaubte keinen besonderen Beruf für den Eisenbahndienst in sich zu fühlen. Bestärkt wurde er hierin durch Oberbaurat Sauerbeck, Mitglied der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, der ihm stets ein besonderes Wohlwollen bewiesen hatte, und der, wohl um den jungen tüchtigen Beamten der eigenen Verwaltung zu erhalten, ihm abriet, die einmal eingeschlagene Laufbahn zu verlassen. Da wurde zu Anfang des Jahres 1843 bekannt, daß die Postdirektion, der die Eisenbahnen unterstellt waren, sich mit der Absicht trage, zwei Ingenieurpraktikanten in ihren Dienst zu ziehen und sie als Eisenbahningenieure anzustellen. Albert erhielt hiervon durch den Vater Nachricht. Einige Tage darauf teilte dieser weiter mit, daß der ihm befreundete Direktor des Wasser- und Straßenbaus, Rochlitz, geraten und gewünscht habe, Albert möchte mit umgehender Post eine Eingabe an die Oberpostdirektion absenden, in der er sich um eine dieser in nächster Zeit bei der Eisenbahn zu besetzenden Ingenieurstellen bewerbe. Jetzt war Albert vor die Entscheidung gestellt. Da in seinem eigenen Fache die Aussichten die denkbar schlechtesten waren und aller Voraussicht nach noch Jahre vergehen

mußten, bis er die erste Anstellung als Kondukteur erhalten konnte, entschloß er sich, dem wohlgemeinten Rate, der von den Eltern aufs lebhafteste unterstützt wurde, zu folgen. Die Eingabe wurde gemacht. Sie war von Erfolg. Am 4. Mai 1843 wurde Alberts Ernennung zum Bahningenieur bei den Eisenbahnämtern Karlsruhe und Heidelberg mit dem Wohnsitze in Heidelberg und einem jährlichen Gehalte von achthundert Gulden ausgesprochen. Er war an dem lang ersehnten Ziele angelangt; wenige Monate später konnte er die Geliebte nach vierjähriger Brautzeit als seine Gattin heimführen.

* * *

Am 21. September 1843 fand in Breisach die Hochzeit Alberts und Juliens statt. Albert stand im achtundzwanzigsten Lebensjahre, seine junge Frau, welche am 3. Januar 1819 geboren war, zählte etwas über vierundzwanzig und ein halbes Jahr. Außer den Eltern Alberts und denjenigen Juliens, dem Stadtrat Franz Anton Desepte von Breisach und seiner Gattin Therese, geborenen Oser, nahm nur noch eine beschränkte Anzahl von Hochzeitsgästen an der Feier teil, unter ihnen Alberts jüngerer Bruder Max, sein Onkel Pfarrer Rott aus Diersburg mit seinen beiden Töchtern Emilie und Amalie und Juliens Geschwister, Therese und Leopoldine, die beiden Schwestern, und die Brüder Anton, Franz und Karl. Die Trauung vollzog der katholische Stadtpfarrer von Breisach Rosmann.

Die Ehe, welche die beiden jungen Leute geschlossen hatten, war ein Wagnis, und wir begreifen, daß die Eltern erst nach mancherlei Bedenken ihre Einwilligung gegeben hatten. Achthundert Gulden betrug Alberts Gehalt, als er heiratete. Auf einen namhaften Zuschuß aus dem Elternhause konnten weder er, noch seine Frau rechnen. Überfluß war unter diesen Umständen in dem jungen Haushalte etwas Unbekanntes; äußerste Sparsamkeit allerorten dagegen ein Gebot, das nicht ungestraft außer acht gelassen werden konnte. Langsam nur stiegen die Einnahmen

durch Zulagen, die der Staat in Zwischenräumen von mehreren Jahren nicht gerade verschwenderisch gewährte, um so rascher aber vergrößerte sich der Kreis der Familie, denn reicher Kindersegen ward unserem Paare beschieden. Am 20. Juni 1844 erblickte der älteste Sohn Albert das Licht der Welt; ihm folgte am 20. Juli des folgenden Jahres die Tochter Julie und dieser am 12. Oktober 1846 die Tochter Marie. Im Sturmjahre 1849, am 21. März, kam der Sohn Theodor zur Welt und am 20. Dezember 1852 die beiden Zwillingsbrüder Alexander und Max. Einschränkungen, welche die Eltern sich auferlegten, waren doch nicht ganz imstande, die Sorgen für die Zukunft zu verbannen, und es vergingen Jahre, bis jene ganz schwanden, als Alberts private Bahnbauten und vor allem seine schriftstellerische Tätigkeit ihm größere Nebeneinnahmen verschafften. Dessenungeachtet war die Ehe Alberts und Juliens von Anfang an eine überaus glückliche und blieb es immer. Kein Mißton trübte je das Verhältnis der beiden Gatten zu einander und bis ins hohe Alter bewahrten sie sich eine stets gleichbleibende, beinahe schwärmerische Liebe, wie sie sie in der Jugend füreinander empfunden hatten.

Als Albert einige Jahre nach seiner Verheiratung (es war im Januar 1849) wieder einmal sein Tagebuch hervorholte, an dessen Fortführung er lange Zeit nicht mehr gedacht hatte, wurde der erste Eintrag, den er machte, ein hohes Lied auf seine Ehe und das Glück, das er in derselben gefunden. „Sechs Jahre," schrieb er, „sind verflossen, seitdem ich diese letzten Blätter geschrieben, und ich muß sehr glücklich gewesen sein in dieser langen Zeit, da ich kein Leid meiner Feder anzuvertrauen hatte. Ja, ich war glücklich, und wenn auch mancher Sturm an meinem Haupte hingezogen, wenn auch mancher Schlag mich getroffen, wenn auch mein Herz mit Kummer belastet, ich trage alles leicht, da mein treues, holdes Weib mir tragen hilft. Ja, ich bin ein glücklicher Mann, an meiner Seite sitzt meine Julie, mein Weib und immer noch meine Geliebte, in ihren Bettchen schlummern drei Gold-Kinder und Glück und Friede herrscht in unserm kleinen traulichen Kreise. Ja, ich bin ein glücklicher Mann! Um die süßen Bilder unseres

Glückes festzuhalten, darum ergreife ich wieder die Feder, denn ich möchte als Greis noch mich laben am Glücke meines Mannes-Alters, ich möchte Schätze mir sammeln für die Zeit der Not, denn selbst dem Glücklichsten fehlen nicht die schweren Stunden und in solchen gibt die Erinnerung an vergangenes Glück Kraft und Trost.“ —

Einen anziehenden Einblick in das innige Verhältnis der beiden Gatten und ihre in gegenseitiger Achtung und tiefwurzelnder Liebe begründete, die Flucht der Jahre überdauernde aufrichtige Herzensneigung gewähren die zwischen ihnen gewechselten Briefe. Wir besitzen deren eine nicht unbedeutende Anzahl, aus einem Zeitraume von beinahe vierzig Jahren. Die frühesten stammen aus dem Jahre 1845, als Julie nach dem Tode ihres Vaters (28. Juli 1845) mit den Kindern mehrere Wochen in Breisach weilte, um der Mutter in ihrem Schmerze Trost und Zerstreuung zu sein; die letzten gehören dem Jahre 1883 an und sind von Julie an ihren Mann gerichtet, als dieser im September und Oktober in Baden eine Kur gebrauchte.

Jede vorübergehende Trennung der Gatten, und wenn sie auch nur von ganz kurzer Dauer war, hat einen lebhaften Briefwechsel zwischen beiden zur Folge gehabt. Kaum ein Tag verging, ohne daß sie sich schrieben; bisweilen geschah dies auch zwei Mal am nämlichen Tage. Selbstverständlich hatten sie sich in den seltensten Fällen bedeutende Vorkommnisse mitzuteilen und die kleinen Ereignisse des Tages waren rasch berichtet; aber das Bedürfnis, den gewohnten Gedankenaustausch auch aus der Ferne fortzusetzen, ließ sie immer und immer wieder die Feder ergreifen. Wir werden im weiteren Verlaufe unserer Darstellung noch wiederholt Gelegenheit finden, auf einzelne dieser Briefe zurückzukommen, und können uns hier mit einer allgemeinen Andeutung über ihren Inhalt begnügen.

Allen Briefen ist ein Grundzug gemeinsam, derjenige der Sehnsucht der Gatten nacheinander. Immer empfanden sie das Getrenntsein als etwas, das kaum zu ertragen sei, und die Klagen darüber kehren überall wieder und lauten insbesondere in den

Briefen Juliens oft recht schwermütig. Voll Ungeduld wünschen sie den Tag herbei, der sie wieder vereinigen soll und der ihnen als der herrlichste ihres Lebens erscheint. Gerne ergehen sie sich in Betrachtungen und Rückblicken auf das Glück, das sie in ihrer Verbindung gefunden haben. So schreibt Albert einmal (2. März 1861): „Deine Leute werden uns auslachen über unsere fleißige Korrespondenz. Lasse sie nur lachen; es ist das höchste Glück, zwei Herzen, die sich so ganz angehören und eins sind. Meins ist in dem Deinen ganz aufgegangen!" Ähnliche Gedanken hat er noch wiederholt ausgesprochen und auch in Juliens Briefen finden sie sich. Alberts Briefe sind reich an Ausdrücken höchster Zärtlichkeit, mit denen er seine liebe, gute, teuere, einzige Frau überhäuft. „Meine Liebe bleibt immer jung", sagt er einmal selbst mit Bezug darauf (15. Oktober 1863). Er sendet der herrlichsten, besten Frau Millionen von Küssen und fleht des Himmels ganzen Segen auf ihr teueres Haupt herab, wobei er nicht vergißt beizufügen: „Du darfst das wörtlich nehmen, es ist keine Redensart!" (4. März 1861).

Die ganze Tiefe des Gemüts, die beiden Gatten eigen war, offenbart sich in ihren Briefen. Nicht minder aber kommt in diesen auch zum Ausdruck Alberts treue Liebe, mit der er die Seinigen väterlich behütete, seine aufopfernde Fürsorge, mit der er über ihr Wohl wachte, aber auch Juliens liebevolle Hingabe an den Gatten, in der sie ganz aufging, und die verständige Teilnahme, die sie seinen verschiedenartigen Interessen und Bestrebungen jederzeit entgegenbrachte. —

In Heidelberg hatten die Eltern Alberts für die Neuvermählten eine Wohnung gemietet zum mäßigen Preise von einhundertfünfzig Gulden im Jahre. Es war das untere Stockwerk im Hause einer Frau von Geusau. „Ein niedliches Landhaus mit Gärten umgeben, an einer frequenten Straße gelegen, ringsum die schönsten Promenaden und Schattengänge, zwischen dem Neckar und dem Bahnhof, die Aussicht auf das prächtige Schloß" — so schilderte Christian Bürklin in einem Briefe vom 5. August 1843

seiner Schwiegertochter ihr künftiges Heim. „Ich wünsche Ihnen nur einen heiteren Herbsttag zum Einzug," fügte er weiter hinzu, „damit der Eindruck, den Ihnen der erste Anblick gewährt, auch vollkommen sein möchte. Und dann die Eisenbahnreise nach Karlsruhe, die in anderthalb Stunden zurückgelegt ist, durch herrliche Gegenden mit stets wechselnden Szenen! — dadurch sind wir ganz nahe Nachbarn und gute ohnedies, die einander oft besuchen. Ich denke, das soll recht schön werden." Später, als dann das Bahnhofgebäude fertiggestellt war, bezog Albert die in demselben für ihn vorgesehene Dienstwohnung, aus deren Fenstern man in eine Landschaft hinausblickte, „wie wenige reizendere in Deutschland zu finden sind".

Am 17. Juni 1843 hatte Albert seine Stelle in Heidelberg angetreten, mehrere Wochen erst nach seiner im Mai erfolgten Ernennung zum Bahningenieur bei den Eisenbahnämtern Karlsruhe und Heidelberg. Früher hatte die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, die bisher seine vorgesetzte Behörde gewesen war, ihn nicht entlassen. Sie bestand darauf, daß er vor seinem Dienstaustritte noch die ihm für den Breisacher Brückenbau übertragenen Arbeiten zu Ende führe, und begründete dies in einem Schreiben an die Direktion der Posten und Eisenbahnen damit, daß jene Arbeiten ihrer besonderen Schwierigkeit und Eigentümlichkeit wegen durch Übertragung auf einen hiermit noch nicht sehr vertrauten Praktikanten um so weniger ausgesetzt oder hingehalten werden könnten, als das großherzogliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf die baldige Herstellung der Brücke dringe, und die Vollendung derselben auch nicht weniger dringend erscheine als die dem Bahningenieur bei der dortigen Administration zugedachten Arbeiten.

Schon im April des Jahres 1844, also wenige Monate nach seinem Dienstantritte, wurde Albert seines Dienstes bei dem Eisenbahnamt Karlsruhe enthoben, da bei diesem nach Eröffnung der Bahn von Karlsruhe nach Offenburg ein eigener Bahningenieur angestellt wurde. Es war dies einer der Freunde Alberts aus der Zeit, da er das Polytechnikum in Karlsruhe besucht hatte,

der uns von früher her schon bekannte Johann Klingel. Als im folgenden Jahre die Bahn von Heidelberg über Friedrichsfeld nach Frankfurt, die Main-Neckarbahn, dem Betriebe übergeben und bei dieser Gelegenheit von dem Eisenbahnamte Heidelberg die demselben bisher untergeordnete Eisenbahnexpedition Mannheim abgetrennt und zu einem selbständigen Eisenbahnamte erhoben wurde, erhielt Albert zu seiner bisherigen Stelle beim Eisenbahnamt Heidelberg auch noch diejenige eines Eisenbahningenieurs bei dem neuerrichteten Amte Mannheim übertragen. Ungefähr gleichzeitig wurde beim Eisenbahnamte Heidelberg eine organisatorische Veränderung vorgenommen. Dasselbe wurde mit dem dortigen Postamte vereinigt und diesem kombinierten Dienste die Benennung „Post- und Eisenbahnamt Heidelberg" beigelegt. Vorstand der neuen Stelle wurde Postmeister Gottfried Eberlin. Ihm lag die Leitung des Gesamtdienstes ob; im übrigen wurden die Geschäfte des Postamtes und des Eisenbahnamtes auch fernerhin getrennt besorgt; diejenigen des Eisenbahnamtes leitete nunmehr Albert, dem als zweiter Beamter ein Kassier zur Seite stand.

Die dienstlichen Verhältnisse gestalteten sich für Albert in Heidelberg in jeder Hinsicht angenehm. Zwar gab es reichlich Arbeit; gehörte doch die Leitung und Überwachung des ganzen technischen Betriebes in seinem Bezirke, sowie die Aufsicht über das gesamte Betriebsmaterial zu seinen Obliegenheiten. Auch war ihm zunächst gar manches neu und ungewohnt, obwohl er keineswegs so ganz unvorbereitet in sein neues Amt eingetreten war. Vielmehr hatte er die Zeit, die ihm bis zur Übernahme desselben blieb, benützt, um sich allenthalben umzusehen, und noch im Mai 1843 hatte er eine Reise nach Mülhausen im Elsaß gemacht, um Lokomotiven neuester Konstruktion, die in einer dortigen Maschinenfabrik gebaut wurden, kennen zu lernen und sich über deren Behandlung auf der elsässischen Bahn zu unterrichten, da ihm mitgeteilt worden, daß diese Maschinen auch auf der badischen Bahn Verwendung finden sollten. Dank seinem Fleiße und seiner Umsicht gelang es ihm denn auch, in kurzer Zeit sich so einzuarbeiten, daß er alle Zweige seines Dienstes

gleichmäßig beherrschte, und die Art seiner Dienstführung fand bald das ungeteilte Lob seiner Vorgesetzten. Schon im Dezember 1845 berichtete Postmeister Eberlin an die Postdirektion, daß, wenn ungeachtet der mangelhaften Konstruktion der Bahnen in seinem Bezirke der frequente Dienst auf denselben ohne alle Störung von statten gehen konnte, Alberts unermüdliche Tätigkeit einen nicht unbeträchtlichen Anteil daran habe. „Er zeigte zu jeder Zeit Liebe zu den ihm speziell obliegenden Geschäften, ein reges Interesse an dem guten Fortgang des Dienstes im allgemeinen und eine lobenswerte Bereitwilligkeit, überall Dienste zu leisten, wo seine Mitwirkung nützlich sein konnte."

Im folgenden Jahre äußerte sich derselbe Vorgesetzte Alberts ausführlicher folgendermaßen:

„Bahningenieur Bürklin hat auch in diesem Jahre dem Dienst seine ganze Zeit und Kraft zugewandt, und sich solchem mit ausgezeichnetem Fleiß, sichtbarer Liebe und günstigem Erfolg gewidmet. Der mangelhafte Zustand, in dem sich die Bahnen des diesseitigen Bezirks noch im Anfange dieses Jahres befanden, erheischte außerordentliche und größere Arbeiten. Es wurden solche von dem gedachten Ingenieur, ohne daß ihm eine Aushilfe beigegeben war, vollzogen, beziehungsweise angeordnet, geleitet und überwacht. Überdies hatte derselbe während drei Monaten für die Unterhaltung des hier stationierten Transportmaterials der Main-Neckar-Eisenbahnverwaltung Sorge zu tragen. Wir sind ihm das Zeugnis schuldig und erteilen ihm solches mit Vergnügen, daß er sich allen diesen außerordentlichen, teilweise sehr zeitraubenden Arbeiten mit Eifer und Unverdrossenheit unterzogen hat, und bemüht gewesen ist, seine laufenden Geschäfte darunter in keiner Weise leiden zu lassen."

Und in einem dritten Berichte vom Februar 1848 fühlte sich Eberlin noch einmal veranlaßt, die großen Fortschritte hervorzuheben, die der Zustand der Eisenbahnen seines Bezirkes, sowie des in demselben stationierten Betriebsmaterials sowohl gegen früher als auch namentlich im Vergleiche mit dem zeige, was anderwärts bestehe, und ausdrücklich zu betonen, daß dies

ausschließlich dem Bahningenieur Bürklin zu verdanken sei. Auch die höchste vorgesetzte Behörde Alberts, die Direktion der Posten und Eisenbahnen, erkannte seine Verdienste an, und der Oberpostdirektor von Mollenbeck nahm zu verschiedenen Malen, da er mit Albert in dienstliche Berührung kam, die Gelegenheit wahr, ihn seines besonderen Wohlwollens und der Zufriedenheit der Direktion mit seiner Dienstführung in schmeichelhaften Worten zu versichern.

Gegen Ende des Jahres 1847 erhielt Albert den Auftrag, in Düren bei Aachen von der Firma Eberhard Hösch & Söhne eine größere Anzahl Eisenbahnschienen für den badischen Staat abzunehmen. Dieses Geschäft brachte eine willkommene Abwechslung in das Einerlei des täglichen Dienstes. Doch wurde Albert die Freude hierüber einigermaßen getrübt durch die lange Abwesenheit von Hause und die Trennung von den Seinigen, die er, wie immer, schwer empfand. In den ersten Tagen des Dezember reiste er ab. In Frankfurt besuchte er seine Tante Adelheid, eine jüngere, an den Bankier Grunelius verheiratete Schwester seiner Mutter, und verbrachte einige Stunden im Kreise alter Freunde und Kollegen, die er seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen hatte. Am 3. Dezember kam er in Düren an; um die Mitte Februar des nächsten Jahres erst kehrte er wieder nach Heidelberg zurück. Von seinen Erlebnissen in dieser Zeit, seinem Aufenthalt in Düren, in dem benachbarten Lendersdorf und in Schneidhausen hat er in Briefen an seine Julie eine Reihe anziehender Schilderungen entworfen. Wir lassen eine Auswahl aus diesen Briefen hier folgen.

Briefe Alberts an Julie.

Düren, Samstag den 4. Dezember 47
Morgens ½7 Uhr.

Du siehst l. Julie, die Ungeduld Dir Nachricht von mir zu geben, oder, wenn ich ganz aufrichtig sein will, Nachricht von Dir

zu erhalten (denn ehe Du nicht meinen Brief gelesen, darf ich auf keinen von Dir hoffen) hat mich ziemlich frühe aus meinem vortrefflichen Bette herausgejagt. . . . Und nun sitze ich im Hotel de Cologne in einem netten warmen Stübchen, auf einem gemütlichen Sofa, rechts ein dampfender Kaffee, links eine dampfende Pfeife und ich selbst mitten drinnen, Herz und Geist aber in Heidelberg, noch einmal Abschied nehmend von meinen Lieben, noch einmal mich losreißend von meiner Julie Brust, noch einmal einen Blick nach ihrem Fenster werfend. . . . Ich saß im Rauchkabinet II. Klasse, mit Erstaunen bemerkend, daß außer mir noch 3, sage 3 wirkliche Personen, sich darin befanden, einEreignis, welches offenbar den schändlichen Verleumdungen über schlechte Frequenz auf immer das Maul stopfen wird und darum verdient aufgezeichnet zu werden. Eben wickelte ich mich in meinen Mantel, drückte mich behaglich in eine Ecke und fing an meine Reisegesellschaft zu mustern, eben rief der Zugmeister „Achtung", „Achtung" echoten die Kondukteure, da hört man von weitem ein Rufen und Rennen, immer näher und immer näher, eben gibt der Lokomotivführer den Signalpfiff, da stürzt ein Mensch aufs Trottoir, die Haare wild flatternd im Wind, und kreischte aus keuchender Brust, „halt!" Die Reisenden strecken die Köpfe aus den Wagenfenstern und schauen verblüfft den Menschen an, der wie toll auf dem Trottoir hinstürmt, sehr unhöflich alles auf die Seite stoßend, was ihm in den Weg kam. „Ist Herr Bahningenieur nicht da?" Ich wurde blaß bei diesem Rufe, mein Gott, was ist geschehen, sollte — ich sah rasch zum Fenster hinaus, aber als hätte mich ein Skorpion gestochen, fahre ich zurück, und drückte mich, in der schwachen Hoffnung unentdeckt zu bleiben, in die hinterste Wagenecke. Allein vergebens, die Rufe: „hier, hierher guter Freund, hier ist der Herr Bahningenieur", gaben mir die schreckliche Gewißheit, daß ich entdeckt sei, und ich beschloß, wie ein Mann dem unerbittlichen Geschicke entgegen zu treten. Da geschahs, die Wagentüre wird aufgerissen, von Kondukteurs umringt und wie im Triumphe begleitet, zeigt sich Berger, erhitzt, vor der offenen Türe, in der einen Faust einen Schwamm, dem er mit krampfhaftem Drucke die letzte Träne

erpreßt, in der anderen Faust einer Bürste borstiges Haupt, und diese beiden Fäuste bis in des Wagens Mitte streckend, keucht er mit letztem Atem: „Herr Ingenieur, Ihren Schwamm und Ihre Bürste, Madame läßt Sie noch grüßen" und in meinen Schoß fielen die unerbittlichen Beweise Deiner Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit, ich aber sank unter dem Gelächter der Reisenden vernichtet in meinen Sitz zurück. Dies, liebe Julie, war mein erstes Reiseabenteuer, aber auch das gräßlichste, welches mir auf der ganzen Reise begegnete. . . .

Schneidhausen, den $\frac{5}{12}$.

In Frankfurt angekommen, wurde ich im Bahnhofe schon von meinen Freunden Cassier und Pigaye .... mit stürmischem Jubel begrüßt und empfangen, auch Stationsvorstand Kappel machte mir sein tiefes Kompliment, denn der Namen eines Betriebs-Ingenieurs bei der berühmten badischen Eisenbahn hat überall einen guten Klang. Sehr betrübt waren die Herren zu vernehmen, daß ich Ihnen nicht die Ehre zum Mittagessen schenken könne, sondern meine Tante besuchen wolle, und Pigaye rief ärgerlich meinem Droschkenführer zu: Mad. Grunelius in der Millionesergasse. . . .

„Sie möchten wohl an die Kasse?" rief mir im Hotel Grunelius der Portier zu; „o ja, ich möchte wohl; vorerst aber, ist Madame Grunelius zu Hause?"

Ich wurde in das Wohnzimmer eingeführt und in gebührender [Weise] angemeldet. Ich war allein und hatte Mühe genug, mich in einer Pracht umzuschauen, von der Du Dir kaum einen Begriff machen kannst und die selbst mich frappierte. Dein Staatszimmer, liebe Julie, Dein Stolz und Deine Freude, könnte hier höchstens als Vorzimmer gelten. Diese Teppiche, diese Möbel, diese deckenhohen Spiegel, diese Lüsters, dieses Gewimmel von ebenso kostbaren als nutzlosen Spielereien. . . . All dieser Reichtum beengte mein Herz und ich dachte mit Wehmut und Heimweh an unser trautes Stübchen und an das stille Glück darin. Tante A. empfing

mich lieb und herzlich, und in den 3 Stunden, welche ich bei ihr war, gewann ich die Überzeugung, daß der Reichtum ihr Herz nicht verdorben hatte. . . . Nach dem Mittagessen . . . fuhr ich mit Tante . . . nach dem Main-Neckar-Bahnhofe, wo das rote Gesicht Piganes vor Erstaunen ins bläuliche spielte, als er mich von 2 Bedienten aus dem Wagen heben sah!

In dem Hotel Grunelius befand ich mich ziemlich wohl . . . allein bei meinen guten, biedern Freunden, wenn die Kerls auch gerade nicht viel auf Etikette hielten, befand ich mich doch viel behaglicher. Die guten Kerls nahmen mich gleich in Beschlag, mein Gepäck hatten sie sogar schon mit Beschlag belegt, und auf meine geäußerte Unruhe versicherten sie mir auf das bestimmteste, sie hätten es ganz sicher nach dem Taunusbahnhofe befördert. Der Erfolg erwies auch die Richtigkeit ihrer Behauptung, denn außer meiner Hutschachtel und meinem Nachtsacke, Kleinigkeiten, von denen niemand etwas wissen wollte, war alles richtig an Ort und Stelle. Die vermißten Gegenstände wurden mir übrigens den andern Morgen nach Mainz nachgeschickt. Und nun begann unser Umzug in der Stadt; die neue Brücke, der Dom, die Bildsäule Goethes, Karls des Großen, „der Frankfort erfunne hat," und andere Kleinigkeiten interessierten meine Freunde bei weitem weniger als andere und allerdings bei weitem wichtigere Merkwürdigkeiten Frankforts, eine Äppelwein-Kneipe und eine Bierbrauerei, deren vortreffliches Gebräue mir Pigane mit einer solchen Begeisterung schilderte, daß sein Auge in höherem, edlerem Feuer leuchtete, und ich, von einem so edeln Enthusiasmus mitgerissen, unmöglich widerstehen konnte. Und so beschlossen wir denn unsere Wanderung in dem übelriechenden Raume eines Bierhauses unter Frankforter Borgerskinner, und der unumstößliche Satz: Der Deutsche muß Bier haben, um fidel zu sein, bewahrheitete sich hier auf die glänzendste Weise. Abends 6 Uhr ward ich auf der Taunus-Eisenbahn in einen Kasten gepackt, „Rauchkabinett" genannt, und fort gings auf den Flügeln des Dampfes nach Mainz. Ob ich auf dieser Fahrt Reisegesellschaft hatte, weiß ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, ich vermute aber, daß dem so war, denn

durch das undurchdringliche Dunkel des Wagens und durch den Dampf, der den Raum ganz erfüllte, glühten mir sieben feurige Punkte entgegen, die ich nach einiger Überlegung für ebensoviele brennende Zigarren halten mußte. . . .

So weit meine Reisebeschreibung, Fortsetzung folgt. Meine Julie, ich sehne mich nach einem Briefe von Dir, wie ja sonst nach einem Kusse; ich hoffe zu Gott, Ihr seid alle gesund, und ich werde bald aus meiner Unruhe gerissen. Meine Anwesenheit hier wird 6 Wochen dauern, ich hoffe nicht länger; denn obschon ich hier in Schneidhausen bei guten alten Leuten bin und wie ein Sohn im Hause behandelt werde, so sehnt sich doch mein Herz nach der Heimat. Meine Addresse: bei Eberhard Hösch und Söhne in Düren bei Aachen. Gott mit Euch, 1000 Küsse Dir und den Kindern. Ich bin gesund und wohl auf.

Lendersdorfer Walzwerk, 8 12 47.

Meine teuerste Julie!

Heute habe ich sicher einen Brief von meiner Julie erwartet, denn schon 8 Tage liegen zwischen jetzt und unserm letzten Kusse, und da auch heute keine Nachricht kommt, die mich über meine Lieben beruhigt, die mir sagt, daß Ihr alle gesund und wohlauf seid und meiner so oft und herzlich gedenket, als ich es tue in meiner rußigen, schwarzen, flammendurchsprühten Hütte, da will mir fast das Herz schwer werden, und ich hoffe mich zu zerstreuen, indem ich Dir eine Fortsetzung meiner Reisebeschreibung gebe.

Es war abends 7½ Uhr, als mich der Omnibus in dem Rheinischen Hofe in Mainz absetzte. Bald saß ich behaglich in einem großen, glänzenden und glänzend mit Gas erleuchteten Salon, eifrig in einer ungeheuern Speisekarte studierend, in welcher ich außer Suppe und Has keine deutschen Namen fand, und darum Suppe und Has bestellte. Ich hatte nach den Strapazen des Nachmittages rasenden Hunger und der Mund wässerte mir nach einem tüchtigen Stück Hasenbraten. Endlich nach langem Warten fliegen die Kellner, Tischzeug, so fein ich noch keines gesehen, wird aufgelegt, Teller von feinstem Porzellan, das Besteck

vom schwersten Silber, und eine große silberne Salzbüchse, so groß hatte ich noch keine gesehen, wird vor mich hingestellt. Ich sah den Kellner fragend an, ob denn die Suppe nicht käme, denn ich hatte rasenden Hunger! Monsieur, la soupe est servie! Was der Teufel, schon servi? Ich schaute auf dem Tische herum und konnte nichts entdecken, bis ich auf den Gedanken kam die vermeintliche Salzbüchse einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, und zu meinem höchsten Erstaunen fand, daß die Salzbüchse, so groß ich noch keine gesehen, eine Suppenschüssel, eine wirkliche Suppenschüssel sei, so klein ich noch keine gesehen. Du kannst dir denken, daß der Inhalt dem Umfange der Schüssel entsprach, zwei Löffel voll Flüssigkeit, die ich später für Fleischbrühe erkannte, und ein einziges, winziges Knöpfchen, wie eine kleine Insel im unermeßlichen Ozean. O meine Ahnung, o Grundbirnensuppe meiner Heimat, o Ochsenfleisch in der Millionesergasse. Wie die Suppe, so der Hasenbraten: Ich habe berechnet, daß ein Hase, in solche Portionen vertheilt, dem Gastgeber 15 fl. 35 1/2 kr. eintragen muß. Nun konnte ich mich nicht mehr wundern über die prachtvolle Einrichtung des Saales, dieses blendende Lichtermeer, diese Spiegel, diese Mahagoni-Möbel. O über diese Pracht, die die Gäste zwingt, mit hungrigem Magen zu Bette zu gehen. Dieses aber hatte ich keineswegs im Sinne, und dem Gastgeber zum Trotze ergriff ich Hut und Stock und trug meinen Hunger in den schön erleuchteten Straßen spazieren, bis er in einem prachtvollen Wurstlerladen, gegen den Sulzer eine Spelunke ist, bei einem delikaten Stücke Lyoner Wurst seine Befriedigung und sein Ziel fand. In meinen Gasthof zurückgekehrt, bestellte ich mir gerade ein Glas Punsch zum Schlaftrunke, da erhob sich am andern Ende des Saales ein Mordspektakel. Herr, Sie sind ein Schurke! rief ein schlanker, schwarzbärtiger österreichischer Offizier, indem er zornglühend vom Tische aufsprang und einem ungeheuer langen Engelländer eine Hand voll Karten ins Gesicht warf. Der Engelländer wurde leichenblaß und griff nach dem Stuhle. God damme your yes! Und nun ein furchtbares Getümmel, Geschrei, Stühle werden umgeworfen, Gläser und Flaschen werden zertrümmert,

und die ganze Geschichte endet mit einer Forderung auf Pistolen für den folgenden Morgen. O Ihr Narren, dachte ich, als ich in meinem weichen Bette lag, und o meine Julie, o meine Kinder, Ihr waret meine Gedanken, als der Schlummergott mich in seine Arme nahm.

Als ich am andern Morgen erwachte, wunderte ich mich, wie die Kinder so ruhig geblieben, die ganze Nacht hindurch, ich griff nach der Seite, um deine Hand, meine Julie, zum guten Morgen zu küssen, und o, da fiel mirs zum erstenmal recht schwer aufs Herz, allein zu sein.

Als ich aus dem Gasthofe nach dem Dampfbote abzog, stand mein Engelländer mit einem langen, nüchternen Gesichte schon unter der Haustüre und flüsterte ängstlich mit einem Herrn, der ein Etui unterm Arm trug, ich vermute, es war ein Pistolen-Kistchen, denn des langen Engelländers langes Gesicht wurde noch einmal so lang, wenn sein Auge auf das fatale Kistchen fiel.

Lendersdorf, den 9/12 47.

Endlich einen Brief von Euch, einen so sehnlichst erwarteten, Du glaubst nicht, mit welcher Angst ich diesem ersten Brief entgegensah! Und meine Angst war nicht ungegründet, und der Mutter Brief hat sie nicht zerstreut, denn Du, meine liebe Julie, warst und bist vielleicht noch krank, und ich bin ferne von Dir, darf Dich nicht pflegen, o liebevoller, als eine Mutter Dich pflegen kann. Dieser Gedanke macht mir meinen Aufenthalt hier, trotz den angenehmen Verhältnissen, die mich umgeben, unerträglich. Wenn Du der Mutter Brief nicht noch eigenhändig einige Zeilen beigelegt hättest, so hätte nichts mehr mich zurückhalten können, die Angst hätte mich fortgetrieben an Deine Seite. Gott gebe, daß Dein nächster Brief mich vollkommen beruhigt, aber Julie, Wahrheit, reine Wahrheit muß er enthalten, ich will wissen, wie es zu Hause steht, und will meine Beruhigung nicht durch eine Lüge erkauft wissen.

Meiner guten Mutter werde ich selbst danken für die Güte, die sie Dir und dadurch mir erwiesen, und Deiner Mutter

und Leopoldine sage in meinem Namen meinen innigsten, herzlichsten Dank für die vielen Opfer, die die Guten für uns bringen.

Für heute genug. Morgen eine Fortsetzung meiner Reisebeschreibung, für die ich heute nicht gestimmt bin.

Küsse die Kinder, Gottes reichsten Segen über Dich, meine namenlos geliebte Julie!

Dein treuer Albert.

Schneidhausen, den 12 12 47.

. . . ich fühle das Ehrenvolle meiner Sendung hierher, ich sehe die Vorteile, die sie mir für die Zukunft bringen wird, indem sie meine Kenntnisse, meine Erfahrung bereichert, ich sehe das Interessante, neue Menschen, neue Sitten, neue Gebräuche kennen zu lernen, und bin so durchdrungen von der Wichtigkeit und den Interessen meiner jetzigen Stellung, daß ich durch diese Empfindung dem Heimweh und den trüben Gedanken, die mich oft beschleichen wollen, glücklich das Gleichgewicht zu halten weiß. Dabei fühle ich, wie günstig meine jetzige Lebensweise und die gesunde reine Gebirgsluft, in der ich atme, auf meine Gesundheit einwirkt, denn nie war ich wohler wie jetzt, nie habe ich besser ausgesehen. . . .

Lendersdorf, den 16 12 47.

Dank, innigen Dank, meine Julie, für Deinen Brief, der mir heute einen so glücklichen Tag gemacht, denn er hat mich von der quälenden Sorge um Deine teure Gesundheit befreit, die zentnerschwer auf meinem Herzen gelastet, und mich recht trüb gestimmt hat. Nun aber, meine Julie, bin ich wieder froh und wohlgemut. . . . .

Es wird Dich gewiß ganz besonders interessieren, den Ort meiner täglichen und nächtlichen Wirksamkeit, nämlich das Walzwerk, genauer kennen zu lernen. Ich führe Dich darum, meine liebe Julie, in das Lendersdorfer Walzwerk ein, und zwar zu einer Zeit, in welcher es sich allein poetisch ausnimt, d. h. in der Nacht.

Es ist abends 6 Uhr; Du siehst mich in einem elegant tapezierten, geräumigen Zimmer, an einem runden Mahagonitische

sitzen und schreiben; ein weiterer Tisch, eine Pfeilerkommode und Stühle von demselben kostbaren Holze bilden das übrige Ameublement des Zimmers, das mir auf dem Walzwerke zu meinem ausschließlichen Gebrauche als Bureau eingeräumt ist. Ziemlich kontrastierend mit den kostbaren Möbeln, siehst Du in den Ecken des Zimmers Haufen von gebrochenen Schienenstücken und Eisenbarren, die Resultate meiner täglichen Untersuchungen. . . .

Ein entsetzliches Getöse schallt Dir vom Fenster her ins Ohr, das Knarren und Klappern von Rädern, schwere, erderschütternde Hammerschläge, ein Gemisch von 1000 Stimmen, das Läuten der Signalglocke, der gellende Pfiff der Dampfpfeife, kurzum ein Teufels-Lärm, dazu plötzlich und rasch wechselnd eine helle, sprühende, blendende Glut, die das Leuchten der Wachskerze vor mir erbleichen macht und wie Sonnenglut mein Zimmer durchleuchtet. Du bist natürlich neugierig, die Ursache von all dem Spektakel näher in Augenschein zu nehmen, und ich führe dich vor die Türe meines Bureaus. Halte die Hand vors Gesicht, denn der blendende Glast möchte Deinen lieben Augen wehe thun. Wenn Dein Auge [sich] an diesen grellen Wechsel von Lichtglut und schwarzer Finsternis gewöhnt hat, so schaue Dich einmal um. Vor Dir siehst Du eine Masse düsterer Gebäude, deren rußige Wände jetzt in der Glut des höchsten Lichtes widerglänzen, jetzt in tiefster Finsternis sich verbergen. Hoch die Gebäude überragend, kannst Du, doch nur undeutlich durch die finstere Nacht, die riesenhaften Umrisse von einem halben Dutzend turmhoher Kamine unterscheiden, und auf der Spitze eines jeden Kamins leuchtet eine Flammen-Krone gespenstig in die Nacht hinaus.

Nun schaue 20 Schritte vorwärts, und Du hast das deutlichste Bild der Hölle, mit der man Kinder, große und kleine, so gerne zu schrecken sucht. Ein ungeheurer Raum, von Funken und Flammen durchsprüht, jetzt von Dampfwolken erfüllt, jetzt wieder in tiefste Finsternis begraben, jetzt wieder aufleuchtend in Höllengluten, und mitten drin Hunderte von Menschen, wie Verdammte in dem Höllen-Pfuhle, und mitten drin Dein Albert, schwarz wie ein Kohlenbrenner, aber behaglich sein Pfeifchen rauchend. Die Sache

ist, wie Du siehst, nicht so arg, und wirst, wenn Du die ganze Geschichte näher betrachten willst, einsehen, daß man hier ganz gefahrlos sich sehr behaglich fühlen kann, und daß ein großes Interesse den Blick und die Aufmerksamkeit hier zauberisch fesselt.

Hier siehst Du 30 kolossale Öfen, glutsprühend, wenn der Heizer die Flammen schürt; vor dem Ofen steht ein Cyklope, mit einem eisernen Hebel eine Suppe rührend, die nicht für jedermanns Magen, jedenfalls aber Belzebubs Leibessen ist, denn pures, geschmolzenes Eisen ist die Fleischbrühe, und Eisenballen sind die Knöpflein darin. Nun wird die Suppe abgeschäumt, die Schlacke wird abgelassen und fließt, ein rotes, glühendes Bächlein, in den finstern Hof hinaus. Jetzt ist es Zeit, der Puddler (die Öfen heißen Puddling-Öfen) gibt das Zeichen mit einer großen Glocke, ein kleiner Junge mit einem eisernen Schiebkarren kommt herangefahren, 6 Mann reißen mit eisernen Zangen einen ungeheuern Eisenklumpen aus dem Ofen heraus und der Junge, wie der Blitz, fährt mit dem glühenden Eisenklumpen zu dem Hammer. Unter dem Hammer, dessen furchtbare Schläge die Erde erzittern machen, drückt sich der Eisenklumpen wie Butter, und ein Meer von Flammen und Funken sprüht um ihn her. Jetzt wird das glühende Eisen unter die Walze geschleift und rasch zu einer Luppe von 10—15' Länge ausgewalzt. Der glühende Eisenbarren wird in den Hof geworfen und auf diesem Haufen glühenden Eisens siehst Du die Arbeiter ihr Nachtessen kochen.

Denke Dir nun, daß 20 solche Walzen ihre glühenden Eisenstäbe durchreißen, denke Dir dazu den Spektakel von 10 Dampfmaschinen und von 1000 Menschen, das Kreischen der Zirkularsäge, welche die glühenden Schienen abschneidet und Feuerfunken von allen Farben, wie das schönste Feuerwerk, um sich her schleudert, und Du hast ein Bild des Walzwerkes bei Nacht. — Bei Tag ist der Eindruck ein ganz anderer, da siehst Du nur einen Haufen schmutziger Hütten und Schmutz und Kot und gemeine Gesichter allerorten.

Die Fabrikation geht sehr langsam, und ich fürchte, daß meine Abwesenheit noch 5—6 Wochen dauern wird. O, mit Schrecken denke ich an den Weihnachts-Abend.

Übrigens geht mirs hier so gut, als es ohne Frau und Kinder möglich ist. H. Hösch überhäuft mich, trotz meiner großen Strenge bei der Schienen-Übernahme, mit Aufmerksamkeiten, die ich nicht immer zurückweisen kann. Heute früh regalierte er mich mit Austern und Champagner und morgen bin ich bei ihm zu Tische geladen . . .

Gott mit Dir, ich muß schließen, es ist 8 Uhr und ich muß noch nach Schneidhausen zurück.

Dein treuer Albert.

Schneidhausen, den 22/12 47.

Meine teuerste Julie!

Er war in Aachen, wo er an der Spielbank mit einem Einsatz von 10 Groschen 10 Taler gewonnen hat, mit denen er sich sofort entfernte, um sie nachher seiner Frau und seinen Kindern als Weihnachtsgeschenk zu schicken. . . .

Letzten Sonntag war ich, wie Du weißt, bei Hösch eingeladen. Das war einmal ein Frühstück comme il faut. 20 junge Herren frühstückten von 11 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, Champagner, die feinsten Weine, Austern, Kaviar und eine Masse mir ganz unbekannter feiner kalter Speisen. Eine ungebundene Fröhlichkeit herrschte, und ich als Gast und namentlich als Mitbürger des freisinnigen Badens (hier ist man sehr freisinnig) wurde ganz besonders fetiert, und mehrere Toaste wurden auf mich ausgebracht. Auch ich hielt mehrere Reden, die stürmischen Beifall erhielten, und mein Erwiderungstoast rief einen wahren Sturm von Begeisterung hervor. . . . „Meine Herren! Ich bin hier, ferne von der Heimat, auf eine so freundliche und brüderliche Weise empfangen worden, daß ich beinahe vergessen könnte, nicht in meinem Vaterlande zu sein. Doch ich bin ja in meinem Vaterlande, ich bin an den Ufern eines deutschen Stromes, ich bin in Deutschland. O, möge der deutsche Rhein allen Zwiespalt, der so oft den deutschen Bruder von dem deutschen Bruder trennte, möge er alle Zwietracht, die das schöne Deutschland so oft zerissen, in seinen Fluten begraben, möge er das

Band bilden um ein gemeinsames, einiges und einziges Vaterland. Meine Herren, ich sage darum nicht Preußen, ich sage nicht Baden lebe hoch, nein ich sage und rufe mit tiefster Begeisterung, Deutschland lebe hoch!" Bravo, hurra! Hei, wie klangen die Champagnergläser zusammen. Allgemeines Entzücken, höchste Begeisterung, die bis Abends 6 Uhr sich bis zur Raserei steigerte. . . ."

Schneidhausen, den 10/1 48.

Meine teuerste Julie!

. . . jetzt, da bei meinem Aufenthalte hier der Reiz der Neuheit seine Wirkung auf mich verloren hat, wird mir die Trennung von Euch mit jedem Tage unerträglicher, um so unerträglicher, als auch mein Geschäft hier unausstehlich wird. Ich bin in der Übernahme der Schienen sehr strenge und gezwungen, soviele Schienen auszuwerfen, daß die Fabrikanten ca. 15000 fl. rein verlieren müssen. Du kannst nun denken, in welchem Verhältnisse ich zu den Fabrikanten stehe, und welche Empfindungen ich haben muß, wenn Herr Hösch, der trotzdem sich immer zuvorkommend gegen mich benimmt, mich beschwört, ich möchte ihn doch nicht ruinieren. Wahrlich, wenn die Direktion mir täglich 8 fl. bezahlt, so bezahlt sie mir noch lange nicht die Widerwärtigkeiten, die dieses Geschäft mir bringt, und den Schmerz der Trennung von Euch kann sie mir nicht bezahlen. Wenn ich nicht hoffen dürfte, durch die Erledigung meines Auftrages Ehre einzulegen, wenn ich nicht meine Kenntnisse dabei bereicherte und mir dadurch vor andern einen großen Vorschub verschaffte, und nebenbei, wenn ich nicht mindestens 200 fl. bei der Geschichte ersparte, ich würde mich schönstens bedanken; meinetwegen könnte Schienen abnehmen, wer da wollte. . . .

Schneidhausen, den 29 1 48.

Mein teures Leben!

. . . .

Ich kann Dir nun mit aller Bestimmtheit sagen, daß meine



Leopoldine Desepte.

Abwesenheit auf keinen Fall länger, als bis zum 8ten Februar dauern wird, daß ich aber vielleicht schon am 6ten in Heidelberg eintreffe. Dies ist der letzte Brief, den Du von mir erhältst; denn in der nächsten Zeit komme ich nicht mehr zum Schreiben, da ich im Auftrage der Direktion noch mehrere Werke in Augenschein nehmen muß, und dies alle meine Zeit in Anspruch nimmt. Von Frankfurt aus werde ich Dir die Stunde sagen lassen, in welcher ich in Heidelberg eintreffe, aber eine Bitte, komme nicht auf den Bahnhof, um mich abzuholen, denn ich möchte in dem ersten Momente des Wiedersehens Dich ungestört in meinen Armen halten, möchte ungestört ein Glück genießen, dessen Wonne ich mir niemals geträumt, und nicht durch gaffende Menschen gestört werden. . . .

Im August 1847 war in Karlsruhe nach langem Krankenlager Alberts Bruder Theodor gestorben. Zur Unterstützung ihrer Schwiegermutter und um dieselbe, als sie einige Zeit zur Erholung in Bad Rotenfels weilte, in der Pflege des Schwerkranken zu vertreten, war damals Julie mehrere Wochen in Karlsruhe. Die Fürsorge für den Gatten und die Kinder hatte sie ihrer jüngeren Schwester Leopoldine, oder, wie sie mit abgekürztem Namen in der Familie genannt wurde, „Poldine,“ anvertraut, derselben, über deren Verhältnis zu ihr sie gelegentlich einmal sagte: „wir sind Geschwister, die sich ins Herz blicken dürfen und durch gegenseitiges Inneres erschließen uns ein Stück Welt zeigen, ich sage nur ein Stück, denn die ganze Welt, die man in sich trägt, gehört nur dem Manne, dem auch das ganze Herz gehört.“

Im Februar 1849 schied auch Alberts Vater Christian Ludwig aus dem Leben. Albert war an das Sterbelager des Vaters nach Karlsruhe geeilt, während Julie bei den Kindern in Heidelberg zurückblieb. Dem Bedürfnisse gegenseitiger Mitteilung in diesen schweren Stunden verdanken einige kurze Zeilen ihre Entstehung, die hier nicht übergangen werden dürften.

Albert an Julie.

Karlsruhe, den $\frac{7}{2}$ 49.

Teuerste Julie!

Ich halte Wache an der Leiche meines Vaters. O meine Julie, der Schmerz des heutigen Tages wird nur aufgewogen werden können durch das Glück, das Deine Liebe in mein Leben streut. Ich wünsche jedem Menschen, daß er seinen Vater sterben sehen möchte, wie ich den meinigen sterben sah. Solche Momente am Sterbebette eines Vaters greifen tief ins Leben, und nur ein Bösewicht kann ihrem nachhaltigen Einflusse widerstehen. . . .

Am 8ten morgens 5 Uhr.

Guten Morgen, meine teuerste Julie! Ich habe die Nacht teils wachend, teils schlummernd auf dem Sofa hingebracht Ich habe an Dich gedacht und von Dir geträumt in dieser Nacht. O, wenn Du ihn sehen könntest, wenn Du ihm in das ruhige, stille Antlitz schauen könntest, Dein Herz würde sich erheben gleich dem meinigen. . . . . . Er starb ohne den geringsten Kampf, schlummerte ein wie ein Kind, das von der Mutter in Schlaf gewiegt wird. O, sein Leben hatte einen solchen Tod verdient!

Julie an Albert.

[Februar 1849.]

. . . sei nun auch der l. Mutter eine rechte Stütze in Allem, denn der muß doch das Herz brechen beim Scheiden des l. Vaters; nur ihre zwei Söhne könnens einigermaßen lindern und gut machen, was der l. Gott ihr genommen. Mir tut es zu weh, daß ich den Vater nicht mehr gesehen; ich dachte doch die ganze Nacht an ihn und sah ihn in allen Gestalten; gewiß, lieber Albert, ich bin auch am Sterbebette. . . .

früh den 8ten [Februar 1849].

Lieber Albert! So sehr ich auf die Nachricht gefaßt war, so hat michs doch tief erschüttert; der Moment der Auflösung und

Lieber Albert! die Nacht ist g[illegible]
ich wachte gestern Nacht auch da[illegible]
wird es nicht viel mehr [illegible]
entschieden den [illegible] sich.
Schummer wird es nicht gar sehr [illegible]
aber ertragen zu [illegible] Kind
sind. — Mir geht es den bey
des l. Vaters Kümmerniß [illegible] u
auch der l. Mutter [illegible]
durch das Herz brechen beyde [illegible]
[illegible] können einigen [illegible]
den l. Gott ihr [illegible]. [illegible]
Vater nicht mehr gesehen, ich [illegible]
[illegible] Joh. ihr [illegible] Gestalten
auch [illegible] u. [illegible]
[illegible] heute [illegible]
Albert

Deine Julie

Frau

Hofgerichtsräthin Bürklin bei

Hr. Geheimen Finanzrath Bürklin

in

Carlsruhe

der Gedanke, geschieden, verschwunden für immer, ist ein Wort, das mein Herz mehr schmerzt, als ich sagen kann. Und ich konnte den guten Vater nicht mehr sehen, ich glaube als, es könne nicht so sein! Lieber Albert, Du willst nach Hause kommen, heute Abend? wegen mir nicht lieber Mann; außer dem Husten sind die Kinder wohl, und das kann ich schon ertragen; seit Du krank warst, kenne ich andere Sorgen und finde alle andern klein, darum schone aber Du Dich. Bleibe bei Deiner Mutter, solange Du ihr Stütze sein kannst. . . . In Gedanken bin ich immer bei Dir, o könnte ich doch wirklich zu Dir eilen und von Deinem Kummer abnehmen. Möchte die Mutter nicht einige Tage mit Dir hierher kommen . . .? Grüße, tausend, der armen Mutter, dem Vater am Grabe meine Träne und Dir meine heißen Küsse.

Julie.

eilends.

Aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 besitzen wir leider nur sehr spärliche Nachrichten über Albert. Mit welchen persönlichen Erlebnissen jene stürmischen Zeiten für ihn verknüpft waren, ist uns ganz unbekannt. Aus dem März 1848 stammt eine Eingabe, welche Mannheimer Bahnhofarbeiter an den Abgeordneten Mathy richteten, damit dieser sie der zweiten Kammer vorlege, und in der sie sich beschwerten über den ihnen von „dem großherzoglichen Ingenieur Herr Bürkle“ (so!) ausgeworfenen ungenügenden Taglohn. Es ist das einzige Mal in Alberts ganzem Leben gewesen, daß Untergebene und insbesondere ihm unterstellte Arbeiter Grund zu haben glaubten, über ihn Klage zu führen, und wir dürfen deshalb wohl bezweifeln, ob diese Klage auch wirklich berechtigt war.

Von Albert selbst sind uns aus jenen Jahren nur drei Briefe erhalten; im ersten derselben schildert er Julie, die in Breisach war, seine Teilnahme an einem Feste des Heidelberger Schützenkorps im Jahre 1848, der zweite betrifft den berüchtigten, am 26. August des gleichen Jahres zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö und seine Bestätigung durch die Frankfurter Nationalversammlung am 16. September,

der letzte endlich, im Oktober 1849 in Breisach geschrieben, gibt ein Stimmungsbild aus der Zeit nach der Unterdrückung der badischen Revolution. Die drei Briefe lauten mit Hinweglassung von Unwesentlichem folgendermaßen:

„Heidelberg, 10/8 48.

Die Trennung von Dir, mein Herz, wäre noch auszuhalten, wenn es keine Sonntage gäbe, aber ein solcher Sonntag ist ein fürchterliches Ding. . . . Und dennoch freue ich mich, daß heute Sonntag ist, denn ich erinnere mich, daß auf heute eine großartige Singkranzpartie auf dem Speneck abgehalten wird, und meine Julie hat mir versprochen, an dieser Partie teilzunehmen und fröhlich zu sein. . . . Auch hier wurde gestern ein Fest gefeiert, bei welchem ich in der Tat sehr vergnügt war. Das Schützenkorps feierte ein Verbrüderungsfest. Wir rückten gestern Mittag nach Ziegelhausen, welches wir mit Sturm einnahmen und der besiegten Besatzung als Kontribution ein solennes Abendessen auferlegten. Feines Essen, gutes Trinken, famose Musik, Toaste, Reden, Böller und Büchsenschüsse, dann nachts Heimfahrt auf dem Neckar in 5 großen, mit vielen 100farbigen Lampen behängten Schiffen, auf dem Hauptschiff großes brillantes Feuerwerk, aus sämtlichen Schiffen Salve auf Salve, Musik, Gesang, ganz Heidelberg auf den Füßen, die Brücke Kopf an Kopf besetzt, „die Schützen kommen, hurra, Plautz, Bumm. . . . Die Heidelberger haben wenigstens 4 Wochen daran zu zehren. Ja, die Schützen beißen sich gut heraus!"

„Heidelberg, den $\frac{19}{9}$ 48.

Die schmachvolle Genehmigung des dänischen Waffenstillstandes trägt bereits blutige Früchte. Frankfurt ist im Aufstande gegen die Reichsversammlung. Die Nachrichten über die Revolution, die gestern begonnen, sind sehr schwankend; ich gebe sie, wie ich sie gehört, ohne ihre strenge Wahrheit verbürgen zu können. Der unselige Beschluß der Reichsversammlung hat in das innerste Herz des Volkes gegriffen und in Frankfurt, sowie überall, eine

ungeheuere Aufregung und Erbitterung hervorgerufen. Gestern früh sammelte sich ein Haufen Volk vor der Paulskirche und versuchte es, den ihnen (so!) gewehrten Eingang auf die Galerie zu erzwingen. Die Preußen jagten den Haufen mit gefälltem Bajonette auseinander, und es sollen mehrere unbewaffnete Individuen schon verwundet oder getötet worden sein. Ein Schrei des Schreckens und der Wut durchbebte Frankfurt; wie durch einen Zauberschlag erhoben sich Barrikaden in mehreren Straßen, Meßbuden mit ihrem ganzen Inhalte, Wagen mit Waren geladen, Pflastersteine, Omnibus u. s. w. bildeten das Material; Dächer wurden abgedeckt, die Pflastersteine bis auf die Speicher getragen, um sie auf die Köpfe der Soldaten zu schleudern. Um 2 Uhr mittags begannen die Feindseligkeiten, die Oesterreicher, Preußen und Hessen-Darmstädter stürmten die Barrikaden, die Kurhessen schossen nicht aufs Volk. Die Barrikaden waren schlecht gemacht, die Frankfurter haben noch keine Übung in diesem Artikel, und so wurde eine Barrikade um die andere genommen. Eine große Barrikade soll sich bis nachts 8 Uhr gehalten haben und erst verlassen worden sein, nachdem sie 1½ Stunden lang mit Kartätschen beschossen worden. Der Kampf soll viele Menschenleben gekostet haben, namentlich vom Militär; ich hoffe, das Gerücht übertreibt, denn man spricht von 200. Das ist gewiß, daß mehrere Offiziere gefallen sind, auch Lichnowsky und Auerswald (Bruder des Ministers) sollen gefallen sein. Die Sache ist momentan hergestellt, von allen Seiten wird Militär herbeigezogen, es mögen jetzt 14 000 Mann in Frankfurt sein. Ich fürchte, die jetzige Ruhe ist die Ruhe vor dem Sturme, die Erbitterung ist überall zu groß, der Bürgerkrieg steht vor der Türe.

Das ist das blutige Resultat, das wir der Feigheit der Reichsversammlung danken, die einen schmachvollen Waffenstillstand genehmigt, um einen auswärtigen Krieg zu vermeiden, der Deutschland nur einig und stark gemacht und ihm Achtung nach außen verschafft hätte, und die uns nun in einen Bürgerkrieg stürzt, der Deutschland vollends zerreißt und zerfleischt. Hier ist alles ruhig, nur harrt man mit großer Spannung der nächsten Ereignisse...."

„Breisach, den 15/10 49.

Alles stürmt in die Kirche, um die Geburtsfeier des preußischen Königs zu begehen, und läßt mir die Muße, mich mit meinem guten, lieben Frauchen zu unterhalten. Ich habe am Fenster eine Zeitlang die Vorübergehenden gemustert, allein der Ekel hat mich bald hinweggetrieben, da ich sehen mußte, wie die hiesigen Republikaner in Scharen und mit heuchlerischen Mienen in die Kirche strömen, um das Geburtsfest des Befreiers Deutschlands [König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen] mit feiern und mit verherrlichen zu helfen, und nicht selten sieht man einen wütenden, blutdürstigen Republikaner Arm in Arm mit einem preußischen Jäger durch die Straßen stolzieren. Jetzt sitze ich allein in meinem Zimmer und der tiefe Ton der großen Glocke wiegt mich in Erinnerungen vergangenen Glückes und mein Herz ist aufgelöst in Sehnsucht und Heimweh nach meiner Julie, nach meinen lieben Kindern. . . .“

Im Juli und August 1851 gebrauchte Albert im Renchtalbad Peterstal eine Kur, während Julie mit den Kindern in Heidelberg blieb. Auch in dieser Zeit fand ein reger Briefwechsel zwischen den beiden Gatten statt, aus dem wir einige wenige Stücke mitteilen. Die außergewöhnlichen Naturereignisse, von denen wiederholt die Rede ist, waren eine Sonnenfinsternis am 28. Juli und einige Tage darauf, am 1. August, wolkenbruchartige Niederschläge, welche im ganzen badischen Lande große Verheerungen anrichteten und insbesondere auch die Bahnlinie an verschiedenen Stellen unterbrachen.

Albert an Julie.

Peterstal, 23/7 51.

Mein erster Kurtag, der herrlich begonnen, endet eben mit einem furchtbaren Donnerwetter, und ich sende Dir meine Grüße bei leuchtenden Blitzen und rollendem Donner! Ich bin noch ganz befangen von dem tiefen Eindrucke, den dies herrliche Tal auf mich gemacht; hier ist das Paradies und ich würde vollkommen glücklich sein, wenn ich mir Deine süßen Augen heiter lächelnd

und nicht tränenfeucht denken müßte. O sage mir, meine Julie, daß Du den Schmerz des Abschiedes bezwungen, daß Du glücklich bist, und ich werde viel ungetrübter die schönen Tage genießen, die mir hier beschieden sind. Hier in dieser herrlichen Natur, bei diesem hohen und reinen Vergnügen, das sich mir hier täglich bieten wird, hier fühle ich, wie teuer Du mir bist, wie sehr Du mir hier mangelst, hier würde ich, wenn Du bei mir wärest, im Himmel sein. Und Du wirst bei mir sein, es ist beschlossen, Du mußt die letzten 8 Tage hier gemeinschaftlich mit mir verleben....

Julie an Albert.

Den 24ten [Juli 1851] abends.

Dein l. Brief hat mich in eine glückliche, wehmütige Stimmung versetzt, es klingt zwar sonderbar glücklich, wehmütig, aber ich kann es nicht anders nennen. . . . Die 4 Wochen liegen als eine Ewigkeit vor mir, und doch male ich mir unser Wiedersehen schon aus. Genieße nur die Zeit ganz für den bestimmten Zweck, Dich für die Zukunft ganz wohl zu machen, laß Dich durch nichts aufregen, damit Du rechte Nervenruhe hast; gedenke immer mein, aber denke, daß ich nur den Wunsch, die Bitte habe, Dich so heiter, vergnügt zu wissen, wie es die Kur erfordert. — Auch bei uns war gestern ein furchtbar Gewitter, ich konnte mich aber nicht ergötzen an der Pracht, ich stund zitternd im Zimmer und beschwichtigte die Kinder, die sich fürchteten und mit mir nach dem Vater jammerten. Die Kinder sind recht brav und fragen oft nach Dir; ich muß ihnen gar zu oft sagen, wo und warum Du dort und nicht hier badest, wo es doch hier auch viel Wasser hat. . . . Ich bin zu gespannt auf Deinen nächsten Brief, der mir erzählt, wie Dir das Bad bekommt und auf welche Weise Du die Zeit vertreibst; lasse mich nur nicht lange warten, und denke, daß Deine Briefe meine *einzige* Freude sind. . . .

Den 26ten [Juli 1851].

Mein lieber guter Albert! Die Kinder liegen ruhig und gesund in ihren Bettchen, sie sind recht brav, besonders Albert und Julie,

die zeichnen sich aus durch Teilnahme, daß die Mutter den guten Vater entbehren muß. Marie ist merkwürdig wild, aber ich ziehe sie und bin stolz, wie sich meine Energie entwickelt, sie zittern bald alle, wenn ich bst rufe. Du siehst mich doch im Geiste in meiner Strenge. Theodor wird immer mehr zum Fressen lieb und gleich der Marie wild. . . .

Ich hoffe, bis Montag kommt Boldin, ich bin froh, obschon Du durch niemand ersetzt wirst, so ertrage ichs doch leichter. Namentlich habe ich auf die Sonnenfinsternis Angst; es sagen schon mehrere Leute, es gebe ein Erdbeben; ach Gott, ich zittere schon beim Gedanken, wenn wir hier am Ende untergingen; doch nein, Spaß beiseite, es ängstigt mich recht und [ich] bin froh, wenn der Montag für Dich und uns glücklich vorüber ist. Das schlechte Wetter macht mich bald trostlos, was treibst Du nur auch. Du kannst ja keinen Spaziergang machen, und wirst Du Dich nicht erkälten? Jeder Sonnenblick stimmt mich fröhlich, ich meine, ich müßte ihn festhalten für Deine Kur. . . .

Albert an Julie.

Peterstal, am Tag der Sonnenfinsternis.

. . . Die Kur schlägt bei mir ganz gut an, obschon sie mich, wie das immer stattfindet, im Anfange etwas angreift, und namentlich meine Nerven etwas affiziert. . . . O meine Julie, wenn Du mich zum glücklichsten Menschen machen willst, so komme zu mir und komme bald. Ich wünsche nicht, daß Du mich abholest, sondern daß Du mich besuchest, und habe dazu mehrere Gründe. 1) Es ist hier niemand, der nicht von Frau oder Mann, Bruder oder Schwester besucht würde, und die Besuche bleiben immer mehrere Tage; die Leute wundern sich jetzt schon, daß meine liebe, junge, schöne Frau so lange mit ihrem Besuche zögert, sollen sie glauben, Du könntest Dich so leicht über meine Abwesenheit trösten? 2) Wenn Du mich in ca. 8 Tagen besuchest und 8 Tage hier bleibst, so sind wir nicht so lange getrennt, als wenn Du mich abholest; 3) wird eine solche Erholung für Deine mir so teure

Gesundheit vortrefflich wirken; 4) wirst Du mich über alle Beschreibung glücklich machen, und wirst uns eine Erinnerung schaffen, die uns noch jahrelang erheitern wird; 5) sind die Kosten ... für 8 Tage Aufenthalt hier nicht bedeutend ... 6) und hauptsächlich, was will man machen, wenn man einen braven Mann ziehen will? Also noch einmal, komme, komme, ich bitte, ich beschwöre Dich, ich befehle es Dir. Leopoldine wird die Kinder schon gut besorgen. ... Wenn Du mit dem ersten Zuge nach Appenweier fährst, so kannst Du den Eilwagen benützen, und dies wäre am wohlfeilsten; kannst Du aber erst mit dem 2ten Zuge fahren, so schreibe mir den Tag, und dann hole ich Dich in einer Chaise in Appenweier ab. Also diese Sache ist abgemacht, darum kein Wort mehr darüber. —

Die Sonnenfinsternis ist vorüber und eben erhalte ich Deinen und Alberts Brief. Also in der Tat, mein armes Liebchen hat Angst gehabt? Und ich, ich war so vergnügt, ja wahrhaft glücklich, denn als ich in die verdunkelte Sonne aufschaute, war ich gewiß, daß unsere Augen auf demselben Punkte ruhen und unsere sehnenden Gedanken sich begegnen. ...

Julie an Albert.

Den 28ten [Juli 1851].

Mein geliebter Albert! Der gefürchtete Sonnenfinsternistag neigt sich glücklich seinem Ende, die Menschen befinden sich recht fidel darauf, man könnte sogar meinen, sie jubeln, daß die Prophezeiung des Erdbebens gottlob eine falsche Sage war, denn aus dem Maierschen Bierkeller tönt Männergesang und Musik zu mir herüber. Wenn ich ohne Dich jemals könnte heiter sein, so müßte ichs jetzt auch werden, aber so verschließe ich die Fenster, denn Musik stimmt nur die Frohen froh. ... Gestern war wieder ein furchtbares Gewitter, ich bin bald gestorben vor Angst, denn Therese war mit den Kindern in der Stadt und ich ganz und gar allein, es stürmte und war ein so arger Wolkenbruch, daß in 5 Minuten die Straße und der Bahnhof unter Wasser war, es

hagelte und verschlug im Felde die Frucht und alles; auch in unserm Garten sind die Bohnen, Salat, alles hin, es war schauderhaft anzusehen: ich glaubte schon von der Welt scheiden zu müssen, ohne mich mit Dir umschlungen zu haben. Heute ließ ich mir auch ein Glas geben, die Sonne zu betrachten, doch ich tats weniger der Sonne wegen, als weil ich dachte, Dich mit Deinem Blicke dort auch zu finden, denn sicher hast Du auch hinaufgeschaut. Denke, Deine Abwesenheit macht mich ganz schwärmerisch, ich lese mit aller Jugendlust Romane . . . und kann mich kaum trennen, und ich lese ihn nicht, um mir die Zeit zu verkürzen, nein, ich lese mit Bedacht, ich fühle tief, was ich lese. . . . Die Goldkinder sehnen sich sehr nach Dir und wollen mir, eines wie das andere, Deine Abwesenheit vergessen machen, denn nie waren sie so liebevoll und geschickt wie jetzt; Du wirst glauben, wenn Du kommst, als hätte ich mir alle Mühe gegeben, Sie so zu ziehen, und es ist nicht so, es bedarf wenig Erinnerung, höchstens: aber wenn der Vater das wüßte, und das genügt schon, sie in Ordnung zu erhalten. . . .

Albert an Julie.

Peterstal, den 3. 8. 51.

Meine teuere, einzig geliebte Julie!

Welch ein Tag des Schreckens und des Jammers, dieser erste August. Er hat einen schweren Kummer in meine Seele geworfen, Kummer um Euch, Ihr Lieben, die Ihr diese Heimsuchung ohne meinen Trost und Beistand ertragen mußtet, Kummer um unser armes Ländchen, das diesen furchtbaren Schlag schwer empfinden wird. Ich bin in einer qualvollen Unruhe, bis ich weiß, wie es Euch ergeht, und daß Ihr wohlauf und ohne Sorgen um mich seid. Gestern war mein Koffer schon gepackt, und ich würde sicher abgereist sein, wenn ich nicht noch beruhigende Nachrichten über das Unterland erhalten hätte. Das Wasser hat hier furchtbar gehaust, die großen Eisenbahnbrücken bei Emmendingen und Offenburg, 2 Brücken bei Renchen, eine Brücke bei Bühl sind

zerstört, die Eisenbahn an vielen Stellen zerrissen, alle Züge sind eingestellt, und es wird lange dauern, bis alles wieder in Ordnung ist. Die armen, armen Bauern, deren Ernte gänzlich zerstört ist, deren Äcker und Wiesen weggeschwemmt oder verschüttet sind. Ich würde auch jetzt keinen Augenblick zögern abzureisen, um in Deine Arme zu fliegen, wenn ich nur meines Vergnügens wegen hier wäre, so aber wäre das Geld für meine bisherige Kur gerade zum Fenster hinausgeworfen, denn sie wäre ohne alle Wirkung auf meine Gesundheit, da diese Wirkung jetzt erst eintritt. So habe ich denn beschlossen, vorerst noch zu bleiben und das Weitere abzuwarten; ich habe aber an die Direktion geschrieben, sie möge, wenn es notwendig sei, vollkommen über mich verfügen, da keine Rücksicht mich abhalten könnte, in Momenten der Gefahr auf meinen Posten mich zu verfügen. Es muß sich somit in den nächsten Tagen entscheiden, ob ich bleibe oder abreise. Wenn ich aber bleibe, dann, meine Julie, mußt Du bald kommen, denn das Heimweh zehrt mich auf, und ich könnte nur gesund werden, wenn Du bei mir bist.

Du bist ein wenig eifersüchtig mein Herz? Doch ganz ohne Grund, denn es sind keine Damen hier, die mich verführen könnten, ihnen zärtlich die Hand zu drücken. . . .

Wegen meiner Gesundheit darfst Du Dich nicht im geringsten beunruhigen, denn ich habe hier ja keinen anderen Zweck, als nur ihr zu leben. . . .

Wenn Dir die Ohren klingen, so tun sies mit Recht, denn wie oft spreche ich von Dir, und mit Leuten, die Dich gar nicht kennen, die aber alle jetzt äußerst begierig sind, Dich kennen zu lernen, da ich so viel Schönes und Liebes von meinem Frauchen erzähle.

* * *

Über acht Jahre, bis zum November 1851, war Albert in Heidelberg. In dem letzteren Jahre wurden im Bereiche der badischen Staatsbahn zwei Eisenbahninspektionen errichtet für die Unterhaltung und technische Beaufsichtigung der Eisenbahnen und

ihrer Beiwerke, sowie der Bahnhöfe und der anderen Gebäude des Eisenbahndienstes, eine in Karlsruhe und eine zweite in Freiburg. Diejenige in Karlsruhe erhielt Albert übertragen unter Ernennung zum Eisenbahninspektor; gleichzeitig wurde er auch mit der Aufsicht über die Telegraphen betraut. Zu seinem Bezirke gehörten die Eisenbahnstrecke von Mannheim bis Appenweier, die Verbindungsbahn nach der Main-Neckar-Eisenbahn von Mannheim nach Friedrichsfeld und die Seitenbahnen von Oos nach Baden und von Appenweier nach Kehl.

Die beiden Eisenbahninspektionen hatten keinen langen Bestand; schon nach nicht ganz drei Jahren wurden sie durch Verordnung vom 22. Mai 1854 wieder aufgehoben und die Unterhaltung der Bahnstrecken, Bahnhöfe u. s. w. neuerdings den Eisenbahnämtern zugewiesen. Albert trat mit dem Titel Bezirksingenieur an die Spitze des Eisenbahnamtes Karlsruhe und wurde außerdem noch zum Bezirksingenieur bei dem Bahnamt Baden ernannt. Das Eisenbahnamt Karlsruhe war wie dasjenige in Heidelberg mit dem Postamt vereinigt; Vorstand des Post- und Eisenbahnamtes Karlsruhe war Oberpostmeister Matthäus Widmann. Dem Eisenbahnamte untergeordnet waren die Eisenbahnexpeditionen in Rastatt, Muggensturm, Malsch, Ettlingen, Durlach, Weingarten und Untergrombach.

Eine der ersten größeren Arbeiten, der sich Albert bald nach Übernahme der neuen Stelle zu unterziehen hatte, war der Umbau der Bahngleise in seinem Bezirke. Die badischen Bahnen waren ursprünglich mit einer Spurweite von 1,60 Meter, die der in England gebräuchlichen entsprach, angelegt worden. Entgegen den gehegten Erwartungen hatten die übrigen deutschen Bahnen die kleinere Spurweite von 1,435 Metern gewählt, so daß Baden, wenn es nicht vom durchgehenden Verkehr ausgeschlossen werden wollte, sich nachträglich ebenfalls zur Annahme dieser engeren Spurweite genötigt sah. Der schwierige Umbau der im Betriebe befindlichen Bahnstrecken begann im Mai 1854; nach etwa Jahresfrist war die Spurabänderung und Gleiseerneuerung im ganzen Lande durchgeführt. Wie andere an dieser Arbeit beteiligte Be-

amte erhielt auch Albert nach Beendigung derselben eine Remuneration von vierhundert Gulden. In der Mitteilung, welche die Direktion der großherzoglichen Verkehrsanstalten ihm hierüber zugehen ließ, war der „so ersprießlichen Tätigkeit,“ die er bei dieser Gelegenheit in seinem Geschäftskreise an den Tag gelegt habe, in anerkennenden Worten gedacht.



Der Bahnhof in Karlsruhe um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

* * *

Der Karlsruher Aufenthalt hat für Albert eine besondere Bedeutung dadurch gewonnen, daß in die Zeit desselben die Anfänge seiner schriftstellerischen Tätigkeit fallen.

Schon im Jahre 1839, als er in seinen Briefen an die Eltern aus Waldshut jene anschaulichen Schilderungen seines dortigen Lebens, seiner Umgebung und der kleinen Vorkommnisse des Tages entwarf, von denen wir früher einige Proben mitgeteilt haben, hatte der Vater Christian Ludwig seinem Sohne geschrieben: „Du bist ein Maler und kannst, wenn die Laufermühle- oder die

neu zu erbauende Schiffbrücke zusammenrumpeln sollten, durch Schriftstellerei Dein Brot verdienen. Deine Erzählungen sind treffliche Lebensbilder und machen Deinem Verstand und Deinem Herzen gleiche Ehre."

Indes es vergingen beinahe zwei Jahrzehnte, bis Albert zu einer Betätigung auf demjenigen Gebiete gelangte, auf dem ihm seine größten und bleibendsten Erfolge erblühen sollten. Erst im Jahre 1857 setzt, für uns ziemlich unvermittelt, seine schriftstellerische Tätigkeit ein. Aus der Zeit vorher finden sich keine Spuren einer solchen, und Albert selbst hat in den paar kurzen autobiographischen Aufzeichnungen, die er später bei Gelegenheit wohl einmal niedergeschrieben hat, stets das Jahr 1857 als das Anfangsjahr seiner Schriftstellerei bezeichnet. In diesem Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „Zur Besoldungsfrage" im Feuilleton der Badischen Landeszeitung eine Reihe von Artikeln, in denen er zu einer Angelegenheit Stellung nahm, die damals weitere Kreise der Residenzstadt Karlsruhe und auch des Landes vielfach beschäftigte. Es war dies die geplante Erhöhung des Gehaltes der niederen Beamten. Von verschiedenen anderen Veröffentlichungen, welche die genannte Zeitung in der gleichen Sache schon gebracht hatte, unterschied sich diejenige Alberts in augenfälliger Weise durch die Art der Einkleidung. Jene hatten in kürzeren oder längeren theoretischen Ausführungen, nicht immer sehr kurzweilig, das Für und Wider der Frage erörtert. Anders Albert. Er führt uns einen solchen subalternen Beamten in Person vor, mit all seinen kleinen Freuden und Leiden. Hören wir Albert selbst. Er schreibt:

„Wir haben gleich dem hinkenden Teufel von Le Sage die Macht, die Dächer der Häuser abzudecken und die Geheimnisse der Familien zu belauschen.

„Nehmen wir ein drittes oder viertes Stockwerk, eine Mansardenwohnung . . . Wen haben wir denn da? Einen Kanzleibeamten, einen Mann von erst 45 Jahren; doch Aktenstaub und Sorgen haben ihm vor der Zeit Schnee auf das Haupt gestreut. Sohn eines niederen Beamten, war es der Stolz seines Vaters, ihn studieren zu lassen, denn der Sohn war talentvoll und



Die Familie Albert Bürklins im Jahre 1857.

berechtigte zu großen Hoffnungen. Der Vater, ein braver Mann, legte sich alle möglichen Entbehrungen auf, die Mutter, eine vortreffliche Frau, widmete halbe Nächte der Arbeit für ihren Sohn; sie glaubten es zwingen zu können; doch vergebens. Im zweiten Semester mußte das Studium ausgesetzt werden — es reichte eben nicht — der Sohn trat in den niederen Staatsdienst, und es war ein glückliches Ereignis, daß er in einer Kanzlei seine Karriere machen konnte.

„Nun sehen wir ihn in gereiftem Alter, Haupt einer Familie von sechs Kindern, die er mit 1200 Gulden erhalten und erziehen muß. Sie haben in der Regel sechs Kinder, wenn sie nur kleine Besoldung haben. Doch der Mann ist glücklich, denn sein Weib steht ihm treu zur Seite, und seine Kinder sind brav.

„Sehen wir ein wenig, wie unser Kanzleirat es anfängt, seine 1200 Gulden jährlich los zu werden.

„Wir kommen zur rechten Zeit. Mann und Frau sitzen allein beim Lampenschein und überschlagen die Auslagen des vergangenen Jahrs.

„Der Mann hat Ordnung in seinem Hauswesen, seine Frau führt das Journal über die täglichen Auslagen, er das Hauptbuch, welches die monatlichen Zusammenstellungen enthält. Das Hauptbuch besteht aus verschiedenen Rubriken, und eben ist er daran, während seine Frau ihm die Summen der einzelnen Monate diktiert, für jede Rubrik die Hauptsumme zu ziehen."

Und nun werden die einzelnen Ausgabeposten aufgeführt. Es geschieht dies aber nicht in einer trockenen Aneinanderreihung von Zahlen, sondern in einer Folge von Bildern, die in anziehender Weise das häusliche Leben des Kanzleirats und seiner Familie schildern. Rubrik 1 behandelt Logis und Hauszins, 2 Speisen und Getränke, 3 Kleidung, 4 Brennmaterial und Licht, 5 Gerätschaften, 6 Bedienung, Almosen, 7 Vergnügen — hierunter fällt u. a. die Pfeife, die der Kanzleirat sich zum täglichen Nachmittagskaffee gönnt, und die Zigarre abends beim Bier, sowie ein viermaliger Theaterbesuch mit der Gattin im Laufe des Jahres. Rubrik 8 handelt von Wissenschaft und Kunst (Abonnement auf

das Karlsruher Tagblatt u. a.), Rubrik 9 von den Ausgaben für Doktor und Apotheker, 10 von der Kindererziehung und 11 von Sonstigem und Außerordentlichem, unter welchem Titel der Beitrag des Hausvaters für die Witwenkasse und die Klassensteuer und der Betrag für den Groschenstempel und die Sportel der Eingabe verrechnet ist, die er bis jetzt alljährlich um eine Besoldungszulage, freilich erfolglos, gemacht hat. Daran schließt sich eine Zusammenstellung der einzelnen Posten, und diese ergibt die Summe von 1605 Gulden 8 Kreuzer, welche die Familie im verflossenen Jahre ausgegeben hat.

„Der Kanzleirat," heißt es dann weiter, „hat 1200 Gulden Besoldung, muß also 405 Gulden 8 Kreuzer jährlich von dem Vermögen seiner Frau zuschießen. Seine Frau hat ihm 4000 Gulden zugebracht, wovon noch 2000 Gulden übrig sind. Er kann auf den Tag ausrechnen, bis wann das Vermögen verschwunden sein wird, und dann kann er für seine Kinder, die erst recht in die Kosten hineinwachsen, nichts mehr tun. Das ists, was sein Gesicht mit Kummerfurchen durchzieht, was Schnee auf sein Haupt gestreut.

„Freilich, er kann noch sparsamer leben, er kann nur Sonntags Fleisch und in der Woche Kartoffeln essen; er kann seinen halben Schoppen Wein opfern, das 10 Uhr- und 4 Uhrbrot der Kinder streichen und sie hungrig in die Schule schicken, vielleicht teilen glücklichere Mitschüler ihr Brot mit den Kindern des Herrn Kanzleirats; er kann die Magd abschaffen und seine Frau sich als Magd zugrunde richten lassen; er braucht nicht in das Theater zu gehen, und nicht auf der Eisenbahn zu fahren; er kann aus der Eintracht austreten und statt Bier Wasser trinken; er kann seine Pfeife, seine Zigarre weglassen — nein! das kann er nicht, denn das wäre sein Tod! — er kann das Karlsruher Tagblatt aufgeben und seine Kinder in die Volksschule schicken, seine Mädchen Mägde und seine Buben Schneider und Schuster werden lassen. Alles dies kann er, was kann man nicht alles!? Aber soll dies das Los eines Mannes von Herz und Bildung sein? Eines Mannes, der seine ganze Kraft und Zeit dem Staate

widmet? Das hieße, ihm langsam und stückweise das Herz zerbrechen!

„Und doch wird ers tun müssen — das Rechnungsexempel ist ja einfach — was wird ihm übrig bleiben?!

„Doch vorerst noch harrt er aus, er hofft auf Gott und die weise Einsicht seiner Regierung."

Daß diese Hoffnung keine falsche sein möge, ist der Wunsch, dem der Verfasser zum Schlusse in beweglichen Worten Ausdruck verleiht.

Der Erfolg, den diese Skizzen hatten, war ein ganz außerordentlicher. Sie verdankten denselben nächst dem Gegenstande vor allem einer wahrhaft volkstümlichen Schreibweise und einem frischen, fröhlichen Humor, der das Ganze gleichsam mit einem verklärenden Lichte übergoß. Die beiden wesentlichsten Merkmale, die Alberts schriftstellerischen Erzeugnissen ihren besonderen Charakter und den ihnen eigenen Reiz verleihen, finden sich in diesem ersten Versuche schon in seltener Vollkommenheit ausgeprägt.

In kurzem waren die Nummern der Landeszeitung, in welchen die „Besoldungsfrage" erschienen war, vergriffen. Da die Nachfrage nach den Blättern weiter anhielt, sah sich der Herausgeber der Zeitung, C. Macklot, veranlaßt, eine Neuausgabe zu veranstalten, zu der Albert seine Erlaubnis erteilte unter der Bedingung, daß der Reinerlös den Armen zugewendet werde. Diese neue Ausgabe ist im Mai 1857 als Broschüre erschienen, anonym, wie auch vorher die Veröffentlichung in der Landeszeitung. Sie trägt den Titel „Der Kanzleirat oder Bilder aus dem Familienleben eines Subalternbeamten. Ernst-humoristischer Beitrag zur Besoldungsfrage. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage." Als Motto ist auf den Titel gesetzt „In joco veritas". Vorausgeschickt ist ein Vorwort, in dem Albert u. a. sagt: „Sollte dieser kleine Aufsatz imstande sein, auch für die Sache selbst, in deren Interesse er geschrieben ist, etwas Gutes zu wirken, so würde dies eine überschwengliche Belohnung für den Verfasser sein." Im weiteren kommt er dann darauf zu sprechen, daß seine gute Absicht beim erstmaligen Erscheinen des

Aufsatzes mehrfach verkannt worden sei, und weist verschiedene Ausstellungen zurück, die gemacht worden waren. Die Sätze, in denen er dies tut, haben in gewissem Sinne eine programmatische Bedeutung, so daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sie hier mitzuteilen. Sie lauten:

„Die Einen fanden in ihm [nämlich dem Aufsatze] eine Persiflage einzelner Personen und einzelner Stände, andere entdeckten, daß durch meinen guten Kanzleirat der Stand der Subalternbeamten herabgesetzt werde, sie schreien über Verrat, daß die Schattenseiten des Beamtenlebens dem profanen Auge des Publikums bloßgestellt, daß der Nimbus, der das Haupt des Staatsdieners umgeben müsse, zerstreut worden, wieder andere tadeln die humoristische Behandlung und meinen, man treibe Scherz mit einer ernsten Sache.

„Jedem seine Meinung.

„Doch habe ich diesen Meinungen einiges entgegenzustellen. Vor allen Dingen erkläre ich, daß ich nicht im entferntesten die Absicht habe, irgend einen Stand oder irgend eine Person lächerlich zu machen. Ich schildere ganz einfach das häusliche Leben eines Subalternbeamten mit allen seinen Schatten- und Lichtseiten; daß die Schattenseiten überwiegen, ist sehr zu bedauern, aber gerade weil sie überwiegen, schreibe ich diesen Aufsatz, den ich wahrlich nicht geschrieben haben würde, wenn ich nur Lichtseiten zu malen gehabt hätte. Ich wähle einen Subalternbeamten mit der höchsten Besoldung, aus dem einfachen Grunde, weil aus dem Großen leichter auf das Kleine zu schließen ist, als umgekehrt. Wer meinen Kanzleirat mit 1200 Gulden Besoldung gelesen hat, kann nicht mehr im Zweifel sein über die Lebensweise eines Kanzlisten mit 600 Gulden Besoldung und den gleichen Familienverhältnissen, oder vielmehr, er wird im Zweifel sein, denn er wird sich fragen: Wie ist es möglich, kann dieser Mann leben?!

„Ich nenne meinen Subalternbeamten „Kanzleirat“, wie ich ihn hätte Registrator oder Revisor nennen können, nur um ihm einen Titel zu geben, aber ohne alle weitere Beziehung.

„Daß durch den Kanzleirat der Stand der Staatsdiener herabgewürdigt werde, muß ich entschieden bestreiten. Mein Kanzleirat ist ein Ehrenmann in jeder Beziehung, ein braver Diener, ein

treuer Gatte, ein sorgsamer Familienvater. Er hat seine Schwächen, wer hat die nicht, aber selbst in seinen Schwächen ist er noch gemütlich, ja liebenswürdig. Der Verfasser selbst ist Staatsdiener und achtet seinen Stand hoch; aber meine Herren Kollegen, die Hand aufs Herz, und wir wollen ehrlich sein und uns zeigen, wie wir sind, und ich denke, wir dürfen uns sehen lassen. Aber freilich der Nimbus, der hätte nicht zerstreut werden sollen, das ist Verrat! Pah! welch ein Nimbus, der vor jedem Schusterjungen zerstiebt, der die Rechnung bringt und kein Geld erhält. Meine Herren, mit diesem Nimbus ist es nichts!

„Wenn jemand in meinem Kanzleirat sein Konterfei erblickt, den möchte ich kennen und ihm die Hand drücken.

„Daß ich ihn nicht in seiner steifen Dienstuniform, sondern in einem humoristischen Gewande vorgeführt, geschah wohlbedacht. Ich wollte meinem Kanzleirat und der Sache, die er zu verfechten hat, ein wohlwollendes Publikum gewinnen, und viele Leser, die die Jeremiaden über die Besoldungsfragen überschlugen, haben sich mit ihm befreundet. Zudem hat der Humor das Privilegium, manches zu sagen, was der trockene Ernst nicht sagen darf.

„Mein Humor aber ist nicht ... der Humor der Verzweiflung, nein, mein Humor ist ein ganz ehrlicher, fröhlicher Humor, der den Leuten gerne einige Wahrheiten sagen und einige Wahrheiten erraten lassen möchte, die eben ohne Humor nicht leicht gesagt werden können.

„Aber Scherz mit einer so ernsten Sache treiben, das will er nicht, er will dieser Sache nur nützen!"

Der Erfolg, der dem „Kanzleirat" bei seinem ersten Erscheinen zuteil wurde, ist ihm auch in der Folge treu geblieben. Er mußte noch einige Mal neu aufgelegt werden. Die letzte Ausgabe — es war die fünfte — erschien 1886 im zweiten Bande der „Kalendergeschichten des Lahrer hinkenden Boten" in einer teilweise umgearbeiteten, den veränderten Zeitverhältnissen angepaßten Form, in der Hauptsache aber doch mit der ersten Ausgabe bis auf den Wortlaut übereinstimmend.

Im gleichen Jahre 1857, in dem der „Kanzleirat" veröffentlicht wurde, schrieb Albert außerdem noch eine Erzählung: „Die

Brüder. Ein Stück aus dem Volksleben". Die beiden Brüder sind der Schlossermeister Wilhelm Berthold und der Schreinermeister Karl Berthold, ersterer ein Handwerker von altem Schrot und Korn, fleißig und umsichtig, der trotz seiner Wohlhabenheit es nicht unter seiner Würde hält, mit seinen Gesellen selbst Hand anzulegen, letzterer ein „Fabrikant" — wie er sich gern rufen hört — der auf die Jagd geht, spazieren reitet, den Verkehr mit Baronen sucht und einen vollendeten Lumpen und Spitzbuben seinen Freund nennt. Beim Beginne der Geschichte hat der Schlossermeister eben auf einer Industrieausstellung für einen von ihm erdachten und ausgeführten Kassenschrank eine goldene Medaille und einen Preis von zweihundert Gulden erhalten; er teilt mit seinen Gesellen, indem er die Medaille für sich behält, das Geld ihnen überläßt. Der Schreinermeister seinerseits steht vor dem Ruin; verschwenderische Lebensweise und der Rückgang seines Geschäftes, das er über den noblen Passionen vernachlässigt hat, haben ihn so weit gebracht, daß er verloren ist, wenn sich ihm kein unerwarteter Ausweg eröffnet. In der Verzweiflung und von seinem üblen Freunde beraten, ist er im Begriffe sein Haus den Flammen zu überliefern, um die Summe, für welche dasselbe versichert ist, zu gewinnen. Da greift der Schlossermeister ein; er vereitelt das Verbrechen und rettet den Bruder, der, von der Aufregung auf ein mehrwöchiges Krankenlager geworfen, als ein anderer Mensch von demselben sich erhebt, um ein neues Leben nach dem Vorbilde seines glücklicheren Bruders zu beginnen. Des Schlossers Werkführer aber, der sich um die Lösung der Verwicklung besondere Verdienste erworben hat, führt die liebreizende Tochter seines Meisters als Gattin heim.

Die Erzählung wurde abgedruckt im Jahrgang 1859 des Kalenders des Lahrer hinkenden Boten unter Alberts Namen und mit dem Motto:

„Im Jagen nach nichtigem Schein und Sein,
Hat mancher gebrochen schon Arm und Bein!
Drum, was Du auch seiest, sei es nur recht;
Du fährst dann gewiß hienieden nicht schlecht!"


Des
Lahrer hinkenden Boten
neuer
historischer Kalender
für den
Bürger und Landmann
nun zum 59sten Male herausgegeben
auf das Jahr
1859.
Druck und Verlag von J. H. Geiger in Lahr.
KAUFFMANN

In einer Anmerkung berichtete die Redaktion des Kalenders, daß auf ein im Jahrgang 1858 erfolgtes Preisausschreiben für die beste Erzählung im ganzen siebenundzwanzig Erzählungen eingelaufen seien. Diese Erzählungen wurden in vielen Familienkreisen aus verschiedenen Ständen vorgelesen, alle Meinungen wurden gehört und nach dem Anhören gelehrter und ungelehrter, großer und kleiner Leute wurde der Erzählung „Die Brüder" der Preis von zehn Dukaten zuerkannt. „Der Verfasser, Herr Eisenbahninspektor Albert Bürklin in Karlsruhe, hat versprochen, dem Hinkenden Boten auch in Zukunft zur Unterhaltung und Erheiterung seiner Leser behülflich zu sein."

Und in der Tat enthielt noch der gleiche Jahrgang des Kalenders einige weitere Beiträge Alberts, kurze, meist schwankartige Stücke: „Wie ein Bauer am schnellsten ein Herr wird", „Die Zauberflöte", „Treffliches Mittel", „Ein teuerer Spaß", „Wer ist Herr im Haus?", „Auch ein Napoleon" und „Allzu scharf haut nicht". Auch für den 1860er Jahrgang steuerte Albert einge Sachen bei, darunter „Was einem Karlsruher in Karlsruhe nicht alles passieren kann" (Der Expeditionsrat gerät auf dem Heimweg vom Roten Haus, indem er die Haustür verwechselt, in der Dunkelheit in ein fremdes Haus und befindet sich plötzlich im Schlafzimmer seines Patenkindes Amalie, der Tochter des Hauptmanns) und „Eine Hundekur", beides Preisschwänke, von denen der eine mit drei Dukaten, der andere mit zwei „gekrönt" worden war.

Inzwischen hatte Albert aber auch mit einem anderen Kalender, dem in Rastatt erscheinenden „Rastatter hinkenden Boten oder großherzoglich Badischen Landkalender", Verbindungen angeknüpft. Im Jahrgange 1860 dieses Kalenders sind von insgesamt achtundvierzig Spalten der Abteilung „Erzählungen und Begebenheiten vermischten Inhalts" allein acht nicht von Albert; alles übrige stammt aus seiner Feder, auch das Gedicht am Schlusse des Kalenders „Das schlimme Wort", welches das Wörtchen „nur" zum Gegenstand hat. Das weitaus Bedeutendste und Wertvollste des ganzen Kalenderinhalts ist der Aufsatz „Die Rhein-

brücke bei Kehl", der in anziehender Form eine volkstümliche, auch für den weniger Gebildeten leicht verständliche Beschreibung der damals gerade im Bau begriffenen großen Eisenbahnbrücke gibt, die Baden mit Frankreich verbinden sollte.

Eine Zeitlang bestand der Plan einer weitgehenden Beteiligung Alberts an dem Rastatter hinkenden Boten, ja es war davon die Rede, daß er selbständig die Redaktion desselben übernehmen sollte. Doch dazu kam es nicht, vornehmlich weil der Herausgeber, Buchdruckereibesitzer Karl Vogel in Rastatt, in unbegreiflichem Verkennen seines eigenen Vorteils einen größeren Beitrag Alberts für den Kalender zurückgewiesen hatte. Derselbe erschien nachher unter dem Titel „Standrede über Elektrizität und Magnetismus und über den elektromagnetischen Telegraphen" im Lahrer Kalender (Jahrgang 1862). Später kam Vogel seine Kurzsichtigkeit zum Bewußtsein und er suchte sich Albert wieder zu nähern, allein dieser hatte sich nunmehr ganz dem Lahrer hinkenden Boten zugewendet. Im Rastatter Kalender ist außer den Beiträgen im Jahrgange 1860 nichts von ihm erschienen.

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann, wie er mit seinem vollen Titel hieß, erschien seit dem Jahre 1801 in dem Verlage von J. H. Geiger in Lahr. 1856 hatte sich der bisherige Inhaber der Firma Johann Heinrich Geiger von dem Geschäfte zurückgezogen, und der Verlag war an seine beiden Schwiegersöhne Moritz Schauenburg (geboren 1827 in Herford in Westfalen) und Ferdinand Groß übergegangen. Insbesondere der erstere war es, der von Anfang an mit feinem Verständnis Alberts hervorragende Begabung als Volksschriftsteller erkannte und nichts unversucht ließ, um denselben ganz für sein Kalenderunternehmen zu gewinnen. Seine Bemühungen führten zum Ziele, und noch im Jahre 1859 entschloß sich Albert, die Redaktion des Kalenders zu übernehmen, soweit sie den unterhaltenden und belehrenden Teil betraf.

Mit Feuereifer machte er sich an die übernommene Aufgabe. Schon der Jahrgang 1861 des Kalenders, der nächste, der erschien, war mit Ausnahme von drei Erzählungen ganz von ihm geschrieben. Der folgende Jahrgang enthielt noch einen fremden Beitrag, ebenso der Jahrgang 1863. Dann kam ein Kalender, der ausschließlich aus Alberts Feder geflossen war, und dies wiederholte sich in der Folge noch öfters. Erschienen aber dann und wann einmal wieder Beiträge anderer, so standen sie an Umfang sowohl wie an Bedeutung meist hinter Alberts Sachen weit zurück.

Mit den „Brüdern“ hatte Albert seine Schriftstellerei für den Kalender begonnen; in schlichter, einfacher Weise hatte er hier eine durchaus ernsthafte Geschichte erzählt. Solcher ernsthaften Erzählungen hat er noch mehrere für den Kalender geschrieben, so „Drem perdidi“ (1864), die Geschichte eines armen Maurers, der, unverschuldet ins Unglück geraten, seiner unantastbaren Ehrlichkeit eine glückliche Wendung seines Schicksales verdankt, „Rot, Schwarz, Gold“ (1870), welches vom roten Peter handelt, der, ungeachtet des Hasses und der Feindschaft und der ungerechten Verfolgungen, die er von frühester Jugend auf von seinen Mitmenschen zu erdulden hat, auf wunderbare Weise seinen Weg durchs Leben findet und ein glücklicher Mann wird, „Leben und Taten eines Mecklenburgers,“ nämlich eines mecklenburgischen Talers (1871), „Die Magd von Wildenloh, eine Räubergeschichte“ (1875), „Ein braver Mann“ (1882) u. a. Hierher gehört auch eine Reihe von Erzählungen, die Albert seinem Berufsleben entnommen hat, Erzählungen, in denen er die Poesie, vor allem aber auch den bittern Ernst im Leben des kleinen Bahnbediensteten, des Bahnwärters, des Lokomotivführers u. s. w. schildert. Wir nennen den „Bahnwärter Martin oder ein Weihnachtsabend“ im Jahrgang 1863 des Kalenders, den „Bahnwart Heinrich“ und „Das stählerne Herz“, beide unter den „Erzählungen in der Bahnhofrestauration“ im Jahrgang 1868. Später sind dann die großen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf

Alberts Schriftstellerei geblieben. Ihnen verdanken wir u. a. eine seiner reizvollsten Erzählungen „Ein Kleeblatt," das die Schicksale dreier Kriegsfreiwilligen schildert, von denen zwei die Namen von Alberts eigenen Söhnen Theodor und Max tragen, die selbst mit in den Kampf für Deutschlands Größe hinausgezogen waren. Die „Kriegsfahrten," das war der Untertitel der Erzählung, erschienen im Jahrgang 1876; 1877 ließ ihnen Albert eine Fortsetzung folgen, welche das „Dreiblättrige Kleeblatt, bei dem das eine Blatt ein Protestant, das andere ein Katholik und das dritte ein Jude ist", in der Heimat im Kreise der Seinigen vorführte.

Allen diesen Erzählungen ist ein gewisser lehrhafter Zug gemeinsam. Sie wollen nicht bloß unterhalten; ihre Absicht geht vielfach weiter. Sie suchen den Leser über Dinge zu unterrichten, die ihn interessieren können, oder, wo ein solches Interesse nicht vorausgesetzt werden kann, dieses zu wecken; sie suchen insbesondere auch in Fragen, welche die Zeit mehr oder weniger bewegen, aufklärend zu wirken, das allgemeine Urteil in einer gewissen Richtung zu beeinflussen. Nicht überall tritt diese Absicht so deutlich hervor, wie in der Erzählung „Verurteilt" (1881), wo es am Schlusse heißt: „Warum der Hinkende diese grause Geschichte erzählt? Um zu beweisen, warum er gegen die Todesstrafe ist!" — aber vorhanden ist sie überall, ganz mangelt keiner dieser Geschichten das lehrhafte Element, dessen eine auf die breite Masse berechnete Volksschriftstellerei nun einmal nicht entraten kann.

Eine Gattung der Kalenderliteratur war es, die sich als besonders geeignet erwies für die Belehrung weiter Kreise. Es waren dies die Standreden, die in zahlreichen Jahrgängen des Kalenders erscheinen. „Die gewöhnlichsten Dinge, auf die wir täglich die Nase stoßen und die wir täglich handhaben, sie bleiben uns in ihrer Wesenheit mehr oder weniger fremd, weil wir zu gedankenlos oder zu denkfaul sind, uns um diese Wesenheit zu kümmern; und das ist eine Schande für einen Menschen, dem unser Herrgott seinen Verstand gegeben hat, nicht daß er bloß glaube, sondern daß er auch wisse, obschon das erstere leichter und

bequemer sein mag als das letztere" -- das sind die Worte, die Albert selbst in einer dieser Standreden gebraucht.

Albert hat die Standreden nicht erst neu geschaffen. Er fand sie schon vor, aber ihre eigenartige Ausgestaltung ist sein Werk. Es sind schon gelegentlich zwei dieser Standreden erwähnt worden, diejenige über die Kehler Rheinbrücke und die andere über den elektromagnetischen Telegraphen. Weiter hat er verfaßt solche über „Luft und Luftdruck und was drum und dran hängt" (1864 und 1865), über „Die Erde" (Erde und Erderschaffung 1878, Stellung der Erde im Weltall 1889), über „Kalendermachen" (Julianischer und Gregorianischer Kalender, Ostern, Bedeutung der zwölf Zeichen des Tierkreises u. s. w. 1871 und 1872), über „Ertrinken, Erfrieren und Hängen" (1870), über die frische Luft als sicherstes Mittel gegen alle Ansteckungskrankheiten („Der Revolutionär oder noch ein Geheimmittel" 1873), über „Leichenverbrennung" (1876) u. s. w.

Die Einkleidung ist für alle Standreden die gleiche. Im Löwen zu Bietighausen versammelt der Hinkende Bote von Zeit zu Zeit seine Zuhörer um sich. Es ist stets der nämliche Kreis: der im Gefühle seiner Würde etwas zurückhaltende Bürgermeister, der nicht immer klug redende Ratschreiber, der vorlaute Barbier, genannt der Doktor Peter, der Hansfrieder und der Steffe-Marte, die zwei ganz Dummen, dazu der Löwenwirt und die Löwenwirtin und einige andere. Der Hinkende kennt seine Getreuen; er kommt ihnen mit keinen trockenen, langatmigen Vorträgen, da würden sie in kurzem davonlaufen und ein zweites Mal nicht wieder kommen. Durch Rede und Gegenrede weiß er sie zu belehren und unvermerkt führt er sie dahin, wo er sie haben will. Sie müssen ihm auf seine Fragen Antwort stehen und ihre Antworten selbst dienen ihm wieder als Anknüpfungspunkte für weitere Ausführungen. Dabei ist alles klar und einfach, daß es auch der gemeine Mann ohne Schwierigkeit verstehen kann, und es ist kein unverdientes Lob, das Albert sich selber spendet, wenn er am Schlusse einer dieser Standreden den Bürgermeister sagen läßt: „Das habt Ihr gut gemacht, Hinkender. So kann es auch unser

einer begreifen und man braucht deswegen kein Gelehrter zu sein." Dazu kommt ein köstlicher Humor, der das ganze durchzieht, und der beispielsweise in der Schilderung der Aufnahme, welche die Weisheit des Hinkenden bei den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft findet, oft unübertrefflich ist. Die Standreden sind Perlen einer echten und wahren Volksschriftstellerei und haben seinerzeit eine bedeutende Wirkung ausgeübt, wie man sie auch heute noch immer wieder mit Genuß lesen kann.

Ähnlich den Standreden sind die Vorreden und die Nachreden, die jene bisweilen im Kalender vertreten und in bunter Folge über die neue deutsche Orthographie, über die deutsche Sprache, über das Heidelberger Tonnensystem, über Wetterregeln, über die Maulwürfe, ihren Nutzen und Schaden und alles mögliche andere handeln.

Außer ihnen hat Albert noch eine ganze Anzahl andere belehrende Aufsätze für den Kalender verfaßt. Bald preist er die Errungenschaften der Gegenwart, so z. B. das Vereins- und Versicherungswesen mit seinen Vorteilen für die Allgemeinheit und den Einzelnen in dem Aufsatz „Die sogenannten guten alten Zeiten" (1863) und in den „Gedanken über die Feuerversicherung" (1866), bald sucht er für eine vernünftige „Gesundheitspflege" Propaganda zu machen (1880), oder er nimmt den Kampf auf gegen den „Heilmittelschwindel" (1881). Dann will er wieder die Alleinherrschaft der Kartoffel als Volksnahrungsmittel brechen und die Hülsenfrüchte ihr als gleichberechtigt zur Seite stellen („Erbse, Bohne, Linse, jetzt hawe mer e Prinze", 1883), oder er gibt Anweisungen, wie man Obst einmachen soll (1884). Wieder ein anderes Mal bekämpft er verbreitete Volkslaster, so in „Die Trunksucht" (1863) und „Zweier Fürsten Rache" (1875), oder das Duellunwesen in „Ein Moloch" (1884), oder er wendet sich gegen Abgeschmacktheiten und Übertreibungen im gewöhnlichen Leben, so wenn er die überflüssige Fürsorge gewisser Kreise für die Heidenkinder geißelt: „Sogar für die armen Heidenkinder wird gesorgt, da werden von unseren Frauen und Jungfrauen Kaffeevisiten und Reden gehalten, Tränen werden vergossen, daß die armen Heidenkinder so schwarz sind und barfuß laufen müssen,

und wollene Socken werden gestrickt und Flanelljacken" („Zweier Fürsten Rache", 1863). Das Lob eines gesunden, tatkräftigen Handwerkerstandes hatte Albert bereits in den „Brüdern" verkündet, ein Thema, auf das er in der Folge noch öfter zurückgekommen ist. Für die Bestrebungen, welche auf einen erhöhten Tierschutz hinzielten und in den Tierschutzvereinen ihre berufene Vertretung fanden, trat Albert in verschiedenen Aufsätzen ein, darunter in zwei größeren, „Eine Volksversammlung" (1866) und „Vivisektion" (1880). Mit rückhaltloser Offenheit wies er auf die zahllosen unnützen Quälereien hin, mit denen die Menschen teils aus Gedankenlosigkeit, teils aus angeborener Grausamkeit die Tiere verfolgen, und brandmarkte dieses Gebaren mit bitteren Worten. Die Vivisektion als solche wagte er freilich entgegen anderen nicht ganz zu verwerfen; er faßte sein Urteil über dieselbe in folgenden Worten zusammen: „Der Hinkende ist grundsätzlich nicht gegen die Vivisektion im strengen Dienst der Wissenschaft, aber gegen ihre brutalen Ausschreitungen wird er ankämpfen mit allen ihm zu Gebote stehenden ehrlichen Waffen."

Das Verzeichnis der literarischen Arbeiten Alberts mit vorwiegend lehrhaftem Inhalt ließe sich noch beliebig vermehren, wir verlassen aber nunmehr dieselben und gehen zu jener Gattung über, die vornehmlich seinen Ruf als Schriftsteller begründet hat.

Albert hat in der Kalenderschriftstellerei einen Vorgänger gehabt, dessen Vorbild für ihn von maßgebendem Einfluß geworden ist. In den Jahren 1808 bis 1815 hatte Johann Peter Hebel, der alemannische Dichter, in Karlsruhe den „Rheinländischen Hausfreund oder neuen Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen" herausgegeben, nachdem er schon seit 1803 als gelegentlicher Mitarbeiter an dem „Kurfürstlich Badischen Landkalender für die Badische Markgrafschaft" tätig gewesen war. 1811 war von ihm das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds", eine Sammlung seiner Aufsätze und Erzählungen aus den Kalendern von 1803 bis 1811 einschließlich, erschienen und 1843 die erste Gesamtausgabe derselben, die den ganzen Hausfreund umfaßte.

Albert hatte Hebel, der 1826 starb, nicht mehr persönlich gekannt; um so besser kannte er seine Werke. Der Dichter war ihm von Jugend auf ein vertrauter Lieblingsschriftsteller. Wir wissen dies aus verschiedenen seiner Äußerungen; auch war eines der ersten Geschenke, das er seiner Julie als Braut verehrte, Hebels alemannische Gedichte. Wie sehr er Hebel schätzte und verehrte, zeigt überdies der Nachruf, den er „unserem Hebel, dem Kalendermann, dem Hausfreunde und Freunde in jedem Haus, dem liebenswürdigen Dichter und Menschen" in „Des hinkenden Boten Gedächtnisfeier großer Toten" im 1861er Kalender widmete. Er berichtete hier ausführlich über die Enthüllung des Denkmals, welches dem Dichter in seinem Geburtsorte Hausen im Wiesental an seinem hundertjährigen Geburtstage, dem 10. Mai 1860, errichtet worden war, und sagt dabei u. a.: „Wenn der Hinkende Bote von Hebel spricht, so zieht er den Hut ab, und über sein altes Gesicht fliegt es wie Sonnenschein, denn Hebel war auch ein Kalenderschreiber und was für einer, und man muß mit Hebels eigenen Worten ihm zurufen:

„Ne bessere Her treit d' Erde nit,
„S'isch Sege, was er tut und git.
„I cha's nit sage, wieni sott;
„Vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!"

„Ihr kennt ihn alle den herrlichen Mann und habt ihn lieb, ihr alle habt seine lustigen Geschichten gelesen und habt ihm manche heitere Stunde zu danken, ihr alle habt euch an seinen gemütlichen und frommen Liedern erfreut und euere Herzen erhoben und habt ihm eueren Gruß und Dank in den Himmel nachgeschickt."

Auch zum Mittelpunkt einiger seiner Erzählungen hat Albert Hebel gemacht. In „Auch ein Ehrenamt" (1863) erzählt er dessen Begegnung mit dem Bürgermeister in B. (womit wohl das der Residenzstadt benachbarte Beiertheim gemeint ist), der dadurch, daß er die Misthaufen von der Straße verbannen will, die einmütige Abneigung und Feindschaft seiner ganzen Gemeinde sich zugezogen hat, die sich nicht immer in sehr schmeichelhafter Weise für ihn äußert, trotzdem aber nicht wenig stolz ist auf sein

Ehrenamt. Zwei weitere Erzählungen „Wieder einmal etwas von Hebel“ (1866) und „Aus Hebels Leben“ (1862) schildern die natürliche Herzensgüte des allgemein verehrten Karlsruher Prälaten, der das eine Mal in einem armen Dorfschulmeister, das andere Mal in einem kleinen Landpfarrer „wieder einmal einen Menschen glücklich gemacht“ hat. Die an zweiter Stelle genannte Geschichte beruht auf einem wirklichen Vorkommnis. Der Schluß derselben lautet: „Diese Geschichte hat der Hinkende von dem Herrn Pfarrer selbst, und die Freunde Hebels werden es ihm nicht verdenken, daß er sie in den Kalender bringt. Der Pfarrer lebt noch und ist jetzt ein glücklicher Großvater, und wenn er seinen Enkeln die Geschichte erzählt, so lupft er jedesmal sein Käpplein und sagt: Hebel war ein herrlicher Mensch, Gott segne und belohne ihn.“

Hebels Einwirkung auf Alberts Schriftstellerei zeigt sich bis zu einem gewissen Grade schon in den Aufsätzen, welche einen rein lehrhaften Charakter haben. Seinen Standreden und den ihnen verwandten Stücken lassen sich sehr wohl Hebels Abhandlungen über das Weltgebäude, die Erde und die Sonne, die Planeten, über fliegende Fische, das Welschkorn und verschiedene andere, die sich im Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes vereinigt finden, zur Seite stellen. Doch ist, wie schon hervorgehoben wurde, die Form der Einkleidung bei Albert hier eine durchaus selbständige.

Nicht so auf einem anderen Gebiete.

Als Schauenburg Alberts Zusage der Mitarbeiterschaft am Kalender erhalten hatte, bat er ihn um recht baldige Übersendung weiterer Beiträge, welche in dem in Vorbereitung befindlichen Jahrgang des Kalenders noch Aufnahme finden sollten, und zwar, wie er beifügte, womöglich um „einige Schwänke à la Hebel“ (10. April 1858). Albert lieferte das Gewünschte; wir haben oben die Schwänke bereits aufgezählt, die er für den Jahrgang 1860 des Kalenders beisteuerte. Auch in der Folge ist kein Kalenderheft erschienen, das nicht mehrere dieser bald kürzeren, bald längeren schwankartigen Geschichten enthalten hätte. Ihre Gesamtzahl ist so außerordentlich groß, daß wir es uns versagen

müssen, hier auch nur die bekanntesten aufzuführen; in dem Verzeichnis der Schriften Alberts, welches im Anhang mitgeteilt ist, findet man auch seine Schwänke vollzählig angegeben.

Alberts Schwänke lehnen sich eng an die gleiche Gattung in Hebels Schatzkästlein an. Daß diese Anlehnung eine bewußte ist, läßt sich nach dem Gesagten schon ohne weiteres annehmen; zum Überfluß wird es aber auch von Albert selbst bestätigt. Zu den gelungensten von Hebels Schwänken gehören seine Gauner- und Spitzbubengeschichten; der Zundelheiner und der Zundelfrieder, der Zirkelschmied sind bekannte Gestalten aus denselben. Auch Albert hat mehrere solcher Spitzbubengeschichten geschrieben. Eine der ältesten derselben — es ist der „Rundreisehut" im 1869er Kalender — beginnt mit den Worten: „Der berühmte und berüchtigte Zirkelschmied von Hebel ist zwar gestorben, aber das Geschlecht der Zirkelschmiede stirbt nicht aus. Sie haben's wie die Könige von Frankreich: „Der König ist tot, es lebe der König!" sagen die Franzosen, — „der Zirkelschmied ist tot, es lebe der Zirkelschmied" können wir Deutsche sagen. Einer von der Verwandtschaft — es muß ein Enkel des Hebelschen gewesen sein — fuhr auf der Eisenbahn gegen Freiburg...."

Das Lebenselement aller Schöpfungen Hebels, und naturgemäß in besonderem Maße das seiner Schwänke, ist der Humor. Das gleiche gilt von denjenigen Alberts. Der Humor ist nicht etwas, das sich anlernen läßt, er muß angeboren sein. Und das war bei Albert der Fall; das befähigte ihn, ein ebenbürtiger Nachfolger Hebels als Kalenderschreiber zu werden. Seinem köstlichen Humor, der übrigens, insbesondere in der frühsten Zeit, um ein gutes Teil derber ist als derjenige Hebels, verdankt er gleich diesem mit den großen Erfolg seiner Schriften, namentlich auch die Volkstümlichkeit seiner Schwänke. Wie groß diese Volkstümlichkeit war und zum Teil noch ist, beweist wohl am besten die Tatsache, daß noch heute, Jahrzehnte nach ihrer ersten Veröffentlichung, nicht wenige jener Schwänke im Umlauf sind und von allen denen, welche dieselben sich und anderen zum Ergötzen

kolportieren, kaum einer eine Ahnung haben mag, daß sie zuerst im Lahrer Kalender gestanden sind.

Eine Besonderheit unter Alberts Schwänken bildet eine Gruppe, die man kurz als Karlsruher Schwänke bezeichnen kann, weil sie in der Residenzstadt selbst oder in deren unmittelbarer Nachbarschaft spielen und dem einheimischen Karlsruher bekannte Verhältnisse, zum Teil wohl auch bekannte Personen schildern. Zu denselben gehören aus den ersten Jahren der Mitarbeit Alberts am Kalender „Was einem Karlsruher in Karlsruhe nicht alles passieren kann" (1860) und „Eine wahre Gespenstergeschichte" (1861). Später folgten dann noch mehrere. Den Karlsruher Schwänken mögen hin und wieder, obwohl sich das im einzelnen heute natürlich nicht mehr nachweisen läßt, wirkliche Vorkommnisse zugrunde liegen, wie das auch bei anderen von Alberts Erzählungen der Fall ist.

Mit den Karlsruher Schwänken berühren sich enge die „Kanzleiratsgeschichten": der Kanzleirat war ja auch ein Karlsruher. Als Albert seinen ersten literarischen Versuch wagte und den „Kanzleirat" schuf, dachte er wohl kaum daran, daß die Person desselben in seiner weiteren literarischen Entwicklung einen so bedeutsamen Platz behaupten werde. Die Popularität, die derselbe im Fluge gewann, wurde indes die Veranlassung, daß sich Albert schon sehr bald von neuem mit ihm beschäftigte. Schon der erste der genannten Karlsruher Schwänke „Was einem Karlsruher in Karlsruhe nicht alles passieren kann" erzählt ein Ereignis aus dem Leben des Kanzleirats, in gleicher Weise die Geschichte „Der Kalkül soll leben" im Jahrgang 1862 des Kalenders. Und auch später kehrt der Kanzleirat immer und immer wieder in zahlreichen Schwänken sowohl, wie auch in größeren Erzählungen, bald als mehr oder weniger hervortretende Nebenperson, bald im Mittelpunkt des Ganzen stehend. Der Kanzleirat wurde für Albert der Typus des mittleren Beamten, der, bescheiden und anspruchslos in seinem äußeren Leben, der Allgemeinheit und ihren Interessen doch keineswegs gleichgültig oder gar ablehnend gegenüber steht, vielmehr denselben eine lebhafte Teilnahme ent-

gegenbringt und in deren Beurteilung einen durchaus selbständigen Standpunkt sich wahrt. So verwendete Albert die Person des Kanzleirats in der Folge nicht mehr allein, wenn er die Sorgen und Freuden des Beamtenstandes schildern wollte, wovon er seinerzeit ausgegangen war, sondern auch wenn er Fragen behandelte, welche weitere Kreise berührten, mochten sie sein, welcher Art sie auch immer wollten. Neben dem Kanzleirat tritt dann auch wohl bisweilen seine Frau Therese hervor. Insbesondere liebte es Albert, des Kanzleirats oder, wie er ihn, veranlaßt durch den Widerspruch, der aus dem Kreise der ehrsamen Kanzleiräte gegen die Schilderung ihres Standes durch Albert sich erhoben hatte, nunmehr nannte, des „Expeditionsrats" sich zu bedienen, wenn er Ereignisse der Zeit zu schildern hatte. Wo es anging, ließ er den Kanzleirat persönlich an denselben teilnehmen und verflocht seine Erlebnisse und Abenteuer in die Darstellung von den Vorgängen selbst. So entstanden u. a. „Der Herr Expeditionsrat Müller von Karlsruhe auf dem Fürstenkongreß in Baden (zuerst erschienen in der Badischen Landeszeitung vom 19. August bis 6. September 1860) und „Der Herr Expeditionsrat Müller von Karlsruhe auf dem Schützenfeste in Frankfurt (Jahrgang 1863 der Dorfzeitung des Lahrer hinkenden Boten). Erst Ende der siebziger Jahre kam dann der „Kanzleirat" wieder zu seinem Rechte. „Wir geben dem guten alten Herrn künftig wieder seinen eigentlichen Titel „Kanzleirat", sagt Albert in „Viel Wenig machen ein Viel" im Jahrgange 1878 des Kalenders. „Er hat nicht mehr notwendig, sich vor seinen Kollegen hinter dem „Expeditionsrat" zu verschanzen, seitdem sein eigener Schwager unter die Kanzleiräte gegangen ist." 1876 war nämlich Alberts Schwager Anton Desepte, der Registrator bei der Direktion der Verkehrsanstalten war, zum Kanzleirat ernannt worden.

An die Schwänke schließen sich Alberts größere Erzählungen heiteren Charakters unmittelbar an. Sie unterscheiden sich von jenen durch den größeren Umfang, die umständlichere Handlung und einen kunstvolleren Aufbau. Die Erzählung ist Selbstzweck und dient nicht, wie es, wenn auch nicht immer,

so doch vielfach bei den Schwänken der Fall ist, nur als Vorbereitung auf die Pointe, um derentwillen sie erfunden ist. Hebel hat diese Gattung der Erzählung nicht gepflegt; Albert steht hier ganz auf eigenen Füßen. Dabei hat er das Beste, was ihm gelungen ist, vielleicht gerade hier geschaffen. Köstliche Erzählungen dieser Art sind, um nur einige zu nennen, „Gute Nacht, Hochwürden Herr Pfarrer" (1869), „Die müssen weg" (1870) mit der Fortsetzung „Heute mir, morgen Dir" (1872), „Nummero Dreizehn" (1880), „Der erste Schritt zur Praxis" (1883) und „Auch ein Tabaksmonopol. Die Freiherrn von Pfefferkorn oder Klein ist die Wiege des Großen" (1883).

Alle diese Erzählungen zeichnen sich ebenfalls aus durch einen gemütvollen, prächtigen Humor und eine kernfeste Gesinnung. Meisterhaft verstand es Albert den richtigen Ton zu treffen, der im Volksherzen bei Vornehm und Gering gleichmäßig Widerhall fand. Und dies ist nicht nur bei den Erzählungen der Fall, die er ohne Anlehnung an eine vorhandene Vorlage selbst frei erdacht und geschaffen hat, sondern auch bei jenen, die er mehr oder weniger treu anders woher übernommen hat. Denn selbstverständlich war es ausgeschlossen, daß er die zahlreichen Geschichten und Erzählungen, die Bände füllen, alle ganz und gar frei erfand. In seinem Nachlasse haben sich zahllose Zeitungsblätter und Zeitungsausschnitte gefunden, in denen bald ganze Geschichten, bald einzelne Szenen und Motive angemerkt waren, die für den Kalender geeignetes Material abgeben konnten, nicht weniger aber auch ungezählte Zuschriften von Freunden und Verehrern von Alberts Muse, die Berichte über Vorkommnisse in ihren Kreisen, komische Begebenheiten, Witze u. dergl. als Stoff für den Kalender zur Verfügung stellten. Weitaus nicht alles hat Albert verwertet, aber wo er es getan hat, hat er sich des Stoffes in einer Art und Weise bemächtigt, die das Ganze zu seinem geistigen Eigentum werden ließ. Erst durch seine Bearbeitung sind jene anschaulichen Schilderungen entstanden, in welchen sich unser Volksleben in Stadt und Land so getreulich wiederspiegelt, jene wahren Muster einer volkstümlichen Erzählungsweise.

Den Humor und den volkstümlichen Ton der Erzählung, beides hat Albert mit Hebel gemeinsam, in einem dritten unterscheidet er sich aber ganz gewaltig von diesem seinem Vorbilde.

Hebel hat es nie vermocht, in dem Grade der politischen Einsicht und der Wärme vaterländischer Gesinnung über den Standpunkt seiner Zeit und seiner Landsleute sich zu erheben. Die Anschauungen, die er vertrat, sind die am Anfang des 19. Jahrhunderts in den Rheinbundstaaten verbreiteten: allenfalls ein wenig allerengsten Lokalpatriotismus, aber nicht die geringste Spur von einem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem weiteren und größeren, alle deutschen Stämme umfassenden Vaterlande.

Anders Albert. Er war der Sohn einer anderen Zeit und anderer Verhältnisse. Noch beinahe ein Knabe, hatte er die Wortführer des liberalen Baden im Hause seiner Eltern ein- und ausgehen sehen und andächtig ihren Worten gelauscht. Seine Seele ward erfüllt von dem Traume eines großen, einigen und freien Vaterlandes; aber auch über die Grenzen desselben hinaus schweiften seine Blicke, und wo die Freiheit den Kampf mit dem Despotismus wagte, da war er mit dem Herzen dabei und seine Sympathien gehörten den unterdrückten Völkern. Jahre waren dahin gegangen, noch war der Traum seiner Jugend nicht erfüllt, ja ferner denn je schien die Zeit, da derselbe sich verwirklichen sollte. Aber mochten die Zeitläufe auch noch so wenig befriedigend sein, an den Idealen seiner Jugend hielt er fest und die Liebe zum Vaterlande blieb in ihm stets gleich lebendig. Freilich sein Urteil war reifer geworden und die Unklarheit und Überschwenglichkeit, die den jugendlichen Ergüssen seines Tagebuchs eigen gewesen waren, hatte er längst abgelegt.

Seit Albert sich der Schriftstellerei zugewandt hatte, bot sich ihm die Möglichkeit, seine politischen Gedanken und Anschauungen auch in der Öffentlichkeit zu vertreten, und er hat dies in ausgedehntestem Maße getan. In seinen Schriften finden sich politische Anspielungen und Betrachtungen in ungezählter Menge, selbst da wo man sie am wenigsten vermuten sollte, in den Schwänken, sind sie gar nicht so selten. Auch einige Kalender-

vorreden hat er geschrieben, die sich ausschließlich mit politischen Dingen beschäftigen. Ganz besonders geeignet erwiesen sich aber für die Erörterung politischer Fragen die sogenannten „Weltbegebenheiten", kurze, gedrängte Übersichten der bedeutendsten Ereignisse der Zeit, die wie in anderen Kalendern, so auch im Lahrer hinkenden Boten, eine stehende Rubrik bildeten. Albert hat für die Weltbegebenheiten eine ausgesprochene Vorliebe gehabt, was schon daraus hervorgeht, daß er dieselben, solange er den Kalender redigierte, mit einigen vereinzelten Ausnahmen stets selbst bearbeitet hat.

Schon in den ersten Anfängen seiner Kalenderschriftstellerei spielt die Politik eine Rolle. Die Kalendervorrede des Rastatter hinkenden Boten auf das Jahr 1860 — sie hat die Überschrift „Des Rastatter hinkenden Boten Gruß an den freundlichen Leser" — ist bereits ganz und gar politisch. Als Albert sie niederschrieb, war der kurze Feldzug des Jahres 1859 in Oberitalien eben zu Ende und im Waffenstillstand von Villafranca (11. Juli 1859), dem einige Monate später der Züricher Friede folgte, hatte Österreich sich genötigt gesehen, einen großen Teil seiner italienischen Besitzungen aufzugeben. Wie viele deutsche Patrioten empfand Albert die Niederlagen, die Österreich von den verbündeten Franzosen und Italienern erlitten hatte, als eine Demütigung des gesamten Deutschland — eine Demütigung, die um so bitterer war, als Deutschland nach einer damals weitverbreiteten Anschauung aus Gründen der allgemeinen Vertragstreue wie aus Erwägungen der praktischen Politik verpflichtet gewesen wäre, Österreich gegen den französischen Erbfeind beizustehen, den Rhein in Italien zu verteidigen. Die Erregung über die Ereignisse des verflossenen Sommers spiegelt sich in der genannten Kalendervorrede deutlich wieder. „Der hinkende Bote," läßt sich Albert vernehmen, „hat sich die hundert Jahre hindurch stets ein deutsches Herz und deutsche Gesinnung bewahrt, und sein deutsches Vaterland geht ihm über alles, seitdem er denken kann. Aber es hat ihm auch schon viele Sorgen gemacht, denn es war in seinem deutschen Vaterlande nicht immer alles so, wie es hätte sein können und

sollen, und eben jetzt wieder macht es ihm das Herz schwer. . . . Keine Siegessonne hat geleuchtet über ein einiges Deutschland, und die Friedenssonne, die am 12. Juli über Villafranca aufging, sie beleuchtete das klägliche Schauspiel, wie Österreich seinem und Deutschlands Erbfeinde über Blut und Leichen die Hand reichte und sich zürnend abwandte von Deutschland, von dem es, seinem natürlichen Bundesgenossen, in der höchsten Not im Stiche gelassen worden war. Und jedem deutschen Manne blutete das Herz ob diesem bejammernswerten Anblicke. . . . Das deutsche Land ist wieder einmal an der Schwelle einer großen, glücklichen, ruhmvollen Zukunft gestanden, ein kühner Schritt — und es war hinüber; aber gerade wie es den Schritt tun wollte, wurde ihm die Türe vor der Nase zugeschlagen, der Moment ist versäumt, und es ist wieder geschieden von Glück und Größe und Ruhm, weiß Gott auf wie lange. . . . Aber wir wollen nicht verzagen und wollen vor allem nicht in Hader und Zwietracht vor der geschlossenen Himmelstüre lärmen . . . wir wollen einander vergeben und wollen vergessen, nur das Eine nicht, daß wir alle Brüder sind, und wollen uns die Hände reichen und einig sein. . . . Unser deutsches Vaterland über alles! Gott schütze es!"

Einige Jahre später und schon schienen sich Albert die Zeiten hoffnungsvoller zu gestalten. In Frankfurt hatte im August des Jahres 1862 das erste große deutsche Schützenfest und auf demselben eine allgemeine Verbrüderung der deutschen Stämme stattgefunden. Albert widmete ihm im 1863er Lahrer Kalender in Form eines Briefes des Hinkenden Boten an den Bürgermeister in Vietighausen einen besonderen Bericht. In demselben heißt es u. a.:

„. . . Heute haben die Deutschen sich zu einer großen, geachteten Nation konstituiert, an diesem Tage des ersten deutschen Bundesschießens, an diesem ersten Tage eines deutschen Parlamentes, bei dem die Deutschen mit der Waffe in der Hand tagten, an diesem ersten Tage eines Volksheerlagers, eines Heerlagers am Rheine, das denen drüben gewaltigern Respekt einflößte als all das militärische Schaugepränge, das man schon zu diesem Zwecke mit schweren Kosten aufgeführt. Das deutsche Volk in Waffen. . . .

Es ist eine politische Tat, dieses Bundesschießen, da es das Volk wehrhaft macht und den Grund legt zu einem Heere freiwilliger Schützen. . . .

„Auf dem Roßmarkte aber geschah etwas, das nicht alle Tage geschieht, so was man einen geschichtlichen Moment nennt, und dieser Moment war ein herzlicher Händedruck, den ein Fürst mit einem Volke wechselte. . . . . . Ihr könnt Euch denken, wie das Wasser auf meine Mühle war. Der Fürst aber war der Herzog Ernst von Koburg, der Schützenherzog genannt, und das Volk war das deutsche."

Mit der deutschen Einheit ging es nun aber trotz dem Frankfurter Schützenfeste nicht so rasch vorwärts und das Gefühl der Unzufriedenheit und Mißstimmung über die bestehenden Verhältnisse, das immer weitere Kreise ergriff, zieht sich wie ein roter Faden durch Alberts gesamte Schriftstellerei der folgenden Jahre. „Die Geschichte Deutschlands," schreibt er in den Weltbegebenheiten des 1863er Kalenders, „war leider auch in diesem Jahre (1861/62) wieder eine leidige Krankheitsgeschichte. . . . Die Krankheit aber, die Deutschland nicht zu Kräften kommen läßt, ist die nie rastende Eifersucht zwischen seinen beiden Großmächten Preußen und Österreich; die Kleinen sind zwar auch eifersüchtig aufeinander, aber das hätte nichts zu sagen. . . . ." Und im gleichen Jahrgang ergeht er sich in bitterem Spotte über die einzige Körperschaft, die Deutschlands Einheit, oder besser gesagt Uneinigkeit, damals darstellte, den Bundestag, der unbekümmert und unberührt von dem, was das deutsche Volk bewegte, in der Eschenheimergasse in Frankfurt a. M. ein Schattendasein weiter fristete.

Im Mittelpunkt des Interesses jener Jahre stand die schleswig-holsteinische Frage. Auch der Lahrer hinkende Bote beschäftigte sich viel mit ihr. Stets trat Albert mit aller Entschiedenheit für die Rechte der beiden Herzogtümer ein, und ihre Befreiung vom dänischen Joche durch die Großmächte Preußen und Österreich im Jahre 1864 begrüßte er mit aufrichtiger Genugtuung. Aber das, was folgte, fand nicht in gleichem Maße seinen Beifall. „In

seinen früheren Kalendern," schreibt er im Jahrgang 1865 (Weltbegebenheiten), „hat der Hinkende die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein schwarz eingebändelt und ihnen einen Trauermantel umgetan, und in der Tat, er hatte ein Recht dazu, und Trauer, tiefe Trauer war die einzige Bekleidung, die den armen, verlassenen und verratenen deutschen Waisenknaben anstand. Gottlob, mit dem Trauermantel wärs vorderhand vorbei, das deutsche Schwert hat ihn in Fetzen gehauen und deutsche Fäuste haben ihn von den Schultern des deutschen Bruderpaares heruntergerissen, und somit und da die Trauer ein Ende hat, könnten wir einstweilen zufrieden sein, wenn nur die Deutschen sich besser auf das Schneiderhandwerk verstünden. Ein Kleid zu zerreißen, ist aber leichter, als ein neues zusammenzuschneidern, und bis die deutschen Groß-, Mittel-, Klein- und Ohnmächte sich darüber geeinigt haben, ob sie dem deutschen Zwillingspaare ein weiß-blau-rotes, oder ein schwarz-rot-goldenes oder gar ein schwarz-weißes Röcklein anziehen wollen, muß dieses splitternackt dem nahen Winter entgegenfrieren."

Nach Alberts Ansicht, und wie wir wissen, war dies so ziemlich die allgemeine Meinung in ganz Deutschland, hätten die Großmächte nunmehr dem Herzog von Augustenburg die Regierung der Herzogtümer übergeben sollen. Das verlangte die klare Rechtslage, denn Herzog Friedrich hatte die begründetsten Ansprüche auf die Lande, was Preußen und Österreich selbst eben erst auf der Londoner Konferenz im Juni 1864 anerkannt hatten; dann wäre aber mit diesem Schritte auch die Möglichkeit beseitigt gewesen, daß die beiden Herzogtümer, oder wenigstens Holstein, in den Besitz Preußens gelangten, eine Möglichkeit, die wir am Schlusse der Ausführungen aus dem 1865er Kalender bereits angedeutet fanden. Daß aber Preußen die Deutschland wiedergewonnenen Lande erhalten sollte, konnte Albert unter keinen Umständen wünschen, war es doch derjenige Staat, dem er und noch unzählige andere vaterländisch gesinnte Männer jener Tage mit dem größten Mißtrauen gegenüber standen. Es mag sein, daß das selbstbewußte, nicht immer von Rücksichten auf andere beherrschte persönliche

Auftreten des einen oder anderen Preußen, mit dem Albert im Jahre 1849 oder auch nachher zusammengekommen ist, ihn, den Süddeutschen, nicht immer sehr sympathisch berührt hat — in seinen Schwänken sind bezeichnenderweise die anmaßendsten Aufschneider und Großsprecher nicht selten gerade Preußen und insbesondere Berliner (vgl. z. B. „Aufschneidereien" im Kalender für 1868) — der Grund seiner Abneigung gegen den Staat Preußen war das selbstverständlich nicht; der lag wo anders, in den allgemeinen politischen Verhältnissen sowohl, als in den inneren Zuständen Preußens selbst. Seit der ruhmvollen Erhebung Preußens in den Befreiungskriegen war ein halbes Jahrhundert dahingegangen; was in diesem Zeitraume im Staate Friedrichs des Großen geschehen und vor allem auch nicht geschehen war, war keineswegs geeignet, die Hoffnung zu erwecken, daß dieser Staat dereinst die Führung auf dem Wege zur deutschen Einheit übernehmen könne. Dazu tobte eben damals im Innern Preußens der Verfassungskampf in voller Heftigkeit. Schon zu Beginn desselben hatte Albert, was für ihn als Liberalen natürlich war, in dem Kalender für die Opposition im preußischen Landtage Partei ergriffen, und während der ganzen Konfliktzeit bekämpfte er die preußische Regierung aufs äußerste. Seine Sprache steigerte sich dabei zu einer Leidenschaftlichkeit, die ihr zwar häufig eine große volkstümliche Kraft verleiht, nicht selten aber auch bis zu den äußersten Grenzen dessen geht, was eben noch gestattet ist. Für das preußische Ministerium hat er nur Spott und Hohn. In der „Standrede über die Luft" im 1864er Kalender vergleicht er beispielsweise einmal die Luft mit dem preußischen Ministerium; sie habe es gerade wie dieses, sagt er, „sie ist ziemlich brutal und großtuerisch, nirgends ist ihrs weit genug, überall stößt sie an, überall preßt und drückt sie und am liebsten ists ihr in der freien Luft, an welche das preußische Ministerium auch schon längst gesetzt sein sollte."

Der bestgehaßte Mann war auch für Albert selbstverständlich Bismarck; hinter ihm tritt selbst Roon ganz zurück, der doch als Kriegsminister für den eigentlichen Urheber des Konflikts

galt und eben deshalb sich der gründlichsten Abneigung des Lahrer hinkenden Boten zu erfreuen hatte. Der Übernahme des preußischen Ministerpräsidiums durch Bismarck und seinem ersten Auftreten sind in den Weltbegebenheiten des 1864er Jahrgangs des Kalenders folgende Ausführungen gewidmet:

„Dieses unglückliche Schauspiel" — gemeint ist der Zank und der Streit wegen des Zollvereins, insbesondere wegen des Vertrages des letzteren mit Frankreich — „hatten die Großmächte vor den Augen des Volkes beinahe ein Vierteljahr durchgespielt, als mit dem 24. September 1862 ein neuer Schauspieler die Bühne betrat. Streiche den Tag rot an in deinem Kalender, deutsches Volk, und du Volk in Preußen mache noch etwelche Kreuze davor, denn an diesem Tage hat Junkherr von Bismarck-Schönhausen sich an das Steuerruder des preußischen Staatsschiffes gestellt. Dieser Staatsmann, den der Himmel im Zorne auf Preußen hat hinunterfallen lassen, um es zu strafen für mancherlei Sünden, Begehungs- und Unterlassungssünden, dieser Staatsmann vereinigt neben seiner Staatsweisheit all die edeln Eigenschaften in seiner einzigen Person, die man an sämtlichen Berliner Gardeleutnants vom reinsten Wasser zusammenlesen kann, so zwar, daß man sämtliche Gardeleutnants von Berlin zu einem einzigen einkochen müßte, um einen Bismarck daraus zu machen. Edle Unverschämtheit, aufgeblasener Hochmut, Großsprecherei, unendliche Verachtung gegen jeden, der das Unglück hat kein Junker zu sein, abenteuerliche Verwegenheit und ein kühnes Hinwegsetzen über allerlei kleinbürgerliche Rücksichten, als da sind: Recht und Gerechtigkeit und andere veraltete Dinge — das sind die geschätzten Eigenschaften, die den dermaligen preußischen Minister des Äußern kennzeichnen. Seinen Stammbaum würde er ohne Zweifel bis zu Adam hinauf verpflanzt haben, wenn unser Herrgott nicht den Mißgriff gemacht hätte, den ersten Menschen, anstatt als Junker, wie er von Rechts wegen hätte sollen, nur als einfache bürgerliche Kanaille zu erschaffen. Der junkerliche Herr Ministerpräsident verlor auch keine Zeit, dem erstaunten Europa und dem seiner Hand überlieferten Preußenvolke alsbald die vollgültigsten Be-

weise seiner weltverkehrenden Talente zu geben. Er rasselte gewaltig mit dem Säbel, von dem übrigens die böse Welt behauptet, der Griff sei auf der Scheide festgenietet, denn die Klinge hat noch niemand zu sehen bekommen, schwadronierte viel von Blut und Eisen, schlug der preußischen Göttin der Gerechtigkeit die Wage aus der Hand und ließ ihr nur das Schwert und schrieb darüber: „In Preußen gilt Macht vor Recht; machte sich breit mit einer „großen Aktion", durch die er Preußen größer und runder machen wollte, ist aber die „Aktion" bis heute noch schuldig geblieben, und trieb sonst noch allerlei junkerlichen Kurzweil. Der Haupttummelplatz seiner ritterlichen Gefechtsübungen aber war das preußische Abgeordnetenhaus, das am 14. Jänner wieder eingerückt war, aber nur mit leichtem Handgepäck, denn es traute dem Wetter nicht und hielt sich gleich wieder fertig zum Abmarsche. Von der Natur mit einer so dicken Haut begabt, daß ein Nilpferd ihn darum hätte beneiden können, prallten alle die zerschmetternden Wahrheiten, die ein Grabow, Sybel, Schwerin, Virchow, Schulze-Delitzsch, Twesten, und wie die wackern deutschen Männer alle hießen, ihm ins Gesicht schleuderten, wie Erbsen von ihm ab, und da er auf diese Wahrheiten keine bessere Antwort wußte, so antwortete er mit Grobheiten und Ungezogenheiten, legte sein ministerpräsidentliches Ohr an das Schlüsselloch der Kammertüre, wie ein Schulmeister, der horchen will, was die liebe Schuljugend in seiner Abwesenheit treibe, und hielts mit den Abgeordneten überhaupt, wie ein Schultyrann mit seinen Schulbuben. Daß er ihnen nicht mit dem Lineal auf die Finger klopfte und sie auf dem Esel reiten ließ, war alles. Dabei legte er sich wie eine unübersteigliche chinesische Mauer zwischen den König und sein Volk, daß das Volk nicht zu seinem König kommen und der König den Notschrei seines Volkes nicht hören konnte. Mit diesen Heldentaten aber begnügte sich Herr von Bismarck nicht. Während er so durch seine brutale Junkerwirtschaft die Herzen des deutschen Volkes der preußischen Regierung und dem preußischen Königshause mehr und mehr entfremdete, machte er den größten Fehler, den ein Staatsmann machen kann,

nämlich eine Dummheit. Eine Dummheit ist aber in der Politik schlimmer als ein Verbrechen, wie ein gewiegter Staatskünstler einst gesagt hat. Diese Dummheit war die Konvention, die er mit Rußland zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes abschloß, und durch die er nicht nur Preußen zum Vasallen Rußlands bei seiner Henkersarbeit erniedrigte und damit der Ehre des braven Preußen-Volkes ins Gesicht schlug, sondern auch sein Vaterland in ein bedenkliches Mißverhältnis zu den andern Großstaaten und damit in große Gefahr brachte. Das war die „große Aktion“, mit der er Preußen größer und runder machen wollte; er hatte es dahin gebracht, daß Preußen allein und verlassen stand, dem Hohne Europas preisgegeben. Der Landtag wurde am 27. Mai mit einem „Achtung! Kehrt Euch! Abtreten! Marsch!“ nach Hause geschickt. Jetzt rieb sich Bismarck schmunzelnd die Hände, jetzt hatte er freies Feld, und schon wenige Tage nach dem Schlusse der Kammer, zu der gleichen Zeit, wo die Opposition bei den Pariser Wahlen so glänzend siegte, warf er seine berüchtigten Preßordonnanzen unter das Volk. Jetzt ist er in seinem Elemente, denn jetzt hat ers in der Hand, daß das Volk nur seine Musik pfeife. Tut jetzt ein liberales Blatt das Maul auf, so schlägt er ihm eines drauf, und das nennt er die erste Verwarnung, will das Blatt nach dieser ersten Verwarnung immer noch kein Blatt vor den Mund nehmen, so bekommt es einen Fußtritt, und das nennt er die zweite Verwarnung, und ist dann das Blatt als noch nicht degenmäßig, so wird ihm einfach das Genick gebrochen. Des Hinkenden Boten Dorfzeitung hat er auch den Genickfang gegeben und seinem Kalender wirds nicht besser gehen. Der Hinkende Bote kanns ihm eigentlich nicht übel nehmen, denn der Hinkende würde es ihm gerade so machen, wenn er ihn einmal unter die Fäuste bekäme.“

Wir haben diese Ausführungen, denen ein Bild Bismarcks mit der Unterschrift „Das ist Er“ beigegeben war, hier vollständig abgedruckt, um zu zeigen, mit welcher Erbitterung Albert damals den Mann bekämpfte, dem er nach 1870 als dem größten Manne Deutschlands im 19. Jahrhundert die höchste Verehrung

widmete. Auch die folgenden Jahrgänge des Kalenders brachten noch verschiedene Beiträge Alberts, die dem mitgeteilten an rücksichtsloser Schärfe in nichts nachstanden; immer richteten sich seine Angriffe nicht nur gegen das Regime, sondern auch gegen die Person Bismarcks, die Albert geradezu als ein Verhängnis für die Zukunft des Vaterlandes betrachtete. Erst nach 1866 wurde die Tonart eine gemäßigtere, die Antipathie gegen den norddeutschen Junker konnte Albert allerdings auch damals noch nicht ganz überwinden.

Mit dem Gedanken, daß die Herzogtümer Schleswig und Holstein am Ende doch noch preußisch würden, hatte er sich schon früher abgefunden. Noch vor den Ereignissen von 1866 schrieb er: „Dem Hinkenden könnte es am Ende schon recht sein, wenn Schleswig-Holstein preußisch würde, dann bliebe es immerhin doch deutsch, und ewig wird das gottvergessene bismarckische Junkerregiment in Preußen auch nicht währen. Das Ding hat aber zwei Haken, an denen es hängen bleibt. Der erste Haken, und der läßt sich in Ewigkeit nicht gerade biegen, ist, daß die Schleswig-Holsteiner gar nicht preußisch werden wollen, was ihnen gewiß auch kein vernünftiger Mensch übel nehmen kann." (Jahrgang 1866 des Kalenders).

Inzwischen war die Zeit der Entscheidung unmittelbar herangerückt. Das Jahr 1866 brachte den Sieg des geschmähten Preußens über alle seine Widersacher; sein Rivale Österreich ward aus Deutschland hinausgedrängt. Es fiel Albert nicht allzu schwer, sich in die neue Lage hineinzufinden. Liebte er auch das Preußen der Konfliktzeit keineswegs, so war er doch darum kein blinder Anhänger Österreichs, im Gegenteil, die Verhältnisse in diesem Staate behagten ihm ebensowenig wie die in Preußen, und eben noch hatte er die ewigen Verfassungsänderungen, die Konkordatswirtschaft, die schauderhaften Schulden, die Liederlichkeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung und verschiedenes andere in dem Kaiserstaate einer bitteren Kritik unterzogen („Weltbegebenheiten" im 1867er Kalender). Daß er von kleinstaatlichen Velleitäten frei war, wissen wir. Für ihn war eben die Einheit Deutschlands

alles, und neben ihr hatte das Übrige nur untergeordnete Bedeutung. Die Aussicht durch die Freiheit zur Einheit zu kommen, war freilich bei der augenblicklichen Lage nicht sehr groß, doch Albert tröstete sich und seine Leser damit, daß man es nun auch einmal umgekehrt probieren und sehen könne, ob man nicht durch die Einheit zur Freiheit komme.

Und schon bald darauf konnte er schreiben:

„. . . . Man braucht kein Anbeter des Erfolges zu sein, um zu begreifen, daß Preußen durch den Erfolg bewiesen hat, daß es allein die Macht und den Willen besitzt, Deutschland groß, einig und stark zu machen, verdanken wir ihm doch jetzt schon den uns bis jetzt unbekannten Hochgenuß, vom Auslande geachtet und — gefürchtet zu werden. Da haben Sympathien oder Antipathien nichts mit zu schaffen, diese Gefühlsduseleien wollen wir hinter uns werfen; wer uns die Einigkeit, Größe und Macht Deutschlands bringt, der hat uns, und wäre es der Gottseibeiuns selber. Haben wir erst diese, so werden wir auch die Freiheit haben oder — wir sind die Freiheit nicht wert." (Weltbegebenheiten im 1868er Kalender.)

Freilich wie so manchem anderen ging es ihm auch jetzt noch viel zu langsam vorwärts auf dem Wege zur deutschen Einheit. Im Kalender auf das Jahr 1869 führt er laut darüber Klage, daß die auseinanderstrebenden Kräfte in Deutschland immer noch so viel Macht besitzen und das Einheitswerk aufhalten. „Donnerwetter! Marschiert vorwärts, so weit Ihr wollt," ruft er aus, „der Hinkende wird nicht hintendrein hinken, er wird aufrecht in Reih und Glied marschieren, wohl auch einige Schritte voraus; aber: Erst Deutschland, dann erst Bayern; erst Deutschland, dann erst Württemberg; erst Deutschland, dann erst Baden! Das ist sein Wahlspruch." Und dann fährt er fort:

„Also: Nicht Anschluß an den Nordbund, sondern Eintritt, vollständigen Eintritt in denselben rät der Hinkende den Süddeutschen. Dann hört der Nordbund auf, Nordbund zu sein, und wird ein Deutscher Bund. Der verrufene Name darf keinen irre machen; wir werden ihn schon wieder zu Ehren bringen, zu

Ehren bringen bei Freund und Feind, daß das Ausland noch den Hut vor uns abziehen wird. Das ist es eben: solange bei uns noch gesonderbündelt wird, baut der Feind Pläne auf unsere Uneinigkeit und vermißt sich, bald die, bald jene Frage aufzurühren, die ihn eigentlich von Haut und Haaren nichts angeht. Sieht er erst, daß wir vollkommen einig sind und alle für einander stehen, Schulter an Schulter wie Ein Mann, er wird sich hüten, uns ferner zu nergeln und an uns zu rütteln. Und sind wir dann alle geeinigt und vor dem Ausland gesichert, dann wollen wir uns im Innern wohnlich und behaglich einrichten. . . . Lasset uns nur einmal einig und stark sein, frei wollen wir dann schon werden, oder — wir haben es nicht verdient, frei zu sein.

„So, das wäre des Hinkenden Programm in der deutschen Frage. Er ist überzeugt, daß manch braver Mann hüben und drüben überm Maine dasselbe unterschreiben wird."

Nun, die deutsche Einheit war näher, als Albert sich träumen ließ.

Der Kalender für das Jahr 1871 war schon gedruckt, als im Juli 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach und das deutsche Volk mit Einmütigkeit sich gegen den Erbfeind erhob. Man mußte dem Kalender nachträglich noch mehrere Seiten anhängen, um Raum zu gewinnen für die Schilderung der großen Ereignisse, die mit ungeahnter Gewalt Schlag auf Schlag einander gefolgt waren. „Deutschland ist einig!" verkündete der Kalender (Weltbegebenheiten 1871). „Die Mainlinie ist verschwunden, der Main ist nicht mehr, und die Frankfurter sind aufs Trockene gesetzt. Was Bitten und Beten, was Reden und Singen, was Versammlungen und Vereine, was Landtage und Parlamente nicht zu stande bringen konnten, der Feind, der böse Feind hat es über Nacht vollbracht. Aber ob Freund oder Feind, der Hinkende hat es schon oft gesagt, er würde selbst dem Teufel einen Kuß geben, wenn dieser Deutschland einig machte. Diesmal aber ist der Teufel Napoleon. Kein Norden und kein Süden mehr, keine Spaltung, kein Neid, keine Zwietracht mehr, keine Parteien mehr, Ultramontane, Nationalliberale, Demokraten, Republikaner,

alles ein Herz und eine Seele, alles deutsch und nur deutsch! Deutschland einig, und damit mächtig, damit unbesiegbar."

Und im folgenden Jahrgang (1872) schrieb er:

„Diesmal lautets anders! Voriges Jahr um diese Zeit war der Hinkende nur ein Großherzoglich Badischer Hinkender, und ein deutscher Hinkender war er eigentlich nur so zu sagen, deutsch im Herzen und in der Gesinnung wie noch viele, wenn sie auch gerade nicht hinken. Aber was halfs? Deutsche gab es genug, aber kein Deutschland, und dem alten Arndt sein: „So weit die deutsche Zunge klingt!" macht sich recht hübsch auf dem Papier und auch im Quartett, wenn der erste Tenor nicht falsch singt, aber ein Deutschland hatte es doch noch nicht zu stande gebracht. Jetzt aber haben wir's! Jetzt ist der Hinkende, ein Großherzoglich Badischer, Königlich Preußischer und Kaiserlich Deutscher Hinkender und vereinigter Deutscher, denn jetzt haben wir das eigentliche einige Deutschland! . . . Französische Narrheit und deutsche Hiebe haben Deutschland einig, groß und stark gemacht. Der Hinkende hätte sich gerne eine Sammlung angelegt von all den großen Staatsmännern und Kriegshelden, welche in dieser großen herrlichen Zeit an der Spitze Deutschlands standen, er hätte sie gerne in seinem Arbeitszimmer aufgestellt, um sie stets vor Augen zu haben und sich an ihrem Anblicke zu laben, aber es sind ihrer eine so schwere Menge, daß er, um ihre Büsten anfertigen zu lassen, eine eigene Gypsmühle hätte anlegen müssen, und um sie alle aufstellen zu können, hätte sein Dachstübchen ein großer Heldensaal sein müssen. Er mußte sich deshalb mit den drei Repräsentanten von allen begnügen, er hat sie auf dem Jahrmarkt von einem Italiener gekauft, und jetzt stehen die Büsten des deutschen Kaisers Wilhelm, des Bismarck und des Moltke auf seinem Schreibtische und schauen ihm zu, wie er seinen Kalender schreibt.

„Der Bismarck schaut unter seinen buschigen Augenbrauen etwas maliziös freundlich auf den Hinkenden herunter und unter seinem Schnurrbarte zuckt es, als wolle er sagen: „He, Hinkender!

Was ist nun? Seid ihr als noch so grimmig auf mich zu sprechen, als anno 66? Oder habe ichs Euch jetzt recht gemacht?" Der Hinkende aber bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. „Durchlaucht," sagt er, „haben es ganz recht gemacht, und ich bin mit Ihnen zufrieden. Was aber die Stichelei von anno 66 betrifft, so sind Durchlaucht selber Schuld daran. Wer hätte damals gedacht, daß unter dem zugeknöpften Junkerfrack ein so großes deutsches Herz klopft? Daß ein tüchtiger Kopf über dem Fracke hinausschaue, das wußte jedermann, aber unter dem Frack das Herz, das Herz! Hätten Sie damals nur einen einzigen Knopf aufgemacht und mich ein kleines Bischen hineinschauen lassen; — aber so, freilich, da wars kein Wunder. — Na Durchlaucht, darum nichts für ungut, der Hinkende ist froh, daß es ein Bock war, den er damals geschossen und zwar ein Kapitalbock! Jetzt aber müssen Durchlaucht entschuldigen, ich muß hinter den Kalender; der Herr Geiger in Lahr macht so schon ein langes Gesicht. Durchlaucht haben gewiß auch schon mit Buchdruckern zu tun gehabt und kennen das."

Die weitere Entwicklung im neuen Reiche hat Albert dann ebenfalls mit der Feder in der Hand aufmerksamen Blickes verfolgt. Die Genugtuung und Freude über das, was erreicht worden war und noch täglich erreicht wurde, machte ihn nicht blind dafür, daß verschiedenes, was weiterhin geschah, auch anders hätte geschehen können, vielleicht auch besser anders geschehen wäre. Die Freude an der wiedergewonnenen Einheit und Größe des Vaterlandes ließ er sich dadurch nicht verderben, aber warnend erhob er seine Stimme, wenn der Gang der Dinge eine Richtung nahm, die er nicht billigen konnte. So tadelte er beispielsweise u. a., daß in den Reichsjustizgesetzen keine Bestimmung über die Entschädigung unschuldig Verurteilter Aufnahme gefunden hatte, eine Sache, die ihm schon immer am Herzen gelegen und für die er auch sonst zu wirken bestrebt war. Bei einer anderen Gelegenheit erfahren wir, daß er für das Sozialistengesetz (1879) nicht allzu viel übrig hatte und recht unzufrieden war, daß man zwar gegen die bösen Sozialisten Ausnahmsgesetze mache und sie von Haus und Hof vertreibe, dagegen in Berlin einen Hofprediger losgelassen

habe, „der mit seiner Bande — Hussa! Hep! Hep! — das betörte Volk gegen die Juden gehetzt, es zu Mord, Brand, Plünderung, Raub und Diebstahl verleitet hat; der Deutschland mehr schädigt als tausend Sozialdemokraten, denn er überantwortet unser Vaterland dem Gelächter und der Verachtung des Auslandes. . . ." Auch die Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse im Deutschen Reich und in Preußen fand Alberts Beifall nicht. Er war, wie wir noch sehen werden, stets ein ausgesprochener Kulturkämpfer gewesen, und das allmähliche Abbröckeln der Maigesetzgebung seit dem Anfang der achtziger Jahre erfüllte ihn mit Mißbehagen. „Wir gehen nicht nach Canossa!" schreibt er im 83er Kalender. „Ein stolzes Wort, und ist sogar in Marmor eingegraben. Aber auch der Marmor kann lügen. Damit wir nicht so weit zu gehen haben und am Ende Blasen an die Füße bekommen, ist Canossa so liebenswürdig, uns entgegen zu kommen. Es steht schon vor unserer Nase und hat seine Tore gastfreundlich geöffnet, und oben schaut der heilige Vater zum Fenster heraus und lächelt uns zu: „Willkommen in Canossa! Was bringt ihr mir Schönes?"

Auch sonst finden sich Anzeichen einer zunehmenden Verstimmung Alberts über die Zustände im Vaterlande. „Es weht ein etwas unheimlicher Wind und die Wetterfahnen stehen auf Rückschritt," schreibt er an einer Stelle im Kalender auf das Jahr 1882. „Doch möge das neue Jahr uns bringen, was es wolle, es soll uns als freisinnige, charakterfeste, selbständige und vaterlandsliebende Männer finden." Jene Verstimmung war wohl mit die Ursache, daß Albert in der Folge den „Weltbegebenheiten" nicht mehr die gleiche Teilnahme entgegenbrachte wie früher und ihre Bearbeitung nach und nach anderen überließ, eines aber hat sie nicht vermocht, nämlich ihn in seiner Verehrung für **Bismarck** irre zu machen. Immer erblickte er in ihm den großen Genius des deutschen Volkes, dem dieses die Neuschöpfung seines Vaterlandes verdankte, und unbeeinflußt von der augenblicklichen Stimmung schaute er auch fernerhin in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit zu ihm auf, auch wenn er einen Weg ging, der nicht der

seinige war. Seinen Ruhm und seine Größe zu verkünden, wurde er auch jetzt nicht müde.

Über dem gesamten Deutschland vergaß Albert sein engeres Vaterland Baden keineswegs. Lagen ihm auch engherziger Partikularismus und einseitige Vorliebe für die Kleinstaaterei so fern als möglich, so hinderte dies doch nicht, daß er in treuer Anhänglichkeit der angestammten Heimat zugetan war. In seinen allerdings nicht sehr zahlreichen Aufsätzen geschichtlichen Inhalts hat er nicht selten Stoffe aus der Vergangenheit des badischen Landes und seines Fürstenhauses behandelt. Die Persönlichkeit des Gründers des Großherzogtums, des ersten Großherzogs Karl Friedrich, ist von ihm verschiedentlich mit liebevollem Verständnis gewürdigt worden (so z. B. in der Erzählung „Diem perdidi“ im Kalender auf das Jahr 1864). In den „Weltbegebenheiten“ nimmt Baden einen im Verhältnis zu seiner Größe bedeutenden Raum ein. Daran ist zum Teil der Umstand schuld, daß der Lahrer Kalender eben von Haus aus ein badischer Landeskalender war und erst mit der Zeit auch über die Grenzen dieses Landes hinaus Verbreitung fand. Der einzige Grund war das aber nicht. Mit aufrichtiger Freude begrüßte Albert die Wendung, welche die innere Entwicklung Badens seit der Osterproklamation Großherzog Friedrichs vom 7. April 1860 genommen hatte und die durch die freiheitliche Ausgestaltung der gesamten Gesetzgebung unter dem Ministerium Stabel-Lamey gekennzeichnet ist. Er war stolz darauf, dem Staate anzugehören, der für das ganze übrige Deutschland vorbildlich werden konnte und, wie er hoffte, werden würde, an dessen Spitze ein Fürst stand, der, ein Muster von Treue und Pflichterfüllung und hochherziger Gesinnung, seinem Volke ein Führer wurde auf dem Wege zur Freiheit nicht nur, sondern, was vielleicht noch schwerer ins Gewicht fiel, auch auf dem Wege zur Einheit, zur Einheit des gesamten deutschen Vaterlandes.

Im Jahrgang 1864 des Kalenders hat Albert zum ersten Male ausführlicher die glückliche Entwicklung seiner Heimat besprochen. Er äußert sich da folgendermaßen:

„Der Kalender ist zwar voll und Herr Geiger sagt, er habe keinen Platz mehr und ein Blatt weiter zuzulegen bei 300,000 Kalendern sei eine kostspielige Sache bei dem teuern Papiere und dem Mangel an Lumpen. Doch der Hinkende kann dem Kalender und dem Herrn Geiger nicht helfen, und Baden, unser liebes, schönes Baden muß noch hinein, um jeden Preis! Was wäre denn der Kalender ohne Baden? Unser Baden, wo Fürst, Regierung, Volksvertretung und Volk in so innigem und herzlichem Einvernehmen mit einander stehen, wie die Weltgeschichte wenige Beispiele aufzuweisen hat, hat im Verlaufe des letzten Jahres wieder ein paar tüchtige Schritte vorwärts getan, auf der Ehrenbahn, die es sich vorgezeichnet. Einheit macht stark und Einheit macht glücklich, den Beweis liefert das gesegnete Baden, dessen Fürst und Volk eine einige, eine glückliche Familie bilden. Sehen wir einmal, was Baden geleistet hat in einer kurzen Zeit. Während der abgelaufenen Landtagsperiode sind folgende Gesetze ins Leben getreten: 1) Die Verhältnisse der beiden christlichen Landeskirchen sind in zeitgemäßer Weise neu geordnet, und wenn die Kirchen immer noch ein wenig Händel mit einander haben, so kann der Staat nichts dafür. 2) Ist die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt zum Schrecken aller Zünftler und Pfuscher, denn jetzt schwimmt das Talent oben und die Pfuscher ersaufen 3) Hat der Staat den Rest seiner vielhundertjährigen Schuld an seinen jüdischen Untertanen abgetragen, indem er sie seinen christlichen Mitbürgern bürgerlich vollkommen gleich stellte und sie von dem letzten Überbleibsel eines schmachvollen und feigen Zelotentums befreite. Ist vielen Dummköpfen unangenehm, denen die Juden zu gescheidt sind. 4) Ist durch ein Polizeistrafgesetz dem Spielraum der Willkür ein Ziel gesetzt, und den kleinen Tyrannen, die ärger sind als die großen, ist der Hals gebrochen. 5) Ist durch eine neue Justizorganisation einem lang gefühlten Bedürfnisse die erwünschte Abhilfe gesichert und 6) durch die Verwaltungsreform der wichtige Schritt aus der büreaukratischen Volksbevormundung zur Selbstverwaltung und Selbstregierung vorbereitet. Und dazu kommt noch, daß man nächstens die Todesstrafe abschaffen

wird, und wenn Einer absolut geköpft werden will, so muß er ins Württemberger Ländle auswandern, und eine neue Wehrverfassung mit Wehrpflicht für alle, die den Ehrentitel Bürger führen, wird eingeführt werden. Das sind die Schritte, die Baden in den drei Jahren seiner neuen Ära, zu deutsch Zeitrechnung, vorwärts getan, und zwar hat es diese gewaltigen Schritte aus einem Zustande straffer Gebundenheit in den der freiesten Bewegung an der leitenden Hand seines edlen Fürsten getan. Das wird Badens Volk niemals vergessen. Sein Leitstern bleibe allezeit jenes schöne Wort, das Großherzog Friedrich beim Schlusse des Landtages vom Throne sprach, jenes herrliche Wort von der „Freiheit, die sich selbst beherrscht!" Dem großen Augenblicke in unserer Landesgeschichte, da unser Großherzog mit seinem denkwürdigen Manifeste vom 7. April 1860 die neue Zeitrechnung Badens feierlich einweihte, ist in neuester Zeit ein zweiter an die Seite gestellt durch sein edelherziges Auftreten beim Fürstentage in Frankfurt. Dort stand er, fast der einzige Vorkämpfer für die Rechte des deutschen Volkes, wie ein Fels in stürmender Brandung, und die grollenden Wogen brachen sich an der unerschütterlichen Deutschheit dieses einzigen Mannes. Dort, unter Seinesgleichen, unter mächtigen Bundesgenossen, sah ihn sein Volk mit gerechtem Stolze mannhaft, ritterlich und ohne Scheu, für die freiheitlichen Rechte des ganzen deutschen Volkes das Wort führen und dort sprach er es aus: Daß er bereit sei, einer wahren und wirklichen Einigung der deutschen Nation nicht nur seine fürstliche Machtstellung, sondern auch, was ihm höher gilt, seine Überzeugung zum Opfer zu bringen, die er für seine Person über die Mittel und Wege zur Herstellung dieser Einheit hege.

„Wie wenige seiner fürstlichen Bundesgenossen sich auch bis zu seinem erhabenen Standpunkte aufzuschwingen vermochten, keiner konnte ihm die hohe Achtung versagen, die solch seltenen Adel des Charakters, solch patriotische Selbstverleugnung verdient! . . . ."

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht immer gleich ausführlich, berichtete dann Albert in den folgenden Jahrgängen über die

weiteren Ereignisse in Baden. Auch die Person seines Landesherrn zu erwähnen, hatte er noch häufig Veranlassung. Immer spricht er von demselben mit hoher Verehrung, und keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, ohne der seltenen Eigenschaften dieses Fürsten und seiner Verdienste um die Neugründung des Deutschen Reiches rühmend zu gedenken. So hat er später, als er im Kalender auf das Jahr 1878 die im April des vorhergehenden Jahres begangene Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Großherzog Friedrichs zu beschreiben hatte, dem Fürsten folgende Sätze gewidmet:

„Das Erbe, das ihm von seinem Großvater Karl Friedrich und von seinem Vater Leopold überkommen ist, er hat es treu verwaltet, und reich gemehrt. Hat er nicht in allen Zweigen der Verwaltung, in der Rechtspflege, im Unterrichte, Verkehrswesen, im Gewerbe, Ackerbau wohlwollend, rechtzeitig fördernd eingegriffen, und Baden zu einem Musterstaate gemacht? Und vor allem, er war und ist ein deutscher Mann, der dem Wohle und der Größe des deutschen Vaterlandes persönliche Opfer gebracht, wie nirgend Einer, und recht wesentlich mitgewirkt hat zur Neuschaffung des mächtigen, einigen deutschen Reiches. War er es doch, der an jenem glorreichen Tage, am 18. Januar 1871, im Königssaale des Versailler Schlosses dem deutschen Kaiser das erste Hoch! ausgebracht.

„Deshalb schätzt und liebt ihn das Badener Volk, und zur Krönung des schönen Bildes kann jeder einfache Bürger in seinem Fürsten das Vorbild eines rechtschaffenen sorgsamen Familienvaters erblicken."

Hinter den deutschen Angelegenheiten treten die der anderen Länder in den „Weltbegebenheiten" wesentlich zurück. Über die bedeutenderen Vorkommnisse in England, Spanien, Rußland, der Türkei, Amerika u. s. w. wird zwar auch berichtet, doch müssen sich diese Länder häufig mit ein paar Zeilen begnügen. Besser kommen, zeitweilig wenigstens, Frankreich und Italien weg. In dem letzteren Lande war es die analog den deutschen Verhältnissen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich voll-

ziehende Entwicklung zur nationalen Einheit, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in besonderem Maße auf sich zog. Der Lahrer hinkende Bote steht mit seinen Sympathien naturgemäß auf Seite derer, die für die Freiheit und Einheit Italiens kämpfen. Cavour, „Italiens guter Genius", und Garibaldi sind vornehmlich die Männer, vor denen er den Hut abzieht. Daß ihn dies übrigens nicht hindert, die Zustände auch im geeinten Italien recht nüchtern zu beurteilen und sich über die unerfreulichen Erscheinungen in demselben keinen Täuschungen hinzugeben, mag der folgende Passus aus dem 69er Kalender zeigen. Es heißt dort:

„Nach Garibaldi will der Hinkende auch gleich Italien absolvieren. Wollte er alle Räuber- und Mordgeschichten, die das schöne Land, wo die Citronen blühen, auch heuer wieder zu Tage gefördert hat, aufzeichnen, es gäbe ein Buch, dreimal so dick als das vom Rinaldo Rinaldini, wers schon gelesen hat. Wären es immer nur gemeine Diebe und Räuber, man könnte hoffen, dem Übel endlich einmal auf den Grund zu kommen: aber die Begriffsverwirrung über Mein und Dein geht weit, sehr weit hinauf, und die Italiener denken: für einen armen Teufel ists keine Kunst, ein Spitzbube zu sein, das macht sich von selber, aber ein reicher und vornehmer Spitzbube, da ist es der Mühe wert. So wurde in Turin im Juni (1868) eine Bande von Falschmünzern entdeckt — sie machten falsche Banknoten — darunter ein reicher Bankier, der zudem noch Abgeordneter ist, ein Graf, ein Landrichter und mehrere andere Staats- und Polizeibeamte. Da kommt das Handwerk doch auch zu Ehren."

Frankreich mußte schon aus Rücksicht auf die nahen Beziehungen, welche zwischen Deutschland und dem Nachbarreiche bestanden, ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Die Umwälzungen, welche sich in den inneren und äußeren Verhältnissen dieses Landes seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen, die Verwicklungen, welche dieselben im übrigen Europa hervorriefen, ihre Rückwirkungen auf die deutschen Zustände, alles das hat Albert nicht allein in den Weltbegebenheiten, sondern auch in anderen Erzeugnissen seiner Schriftstellerei wiederholt und eingehend er-

örtert. Schon im Rastatter Kalender auf das Jahr 1860 ist dies geschehen; in dem Aufsatz über die Kehler Rheinbrücke hat er damals schon mit der Möglichkeit gerechnet, daß das Elsaß dereinst wieder deutsch werden könnte. In der Folge ist es dann die Person Napoleons III., die ihn immer und immer wieder beschäftigt. Sein Urteil über den Kaiser der Franzosen ist trotz allen Wandlungen und vorübergehenden Erfolgen desselben stets das gleiche geblieben; für viel mehr als einen Abenteurer hat ihn Albert nie gehalten. Zahlreiche Belege hierfür finden sich in den „Weltbegebenheiten", aber auch in verschiedenen Erzählungen (vgl. z. B. „Der Hinkende Bote auf der Fürstenversammlung in Baden-Baden von B. Albert" im Kalender auf das Jahr 1861). Nur zuletzt, als das Ende der Kaiserherrlichkeit des dritten Napoleon bereits unmittelbar bevorstand, war er zeitweilig zu einer milderen Auffassung geneigt und erkannte die Schwierigkeiten an, die dem französischen Herrscher im eigenen Lande, diesem „großen Narrenhaus voll unheilbarer Tollhäusler, Größenwahnsinnler, Klopffechter, Strohrenommisten und Hanswürste", sich überall entgegenstellten und ihm ein gedeihliches Wirken von vornherein unmöglich machten. Und als dann Napoleon seinen Thron verloren hatte, überwog vollends das Gefühl einer gewissen Versöhnlichkeit, als Albert der Rolle gedachte, welche die Vorsehung dem gestürzten Herrscher, allerdings wider seinen Willen, bei der Gründung des Deutschen Reiches zugewiesen hatte, die ohne sein frevelhaftes Beginnen und die dadurch hervorgerufene Einmütigkeit des deutschen Volkes wohl noch einige Zeit auf sich hätte warten lassen.

Echt volkstümliche Schreibweise, gesunder Humor und warme vaterländische Gesinnung haben den Erfolg von Alberts Schriftstellerei bedingt. Und dieser Erfolg war ein bedeutender. 60000 Exemplare betrug die Auflage des Lahrer hinkenden Boten, als Albert die Redaktion übernahm; innerhalb weniger Jahre stieg sie auf eine Million. Weit über die Grenzen Badens und Deutschlands hinaus fand der Kalender Verbreitung;

überall wo Deutsche lebten, nicht nur in Europa, auch in den entlegensten Gegenden anderer Erdteile, wurde er gelesen und sein Erscheinen Jahr auf Jahr mit gleicher Spannung erwartet. Mit ziemlicher Regelmäßigkeit gingen dann in jedem Jahre einige Zeit, nachdem der Kalender ausgegeben war, in größerer Zahl Briefe und Zuschriften ein, welche dem Kalender und seinem Verfasser Anerkennung und Beifall zollten. Solche Briefe liegen vor von Heinrich von Treitschke, Gottfried Kinkel, Friedrich Gerstäcker, J. D. H. Temme, Schulze-Delitzsch und zahllosen anderen Personen.

Moritz Lazarus, der bekannte Schriftsteller und Popularphilosoph, schrieb an den Verleger Schauenburg:

„Geehrter Herr! Ob Ihnen wohl einer meiner Freunde meine langjährige Vorliebe für den Hinkenden Boten verraten hat? Seit 1860, da ich ihn in der Schweiz zuerst kennen lernen, befinden sich alle Jahrgänge in meiner Bibliothek. Dem Studium der Volksseele vorzugsweise hingegeben, haben die Volksbücher (und die regelmäßig wiederkehrenden insbesondere) für mich zwiefache Bedeutung: einmal sind sie ein leidlich genauer Höhenmesser der vorhandenen Kultur im Volksgeiste; dann zeigt sich, in welcher Art und in welchem Grade die schöpferischen Geister für die weitere Erhebung der Volksseele tätig sind. In jener Beziehung ist der Hinkende Bote erfreulich, in dieser geradezu mustergültig.

In seinen naturwissenschaftlichen und sozialen Belehrungen, wie in seinen Erzählungen, in den meisten Sprüchen und Regeln, wie in den Späßen und Anekdoten, in allem waltet eine edle, klare und kräftige Gesinnung; die Augen offen, das Herz wacker, heiter, frank und ungekünstelt, darum herzgewinnend in der Rede, das ist die Art des Hinkenden Boten, das ist die echte und rechte Art von Seelenkost für deutschen Geist und deutsches Gemüt.

Dem Verfasser des Boten einmal zu begegnen und ihm die Hand zu drücken, würde mich herzlich freuen; inzwischen bieten Sie ihm gefälligst meinen Gruß.

Ihr mit aller Hochachtung ergebenster
Prof. Dr. M. Lazarus

Leipzig 25/9 1868."

Als „ausgezeichnetsten Kalender" bezeichnete Generalfeldmarschall Moltke den Lahrer hinkenden Boten, als er während der Manöver im Jahre 1879 denselben bei einem Aufenthalt in Müllheim bei Freiburg kennen lernte. Er kaufte sich dort bei dem Buchdruckereibesitzer Adolf Schmitt sechs Exemplare des Kalenders, um sie, wie er sagte, seinen schlesischen Bauern mitzubringen.

Seinem verehrten Landesherrn, Großherzog Friedrich von Baden, hatte Albert, da er darum ersucht worden war, schon im November 1860 eine Sammlung seiner schriftstellerischen Arbeiten überreichen lassen. Er erhielt darauf von dem Fürsten eine Brillantnadel, welche von folgendem Schreiben begleitet war:

„Lieber Bezirksingenieur Bürklin. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sammlung Ihrer schriftstellerischen Arbeiten, die Sie mir mit Schreiben vom 30ten September mitzuteilen so freundlich waren. Mit besonderem Interesse verfolge ich die ersprießliche Tätigkeit, welche Sie auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur entwickeln; ich habe den Wert Ihrer schriftstellerischen Leistungen ebenso wie die schönen Gesinnungen, welche Ihren Bestrebungen zugrunde liegen, stets mit warmer Teilnahme gewürdigt. Als dankbare Anerkennung für die Überreichung Ihrer Arbeiten übersende ich Ihnen das anliegende Geschenk und verbinde mit demselben den aufrichtigen Wunsch, daß Ihre verdienstliche Tätigkeit auch fernerhin von dem besten Erfolg begleitet sein möge.

Karlsruhe, den 27ten November 1860.

Friedrich!"

Einige Jahre später, im Juli 1867, übersandte Albert dem Großherzog eine weitere Sammlung seiner Schriften, worauf der Vorstand des großherzoglichen Geheimen Kabinetts, Freiherr von Ungern-Sternberg, ihm in einem Briefe den freundlichsten Dank des Fürsten für die Gabe aussprach und ihn wiederholt der Anerkennung versicherte, welche dieser Alberts auf Belehrung und Bildung der volklichen Kreise gerichteten schriftstellerischen Tätigkeit widme (14. Juli 1867).

Eine ganz eigenartige Anerkennung war Albert schon in den ersten Anfängen seiner Schriftstellerei zuteil geworden. Im Jahrgang 1859 des Lahrer hinkenden Boten hatte er die Geschichte eines groben Postmeisters erzählt, der seine Untergebenen nach Herzenslust wegen nichts und wieder nichts schindet und plackt, dafür aber einmal einen tüchtigen Denkzettel erhält, indem ein Postillon, den er eben noch in unverantwortlichster Weise schikaniert hatte, ihn im zerbrochenen Wagen auf freiem Felde hilflos liegen läßt und unbekümmert um alles Schimpfen und Toben des gestürzten Tyrannen auf und davon wegreitet. Ein Posthalter im Kinzigtal hatte über die Geschichte eine solche Freude, daß er für den Verfasser derselben zehn Flaschen 1834er Kirschenwasser bestimmte, das in Paris und sonst noch irgendwo einen Preis erhalten hatte. Die Geigersche Buchhandlung erbot sich, die Vermittlung des Geschenkes an Albert zu übernehmen, aber der Mann wollte diesen selbst kennen lernen, eine solche Hochachtung hatte er vor ihm. Schauenburg meinte, er habe wohl eine ähnliche Geschichte mit einem Postmeister gehabt; auch fügte er bei: „wie ich höre, teilen noch andere Posthalter die Gefühle der Dankbarkeit, welche jenen beseelen" (24. Dezember 1858).

Überaus beifällig war auch, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, die Aufnahme, die der Kalender zu allen Zeiten bei der Kritik fand. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch nur die bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften namhaft machen, welche dem Kalender alljährlich lobende Anzeigen und Besprechungen widmeten; sie alle stimmten darin überein, daß der vortreffliche Text, die edle und freisinnige, dabei doch maßvolle Haltung, der kernige Humor, die echte deutsche Gemütlichkeit, nicht zuletzt auch die „meisterhaft klare Darlegung der Fakten und Verhältnisse" in den „Weltbegebenheiten" gleich musterhaft und geeignet seien, den Kalender wie keinen anderen zu einem Volksbuche im wahrhaftesten Sinne zu machen.

Auch in anderer Richtung machte sich der Erfolg von Alberts Schriftstellerei bemerkbar. Man ging daran, einzelne seiner Arbeiten in fremde Sprachen zu übersetzen, so z. B. die „Telegraphen-

standrede" aus dem Kalender auf das Jahr 1862, welche der badische Konsul in Rio de Janeiro, H. Laemmert, ins Portugiesische übertrug, um durch sie die Brasilianer zu belehren. Weniger erfreulich war es, daß auch der Nachdruck sich der literarischen Erzeugnisse Alberts bemächtigte, und zwar nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland selbst, und nicht immer war es möglich, den literarischen Freibeutern rechtzeitig beizukommen und ihnen das Handwerk zu legen.

Bei der scharf ausgeprägten Eigenart, die Alberts Schriftstellerei kennzeichnet, bei der Entschiedenheit, mit der er stets seine Überzeugung vertrat, seine Sympathien und Antipathien unverhohlen zu erkennen gab, wäre es merkwürdig gewesen, wenn er nicht auch da und dort Anstoß erregt hätte. Und in der Tat ist das auch gar nicht so selten geschehen, und er hat deswegen manchen Angriff auszuhalten gehabt. So hat z. B. seine Stellung zur Judenfrage, sein Eintreten für die Emanzipation der Juden in den sechziger Jahren und dann später seine Bekämpfung des Antisemitismus in den siebziger und achtziger Jahren von verschiedenen Seiten und auch aus Kreisen, die sonst gleicher Gesinnung mit ihm waren, Widerspruch gefunden. Ein andermal war es sein veränderter Standpunkt gegenüber Preußen nach 1866 und sein Bestreben, bis zu einem gewissen Grade auch der preußischen Regierung und Bismarck gerecht zu werden, was ihm die Demokraten sehr verübelten und die Veranlassung wurde, daß man ihn in der in Stuttgart erscheinenden demokratischen Korrespondenz als einen „Bismarckschen Emissär" verdächtigte (Oktober 1868).

Diese und verschiedene andere Angriffe waren aber verhältnismäßig harmlos und unbedeutend im Vergleich zu dem, was Albert jahraus jahrein in der unter klerikalem Einfluß stehenden Presse widerfuhr. Seine fortschrittliche, auf die Aufklärung und Bildung der Massen gerichteten Bestrebungen machten diese naturgemäß zu seinem Gegner. Und so hat es denn auch von Anfang an in katholischen Zeitungsblättern und Zeitschriften an Warnungen vor dem Kalender des Lahrer hinkenden Boten

nicht gefehlt. Dieselben mehrten sich und nahmen eine schroffere Form an, als in dem Kampfe, den die klerikale Partei in Baden gegen die Schulgesetzgebung der sechziger Jahre zu entfachen sich bemühte, der Kalender zur Regierung hielt und mit leidenschaftlichem Eifer die fortschrittlichen Errungenschaften jener Gesetzgebung verteidigte. Dazu kam ein anderes. Alberts gerader und ehrlicher Natur war alle Lüge, in welcher Gestalt sie auch auftreten mochte, von jeher besonders zuwider gewesen; insbesondere haßte er auch jede Art von Heuchelei und scheinheiliger Frömmigkeit. Wiederholt hat er die letzteren in seinen Schriften mit rücksichtsloser Schärfe gegeißelt, und begreiflicherweise waren es in der Regel nicht gottlose Weltkinder, die er zu Trägern jener Eigenschaften machte, wohl aber dann und wann einmal ein geistlicher Herr. Das steigerte die Erbitterung. Als Albert sich dann auch noch gegen die weltliche Herrschaft des Papstes wendete, welche die schlechteste in ganz Europa sei, die Türkei nicht ausgenommen, und seine Behauptung an Beispielen aus der Gegenwart erläuterte (Kalender auf das Jahr 1863 u. a.), als er weiterhin seiner Entrüstung über die Sammlungen für den Peterspfennig in drastischen Ausdrücken Luft machte und dessen höchst ungeistliche Verwendung schilderte (Dorfzeitung des Lahrer hinkenden Boten 1866 S. 7), kannten die Angriffe keine Grenzen mehr. Es regnete persönliche Verunglimpfungen und Beschimpfungen, so daß Albert sich zuletzt, wenn auch ungern, dazu entschloß, um seine persönliche Ehre zu wahren, den „Badischen Beobachter“, der sich am meisten durch Schmähungen auszeichnete, vor Gericht zu verklagen, was dem Redakteur des Blattes eine vierzehntägige Gefängnisstrafe eintrug (Mai 1866). Der Streit war damit natürlich nicht zu Ende, und bald darauf erhielt er neue Nahrung durch die Stellung, welche der Kalender während des Kulturkampfes einnahm. Es blieb nicht mehr bei Zeitungsartikeln, auch ganze Broschüren erschienen, welche sich die Bekämpfung des Lahrer Kalenders zur ausschließlichen Aufgabe machten. So veröffentlichte u. a. ein gewisser Dr. Fr. Al. Hagelüken einen „Neujahrsgruß an den Lahrer hinkenden Boten. Nebst einem Anhang: Das Concil in Neapel“ (Erfurt

1869); Irenäus Friedlieb erließ einen „Steckbrief zum Einfangen des Hinkenden Boten von Lahr“ (ebenfalls Erfurt 1869), und Carl Borr. Scheidemacher, Vic. eccles. colleg. zu Aachen, behandelte in einer Schrift den „§ 135 des preuß. Strafgesetzbuches und der Lahrer hinkende Bote für 1870“ (Emmerich 1869).

Albert nahm den Kampf auf. Schon im Kalender auf das Jahr 1863 hatte er in dem „Vemgericht oder des Hinkenden Boten Rache. Ein Fastnachts-Scherz“ einige seiner Hauptgegner in köstlicher Weise abgefertigt und sie dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Und auch in der Folge blieb er ihnen nichts schuldig. Freilich in der Maßlosigkeit der Ausdrücke, mit denen ihn seine Feinde bedachten, konnte er sich mit ihnen nicht messen, trotzdem er doch auch, wenn er wollte, einen recht derben Ton anzuschlagen wußte. Auch gehörten hinterlistige Hetzereien und persönliche Verdächtigungen nicht zu seinen Kampfmitteln. Trotzdem zeigte er sich in dem Streite als der Überlegenere. An Volkstümlichkeit der Sprache konnte sich ihm keiner seiner zahlreichen Gegner vergleichen, die stets, wenn sie volkstümlich sein wollten, gewöhnlich wurden; auch an Witz war ihm keiner gewachsen. Zudem hatte Albert den großen Vorteil voraus, daß er nicht ausschließlich auf theoretische Erörterungen und langweilige polemische Aufsätze angewiesen war. Viel mehr als durch sie vermochte er in unterhaltenden Geschichten und Erzählungen für seine Sache zu wirken. Es gibt von ihm eine ganze Reihe solcher größerer und kleinerer Erzählungen — und es sind wahre Perlen einer volkstümlichen Erzählungskunst darunter — in denen ein geradezu vernichtender Kampf gegen geistliche Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, gegen pfäffischen Hochmut und Überhebung, gegen die Auswüchse des Wunderglaubens, der Heiligenverehrung, des Wallfahrtenwesens u. a. geführt ist. Wir nennen hier nur einige: „Die Madonna in Lurdshausen“ (1875), „Lehre und Beispiel“ (1875), „Warum Herr Kurz in H... altkatholisch wurde“ (1876), „Das Kleeblatt. Im Frieden“ (1877), „Eine böse Heidengeschichte“ (1877), „Ein modernes Wunder“ (1879), „Der Teufel im Pfarrhause“ (1883).

Dabei war Albert keineswegs ein Verächter jedes Glaubens und jeder Religion oder auch etwa nur des katholischen Glaubens, wozu ihn seine Gegner so gerne machen wollten. Im Gegenteil, wie jede wahre Überzeugung, auch wenn sie nicht die seinige war, achtete er auch jeden aufrichtigen Glauben, und in seinen Geschichten kommen neben zelotischen Eiferern und Hetzern genug katholische Geistliche vor, welchen man als würdigen und wahren Dienern des Herrn, der gepredigt hat „Liebet Euch untereinander", Achtung nicht wird versagen können; freilich in den Rahmen der kämpfenden Kirche lassen sie sich nur schwer oder auch gar nicht einfügen.

Im Kalender auf das Jahr 1882 hat Albert selbst seine Stellung zur katholischen Religion gekennzeichnet (des Hinkenden Gruß). Wir schließen unsere Betrachtung über diesen Gegenstand, indem wir den betreffenden Abschnitt im Wortlaute mitteilen. Albert schrieb: „Seine Feinde sagen dem Hinkenden nach, er hasse und verachte die katholische Religion und ihre Bekenner. Wie wenig kennen ihn seine Feinde. Vielleicht kann man den Ausspruch Schillers auf ihn anwenden, nach welchem der Dichter sagt: „Ich bekenne mich zu keiner Religion aus Religion," aber er achtet jede Religion, deren Reinheit nicht durch menschliche Satzungen verketzert worden ist, und er schätzt hoch die Bekenner jeder Religion, die ihre reinen Lehren im Herzen tragen und danach zu leben und zu handeln trachten, seien sie Protestanten, Katholiken oder Juden. Ja, er zählt viele gute, liebe Freunde unter Protestanten, Katholiken und Juden. Aber er haßt und verachtet die Glieder jeder Religion, die, in ein hohes, heiliges Amt berufen, dieses mißbrauchen und, statt Liebe und Duldung, Haß und Zwietracht stiften, die ihren Einfluß mißbrauchen, um gegen die Gesetze des Landes aufzuhetzen, die kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe kennen, die den gesunden Menschenverstand, den der liebe Gott uns verliehen, mit Füßen treten und die in ihrem geistlichen Hochmut uns Dinge aufzwingen wollen, für die nur ein Blödsinniger oder Heuchler zugängig sein kann. Diese haßt, ja diese verachtet der Hinkende, und gegen diese kämpft er, solange er eine Hand heben kann."

Die fortgesetzten heftigen Angriffe von klerikaler Seite hatten zur Folge, daß der Kalender des Lahrer hinkenden Boten in rein katholischen Gegenden, wie in Westfalen, im Münsterland u. s. w., allmählich doch verdrängt wurde. Dafür gewann er in anderen Gegenden um so mehr Einfluß und Verbreitung, und Albert war deshalb wohl berechtigt zu sagen: „seitdem gar die geistlichen Herren mit ihm (nämlich dem Hinkenden Boten) in Kompagnie getreten sind und ihn nebst seinem Kalender so warm und christlich von der Kanzel herunter empfehlen, kommt er fast in Verlegenheit, wo er die vielen Kalender hernehmen soll, die von allen Seiten verlangt werden" (Kalender auf das Jahr 1863).

Der Erfolg des Kalenders regte Schauenburg schon frühzeitig zu anderen literarischen Plänen an, die er mit Alberts Hilfe auszuführen gedachte. Nachdem sich mehrere derselben wieder zerschlagen hatten, kam es im Jahre 1862 zur Gründung der „Dorfzeitung des Lahrer hinkenden Boten," deren Redaktion Albert neben derjenigen des Kalenders übernahm. Die Dorfzeitung erschien in zweiundfünfzig wöchentlichen Nummern zuerst im Jahre 1863. Zum ersten Jahrgang steuerte Albert verschiedene größere Beiträge bei, so die „Erzählungen aus Fritz Müllers Ökonomie. Der falsche Inspektor oder das Buttern," „In den Ferien oder Gesündigt und gebüßt," die Kanzleiratsgeschichten „Der Herr Expeditionsrat Müller von Karlsruhe auf dem Schützenfeste in Frankfurt," „Zum ersten badischen Landesschießen in Mannheim. Aus dem Tagebuche des Hern Expeditionsrat Müller in Karlsruhe" und „Am Karlsruher Bahnhofe," ferner „Des armen Steffe-Martes Schillerfeier" u. a. In „Toni und Madlei" erzählte er die Liebesgeschichte eines armen Schwarzwälder Bauernburschen und einer reichen Bauerntochter, die nach manchen Schicksalsschlägen und vielfältigen Prüfungen endlich ein glückliches Paar werden. Diese Erzählung spielt zum Teil in Holland und gab Albert Gelegenheit,

Des Lahrer Hinkenden Boten

Illustrirte Dorfzeitung

J. Schnorr — Allgaier & Siegle, Stuttgart

№ 1. Preis für 13 Nummern vierteljährlich 27 kr. = ¼ Rth. 1863.

Toni und Madlein.

Motto:

Das Gold nur nenne ächt und gut,
Das sich bewährt in Feuersgluth!
Die Tugend nur sei ächt gepriesen,
Die in der Probe sich erwiesen.

Erste Abtheilung.

I.



Unsere Geschichte spielt im Jahre 18 . . in Bernbach, einem wohlhabenden Dorfe am Eingange eines der reizendsten Thäler, die am südwestlichen Abhange des badischen Schwarzwaldes gegen das Rheinthal sich öffnen. Wenn wir sagen, der Schauplatz dieser einfachen Erzählung heiße Bernbach, so bitten wir den nachsichtigen Leser, uns ein Erröthen ersparen und uns nicht mit der Landkarte in der Hand nachrechnen zu wollen. Die Rechnung würde nicht zu unsern Gunsten ausfallen, und wir würden gestehen müssen, daß „Bernbach", so wie einige andere Orts- und Personennamen, die einzigen Unwahrheiten sind, die wir zu verantworten haben werden. Sonst und in der Regel hassen wir die Nothlüge und verwerfen sie als einen diplomatischen Kunstgriff, mit welchem das Gewissen, um es von einer einfachen Lüge zu entlasten, mit einer doppelten Lüge belastet wird. Dieses Mal aber gebieten uns Rücksichten, von diesem Kunstgriffe Gebrauch zu machen und zur Rettung unserer Wahrheitsliebe erübrigt uns nichts, als ehrlich zu gestehen: „Wir haben gelogen!"

Und nun zu unserer Geschichte selbst.



Im Grasgarten des reichen Hofbauern Grether stand an einem schönen Maiabend des Hofbauern Tochter, die Madlein, und schaute hinter dem Haselnußhaage hervor, von diesem halb verdeckt, und die Augen mit der Hand beschattend, eifrig auf den Feldweg hinaus. Es war offenbar, die Madlein erwartete Jemanden. Der Tag war heiß gewesen, und das Mädchen hatte sich für seine Beobachtungen ein schattiges Plätzchen unter einem überhängenden Birkenbäumchen ausgesucht. Ihr runder Strohhut lag neben ihr im Grase; ihr braunes Haar, auf der Stirn gescheitelt, fiel in zwei langen schweren Flechten über den Rücken herab; den nackten vollen Arm mit dem schneeweißen aufgebauschten Hemdärmel hatte sie um den Stamm

Erinnerungen von seiner Reise in diesem Lande im Jahre 1840 (vergl. oben S. 311 f.) zu verwerten.

Das bedauernswerte Schicksal Julius Mosens, des Dichters des Liedes „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war“ und noch mancher anderen schönen und damals vielgesungenen Lieder, der seit bald zwei Jahrzehnten an unheilbarer Krankheit dahinsiechte, veranlaßte Albert, im gleichen Jahrgang der Dorfzeitung einen „Aufruf an deutsche Herzen“ zu veröffentlichen, in welchem er eine Sammlung für eine Ehrengabe an den Dichter anregte. Es sollte ein Ehrenbecher sein. „Er soll den Labetrunk,“ schrieb Albert, „der seine brennenden Lippen kühlt, aus diesem Becher nehmen, und der Trunk wird ihn erquicken, denn der Gedanke wird ihn würzen, daß Deutschland Mitgefühl hat nicht nur für seinen Ruhm, sondern auch für seine Leiden, und daß ein deutscher Dichter nicht erst zu sterben braucht, daß ihm ein Denkmal gesetzt werde.“ Der Aufruf war von Erfolg gekrönt. Im folgenden Jahrgang der Dorfzeitung konnte Albert berichten, daß am Weihnachtsabend des Jahres 1863 in Oldenburg, wo der Dichter lebte, ihm von einer Anzahl Freunde gleichzeitig mit den von „unseren liebenswürdigen vaterländischen Weinhändlern“ gestifteten Weinspenden der Ehrenpokal überreicht worden sei. Er trug die Widmung „Dem deutschen Dichter und dem deutschen Manne, unserem Julius Mosen in Liebe und Treue gewidmet. Weihnachten 1863“. Auf der Rückseite waren die Verse eingegraben:

„Sei ihm hold,
Flüssiges Gold,
Bring ihm zurück
Gesundheit und Glück
Und freudige Kraft,
Du deutscher Rebensaft!
Sein Mundschenk unsre Liebe,
Und unsre Treu sein Pfühl!“

Die Verse hatte Albert selbst gedichtet. Der Pokal war von einem Pforzheimer Künstler, Karl Siebenpfeiffer, entworfen und

ausgeführt worden. Mosen drückte seinen Dank in einem Gedichte aus, das er noch am heiligen Abend seiner Frau diktierte und das diese mit einem Dankschreiben Albert übersandte. Es lautete:

„Es prangt vor mir in Märchenpracht
Der Becher, vom deutschen Volk gebracht,
Füllt mir den Becher bis an den Rand,
„Es lebe hoch das Vaterland!"
Gott schirme die deutsche Jugend zugleich
Im heiligen Kampfe für Recht und Reich,
Hell sei mein Dank wie der Weihnachtsstern,
Er grüße die Freunde nah und fern:
Gott schütze vor allem die Rosenblüte
Der deutschen Poesie in Eurem Gemüte!"

Nicht ganz vier Jahre später brachte der Tod Mosen die Erlösung von seinen schweren Leiden. Der Brief, in welchem seine Wittwe Albert von dem Hinscheiden ihres Gatten Kunde gab (16. November 1867), gedachte noch einmal mit Worten innigen Dankes der großen Freude, welche dem „armen, schwer bedrückten Leidenden" durch die von Albert veranlaßte Ehrung bereitet worden war und welche die letzten Jahre seines herben Prüfungsdaseins ihm verschönte.

Außer den größeren Erzählungen hat Albert im ersten Jahrgange der Dorfzeitung wie auch in den folgenden noch eine nicht geringe Anzahl weiterer Beiträge veröffentlicht, so verschiedene kürzere biographische Skizzen und Charakteristiken („Karl von Rotteck," „Horace Vernet", 1863, „Fichte", 1864, u. a.), wie solche auch der Kalender von Zeit zu Zeit brachte, belehrende Aufsätze (z. B. „Etwas über den Tabak," 1864, „Der Blitzableiter," 1865), vor allem aber zahlreiche Anekdoten, Scherze, kleinere Gedichte, Sprüche in Prosa und in Versen u. s. w. Auch hat er für die Dorfzeitung eine wöchentliche politische „Rundschau" geschrieben, die ähnlich den „Weltbegebenheiten" des Kalenders, nur selbstverständlich viel mehr auf Einzelheiten eingehend, über die wichtigen Ereignisse der Zeit berichtete. Diese nämliche Rundschau wurde auch eine Zeitlang in der „Breisgauer Zeitung"

abgedruckt, bis Albert dann später während einiger Jahre für dieses Blatt eine besondere „Wochenrundschau“ verfaßte.

Der Dorfzeitung war keine allzulange Dauer beschieden. Sie fand niemals eine Verbreitung, die sich auch nur entfernt mit der des Kalenders vergleichen ließe, obwohl alles für den Vertrieb getan wurde und man ihr selbst in Amerika Eingang zu verschaffen suchte, wie wir einem Briefe entnehmen, den Brentano, der ehemalige Diktator der badischen Revolution von 1849, von Springfield Ill. aus am 12. Januar 1863 an den Herausgeber richtete. Er schrieb:

„Ihr gefälliges Schreiben vom 17. Dez. v. J. wurde mir hierher gesendet, wo ich gegenwärtig als Mitglied des Repräsentantenhauses der Staatslegislatur mich aufhalte. Ich ersehe daraus, daß Sie von Neujahr ab „Des Lahrer hinkenden Boten illustrierte Dorfzeitung“ herausgeben und daß Sie so freundlich sein wollen, mir eine Nummer dieser Zeitung regelmäßig zuzusenden. Wenn, wie ich nicht zweifle, Ihre „Dorfzeitung“ in derselben populären, belehrendunterhaltenden und freisinnigen Weise redigiert werden wird wie Ihr Lahrer hinkender Bote, so gehört wenig Prophetengabe dazu, vorauszusagen, daß Ihr neues Unternehmen von großem Erfolg gekrönt sein wird, und sollte ich imstande sein, etwas dazu beitragen zu können, daß die Dorfzeitung auch hier in Amerika verbreitet werde, so soll gewiß keine Gelegenheit von meiner Seite versäumt werden. Ich habe schon einigemal Gelegenheit genommen, meinen alten Bekannten aus meinen Knabenjahren, den „Lahrer Hinkenden“, meinen Lesern zu empfehlen und Interessantes daraus abzudrucken, so namentlich die Vorlesung über den elektr. magn. Telegraphen, die namentlich unserm alten Hecker unsägliches Gaudium gemacht hat. Ich habe unter Einem nach Hause geschrieben, daß Ihnen die „Chicago Sonntagszeitung“ regelmäßig zugesendet werde, und will Ihnen auch einige Probenummern der wöchentlichen Ausgabe der „Illinois Staatszeitung“ zuschicken lassen, damit Sie sehen, was für ein Blatt es ist, welches ein ehemaliger badischer Flüchtling herausgibt. . . .“

Schon im Jahre 1867 waren die Schwierigkeiten, mit denen die Zeitschrift zu kämpfen hatte, so bedeutend, daß Schauenburg ernstlich den Gedanken erwog, sie wieder eingehen zu lassen. Es kam damals noch nicht dazu, und sie fristete noch volle sieben Jahre ihr Dasein weiter, bis sie endlich 1875 zu erscheinen aufhörte, nachdem sich keine Möglichkeit gezeigt hatte, sie länger über Wasser zu halten. Schauenburg erblickte den Grund dafür hauptsächlich in dem großen Mangel an Originalarbeiten Alberts, hauptsächlich an solchen erzählenden Charakters, die allerdings in den späteren Jahrgängen hinter denjenigen fremder Autoren ganz zurücktreten. Bei seiner angestrengten Berufstätigkeit war es Albert eben nicht möglich, in gleichem Maße wie dem Kalender sich auch der Dorfzeitung zu widmen!

Albert arbeitete keineswegs besonders rasch und leicht. Wenn man seine frischen, flottgeschriebenen Geschichten und Erzählungen liest, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen von der Mühe und Sorgfalt, welche er auf ihre Ausarbeitung im einzelnen verwandte. Von den größeren Erzählungen liegen nicht selten drei und mehr Entwürfe vor. Immer und immer wieder hat er geändert und verbessert, hier einen besonders wirkungsvollen Zug nachträglich eingefügt, dort den Ausdruck volkstümlicher gestaltet. Besondere Sorgfalt beanspruchten die populärwissenschaftlichen Aufsätze; sie wurden stets zur Durchsicht anerkannten Gelehrten und bewährten Fachmännern übersandt, deren Bemerkungen dann bei der endgültigen Fassung aufs peinlichste berücksichtigt wurden. Dazu kam, daß Albert die Beiträge anderer Schriftsteller, welche für den Kalender bestimmt waren, immer selbst aufs sorgfältigste prüfte und nicht selten auch vor dem Abdruck ganz oder teilweise umarbeitete, um eine volkstümliche Wirkung zu erzielen. Weitere Arbeit erwuchs endlich aus der Gepflogenheit, für die verschiedenen Länder *verschiedene Ausgaben des Kalenders* zu veranstalten. So gab es eine badische Ausgabe, eine preußische, eine österreichische, eine amerikanische und andere. Sind auch die größeren erzählenden Abschnitte allen diesen Ausgaben in der Regel gemeinsam, so wichen andere Teile des Kalenders doch

wieder voneinander ab (so namentlich vielfach die „Weltbegebenheiten") und mußten bisweilen in mehrfacher Gestalt niedergeschrieben werden. Alles das erforderte Zeit und Mühe, und wir begreifen, daß die Kalenderarbeit zu Zeiten Albert recht zusetzen konnte und Klagen wie die: „Der Kalender bringt mich noch um" in seinen Briefen zeitweise häufig wiederkehren.

Das Bild von Alberts schriftstellerischer Tätigkeit wäre unvollständig, wenn wir nicht auch mit ein paar Worten wenigstens seiner Gedichte gedenken würden.

Albert hat schon sehr frühe Verse gemacht. Wer hätte das nicht getan, namentlich in einer Zeit mit so ausgeprägten literarischen Interessen, wie die dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine waren? Von besonderer Bedeutung für seine dichterischen Versuche wurde die schwärmerische Verehrung, die er im geheimen längere Zeit für Agnes Schebest hegte. Das früheste Gedicht an sie stammt aus dem Jahre 1836 und findet sich im Tagebuche Alberts. In den folgenden Jahren hat er die Künstlerin dann noch wiederholt besungen. Auch diese späteren Gedichte hat er in sein Tagebuch aufgenommen; eines derselben ist schon gelegentlich mitgeteilt worden. Entsprechend der gedrückten Stimmung, die damals sein Gemütsleben beherrschte, haben die Gedichte dieser Jahre durchgängig etwas Schwermütiges und Düsteres. Schillers Einfluß, des Dichters, den Albert vor allen bevorzugte, zeigt sich in der Wahl der Versmaße und in einem stark pathetischen Zug, der allen Gedichten gemeinsam ist. Neben der Liebe sind Gott, die Schönheit, der Ruhm, das Vaterland, die Freiheit Gegenstände der dichterischen Ergüsse des Jünglings.

Eine Anzahl seiner Gedichte aus dem Jahre 1837 schrieb Albert sorgfältig ins Reine und übergab sie seiner Mutter Wilhelmine Christine an ihrem Geburtstage (21. Dezember 1837) mit folgender Widmung:

„Was ich gepflückt in müßigen Stunden,
Was ich gedacht und was ich empfunden,
Ich habs zu einem Kranze gewunden,
Und freundlich sei er Dir geweiht.

Ich weiß nicht fein mich auszudrücken,
Ich kann nicht schmeicheln, mich nicht bücken,
Doch weiß ich warm die Hand zu drücken,
Und mein Symbol ist Herzlichkeit!"

Unter den Gedichten schilderte eines Alberts Gedanken und Gefühle am Grabe seiner Großmutter in Ittersbach (16. August 1837), ein zweites seine Empfindungen, als er bei einem Besuche in Heidelberg die Hütte erblickte, die aus dem Schaffot errichtet war, auf dem im Jahre 1820 Karl Sand, der Mörder Kotzebues, in Mannheim sein Blut verspritzt hatte. Die Teilnahme, welche die selbst poetisch veranlagte, geistvolle Mutter den dichterischen Versuchen ihres Sohnes entgegenbrachte, bekunden zahlreiche Äußerungen in ihren Briefen an diesen, sowie eigenhändige Bemerkungen und Zusätze, die sie in dem Manuskripte seiner Gedichte beisetzte.

Später ist dann die Liebe zu seiner Julie gleichfalls nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf Alberts Dichtkunst geblieben. Schon kurze Zeit, nachdem er die Geliebte kennen gelernt hatte, verehrte er ihr eine Auswahl seiner früher entstandenen Gedichte; „Blätter der Erinnerung an Julie Desepte von einem Freunde, Albert Bürklin" setzte er als Aufschrift auf den Umschlag. Bald darauf widmete er ihr dann auch selbst Gedichte, zum Geburtstag, zum Namenstag u. s. w., und nachdem sie seine Braut und später seine Frau geworden war, ließ er vollends keine Gelegenheit, die sich bot, vorübergehen, ohne sie mit einigen Versen von seiner Hand zu erfreuen.

Auch sonst hat Albert Gelegenheitsgedichte verfaßt, so z. B. auf den Abschied seines Bruders Theodor, als dieser im April 1838 nach Ostindien ging, auf den Tod seiner Schwester Marie (1847) u. s. f. Echte Empfindung, die aus der Tiefe des Herzens

Deutschlands Schild und Schwert.

Es steigt im Westen ein Wetter herauf,
Ein Wetter in Osten und Süden,
Nun thürmen sich Wolken an Wolken zu Hauf,
Nun seid Ihr des Vaterlands Hüter!
O Deutschland, mein Deutschland, du kennst diese Zeichen,
Steh' wacker, steh' fest, wie im Sturme die Eichen!

— · —

Der Franke, Ihr seht, wie er schmeichelt und girrt —
Man kennt Euch, Ihr welschen Gedanken!
Der Hahn hat gekräht, die Kette geklirrt,
O Deutschland hab' Acht auf den Franken!
Reiß' ab ihm die Larve, dem schleichenden Schmeichler,
Tritt stolz ihm entgegen, dem tückischen Heuchler!

— · —

Der Franzmann, er will sein zerrüttetes Herz,
An Deutschlands Herzen erwärmen,
Der Franzmann, er möchte im zärtlichen Scherz,
Die Königin „Deutschland" umarmen!
Zurück nur, du Feiner, es wird mit Entzücken,
Dich Deutschland in seiner Umarmung erdrücken!

— · —

Das Unkraut der Empörung, das hat Er gepflanzt,
Auf Piemont's blühenden Auen,
Dort wird jetzt der tödtliche Reigen getanzt,
Ein Tanz voll Entsetzen und Grauen!
Auf! Deutschland, erwach! Hörst du die Tanzmusik klingen?
Was säumest du [illegible], dich im Reigen zu schwingen?

Wenn Deutschlands Führer aufsteht, wo säumest du, Recht?
Zu Deutschland, dein Schild klingt im Winde,
Wenn Schild fällt, o Deutschland, dein Schwert gesenkt,
Schwert Deutschland's entflieg deiner Scheide!
Mit klingendem Schild und mit blitzendem Schwerte,
Wirf Deutschland die letzten Feinde zur Erde!

— . —

Dein Erbe, er kämpft für seine Herrlichkeit,
Voll Recht sich und Ehre benehmen,
~~[illegible]~~ } Deutschland beschützt er sein Volk.
Ein Vaterland [illegible] }
Laß' Zweifel und Zwietracht, laß' fahren!
Jetzt ist es nicht Zeit mit den Waffen zu rasten,
Doch Zeit ist es jetzt für den Erben zu fassen.

— . —

O Deutschland, du edles, du herrliches Land,
Sey' einig in Worten und in Thaten,
Laß' blitzen dein Schwert und laß' klingen dein Schild
Bis du noch deine Feinde zerschmettert!
Sey' einig mein Deutschland, sei einig und treu,
Zerbrich deine Ketten, sei mächtig, sei frei!

— . —

Carlsruhe 21 Mai 1845

C. [illegible]

quillt, ist allen diesen poetischen Erzeugnissen eigen, und als Dokumente der Entwicklungsgeschichte Alberts haben sie ihre Bedeutung, selbständigen literarischen Wert können sie dagegen nicht beanspruchen, und Albert hat deshalb auch, und mit Recht, nie daran gedacht, sie der Öffentlichkeit zu übergeben.

Anders ist dies mit einigen weiteren Gedichten der Fall.

Das bewegte Jahr 1859, das in Alberts Kalenderschriftstellerei eine bedeutsame Rolle gespielt hat, hat ihn auch dichterisch angeregt. Sehr bald nach dem Ausbruch des Krieges in Italien, am 21. Mai, entstand das Gedicht „Deutschlands Schild und Schwert", in dem er in schwungvollen Versen zur Einheit mahnte und aufforderte, einmütig den welschen Anmaßungen entgegenzutreten:

„O Deutschland, Du stolzes, Du königlich Bild,
Sei einig in Sturm und in Wettern,
Laß blitzen Dein Schwert und laß klingen den Schild,
Du wirst Deine Feinde zerschmettern!
Sei einig mein Deutschland, sei einig und treu,
Zerbrich Deine Schranken, sei mächtig, sei frei!"

Das Gedicht wurde bei Geiger in Lahr gedruckt und noch im Mai in viel tausend Exemplaren überall hin an Zeitungsredaktionen, Buchhandlungen u. s. w. verschickt. Eine getreue Nachbildung der eigenhändigen Niederschrift Alberts ist unserem Buche beigegeben.

Einige Wochen später, am 20. Juni, dichtete er dann weiter die folgenden Verse:

„Du hast's gewagt!

Du hast's gewagt!
Mit stahlbewehrter Faust, mit keckem, kühnem Griffe
Hast Du des Franken Lug, des Sarden Trug zerstört,
Du schleudertest den Blitz durch ihre schlauen Kniffe,
Des treuen Schwertes Blitz, das keine List betört.
Zerstiebet Lug und Trug vor dieses Blitzes Klarheit,
Hoch Östreich Dein Panier! im Kampf für Recht und Wahrheit!

Du hast's gewagt!
Der Sarden frechem Troß, dem stolzgeblähten Franken
Hast Du — die Hand am Schwert — die Stirne frei gezeigt,
Ein Ritter, deutsch und treu, sprengst stolz Du in die Schranken,
Nie hat Dein edles Haupt sich fremdem Trotz gebeugt.
Noch lebt ein Gott, er wird auch selbst Dein Recht beschützen,
Er braust in Deinem Arm, in Deines Schwertes Blitzen!

Du hast's gewagt!
Es war ein kühner Wurf, es gilt ein männlich Wagen,
— Die Feinde vor der Brust, im Rücken den Verrat,
Zweideut'ger Freunde List, mattherz'ger Freunde Zagen —
So stehest Du allein, ein Mann der kühnen Tat!
Allein und schweigend kämpfst ein Held Du im Gefechte,
Vertraust auf Deinen Gott, Dich selbst und Deine Rechte!

Du hast's gewagt!
Schon tobt der heil'ge Kampf, von Glorie umgossen
Liegt manches edle Haupt auf blutgetränktem Feld,
Und Ströme teuern Bluts und Tränen sind geflossen,
Auf seinem treuen Schild liegt mancher wackre Held:
Doch wankst Du nicht, Du wirst in diesem blut'gen Ringen
Die Achtung einer Welt dem deutschen Schwert erzwingen.

Du hast's gewagt!
Ein Ritter Sankt Georg, schwingst Du die heil'ge Lanze,
Ein leuchtend Meteor für Deutschlands Ruhm und Pflicht,
Und nicht vergebens ringst Du nach dem Lorbeerkranze,
Denn deutsche Ehr' und Treu' verläßt den Bruder nicht,
Und jedes deutsche Herz schlägt glühend Dir entgegen,
Und jede deutsche Faust sieht man ans Schwert sich legen!

Auf! frisch gewagt!
Auf Deutschland, auf! Es gilt, die Ehre ist verpfändet,
Den Stahlhelm auf Dein Haupt, die Streitaxt in die Faust!
Drauf in den trotz'gen Feind, der deutsche Ehre schändet,
Drauf, wie ein Wettersturm, der durch die Eichen braust!
Hie Östreich, halte fest! Hie Deutschland, schmettre nieder!
Die Siegessonne schau' ein einig Deutschland wieder!"

Auch dieses Gedicht, dessen Verlag die Buchdruckerei J. G. Vogel in Rastatt übernahm, wurde als Flugblatt unter dem Titel „Österreich! Du hast's gewagt! Eine Stimme aus Süddeutschland von A. B." überall verbreitet. Der Reinertrag floß dem Unterstützungsverein für verwundete österreichische Krieger zu.

Einige andere Gedichte, die Albert im Kalender abdrucken ließ, wurden schon gelegentlich erwähnt, so „Das schlimme Wort" (1860), das „Abendlied eines Bahnwärters" (1863). Im Kalender auf das Jahr 1880 erschien weiter „Aus der guten alten Zeit. Gespräch zwischen Herrn und Frau Atzelmaier." Von anderen Gedichten sei noch eines erwähnt, das die Überschrift „Ostersonntag" hat und die Osterproklamation Großherzog Friedrichs vom 7. April 1860 verherrlicht. Dasselbe ist weiter unten abgedruckt.

Mit Glück hat Albert sich auch als Spruchdichter versucht. Kalender und Dorfzeitung enthalten von ihm kürzere und längere Sprüche in gebundener Rede, welche alle möglichen Gegenstände behandeln, vornehmlich jedoch Vorschriften allgemeiner Lebensweisheit geben; auch gereimte Wetterregeln befinden sich darunter. Als Proben patriotischer Sprüche teilen wir aus einer größeren Anzahl solcher, die er beim achtzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. gedichtet hat, drei mit.

Unser Kaiser achtzig Jahr,
Ein junger Held mit weißem Haar!

* * *

Unser Kaiser, unser Held!
Deutschland Du bist wohl bestellt!

* * *

Franzosen habt acht,
Unser Kaiser wacht!

Satirischen Anwandlungen verdankt das folgende Epigramm seine Entstehung.

27

Organisation der Betriebsverwaltung.

Recht untertänig nach oben,
Nach unten recht grob sein,
Nach unten voll Tadel,
Nach oben voll Lob sein,
Das wird, wie bekannt,
Energie genannt.

Den Schluß mag ein weiteres Epigramm bilden, in dem Albert seine Stellung zum Christentum, beziehungsweise zur Lehre von der Gottheit Christi, ausgesprochen hat. Die Zeit der Entstehung läßt sich für dieses Epigramm so wenig wie für das vorhergehende feststellen.

Christus.

Für einen Menschen — göttlich Ziel,
Für einen Gott — ein Gaukelspiel.
Da Christus Ihr zum Gott gemacht,
Habt Ihr gewendet Licht zur Nacht!

* * *

Zu Anfang des Jahres 1861 erfolgte Alberts Versetzung nach Freiburg. Am 25. Januar wurde er zum Bezirksingenieur und Vorstand des dortigen Eisenbahnamtes ernannt; gleichzeitig wurde ihm der Charakter als Eisenbahninspektor verliehen.

Nicht ganz zehn Jahre hatte Alberts Aufenthalt in Karlsruhe gedauert. Der Abschied von dieser Stadt fiel ihm und den Seinigen nicht leicht. Die Verhältnisse, in die sie sich eingelebt hatten, waren derart, daß sie sich dieselben nicht angenehmer wünschen konnten. Ein Kreis von Freunden hatte sich um die Familie gesammelt, den sie nun missen sollte. „Wird uns wohl Freiburg Ersatz bieten für die viele Liebe, die uns hier zuteil ward?" schrieb Julie damals an ihren Gatten, der nach Freiburg vorausgegangen war. Seit dem Jahre 1855 lebte Alberts Mutter in dem benachbarten Baden; im darauffolgenden Jahre hatte sich hier außerdem ihre inzwischen ebenfalls verwitwete Schwester



Adelheid Grunelius, geb. Fecht.

Adelheid Grunelius niedergelassen und eine eigene Villa gebaut, wobei ihr Albert mit Rat und Tat zur Seite gestanden war. Besuche der ganzen Familie in Baden kamen in der Folgezeit häufig vor, und insbesondere Julie und die Kinder verweilten verschiedene Male längere Zeit dort und fanden Erholung in der stärkenden Luft der herrlichen Bäderstadt. In den geselligen Kreisen der Bürgerschaft und des Beamtentums der Residenz nahm Albert eine angesehene Stellung ein. Er war ein anregender Gesellschafter, voll Witz und Humor und stets bereit, durch rednerische Vorträge oder poetische Gaben seinen Teil zur Unterhaltung beizutragen; die Gesellschaft der Bären u. a. zählte ihn zu ihren geschätztesten Mitgliedern. Aber auch ernsteren Aufgaben entzog er sich nicht. Als im Juli 1859 in Karlsruhe eine Vereinigung patriotischer und wohltätiger Männer eine Lotterie zugunsten verwundeter, kranker und verkrüppelter österreichischer Soldaten und deren Familien ins Leben rief, gehörte Albert nicht nur zu den Unterzeichnern des Aufrufs, sondern machte sich auch sonst durch tatkräftiges Eingreifen um das Gelingen des Unternehmens verdient.

Die Achtung und Beliebtheit, der er sich allenthalben erfreute, kam deutlich zum Ausdruck in einem Nachruf, den ihm bei seinem Scheiden aus Karlsruhe die Badische Landeszeitung widmete. In demselben hieß es:

„Heute hat uns Herr Inspektor Bürklin verlassen, um seinen nunmehrigen Wirkungskreis als Vorstand des Eisenbahnamtes Freiburg anzutreten. Wir sehen ungerne einen Beamten aus unserer Mitte scheiden, welcher durch seine rege Teilnahme an den Interessen unserer Stadt, durch seine geselligen Talente, vor allem aber durch die Reinheit und Ehrenhaftigkeit seines allem bureaukratischen Wesen abholden Charakters uns so wert geworden, indem seine literarische Tätigkeit ihm auch über den Grenzen unseres Vaterlandes zahlreiche Verehrer erwarb. Von den vielfachen Aufmerksamkeiten, welche dem Scheidenden zuteil wurden, sei hier nur die anonyme Zusendung eines wertvollen Ringes mit der Inschrift „Dem vaterländischen Dichter zur Erinnerung an Karlsruhe" erwähnt. Indem Herrn Bürklin unsere besten Wünsche

begleiten, wollen wir gerne hoffen, daß derselbe in nicht zu ferner Zeit uns wieder werde zurückgegeben werden." (26. Februar.)

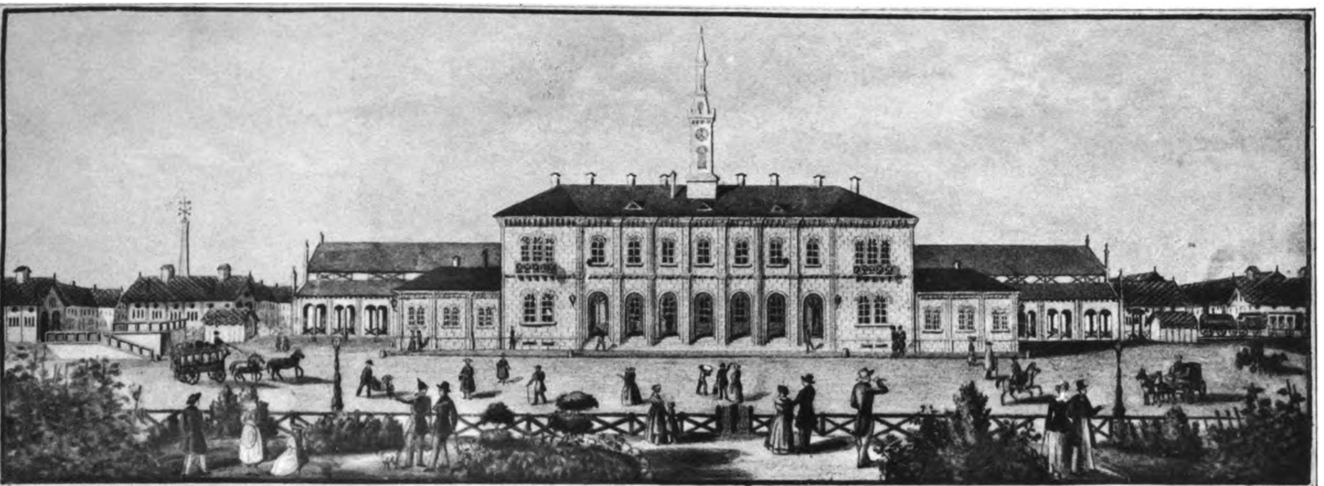
Albert ging in den letzten Tagen des Februar zunächst allein nach Freiburg; seine Familie wurde durch eine Erkrankung des kleinen Max noch in Karlsruhe zurückgehalten und folgte erst einige Wochen später nach. In Freiburg bezog die Familie eine Dienstwohnung im Bahnhofgebäude, wie sie eine solche auch im Karlsruher Bahnhofe bisher innegehabt hatte.

Aus dem Jahre 1860 und dem Anfange des Jahres 1861 sind uns nach längerem Zeitraume wieder kurze tagebuchartige Aufzeichnungen Alberts erhalten. Sie lassen uns u. a. auch einen Blick in das Gemütsleben ihres Verfassers tun, und da nehmen wir denn wahr, daß trotz dem glücklichen Familienleben, das ihm beschieden war, trotz der ihn durchaus befriedigenden dienstlichen Stellung und trotz den Erfolgen, die ihm als Schriftsteller überraschend schnell zugefallen waren und ihn in kurzem, man kann wohl sagen, zum berühmten Mann gemacht hatten, daß trotz allen diesen glücklichen Umständen Albert gerade damals wieder von hypochondrischen Anwandlungen heimgesucht wurde, Stimmungen ihn beeinflußten, die recht wenig zu seinem übrigen Wesen stimmen, die aber nichts desto weniger einen besonderen Zug in diesem bilden und Albert sein ganzes Leben hindurch eigentlich nie vollständig erspart blieben. Ahnungen einer herannahenden schweren Erkrankung, ja eines frühen Todes waren es, die ihn vorübergehend schwer niederdrückten, bis es zuletzt seiner kräftigen Natur und seinem gesunden Geiste doch gelang, ihrer Herr zu werden. Außerdem berichten die Aufzeichnungen über Vorkommnisse aus dem täglichen Leben der Familie; auch literarische Angelegenheiten u. s. w. spielen herein.

Einige Auszüge aus dem Tagebuche mögen hier folgen.

1860.

Karlsruhe. Mai. Mittwoch, 23. — Das Manuskript „Die Knielinger Eisenbahn" an Dr. Hauser [für die Badische Landes-



Der Bahnhof in Freiburg.

zeitung] übergeben. Mit Alex nach Baden, wo er einige Zeit zu seiner Erholung zubringen soll. . . . Abendspaziergang mit den Kindern nach Lichtental.

Freitag, 25. — . . . Julie reist schnell nach Baden, um Alex zu holen, der das Heimweh hat.

Juni. Freitag, 1. — Besuch in Heidelberg. Zur Feier der Anwesenheit des Großherzogs: Neckarfahrt. Illumination des Schlosses. Das war eine Huldigung der Volkspartei. Der Fürst kann leicht erkennen, daß er jetzt auf dem rechten Wege ist.

Montag, 4. — Des Expeditionsrats Reise zu dem Freiburger Sängerfeste macht Furore. [Erschien in der Karlsruher Zeitung 2.—7. Juni 1860.] Es wird in allen Blättern abgedruckt. Der „Steffe-Marte" ist sogar in amerikanischen Blättern erschienen. [Erschien zuerst in der Badischen Landeszeitung vom 16. bis 18. Nov. 1859.]

Freitag, 15. — Mit dem 3 Königszuge (Hannover, Sachsen, Württemberg) nach Baden gefahren. Napoleons Ankunft halb 7.

Samstag und Sonntag, 16./17. — Der Fürstenkongreß in Baden.

Dienstag, 19. — „Schuld und Sühne" [„Eine Erzählung aus dem Leben von B. Albert", erschien zuerst in der Karlsruher Zeitung vom 5. bis 24. Juli 1860] erhalten sehr verschiedene Beurteilung. Ich bin begierig.

Juni 21. — . . . nach Baden gefahren, um die Mutter und Kinder zu überraschen.

November 20. — Mit Herrn Kaufmann Stüber Unterredung wegen der Knielinger Eisenbahn. Ein unterrichteter, strebsamer Mann. Der Gemeinderat aber eine Spießbürgerpastete, die sich durch eine Philisteriumssauce etwas pikant zu machen sucht.

November 21. — Besuch vom Grafen Brußel [Graf Alexander von Broussel, Oberstkammerherr a. D. in Karlsruhe], der mich hinter die Wasserleitung hetzen will. Welche Plage, populär zu sein! Alle Welt meint, man müsse für sie die Kastanien aus dem Feuer holen.

November 22. — Artikel über die Knielinger Eisenbahn an die Landeszeitung geschickt. [In Nr. 276 vom 23. November abgedruckt.]

O, die Presse ist ein köstlich Ding, um den Erdklötzen Feuer und lebendigen Odem einzublasen. Wenn ich nur einmal hinter die liebenswürdige Direktion der Verkehrsanstalten dürfte.

Dezember 11. — Drei ereignisvolle Wochen liegen hinter mir.

1. Meine Mädchen sind in das Vaterhaus zurückgekehrt. Es sind zwei liebe Dinger und ich bin Gott dankbar für die lieben Kinder.

2. Der Großherzog hat mir nebst liebenswürdigem Handschreiben eine kostbare Brillantnadel geschickt als Anerkennung für meine Tätigkeit und meine Leistungen auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur. In der Audienz war er sehr freundlich und aufmunternd. Man sieht, die Schriftstellerei fängt an reellen Nutzen zu bringen. Schade, daß sie vorerst brach liegen muß, denn

3. die Vorarbeiten zur Knielinger Eisenbahn nehmen mich sehr in Anspruch, noch aber habe ich kein schriftliches Anerbieten. Es ist keine Energie in dem Spießbürgertum.

4. Meine Versetzung nach Freiburg und die Knielinger Eisenbahn kommen in Konflikt. Ich bin begierig, wie sich das entwirren wird.

1861.

11. 4. 61. — Ich bin seit sechs Wochen in Freiburg. Alles ist erfüllt, um mich zum glücklichsten Menschen zu machen, und doch bin ichs nicht. Ein namenloses Angstgefühl preßt mir das Herz zusammen, ich leide namenlose Qualen, die mir das Haar bleichen, und die ich kaum Kraft haben werde, auf die Dauer zu tragen. Die Ärzte wissen nichts, wie gewöhnlich. Gott sei gnädig mit mir, und wäre es nur um meiner Lieben willen.

So vieles Glück um mich herum, und ich kann ihm mein Herz nicht öffnen!

17. 5. 61. — Mein Herz wird leichter und meine Seele lichter, ich habe nur noch leichte Mahnungen zu bekämpfen. Gott, ich danke Dir für diese unverdiente Gnade. Lasse, ach lasse mich glücklich sein.

18. 5. 61. Alex Grunelius [Sohn von Adelheid Grunelius, der Tante Alberts] begrüßt mich auf der Durchreise. Ich habe ein

dankbares Herz für die Familie Grunelius und möchte gerne eine Gelegenheit finden zu vergeltender Tat.

19. 5. 61. — Der erste Pfingstsonntag in Freiburg. Gewaltige Bauernfrequenz. . . .

20. 5. 61. — Langweiliger Pfingstmontag. Freundlicher Brief von Tante Grunelius.

22. 5. 61. — Meiner Julie Namensfest. 2 Schürzen, 2 Halstücher, 1 Gürtel.

Schloßberggedanken: „Die Krankheit ist ein Feind, gegen den man sich wehren kann wie gegen jeden andern. Doch nur der Tapfere wird ihr widerstehen, den Feigling wirft sie beim ersten Stoße in den Sand; fällt der Tapfere, so stirbt er auf seinem Schilde."

Meine Mutter überrascht uns mit ihrem Besuch.

23. 5. 61. — . . . Schwager und Schwägerin Schnetzler nebst Tochter auf Besuch.

24. 5. 61. — Konsultation mit Hecker [Dr. K. Hecker, Arzt und Professor an der Universität Freiburg] über meine trostlose Stimmung. Sein Ausspruch ist beruhigend. Wie Gott will. Ich unterwerfe mich seinem Willen.

25. 5. 61. — Mit Schnetzler Kurbelwagen-Partie nach Emmendingen. Biergarten und Kegelspiel.

26. 5. 61. — Spaziergang nach Günterstal und über Loretto zurück. Anton [Anton Desepte, Alberts Schwager, damals Registrator bei der Direktion der Verkehrsanstalten in Karlsruhe] vermißt Rebbele [Bierbrauerei Reble in Karlsruhe], und die Freiburger Poesie kann ihm keinen Ersatz bieten für die Karlsruher Prosa. Zum Teufel mit der Poesie, wenn man bei der Prosa dick und gesund wird und glücklich dabei.

28. 5. 61. — Land- und Wasserpartie nach Breisach mit Oberbaurat Durban [Alberts ehemaliger Vorgesetzter in Emmendingen]. Mein schweres Herz läßt mich nicht zum vollen Genusse des Glückes kommen, das ich hier in der Erinnerung zu finden hoffte. Durban ist ein lieber Mann, für den ich hochachtungsvolle Freundschaft fühle.

29. 5. 61. — Vorbereitungen zum Fronleichnamsfeste. Plünderung der Wälder.

30. 5. 61. — Fronleichnamsfest. Pomphaftes Possenspiel für Narren und Dummköpfe; herrliche Schaustellung für Heuchler.

31. 5. 61. — Schnetzler reist ab. Ich begleite ihn bis Offenburg. Probefahrt auf dem westlichen Gleise zwischen Offenburg und hier. Burg [Postrat bei der Direktion der Verkehrsanstalten], Klingel [der Jugendfreund Alberts, damals Baurat bei der Direktion der Verkehrsanstalten], Stimm [Baurat], Scheffel [der Vater des Dichters, Major und Oberbaurat]. Fällt gut aus. . . .

5. 6. 61. — Wegen Knielinger Eisenbahn nach Karlsruhe gereist. . . .

6. 6. 61. — Auf der Rückreise in Rastatt und Baden Besuche gemacht. Schnetzlers sind treue, liebe Freunde. Alex [Grunelius] Bräutigam mit einem Fräulein Köchlin [Marie, Tochter des Fabrikanten Köchlin in Mülhausen im Elsaß]. Alle herzlich gegen mich.

7. 6. 61. — Meine Mutter reist nach Baden zurück. Der Käufer ihres Hauses ist Pietist und Schwindler und meine arme Mutter ist abermals betrogen worden.“ —

Die Frage einer Eisenbahnverbindung zwischen der Stadt Karlsruhe und dem Rhein, der „Knielinger Bahn,“ die in den voraufgehenden Aufzeichnungen wiederholt berührt wird, war im Jahre 1853 zum ersten Male aufgetaucht. Seitdem hatte sich die Gemeindeverwaltung von Karlsruhe noch verschiedentlich mit ihr befaßt. Um die Mitte des Jahres 1860 trat sie dann in den Vordergrund des allgemeinen Interesses, als Oberbaurat Sauerbeck bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus seiner vorgesetzten Behörde ein eingehendes Gutachten über die Anlage einer solchen Bahn erstattete und dieses Gutachten auf Veranlassung des Gemeinderats gedruckt und unter der Bürgerschaft verbreitet wurde. Albert hatte sich schon früher mit dieser Bahnfrage beschäftigt und nahm nunmehr auch in der Öffentlichkeit Stellung zu ihr. In verschiedenen, ohne seinen Namen erschienenen Zeitungsartikeln (Badische Landeszeitung vom 5. Juni und 7. Juli 1860,

Karlsruher Zeitung vom 18. Juli 1860) besprach er das Sauerbecksche Gutachten. Er erhob dabei u. a. gewichtige Bedenken gegen den von Sauerbeck vorgesehenen Zug der Bahn, welch letztere die Straße zwischen Grünwinkel und Mühlburg schneiden und im Bogen um diese Stadt herumgeführt werden sollte. Im Gegensatz hierzu befürwortete er eine Richtung der Bahn, die im wesentlichen der heute bestehenden entspricht, und sprach sich vor allem für die Errichtung einer Haltestelle am Mühlburger Tor aus. Die städtischen Kollegien entschieden sich nach längeren Verhandlungen in seinem Sinne, und im September beauftragte der Gemeinderat einen Geometer, die Bahnlinie zu nivellieren, und zwar unter der Anleitung Alberts, „welcher," wie es hieß, „die Gefälligkeit hatte, dieser Sache Interesse zu schenken". Am 6. Dezember wurde der von Albert bearbeitete Bauplan mit einer Haltestelle am Mühlburger Tor und einer Länge der Bahn von $2^{1}/_{10}$ Stunden, sowie einem Kostenvoranschlag von 410000 Gulden vom großen Bürgerausschuß genehmigt, und am 27. beschloß der Gemeinderat in Verbindung mit dem engeren Ausschuß, über den Bau der Bahn selbst mit Albert ein Vertragsverhältnis zu vereinbaren. Zur Erledigung der erforderlichen Vorarbeiten erhielt dieser nunmehr von seiner vorgesetzten Behörde, der Direktion der Verkehrsanstalten, einen vierwöchigen Urlaub, und später (14. Oktober 1861) erteilte ihm zur Ausführung des Baues selbst das Handelsministerium einen weiteren Urlaub von neun Monaten, nachdem die Direktion der Verkehrsanstalten es als im Interesse des Staates liegend bezeichnet hatte, „daß der von der Stadtgemeinde Karlsruhe unternommene Bahnbau von einem im Dienste des Staates stehenden und mit den bei dem Bau der Staatseisenbahnen befolgten Grundsätzen vertrauten und im Eisenbahnbau überhaupt erfahrenen Ingenieur ausgeführt werde, und die von demselben bei diesem Unternehmen gewonnen werdenden Erfahrungen der diesseitigen Verwaltung wieder zugute kommen werden." Am 13. März 1861 wurde der Vertrag zwischen der Stadt Karlsruhe und Albert vollzogen, kraft dessen dieser als Vorstand der zu errichtenden städtischen Eisenbahnbauinspektion die selbständige

obere Leitung des Eisenbahnbaues von Karlsruhe nach Maximiliansaue übernahm. Er verpflichtete sich darin, sämtliche für den Eisenbahnbau erforderlichen Vorarbeiten zu fertigen oder fertigen zu lassen, das gesamte Baupersonal zu ernennen, anzustellen oder zu entlassen und dessen Gebühren zu bestimmen, den Eisenbahnbau in allen seinen Teilen und mit allen seinen Beiwerken vollkommen selbständig und unabhängig nach dem Voranschlag bis zu seiner Vollendung auszuführen und zu dem Ende Arbeiten aller Art, sowie die erforderlichen Anschaffungen und Bauherstellungen nach seinem Gutdünken aus freier Hand oder auf dem Wege des Akkords, der Steigerung oder der „Soumission“ endgültig zu vergeben. Die Erwerbung des für die Bahn erforderlichen Geländes sollte durch eine städtische Kommission unter Zuziehung Alberts erfolgen. Als Vergütung wurden ihm 6000 Gulden ausgesetzt; 500 Gulden sollten sofort nach Vollziehung des Vertrags ausbezahlt werden. Für die Dauer der Vorarbeiten war ein monatlicher Gehalt von 100 Gulden, für die Zeit der eigentlichen Bauarbeiten ein solcher von 400 Gulden vorgesehen, der Rest der Summe sollte zur Ausbezahlung gelangen, sobald die Bahn in betriebsfähigen Stand gesetzt sei. Weitere Bestimmungen des Vertrags betrafen die Unterstützung Alberts bei seinen Arbeiten durch die Stadt, die Eröffnung eines Kredits für ihn bei der Stadtkasse, die Festsetzung von Diäten und „Voitüre-Auslagen“ für besondere Fälle und dergleichen.

Nachdem durch staatsministerielle Entschließung vom 21. Juni 1861 der Stadtgemeinde Karlsruhe die nachgesuchte Konzession zum Bau und Betriebe der Bahn erteilt worden war, wurde noch im Sommer 1861 die Eisenbahnlinie abgesteckt und vermessen. Am 15. Oktober begannen unter Alberts persönlicher Leitung die Vorarbeiten im engeren Sinne, im Januar 1862 wurde mit der Gütererwerbung der Anfang gemacht, am 1. Februar geschah der erste Spatenstich, am 14. Juni wurde die Bahn von Karlsruhe bis zur Brücke über die Alb durch die erste Lokomotive befahren, am 28. Juni dampfte die erste Lokomotive bis an die Ufer des Rheins, am 5. August endlich fand die Betriebseröffnung statt.

Von dem eigentlichen Bahnbau hat Albert selbst eine eingehende Schilderung gegeben in einer Reihe von Aufsätzen, welche in der Karlsruher Zeitung vom 18. bis 29. Oktober 1862 erschienen sind. Sie führen den Titel „Die Eisenbahn von Karlsruhe nach Maxau"; der Untertitel „Technische Humoreske", der im Manuskript steht, wurde beim Abdruck weggelassen. Albert gibt hier eine genaue Beschreibung der Bahn, ihrer Höhenverhältnisse, des zur Verwendung gelangten Konstruktionssystems, der Dämme, Brücken, Übergänge, Stationen u. s. w. Die Art, wie die Bauarbeiten ausgeführt wurden, wich in manchem von der bei den staatlichen Bahnbauten bis dahin üblichen Methode ab. Albert selbst sagt darüber folgendes:

„Die Dämme wurden hälftig hergestellt, d. h. die eine Hälfte des Dammes wurde mittels Pferdefuhren und Handkarren aufgeführt . . . . . und geschah die Aufführung der zweiten Hälfte des Dammes erst nach Vollendung des Geleises mittels Lokomotiv-Transport. . . . . Auch bei Herstellung ihres Oberbaues hat die Rheinbahn, in Abweichung von der bisherigen Übung, sich einige kleine Eigenheiten erlaubt. Anstatt für ihre Transporte kostbare Dienstbahnen anzulegen, oder dieselben mit großem Aufwande durch Pferdefuhren zu vollziehen, hat sie überall da, wo ein Stück Bahndamm fertig war, allsogleich das definitive Schienengeleise auf den nackten Bahnkörper gelegt und Eisenbahnwagen darauf gestellt und dieses als Dienstbahn benützt für den Weiterbau der Dämme, für Herstellung des Kiesbettes und für den Transport der Schienen und Schwellen. . . . Die richtige Höhenlage erhielten die Schienenstränge nach und nach durch Unterstopfen der Schwellen mit Kies. Durch diese Maßregel wurde es nicht nur möglich, die Bahn rasch und wohlfeil zu bauen, sondern es wurde auch durch die andauernden Transporte auf dem definitiven Schienengeleise dieses nach und nach so fest gelegt, daß es bei Eröffnung des Betriebes, der sechs Monate nach dem ersten Spatenstiche stattfand, nahezu den Zustand des Gleichgewichts erreicht hatte, und in diesem Augenblicke, somit nach zweimonatlichem Betriebe, die Regulierungsarbeiten das Maß der gewöhnlichen Unterhaltung nicht mehr über-

schreiten. Wie rasch ein neuhergestellter Damm mit der Lokomotive befahren werden könne, dieses Experiment hat man bei der Albbrücke gemacht. Bei der Albbrücke war am 26. Juni noch eine Dammbrücke von 200 Fuß Länge und 10 Fuß Tiefe. Am 28. Juni, vormittags 11 Uhr, war die Dammbrücke ausgefüllt, um 1 Uhr nachmittags lagen die Schwellen, um 3 Uhr waren die Schienen aufgenagelt, und um $3^1/_2$ Uhr fuhr die Lokomotive darüber und über die Brücke bis an den Rhein. . . ."

Am 4. August wurde, wie bereits mitgeteilt worden ist, die Bahn dem Betriebe übergeben. Der Gemeinderat der Stadt Karlsruhe veranstaltete aus diesem Anlasse am Nachmittag des genannten Tages eine Festfahrt nach Maxau, an der Mitglieder der Ministerien und der Mittelstellen, die Stadt- und die Landamtsbehörden, sowie zahlreiche andere Personen und selbstverständlich auch Albert, der Erbauer der Bahn, teilnahmen. Die Tätigkeit des letzteren war mit der Eröffnung keineswegs abgeschlossen. Noch waren die meisten Hochbauten nicht fertig und auch verschiedene andere Geschäfte harrten noch ihrer endgültigen Erledigung. Im Oktober waren diese letzteren dann so weit abgewickelt und auch die Abrechnungen im engeren Sinne abgeschlossen, daß Albert nach Ablauf seines Urlaubs, der ihm im Juli um ein weiteres Vierteljahr verlängert worden war, am 15. des erstgenannten Monats seinen Dienst als Vorstand des Eisenbahnamts in Freiburg wieder übernehmen konnte.

In die Zeit dieses seines zweiten vorübergehenden Aufenthalts in Karlsruhe war, was hier noch nachgetragen werden soll, die zweite Wiederkehr des Jahrestages der Osterproklamation Großherzog Friedrichs gefallen (7. April), welch letztere eine neue Zeit für Baden heraufgeführt hat. Allüberall im Lande wurde dieser Tag festlich begangen. In Karlsruhe fanden zwei Feiern statt, eine mehr offizielle im großen Saale des Museums und eine zweite im Gasthaus „Zum weißen Bären", wo sich der Kern der Karlsruher Bürgerschaft bei einem Festmahle vereinigte. An dem letzteren nahm auch Albert teil. Ein Bericht der Badischen Landeszeitung (Nr. 85 vom 10. April 1862) zählt die einzelnen

Redner auf, die hier sprachen, und fährt dann fort: „Unser genialer Volksdichter, Herr Inspektor Bürklin, trug nach einer launigen Einleitung ein von ihm verfaßtes Gedicht vor, das seines wirklich poetischen und von wahrer Vaterlandsliebe atmenden Inhalts wegen mit ungeheuerem Jubel aufgenommen wurde.“ Es ist dies das schon oben erwähnte Gedicht „Ostersonntag“, das in Alberts eigenhändiger Niederschrift erhalten ist und sich unter den von ihm hinterlassenen Papieren befindet. Wir setzen dasselbe hierher.

Erinnerung an den 7. April 1860.

Wenn ein braves Herz muß zagen,
Weil so finster dräut die Nacht,
Dann hat immer noch der Himmel
Einen Strahl des Heils gebracht;
Und der Strahl streut Hoffnungssterne
In die dunkle Nacht hinein,
Und das Herz schlägt wieder mutig
Nach dem lichten Himmelsschein!
Uns auch, o Freunde hat Nacht einst umfangen,
Und da im Kampf schon die Hoffnung uns schwand,
Da mit der Finsternis Mächten wir rangen,
Ward uns der rettende Lichtstrahl gesandt!

Und es war des Strahles Leuchte
Eines Häufleins Männer-Wort!
Doch ein Wort, das war ein Sturmwind,
Starker Fels und sicherer Hort!
Sturm, — denn vor ihm stob der Nebel,
Der die Sonne uns verbarg;
Fels, — denn auf ihm ward erbauet
Eine Burg gar fest und stark!
Wälzt nur heran Eure geifernden Wellen,
Spritzt Euren Gischt nach dem himmlischen Licht,
Mag sich der Wahnwitz den Schädel zerschellen,
Unseren Felsen erschüttert Ihr nicht.

Denn auf dieses Felsens Zinnen
Hält die Wacht ein starker Held,
Und ein Heer von wackeren Herzen
Hat sich treu um ihn gesellt.
Eine Strahlenfackel schwinget
Seine ritterliche Hand,
Sprühend fliegen Lichterfunken
Weit umher durchs deutsche Land!
Pfleget die Lichtsaat, daß wohl sie gedeihe,
Noch droht Gefahr ihr, seid treu auf der Wacht!
Daß auch die Frucht dieser Saat Euch erfreue,
Wahrt sie vor Unkraut! Habt acht, habet acht!

Und der wackern Männer Namen,
Die so treu in Sturm und Drang,
Grabt sie in granitne Säulen,
Feiert sie durch Wort und Sang!
Doch den Namen Eures Fürsten
Grabt in Euer Herz hinein!
Dort ist seine rechte Stelle,
Nicht in Eisen oder Stein!
Eisen und Stein kann ein Blitzstrahl vernichten,
Das Herz eines Volkes zerschmettert er nicht,
Dort muß ein Fürst sich sein Denkmal errichten,
Dort strahlt es herrlich in ewigem Licht!

Und er hat es sich errichtet,
Da er sprach das große Wort,
„Eintracht“, „Duldung“, „Bruderliebe“,
„Einigkeit sei unser Hort!“
Brüder reichet Euch die Hände
Über dem geschloss'nen Grab,
„Eintracht“, „Duldung“, Bruderliebe“!
Euren Haß nur werft hinab!

* * *



Albert Bürklin.

Der Bau der Eisenbahn von Karlsruhe nach Maxau bedeutete für Albert einen großen Erfolg. Als in den nächsten Jahrzehnten noch wiederholt Privatbahnen in Baden gebaut wurden, haben die Unternehmer, einzelne Städte sowohl wie Gesellschaften, in verschiedenen Fällen sich die Mitwirkung Alberts gesichert, indem sie ihn bald mit der Aufstellung von Plänen und Voranschlägen betrauten, bald ihm auch die Ausführung der betreffenden Bahnbauten selbst übertrugen.

Die Erfahrungen bei seinem ersten Bahnbau — bis dahin hatte er ausschließlich mit dem Bahnbetriebe zu tun gehabt — hatten ihn übrigens schon früher dazu geführt, sich mit Plänen zur Verbesserung der bestehenden Bahneinrichtungen zu befassen. So hatte er in Verbindung mit einem Pforzheimer Fabrikanten, Franz Vester, ein System von eisernen Eisenbahnquerschwellen, sowie kombinierten Eisenbahnschienen erdacht, für das im Oktober 1867 das badische Handelsministerium ein Patent auf fünf Jahre erteilte. Eine praktische Verwertung fand dieses Patent damals nicht; bis man dazu kam, die überall gebrauchten hölzernen Querschwellen allgemein durch solche aus Eisen zu ersetzen, sind noch etwa drei Jahrzehnte vergangen.

Im Juli 1864 arbeitete Albert auf Ansuchen des Gemeinderats von Altbreisach einen Voranschlag für eine Eisenbahn von Freiburg nach Breisach „nach den Grundsätzen möglichster Einfachheit und Sparsamkeit" aus, im März 1866 wurde ihm dann von dem inzwischen gebildeten Eisenbahnkomitee Freiburg die Oberleitung über die Vorarbeiten für diese Eisenbahn, der Absteckung und des Nivellements der Linie, der Aufnahme der Güterpläne u. s. w. übertragen. Bei dem eigentlichen Bahnbau war Albert nicht mehr beteiligt; als derselbe zur Ausführung kam, hatte er Freiburg bereits wieder verlassen.

Im gleichen Jahre wie die Maxauer Bahn, nur einige Monate früher, war die Wiesentalbahn von Lörrach nach Schopfheim, die erste badische Privatbahn, eröffnet worden. Zwischen dem Bauunternehmer dieser Bahn und seiner Auftraggeberin, der Wiesental-Eisenbahngesellschaft, waren Streitigkeiten entstanden,

die zu einem längeren Prozesse führten. Zuletzt einigte man sich auf ein Schiedsgericht. In dieses Schiedsgericht wurde von der Direktion der Wiesentalbahn Albert berufen. Die Gesellschaft legte, wie sie in einer Eingabe an die Direktion der Verkehrsanstalten ausführte, Wert darauf, „daß bei der Höhe des streitigen Betrags, ca. 175000 Gulden, wenigstens ein badischer Techniker, auf dessen Einsicht und Rechtlichkeit sie großes Vertrauen setze, Mitglied fraglichen Gerichtes sei". Am 1. Dezember 1864 trat Albert zur Übernahme des Schiedsrichteramtes einen zweimonatigen Urlaub an, den er zum größten Teil in Lörrach verbrachte. Es war eine angestrengte Tätigkeit, die seiner dort harrte, doch sie gewährte ihm auch viel Anregung und befriedigte ihn in jeder Weise. „Meine Geschäfte sind interessant, und ich glaube, sie werden für die Wiesentalbahn von gutem Erfolge sein", schrieb er an seine Frau (7. Dezember). Zum ersten Male machte er die Erfahrung, daß sein Ruf als Schriftsteller ihm auch bei Fremden ein besonderes Entgegenkommen verschaffte. Man drängte sich dazu, seine Bekanntschaft zu machen; ein reicher Schweizer war u. a. von Basel nach Lörrach herübergekommen, eigens, wie er sagte, um Albert persönlich kennen zu lernen. Überall feierte man ihn. „Die Leute waren alle herzlich, freundlich und zuvorkommend, gegen mich," heißt es in einem weiteren Briefe (17. Dezember) „überall bin ich als Schriftsteller bekannt, überall, auf jedem Wirtstische liegt die Dorfzeitung, und weißt Du, das tut einem doch wohl, man braucht deswegen nicht besonders eitel und eingebildet zu sein. Das mir übertragene Geschäft ist von großer Wichtigkeit, und daß ich ein solches Vertrauen genieße, ist für mich sehr ehrenvoll. . . ."

Doch auch trübe Stunden sollten Albert und den Seinigen nicht erspart bleiben. Im Dezember erkrankte in Karlsruhe, wo sie seit 1852 lebte, Juliens Mutter. Ihr Zustand war von Anfang an so gut wie hoffnungslos. „Auf Poldinens Brief," schrieb Julie dem Gatten, „bin ich über das Leiden meiner armen Mutter ganz trostlos; der Allgütige möge doch bald sich erbarmen und sie erlösen; anstatt, wie Deine Mutter meint, solches Leiden mich



Julie Bürklin.

ergeben und fromm macht, möchte ich bitter fragen, an was hat die beste der Frauen und Mütter solches verdient?" Und von Karlsruhe aus, wohin sie an das Sterbebett der Mutter geeilt war, klagte sie: „Wenn durch Leiden die Herrlichkeit erlangt wird, so muß unsere Mutter in den Genuß der höchsten Seligkeit kommen, denn sie leidet unendlich viel.... Die Mutter zu verlieren ist nicht das schwerste, sondern sie leiden zu sehen."

Albert selbst konnte in diesen schweren Stunden seiner Gattin nicht zur Seite stehen. Die Art des Geschäftes duldete keine Unterbrechung; seine zeitweilige Abwesenheit wäre für das Schiedsgericht eine zu große Verlegenheit und für die Gesellschaft ein zu bedeutender Schaden gewesen. Er mußte sich begnügen, aus der Ferne seiner Frau Trost zuzusprechen und sie aufzurichten. Am 15. Dezember wurde Therese Desepte durch den Tod von ihrem Leiden befreit. „Die beste der Mütter ist nicht mehr," schrieb Julie, „und obschon unser aller Wunsch erfüllt und sie von ihrem Leiden erlöst ist, so ist unser Schmerz unendlich groß ... doch das wisse, daß sie nach Dir noch mit kräftiger Stimme rief." —

Für den engeren Kreis der Familie Alberts wichtige Ereignisse der Freiburger Zeit waren der Übergang des ältesten Sohnes Albert vom Lyceum zur Universität (1863) — er studierte zunächst in Freiburg, später in Heidelberg Rechtswissenschaft — und die Vermählung der Tochter Julie mit dem außerordentlichen Professor der Medizin an der Universität Freiburg Dr. Wilhelm Manz (4. August 1864). Im April 1865 baute Albert an der Dreisam ein Haus um den Preis von 9550 Gulden, das später wieder verkauft wurde.

In die erste Zeit von Alberts Freiburger Aufenthalt fällt die Stiftung der jetzt noch bestehenden Gesellschaft der „Zimmermänner", zu deren Stiftern er gehörte, einer Vereinigung lebensfroher Männer aus dem Bürger- und Beamtenstande, wenn auch ohne eigentliche politische Tendenz, immerhin eine liberale Gesinnung voraussetzend, welche abends nach des Tages Last und Mühe auf dem „Zimmerplatz" zur Pflege ungebundener, heiterer Geselligkeit zusammenkamen. Wie sehr in diesem Verein der

gesunde Humor und das gesellschaftliche Talent Alberts zur Geltung kamen, davon wissen jetzt noch ältere Mitglieder zu erzählen, und davon enthält auch das „Zimmermannsliederbuch“ charakteristische Belege, Blüten einer jugendfrischen, heiteren, ja übersprudelnden Muse, von denen wir wenigstens das nachstehende Bundeslied als Beispiel hierhersetzen wollen:

Bundeslied.

Vierundzwanzig Zimmermänner haben
Sich gebaut ein freies, flottes Haus,
Sich an Witz und Gerstensaft zu laben,
Brüder, ziehet Rock und Schurzfell aus!
Jauchzt aus voller Brust, valleralla!
Freiheit, Lieb und Lust, valleralla!
Wem das nicht gefällt, der bleibe draus!

„Jörgle“ heißt der brave Zimmermeister,
Der zum Haus die Balken hat gesetzt,
Und als Mörtel mischt er einen Kleister,
Den mit Geist und Laune er genetzt.
Der versteht's aufs Haar, valleralla!
Statt der Fenster gar, valleralla!
Hat er Schoppengläser eingesetzt!

Als der Jörgle hat den Bau vollendet,
Setzt er sich zur wohlverdienten Ruh;
Seht, dort sitzt der Edle jetzt und wendet
Uns das stille, rote Antlitz zu.
Jörgle unser Stolz, valleralla!
„Holz her“, deutsches Holz, valleralla!
Laßt die Späne fliegen, frisch haut zu!

Keck und stolz die Zimmermänner kämpfen
Gegen Selbstsucht, Langeweil und Zopf,
Wer des Lebens Heiterkeit will dämpfen,
Ist dem Zimmermann ein schlechter Tropf.
Er schlägt ihm nicht faul, valleralla!
Eins aufs krumme Maul, valleralla!
Reißet die Perücke ihm vom Kopf!

Der Humor ist seiner Lanze Spitze,
Seine starken Waffen Recht und Licht,
Und als Pfeile schießt er scharfe Witze
Gegen jeden aufgeblasnen Wicht!
Nieder in den Dreck, valleralla!
Wirft er jeden Geck, valleralla!
Sei er König oder Kirchenlicht!

Heute ruft zum Fest die Bundesfeier,
Sprühe Funken toller Übermut;
Singt und trinkt und lärmt und lacht, beim Geier,
Nur zu schnell verrauscht des Lebens Glut!
Schenkt die Gläser voll, valleralla!
Heut sei alles toll, valleralla!
Trotz der Schleicher und der Pfaffenbrut!

Nun zum Schluß noch eine Handwerksregel:
Ist ein Zimmermann noch Junggesell,
Streif er schleunig ab den ledgen Flegel,
Nehme sich ein schmuckes Weib zur Stell',
Und heut übers Jahr valleralla!
Jörgle uns bewahr, valleralla!
Daß uns keiner fehle beim Appell!

* * *

Zweiundzwanzig Jahre stand Albert bereits im Staatsdienst, davon sieben als Vorstand von Bezirksstellen; immer aber noch war sein Diensteinkommen ein selbst für jene Zeit äußerst bescheidenes. Es betrug jährlich 1600 Gulden; ebensoviel bezog eine ganze Anzahl weit jüngerer Beamten bei den Verkehrsanstalten, verschiedene andere hatten es sogar schon bedeutend weiter gebracht. Albert war ein tüchtiger Beamter, in seinem Fache erprobt und von Umsicht und Zuverlässigkeit im Dienste. Aber er war nicht immer auch das, was man einen bequemen Untergebenen nennt; hierin standen ihm die Geradheit seiner Gesinnung und sein ausgesprochenes Unabhängigkeitsgefühl im Wege — und das mag in einer Zeit, in der die Regelung der Gehalts-

verhältnisse der einzelnen Beamten nicht an bestimmte Normen gebunden, sondern in der Hauptsache dem Belieben, vielleicht auch der Willkür der vorgesetzten Dienststellen anheim gegeben war, nicht ohne Einfluß geblieben sein. Besondere Gönner dürfte Albert ohnedies seit dem Rücktritt des Oberpostdirektors Mollenbeck (1849) in der Direktion der Verkehrsanstalten in größerer Anzahl nicht mehr besessen haben, da die scharfen Urteile, in denen er hin und wieder sich über seine vorgesetzte Behörde erging, schwerlich ganz unbemerkt geblieben sind.

Im März 1864 entschloß sich Albert, in einer Eingabe an das Handelsministerium seine unbefriedigenden Gehaltsverhältnisse darzulegen und über die ihm widerfahrene Zurücksetzung Beschwerde zu führen. „Ich kann einen Grund zu dieser Zurücksetzung nicht auffinden," schloß er das Schriftstück, „und nach all diesen Erwägungen erübrigt mir nichts mehr als die bittere Empfindung — vergessen worden zu sein." Der Erfolg dieser Eingabe war, daß Albert im Juni eine Zulage von hundert Gulden und zwar mit Rückwirkung vom 1. November 1863 an und auf den 1. August des folgenden Jahres eine weitere Zulage von ebenfalls hundert Gulden bewilligt wurde. Im Juli 1865 wurde ihm weiterhin von Großherzog Friedrich das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen.

Im Frühjahr 1867 erreichte der Freiburger Aufenthalt Alberts sein Ende. Am 31. März dieses Jahres wurde er zum Oberingenieur ernannt und als Vorstand der Main-Neckar-Eisenbahnverwaltung nach Heidelberg versetzt. Nach sechzehnjähriger Unterbrechung kehrte er wieder an den Ort zurück, wo er vor vierundzwanzig Jahren seine dienstliche Laufbahn begonnen hatte.

Beim Abschied von Freiburg wurde ihm zwar nicht wie seinerzeit, als er Karlsruhe verließ, ein wertvoller Ring übersandt; an Zeichen, daß man ihn ungern ziehen sah, fehlte es aber auch diesmal nicht. Als eines der wertvollsten betrachtete Albert eine Adresse, welche ihm seine Bahnarbeiter überreichten, und die ein Beweis ist, wie sehr er es verstanden hat, die Herzen seiner Untergebenen

zu gewinnen, die den milden, wohlwollenden Vorgesetzten, der ihnen auch menschlich näher trat, gleichsam wie einen Vater verehrten. Die Adresse trug vierzehn Unterschriften und lautete folgendermaßen:

„Hochverehrter Herr Inspektor!

Wenn überhaupt ein Abschied von Angehörigen schwer fällt, wenn eine lange Trennung von einem Wohltäter die Brust mit Schmerz erfüllt, so ist es besonders der Abschied von Ihnen, unserem liebevollsten Wohltäter, die vielleicht stete Trennung von Ihnen, dem teuersten und leutseligsten Vater der Arbeiter. Wer wird ferner unserem gedrückten Stande jenen Schutz, dessen wir uns beständig von Ihnen erfreuten, gewähren, wer unsere Arbeit durch Freundlichkeit und Milde erleichtern, wer unserer Not ein tröstender und lindernder Engel sein?

Zwar flößt uns der hoffnungsvolle Gedanke einigermaßen Trost ein, daß, wenn auch Ihre Pflicht Sie an eine andere, ehrenvolle Stelle ruft, Sie nicht Ihre Kinder, denn als solche schmeicheln wir uns von Ihnen behandelt worden zu sein, vergessen, sondern auch in der Ferne ihnen Ihren Schutz und Ihre Liebe bewahren werden, wie auch unser Herz Ihnen ewig treue und feste Ergebenheit schwört.

Nicht einen silbernen Ehrenpokal, nicht einen goldenen Eichenkranz vermögen wir Arbeiter Ihnen heute zu bieten, aber ein Herz, ein ferngesundes, für deutsche Sache und deutsche Ehre begeistertes Herz wollen wir Ihnen weihen. Verschmähen Sie nicht das Wenige, das Ihnen Treue und Liebe zu schenken vermag. Und so empfangen Sie für die vielen Beweise Ihrer Güte, Ihrer liebevollen Nachsicht gegen unsere Fehler, Ihrer humanen und edlen Gesinnung gegen uns, den teuersten, tiefgefühltesten Dank. Möge Ihr Leben, stets vom Glücke begleitet, noch lange segensreich zum Wohle des Ganzen dauern; mögen die edlen Keime, die Sie gepflanzt, sich entwickeln und für die Gesamtheit förderlich sein; möge Ihr Name und Ihr Ruhm nie welken, sondern stets sich mehren in den Herzen der Edelsten und Besten des Volkes!

In dieser Gesinnung des Dankes und der Liebe verharren Ihre treuergebenen Arbeiter.

Freiburg, 18. April 1867."

Ende April übernahm Albert seinen Dienst in Heidelberg, im Mai zog die übrige Familie dorthin.

Einige Wochen später, im Oktober, benützte er einen mehrwöchigen Urlaub zu einer Reise nach Paris, wo im April 1867 die große Weltindustrieausstellung eröffnet worden war. Zwei Briefe, die er von dort an seine Gattin schrieb, seien hier mitgeteilt, ebenso einige Stellen aus einem Briefe der letzteren an ihren Mann.

Albert an Julie.

„Paris, Freitag 4. 10. 67.

Liebe gute Julie!

Mittwoch morgens 5 Uhr glücklich angelangt. Ich logiere Hôtel de l'oncle Tom für 4 frs. Ein württembergischer Doktor Martini, den ich auf der Eisenbahn kennen lernte und der Paris genau kennt, ist mein Cicerone. . . . Dieses Paris ist über alle Beschreibung wunderbar, aber man hat die höchste Zeit, es zu sehen, denn wenn der liebe Gott nicht unmittelbar nach meiner Abreise siedendes Pech und brennenden Schwefel auf es herunter regnen läßt, so kann er es niemals verantworten, daß er Sodom und Gomorrha zerstört hat. Die Ausstellung ist unter dem Wunderbaren das Wunderbarste. Um das alles zu sehen, braucht man aber mindestens 6 Wochen. Ich glaube aber nicht, daß ich es über 10 Tage bringe, denn dieser Wirbel macht einen schwindeln. Im übrigen bin ich gesund und munter.

Gott schütze Euch.

Mit Gruß und Kuß

Dein Albert."

Julie an Albert.

„5. Oktober 1867.

Also Du bist in der großen Weltstadt Paris, über die ich schon den ganzen Sommer lese, mich staune über all das Großartige, Schöne, das da zu sehen, zu hören ist, und mich entsetze über das leichtfertige Leben, über die Frivolität und die Verführung. — Es ist mir bange, wenn ich daran denke, doch ängstige ich mich nicht über all das, sondern habe nur eine Sorge, daß so kaltes, schlechtes Wetter ist seit Deiner Abreise . . . um Gotteswillen sei vorsichtig und komme wieder gesund nach Hause, ich will mich dann gerne umsonst gequält haben. . . .“

Sie berichtet dann, daß sie zu Hause an der Wintergarderobe schneidern, und fährt fort: „ich möchte mich auch herausputzen, daß Dir der Unterschied nicht gar zu schwer fällt von den lieblichen graziösen Pariser Bildern zu Deiner einfachen Hausmama, deren Herz Dich aber mit jeder Faser liebt, was ich immer noch mehr empfinde, wenn ich Dich entbehren muß. . . .“

Albert an Julie.

„Paris 7. 10. 67.

Meine gute Julie!

Herzensdank für Deinen Brief. Dieser liebe Klang aus der Heimat war ein Wohllaut in dieser Pariser Teufelsmusik. Doch trotz alle dem, die Pariser Teufelsmusik ist wundervoll, die Ausstellung über allen Begriff. Trotz des abscheulichen Wetters bin ich ganz wohlauf. . . . Die Ausstellung beschäftigt mich jetzt vorzugsweise, wenn ich mit dieser fertig bin, komme ich nach Hause. Ich werde überhaupt Ende dieser Woche genug haben, ich und mein Geldbeutel. Das Studium der Ausstellung ist eine Strapaze, aber eine angenehme. Ich habe viele Bekannte getroffen, wir ziehen immer in Masse herum. Der Schwefelregen tut mir nichts, ich habe einen feuerfesten Schirm. . . .

Schreibe mir noch einmal, es macht mich glücklich, aber adressiere den Brief Hôtel de l'oncle Tom, Rue St. Nicolas nro. 8, près Chaussée d'Antin.

Ich sammle eine Masse Stoff für Briefe aus Paris, die der Expeditionsrat dem Hinkenden schreiben muß. . . .

Gute Nacht mein Herz, ich bin todmüde. Küsse die Kinder und sei 1000mal geküßt von Deinem

Albert."

Die Briefe des Expeditionsrats Müller an den Hinkenden, die „Briefe aus Paris", welche Albert zuletzt erwähnt, erschienen, im ganzen fünfzehn an der Zahl, zu Anfang des Jahres 1869 im sechsten Bande der Dorfzeitung. Schon vorher hatte Albert im Kalender auf das Jahr 1868, wenn auch in kürzerer Form, die Pariser Weltausstellung behandelt, als Text zu Bildern, welche Anton von Werner in Paris für den Kalender gezeichnet hatte.

Bald nach der Übersiedlung nach Heidelberg ergab sich für Albert die Gelegenheit, neuerdings sich bei einem größeren Privatbahnbau zu betätigen.

Am 30. April 1868 hatte die Stadt Mannheim die Konzession zum Baue einer Bahn von Mannheim über Schwetzingen nach Karlsruhe, der sogenannten Rheintalbahn, erhalten. Sie übertrug den Bau derselben der Discontogesellschaft in Berlin, die ihrerseits die mit ihr in enger Verbindung stehende Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb Henrichshütte bei Hattingen an der Ruhr mit der Ausführung des Unternehmens betraute. Die letztere gewann als bauleitenden Oberingenieur Albert. Am 1. Juli 1868 trat dieser seine Stelle an. Sein Geschäftsdomizil hatte er während der Bauzeit in Mannheim, doch konnte er seinen Wohnsitz in Heidelberg beibehalten. Als Vergütung bezog er einen Jahresgehalt von viertausend Gulden und außerdem eine Prämie von achttausend Gulden „für die gute und schnelle Herstellung der Bahn zur Übergabe im betriebsfähigen Zustande an die Staatsbahnverwaltung". Die Bahn wurde am 4. August 1870 eröffnet, zwei Tage darauf von der badischen Regierung in Betrieb gesetzt und bald nachher auch endgültig übernommen. In einem Schreiben der Discontogesellschaft vom 5. Juni 1871 wurde



Die Familie Albert Bürklins im Jahre 1868.

Albert das Zeugnis ausgestellt, daß er die Bahn zur Zufriedenheit aller Beteiligten fertig gestellt und bei dem ganzen Unternehmen mit Eifer und besonderem Geschick die Interessen der Bauunternehmer wahrgenommen habe.

Durch einen Vertrag mit dem Komitee für die Herstellung einer Eisenbahn von Heidelberg nach Speier übernahm Albert dann weiter im August 1871 die oberste technische Leitung des Eisenbahnbaues, der die beiden Städte miteinander verbinden sollte. Der erste Spatenstich an dieser Bahn geschah am 6. Oktober 1872, die Betriebseröffnung erfolgte am 12. Juni 1873. Auch hier sah sich der Verwaltungsrat der Eisenbahngesellschaft veranlaßt, nach Vollendung der Bahn Albert für „seine umsichtsvolle Leitung des Baues unter Anerkennung der dem Unternehmen jederzeit gewidmeten großen Aufmerksamkeit" den besten Dank auszusprechen (17. Mai 1874). Es wurde ihm außerdem eine im Vertrage nicht vorgesehene außerordentliche Remuneration bewilligt und er bald darauf (Juli 1875) auch als Mitglied in den Aufsichtsrat der Eisenbahngesellschaft gewählt.

In der Folge ist dann Albert noch zu verschiedenen Malen zu anderen von privaten Unternehmern in Aussicht genommenen Bahnbauten in Beziehung getreten. So arbeitete er im Jahre 1874 zwei Projekte einer Bahn von Karlsruhe nach Kehl und einer solchen von Dinglingen nach Kehl aus, prüfte 1875 auf Veranlassung der Stadt Karlsruhe die Kostenvoranschläge für die geplante Kraichgaubahn und übernahm im gleichen Jahre auf Ersuchen der Stadt Bruchsal die Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Bruchsal nach Flehingen als Anschluß an die Kraichgaubahn.

Im Februar 1869 verlobte sich Alberts und Juliens zweite Tochter Marie mit dem Ingenieur Albert Haaß, dem Sohne des Oberstaatsanwalts Haaß in Offenburg, eines alten Freundes ihres Vaters. Die Hochzeit fand am 11. Mai statt.

Einige Monate später, im August, gebrauchte Albert eine mehrwöchige Kur in Karlsbad, während Julie zur Kräftigung ihrer Gesundheit das Solbad in Rappenau aufsuchte. Damals

war es, als die Badische Landeszeitung die irrtümliche Nachricht verbreitete, Albert, der sich in Wirklichkeit schon einige Tage in Karlsbad befand, sei bei einem Unfalle in der Nähe der im Bau begriffenen Rheintalbahn verunglückt und in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren. Hierauf bezieht sich die Stelle im Eingange des ersten der folgenden Briefe, die wir aus einer größeren Anzahl solcher aus dieser Zeit hier mitteilen. Gervinus, der Literarhistoriker und Geschichtschreiber, mit dem Albert in Karlsbad hin und wieder zusammen kam, war ein Bekannter von Heidelberg her. In Heidelberg fand auch Ende August der Juristentag statt, von dem in einem späteren Briefe die Rede ist.

Albert an Julie.

Carlsbad, 19. August 1869.

Meine liebe gute Julie!

Das war gestern ein Fest- und Freudentag, als ich Deinen lieben Brief erhielt. Ich spüre nie mehr, wie lieb, wie unentbehrlich Du mir bist, als wenn ich Dich nicht habe. Die Macklotsche Eselei hat mich keineswegs belustigt, das war ja ein furchtbarer Schreck für die arme Marie und für viele andere, die mich lieb haben? Habt Ihr doch auch gleich meiner Mutter beruhigende Mitteilung gemacht? Albert soll doch ja die Briefe alle beantworten, die eingelaufen sind, nur mit wenigen Zeilen, man muß doch den Leuten für ihre Aufmerksamkeit danken. . . . . Hier ist es paradiesisch schön, aber auch paradiesisch langweilig, denn ich nehme als ausgemacht an, daß es im Paradiese sehr langweilig gewesen sein muß. Übrigens hatte Adam doch wenigstens seine Eva, aber ich Armer wen habe denn ich? Niemand als meinen Polachen, der immer noch nicht Deutsch kann, und Herrn Gervinus, von dem ich wollte, er könnte auch nicht Deutsch, denn er ist mir zu gelehrt. Nun mein Lebenslauf. Morgens 1/2 7 Uhr aufstehen. 7—8 Uhr 4 Becher heißes Wasser mit Musik und Gervinus. 8—9 Uhr Promenade und vergebliche Entdeckungsreise nach einem bekannten Gesicht. 9—10 Uhr 2 Tassen Kaffee mit 2 Kipfeln, von denen jeder nur

aus 2 Zipfeln besteht ohne jeden Zwischenkörper. 10—12 Uhr Promenade und Anrauchen eines zu diesem Behufe angekauften Meerschaum-Mundspitzes. 12—1 Uhr baden. 1—2 Uhr freudige Erwartung des Mittagessens. 2—3 Uhr Mittagessen, 1 Teller Suppe, 1 Beefsteak so groß wie ein unbeschnittener Kronentaler, 1½ Kartoffeln und etwas Kompott. 3—4 Uhr Hunger und Kampf gegen den Schlaf. 4—5 Uhr Vertilgung eines Kapuziners, d. h. keines kuttentragenden ...... sondern eines Glases ausgezeichneten Kaffees mit Milch. 5—6½ Uhr Promenade und Anrauchen des Cigarren-Mundspitzes; 6½—8½ Uhr entweder Theater, [oder] eine Fortsetzung der problematischen Naturen aus der Leihbibliothek. 8½—9 Uhr ein Teller Suppe. 9 Uhr Hunger und ins Bett. Das ist mein täglicher Lebenslauf. Man kuriert die Leute hier mit Heißwasser, mit Hunger und Langeweile....... Darum erbarme Dich, liebe Julie, und schreibe mir mindestens alle 2 Tage, es ist ein Werk der Barmherzigkeit. Sonst bin ich gesund und wohlauf und mit 5 fl. täglich, alles in allem, komme ich ganz gut aus.... Das nächste Jahr gehen wir zusammen hierher .... und dann, ja dann wird es herrlich sein. Grüße mir Alle. Albert und Marie sollen mir auch einmal schreiben.

Sei herzlich geküßt, meine liebe, liebe Julie,

von Deinem
Albert.

Karlsbad, den 25. August 1869.

Meine liebe gute Julie!

Wenn Du wüßtest, welch eine wichtige Rolle der Briefträger für die Kurgäste hier spielt, so könntest Du begreifen, welche Freude mir Deine 2 lieben Briefe machten. Nur zu kurz, viel zu kurz, sie sind so bald gelesen und so bald auswendig gelernt, und dann kommt schon wieder die Sehnsucht nach dem nächsten Briefe. Außer Gervinus auch nicht ein bekanntes Gesicht, und den sehe ich nur morgens beim Wassertrinken. So 4 Wochen total mit Nichtstun totzuschlagen, das ist eine Aufgabe, und dann ist man

auch gar nicht aufgelegt zum Lesen oder Schreiben, das bringt die Kur mit sich, die ein wenig angreift und zu jeder eigentlichen Beschäftigung untauglich macht. Sonst aber geht es mir ganz gut, und ich glaube die Kur wird gut anschlagen. Wenn es nur auch bei Dir der Fall ist, denn Deine Gesundheit ist mir Lebensbedingung. . . . . Das nächste Jahr mußt Du mit mir hierher, allein gehe ich nicht mehr. . . . .

Also liebe Julie, unter allen Umständen in Rappenau bleiben, bis ich komme und Dich abhole, ich bitte, ich befehle es, hörst Du. Ich will noch 2 Tage mit Dir an der Tafel essen, und mich freuen, wie Dir Dein 1/2 Schöpplein schmeckt.

Gott segne Dich.

1000 Küsse von Deinem

Albert.

Karlsbad, den 30. August 1869.

Meine gute liebe Julie!

Wenn ich vom Wassertrinken oder vom Baden komme und meine Hausfrau sagt zu mir: „Gnädiger Herr, es ist für Sie ein Brief oben", dann soll man einmal den Großvater sehen, wie er, drei Stufen auf einmal, die Treppe hinauf fliegt, denn ich bin mindestens ein ebenso närrischer Großpapa, als Du eine närrische Großmama bist. Diese „Narrheit", meine liebe Julie, ist eben unser höchstes Gut, und wenn der liebe Gott uns zu dieser „Narrheit" noch unsere Gesundheit erhält, so wüßte ich nicht, was an mich kommen könnte, dem ich nicht gewachsen wäre, denn das Bewußtsein, ein gutes, treues Herz ganz sein eigen zu nennen, macht stark. Doch, noch etwas fehlt Dir, was ganz gut, wenn der liebe Gott es Dir schenken würde, etwas mehr Folgsamkeit gegen Deinen Mann, der, wenn er auch in allem andern hinter Dir zurücksteht, doch jedenfalls gescheiter ist als Du. Ja etwas mehr Folgsamkeit, denn Du hast mir nicht gefolgt, hast wegen des dummen Juristentages Deine Kur unterbrochen und Dich 2 Tage wieder in Unruhe und Aufregung gestürzt, und Du willst mir

nicht folgen und in Rappenau warten, bis ich Dich abhole. Nun meinethalben, ich folge Dir auch nicht bezüglich der Geschenke und werde eine ganze Kiste voll mitbringen. . . . .

Da ich nun Deiner Unfolgsamkeit wegen nicht nach Rappenau komme, so habe ich meine Reise gestern folgendermaßen bestimmt: Donnerstag den 9. Septbr. Abreise von Karlsbad bis München, Freitag den 10. München, Kunstausstellung, Samstag 11. Stuttgart, und Samstag 11. Mittag 3 Uhr Ankunft in Heidelberg, und in die Arme meiner lieben, guten, mit einem hübschen Negligé-Häubchen gezierten und in einem netten Hauskleide steckenden Frau. . . .

Neues hier gar nichts, ein Tag wie der andere, langweilig, aber sehr gesund. Ich fühle mich so wohl, daß ich eigentlich gar nicht weiß, warum ich hier bin. Der Dienst macht mir in Gedanken immer zu schaffen, ich bin begierig, wie ich alles antreffe. Auf Deinen Bericht über den Juristentag freue ich mich. Albert wird sich doch gut herausgebissen haben?

Nun Gott mit Dir.

Herzlich küßt Dich

Dein Albert.

Durch den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870 wurden Albert und seine Familie in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen, indem zwei der Söhne, Theodor, der im Jahre 1868 als Einjähriger beim Leibgrenadierregiment in Karlsruhe gedient hatte, und Max, der zur Zeit noch als Einjähriger bei dem gleichen Regiment stand, mit ins Feld rückten. Schwere Sorgen lasteten auf den Eltern; namentlich die Mutter war von bangen Befürchtungen gequält, als sie ihre Söhne in den Kampf ziehen lassen mußte. In echter Frauenart war sie auch gleich bei der Hand, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie sie den Ihrigen das ersparen könnte, was hunderttausend andere über sich ergehen lassen mußten. Als die Kriegserklärung bekannt wurde, war Albert zufälligerweise in Dienstgeschäften in Karlsruhe abwesend. Julie schrieb ihm: „Ich konnte heute Nacht nicht schlafen, zwei

Söhne dazu.... Kannst Du, da Max eigentlich noch nicht militärpflichtig, nicht hören, ob er nicht zurück darf, oder wenigstens bei der Reserve in Karlsruhe bleiben? Tue Schritte! Ferner könnte man Theodor zur Verrechnung bringen statt in die Linie; man nimmt als Aushilfe dazu. Verwende Dich darum, da Theodor oft heiser war, könnte man Gesundheitsrücksichten angeben! Was gibt das für ein Elend, das Pfund Butter kostet heute auf diesen Kriegslärm wieder 40 Kreuzer."

Natürlich haben weder der Gatte noch die Söhne die wohlgemeinten Ratschläge, welche die Bekümmernis der mütterlichen Liebe eingab, weiter beachtet. Mit ihrem Truppenteile nahmen Theodor und Max an der Belagerung von Straßburg teil, dann an den Gefechten bei Bruyères (11. Oktober), am Ognon (22. Oktober), bei Essertenne (27. Oktober) und bei Dijon (30. Oktober). Theodor allein kämpfte in den Gefechten bei Etival (6. Oktober), bei Chamboeuf und Vougeot (22. November), Pasques (27. November) und Nuits (18. Dezember), sowie in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine (15.—17. Januar 1871). Er wurde zu Anfang des Jahres 1871 zum Vizefeldwebel befördert und machte den ganzen Krieg bis zum Ende mit, während sein jüngerer Bruder schon früher krank zurückgebracht und nach seiner Wiederherstellung im Januar 1871 den Ersatztruppen zugeteilt wurde. Ein eigentümliches Zusammentreffen war es, daß die badischen Truppen und mit ihnen Alberts Söhne zu verschiedenen Malen Garibaldi gegenüber standen, dem nämlichen Garibaldi, dessen Albert bei seiner Schriftstellerei wiederholt als des Vorkämpfers der Freiheit und Einheit Italiens mit rühmenden Worten gedacht hatte. „Es kränkt mich," schrieb ihm Julie deshalb auch einmal, „daß Du je ein Wort zu dieses Mannes Lob geschrieben, der sich nicht schämt mit seinen gichtbrüchigen Beinen den Freischärler zu spielen; wenn ihn nur das Zipperlein quälte, daß er ins Bett müßte!" Und Albert selbst äußerte sich: „Wer hätte das gedacht, daß unsere Buben noch gegen den Garibaldi im Felde stehen werden. Es tut mir eigentlich leid um den Alten, daß er noch so als Hanswurst enden soll" (21. Oktober 1870.)

Sowohl Theodor als auch Max nahmen am 3. April an dem feierlichen Einzug der siegreichen Truppen in Karlsruhe teil, einige Tage darauf kehrten sie ins Vaterhaus zurück.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Gottlieb Bernhard Fecht (geboren am 7. März 1771), des Großvaters Alberts, wurde von den Angehörigen der Fechtschen Familie, den Kindern, Enkeln und Urenkeln Gottlieb Bernhards, am 7. März 1871 zu Kork durch ein großes Familienfest gefeiert. Albert hielt die Festrede. Wir drucken sie hier ab. Sie mag zugleich als Probe einer Beredsamkeit Alberts dienen, der er bei festlichen Anlässen im Kreise der Familie und von Bekannten gerne die Zügel schießen ließ. Die Rede lautete:

„Liebe Freunde und Verwandte!

„Als ich heute nach Jahren dieses Kork wieder betrat, haben Erinnerungen mächtig mich ergriffen. Als Flügelmann der Enkel, Urenkel und Ururenkel des teueren, ehrwürdigen Mannes, dessen Andenken wir heute feiern, fühle ich mich berechtigt, den Gefühlen, die heute mein Herz bewegen, einen schwachen Ausdruck zu geben und damit auch in Eueren Herzen eine Saite der Erinnerung widerklingen zu machen. Kork! Welch ein Zauber in diesen vier kleinen Buchstaben für alle, die so glücklich waren dieses Kork zu kennen, solange es durch das Wirken und Schaffen des Vaters Fecht für uns zu einer heiligen Stätte wurde. Seit mehr als fünfzig Jahren lebt dieses Kork in meinem Herzen. Es war für mich der Inbegriff der höchsten Glückseligkeit, als ich noch ein schwarzlockiger Knabe war, d. h. ein schwarzborstiger, denn zu eigentlichen Locken habe ich es nie gebracht; es war das Ziel meiner Wünsche als Jüngling und Mann, und heute noch nimmt es eine Stelle in meinen Träumen ein. Gestattet mir, ein wenig in diesen Erinnerungen zu schwelgen; sie sind ja der liebliche Rahmen zu dem Bilde des Mannes, der uns allen so teuer. Dieses Kork mit seinen Gärten, seinen Reben, seinen Obstbäumen, mit seiner „Gretel", seiner „Fra Tante", seinem Gewimmel von jungen Onkels und

Tanten, den „Sultan“ nicht zu vergessen, und vor allem mit seiner Großmutter und seinem Großvater, und welch einem Großvater! Wer war dabei und erinnert sich nicht an die gewaltige Zinnschüssel voll Kartoffelrahmsuppe, die wir junges Volk zum Frühstück vertilgten, um uns Appetit zu machen für unsere Tagesarbeit auf den Zwetschgen- und Pflaumenbäumen . . . .? Das Blumengärtchen mit seinem Bienenstande, wo wir Kinder der Großmutter ihre silbernen Kaffeelöffel ins Spargelbeet steckten, um sie im Spätjahr als Suppenlöffel stechen zu können. Der „Kellerhals“ zwischen den mit Kapuziner übersponnenen Staketen, wo wir der Gretel die Sauermilch abrahmten; der große Schrank im Hausgange mit dem großen Honigtopfe, zu dem die gute Großmutter nur zu oft den Schlüssel stecken ließ; die Bettfedern, die die „Fra Tante“ im Hofe sonnen wollte und die wir in alle Lüfte fliegen ließen, während die gute „Fra Tante“ unter dem Fenster stand und die Hände über den Kopf zusammenschlug; der Sultan, der jeden Sonntag Morgen auf der Treppe lag und während des Zusammenläutens seinen Gefühlen durch ein lautes Geheul Luft machte, vergebens beschwichtigt durch das „Sultan, da, da!“ der guten Großmutter; — der Kuhstall mit seinen Kielhasen. Unter dem Nußbaum im Grasgarten haben wir einen Kielhasen begraben, den eine Kuh dort totgetreten, und ich hielt die Leichenrede. Der liebe Großvater belauschte uns vom Krautgarten aus und hat damals behauptet, ich sei zum Pfarrer geboren. Es war vielleicht der einzige Irrtum seines Lebens.

„Und dann vor allem die liebe, ehrwürdige Gestalt dieses Großvaters selbst. Ich sehe ihn noch auf der Stehleiter, die nie erlöschende Pfeife im Munde, Reben oder Bäume schneiden, und noch heute freut mich die Ohrfeige, die er mir applizierte, als ich auf der anderen Seite der Leiter hinaufklettern wollte und ihn fast zu Falle gebracht hätte. Denkt Ihr daran, als der Großvater bei einem Familienfeste den Familiensinn hochleben ließ, ich aber glaubte, es sei der Kuchen gemeint, und bat auch um ein Stück Familiensinn? Das Stück Familiensinn, das mir der Großvater damals gab, schmeckt mir heute noch, es war Zwetschgenkuchen,

und seitdem ist mir auch der Sinn für Familiensinn geblieben. Ich sehe heute noch die ehrwürdige Gestalt meines Großvaters Sonntag morgens vor der Kirche im Krautgarten auf und ab schreiten und sich auf die Predigt vorbereiten, und dann wandelte er im schwarzen Talar durchs „Törle“ auf dem „Kirchwegle“ zur Sakristei. Und wenn der Abend kam und es hieß „Großvater erzählt eine Geschichte“, da gab es für uns keine Äpfel- und keine Birnenbäume, keine Milch- und Honighäfen mehr, eine Geschichte vom Großvater war für uns der Inbegriff des höchsten Genusses. Und seitdem Großväter überhaupt Geschichten erzählen, solche Geschichten sind noch keine erzählt worden, wie dieser Großvater sie erzählte, von der Milchkiste aus, oder in der Laube im Krautgarten, oder auf dem umgestürzten Stamme des großen Apfelbaumes vor dem Blumengarten, und wir, an sein Knie gelehnt, jedes Wort ihm vom Munde nahmen. Und mit seinen Geschichten streute der Großvater den Samen der Tugend, der Ehre, der Freiheit und der Vaterlandsliebe in unsere jungen Herzen, und wenn ein oder das andere Samenkorn in unseren Herzen aufgegangen ist und Früchte getragen hat, unser Großvater ist der Sämann gewesen, ihm haben wirs zu danken.

„Und als ich die Bubenschuhe ausgetreten hatte und ein selbstbewußter Lyceist geworden war, welch einen Stolz hatte ich, einen Großvater zu besitzen, der nicht nur in der Kammer saß, sondern der sogar im Konversationslexikon stand. Im Konversationslexikon zu stehen war damals für mich die höchste, vom Menschen erreichbare Stufe der Ehre.

„Und in den politisch bewegten Zeiten der dreißiger Jahre, da geschah es mehr als einmal, daß der Großvater mir eine Rede in die Feder diktierte, die er in der Kammer halten wollte, und wenn ich dann auf der Galerie saß und der Großvater donnerte unten für Freiheit der Presse, für die Rechte der Menschen im allgemeinen und der Schullehrer im besonderen, da jauchzte heimlich mein Herz und ich dachte: Wenn der Welcker, der Itzstein und der Rotteck wüßten, daß Großvater eine Rede hielt, die ich geschrieben habe!

„Tadeln Sie mich nicht, wenn ich auf das Wirken des edlen Mannes auf dem Gebiete der Politik und der Kirche hier nicht näher eingehe; dieses gehört der Geschichte an und mag einen beredtern und würdigern Lobredner finden als ich bin. Wenn ich auf meinen Großvater stolz war in seiner Eigenschaft als Politiker und Staatsmann, so verweilt meine Erinnerung doch vorzugsweise gerne auf dem rührenden, harmonischen, schönen Bilde, wie er in dem Kreise seiner Familie wirkte. Und er war ein glücklicher Familienvater, umgeben von blühenden Töchtern, tüchtigen Söhnen und einer Schar von Enkeln und Urenkeln, die alle in liebender Verehrung zu ihm aufblickten, und das Schicksal hielt seine Streiche zurück, solange er lebte, und sie fielen erst, als sie sein Herz nicht mehr verwunden konnten, freilich um um so schrecklicher ein anderes liebendes Herz zu treffen, das ein Menschenalter hindurch treu zu ihm gehalten, das unserer guten Großmutter. Und nun ruht er zwischen seinen zwei lieben Söhnen, und der Donnerruf der großen Zeit, der gewaltigen Ereignisse, die er schaffen half, die er aber nicht mehr erleben sollte, dringt in sein Grab und feiert in hehrer Weise seinen hundertsten Geburtstag."

* * *

Das Jahr 1871 ist für Albert weiterhin wichtig geworden durch seinen Eintritt in die Zweite Kammer des badischen Landtags. Im öffentlichen Leben stand er ja schon seit geraumer Zeit und auch als Politiker war er kein Neuling mehr, zur persönlichen Teilnahme an den Arbeiten der Volksvertretung wurde er aber erst jetzt berufen. Allerdings war schon im Jahre 1867, bald nach seiner Übersiedlung nach Heidelberg, von einer Seite, über die wir nichts Näheres wissen, an ihn das Ersuchen gerichtet worden, bei den Wahlen für den Landtag als Kandidat aufzutreten. Es kam damals nicht dazu. Die Gründe kennen wir gleichfalls nicht; möglicherweise scheiterte die Sache daran, daß Albert sich zwar bereit erklärte, eine auf ihn fallende Wahl anzunehmen, dagegen es ablehnte, selbst seine Kandidatur aufzustellen.



Wilhelmine Karoline Fecht, geb. Deimling.

Das Schreiben, in welchem er dies getan hat, liegt noch vor. Albert gibt in demselben eine gedrängte Übersicht seiner politischen Anschauungen und seiner politischen Ziele. Beide sind uns in großen Zügen bei der Besprechung seiner Schriftstellerei bereits bekannt geworden; das Interesse, das eine von Albert persönlich niedergeschriebene Zusammenfassung derselben, gewissermaßen sein politisches Programm, für uns haben muß, wird trotzdem gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn jenes Schriftstück hier im Wortlaut mitgeteilt wird. Albert schrieb:

„Hochgeehrter Herr!

„Der ehrenvolle Antrag, den Sie mir mit Ihrem werten Schreiben vom 11. d. M. machen, hat mich überrascht. Ich bin ein einfacher Mann, der für sein engeres, sowie für das große deutsche Vaterland warme Liebe im Herzen trägt und den redlichen Willen hat, für die Größe, Macht und Ehre Deutschlands, sowie für das Glück und die Freiheit unserer badischen Heimat alles zu leisten und alles einzusetzen, was überhaupt ein redlicher Mann zu leisten und einzusetzen vermag. Ich bin kein Anbeter des Erfolges, aber ich müßte blind sein oder kein Patriot, würde ich nicht die ungeheure Tragweite des Erfolges der preußischen Waffen für die Geschicke Deutschlands erkennen. Der Erfolg hat gezeigt, daß Preußen die Macht und den Willen hat, unser großes Vaterland zur Einheit, Größe und Macht zu führen, verdanken wir ihm doch jetzt schon das uns bis jetzt unbekannte Hochgefühl, von dem Auslande geachtet und — gefürchtet zu werden. Haben wir einmal die Einheit, Größe und Macht, ei, so werden wir auch die Freiheit haben oder — wir sind diese Freiheit nicht wert. — Es ist deshalb meine innige Überzeugung, daß nur ein unbedingter und rückhaltloser Anschluß an Norddeutschland uns dem gewünschten Ziele entgegenführen kann, und wenn ich vordem keine großen Sympathien für Bismarck und Preußen hegte, so müssen solche süddeutsche Gefühlswallungen zum Schweigen gebracht werden gegenüber dieser innigen und festen Überzeugung. Also unbedingter Anschluß an den

Norddeutschen Bund, zähes Festhalten an den Banden, die uns bereits mit Norddeutschland verbinden; Schutz- und Trutzbündnis und Zollvertrag, und Material beitragen, daß Brücke um Brücke über den Main sich wölbe und den Norden mit dem Süden unauflöslich verbinde. Das ist mein Programm in der großen Politik, und dafür werde ich wirken auf Manneswort. Die Fehler, die Preußen macht, dürfen uns nicht blind machen gegen das Gute, das es uns gebracht, und in dem, was wir ihm bis heute verdanken, erkenne ich ein festes Fundament, um sicher darauf bauen zu können. Wir werden, um zu unserem Ziele zu gelangen, Opfer und große Opfer bringen müssen, es wird aber die Aufgabe des badischen Volksvertreters sein, dahin zu wirken, daß diese Opfer in richtigem Maße gefordert und gegeben und unsere Finanzen und die Steuerkraft des Volkes nicht über Gebühr belastet werden.

„Was die innere Politik betrifft, so werde ich danach streben, daß unsere liberalen Zustände sich weiter entwickeln im Geiste der Proklamation vom 7. April 1860. Ich werde für endliche Durchführung des Schulgesetzes wirken, für Einführung eines liberalen Preß- und Vereinsgesetzes und für ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, welches den Schlußstein jedes ehrlich gemeinten konstitutionellen Systems bildet. In diesem Sinne habe ich seit Jahren in der Breisgauer Zeitung und der Lahrer illustrierten Dorfzeitung gewirkt, und werde ich auch fernerhin wirken. — Wenn ich aber auch in der Feder einige Gewandtheit besitze, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß dieses mit der Zunge weniger der Fall ist; ich bin kein Redner. Wollen Sie deshalb einen Vertreter, der in der Kammer glänzende Reden hält und seine Wähler durch deren Abdruck in der Landeszeitung erfreut, so bin ich nicht dieser Mann. Ich werde kurz und bündig und unbeirrt meine Meinung sagen, und ist Ihnen dies genügend und wollen Sie mich so, wie ich da bin, so sollen Sie mich haben, und ich werde mich dem Vertrauen meiner Mitbürger nicht entziehen.

„Ganz besonders muß ich aber hervorheben, daß ich mich um die Abgeordnetenstelle nicht bewerbe, daß ich

nicht als Kandidat auftrete. Werde ich aber gewählt, so nehme ich an.

„Dieses Schreiben ist ein vertrauliches und ich bitte Sie, von seinem Inhalte nur insofern Gebrauch zu machen, als notwendig ist, den Wahlmännern verständlich zu machen, was für eine Art Mann ich bin.

Heidelberg, 13/8 67."

Über vier Jahre waren verflossen, seit sich zum erstenmal Albert die Möglichkeit ins parlamentarische Leben einzutreten eröffnet hatte und auch gleich wieder geschwunden war; da meldete sich eines Tages bei ihm eine Deputation aus dem 46. Landtagswahlkreis, der den Amtsbezirk Weinheim und Teile des Amtsgerichtsbezirks Ladenburg umfaßte, also Gegenden, die zu Alberts Dienstbezirk gehörten, und trug ihm im Namen der Wahlmänner jenes Bezirks ein Mandat an (2. Oktober 1871). Albert sagte die Annahme der Wahl zu, und am 12. Oktober 1871 wurde er einstimmig zum Abgeordneten gewählt; von 141 Wahlmännern hatten 138 ihr Wahlrecht ausgeübt. Noch am Wahltage selbst stellte sich der neue Abgeordnete in Weinheim seinen Wählern bei einem Bankett vor, das man ihm zu Ehren veranstaltet hatte. In einer Ansprache wies er darauf hin, wie durch die Gründung des Deutschen Reiches und die dadurch geschaffenen neuen Verhältnisse auch die Stellung des Landtags gegen früher in mancher Hinsicht eine andere geworden sei, und kennzeichnete kurz die Aufgaben, die der Kammer aus dieser veränderten Lage erwüchsen. „Es ist allerdings richtig," führte er aus, „die Kammer wird nicht mehr auf einer der höchsten Stufen der politischen Leiter balancieren, sie ist von dieser herabgestiegen, aber sie steht jetzt auf fester Erde, auf festen Füßen, und wenn sie jetzt nicht mehr über Krieg und Frieden beschließt, so wird sie sich um so mehr mit dem Wohle des engeren Vaterlandes, mit dem Wohle seiner Bürger, mit der weiteren Entwicklung unserer liberalen Zustände beschäftigen. Sie wird Sorge tragen, daß die großen Opfer, die wir der Macht und Größe unseres großen Gesamtvaterlandes bringen müssen, und

die wir gerne bringen, in richtigem und gerechtem Maße gefordert und gegeben werden, sie wird Sorge tragen, daß das Gute und Schöne, was die Kleinstaaterei unserm engern Vaterlande und den meisten Individuen gebracht, nicht verloren gehe."

Dann kam er noch darauf zu sprechen, daß die Befürchtung laut geworden sei, es könnten zu viele Staatsbeamte in die neu gewählte Kammer kommen. „Ob diese Befürchtung Grund hat," fährt er fort, „wird sich zeigen; aber ich, ich bin auch ein Staatsdiener, und ich hoffe den Beweis liefern zu können, daß Ehre, Charakter und Selbständigkeit keine seltenen Tugenden sind bei den badischen Staatsbeamten." Die Rede schloß mit einem Hoch auf das Gedeihen des Wahlkreises und auf das gegenseitige Vertrauen zwischen Albert und seinen Wählern.

In der Kammer trat Albert der liberalen Partei bei.

Die feierliche Eröffnung der Landstände fand am 21. November 1871 statt. In der ersten öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer am folgenden Tage wurde Albert bei der Bildung der provisorischen Abteilungen in die vierte Abteilung gewählt, zwei Tage darauf trat er bei der Errichtung der Kommissionen in die Kommission für Eisenbahnen und Straßen ein, der außer ihm u. a. auch Baudirektor Gerwig von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus als Vorstand angehörte.

Seine Jungfernrede hielt Albert in der sechsten Sitzung am 2. Dezember. Zur Beratung stand der Entwurf einer Adresse auf die Thronrede des Großherzogs. Im Hinblick auf die großen Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit, die Gründung des Deutschen Reichs und die bedeutsame Umgestaltung, welche so manche Verhältnisse sowohl im großen Vaterlande, wie auch in der engeren Heimat erfahren hatten, war von der Mehrheit der Kommission der Kammer für die Adresse eine Fassung gewählt worden, deren Schlußsätze folgendermaßen lauteten: „Auch wir erkennen hierin, dem hochherzigen Beispiele unseres Fürsten folgend und getreu den Überlieferungen der Volksvertretung Badens, in der Überlassung wichtiger Rechte und Zuständigkeiten des heimatlichen Staates an die Gewalten des

Reiches die weise Erfüllung einer politischen Pflicht, welche in dem Bewußtsein ihre Berechtigung findet, daß die Sicherheit und das friedliche Gedeihen der Heimat nur unter der schirmenden Macht der geeinigten Nation gewährleistet ist, und daß der mächtige Aufschwung eines das ganze deutsche Volk umschließenden Staatslebens jedem der geeinigten Stämme die wertvollsten Güter der Eintracht und gemeinsamer Bestrebungen verleihen wird."

Außerdem lagen noch zwei andere Adreßentwürfe vor, ein kürzerer von den Angehörigen der katholischen Volkspartei unterzeichneter, der in dem Satze gipfelte: „Allem aber, selbst der blutig errungenen nationalen Einheit voran, gilt uns die Freiheit des Gewissens, des Geistes, des Rechts!", und ein längerer von demokratischer Seite aufgestellter, in dem es unter anderm hieß: „aber eines schmerzlichen Gefühles können wir uns nicht erwehren, wenn wir bedeutende Rechte nicht an das große Ganze, sondern an den größten deutschen Staat hingeben sehen; ... die Einreihung des Heeres in das preußische Heer, sein Aufgehen in demselben hat, indem es die ruhmreiche Existenz dieses Heeresteiles vernichtete, nicht einmal den Vorteil gebracht, die Bildung des deutschen Gesamtheeres zu fördern, sondern eher dieselbe erschwert."

Als erster Redner sprach Staatsminister Jolly für die Annahme des Kommissionsantrages. Unmittelbar nach ihm ergriff Albert das Wort. Der Kammerbericht der Karlsruher Zeitung gibt den Inhalt seiner Rede folgendermaßen wieder: „Da die Adreßdebatte in der Regel die erste Veranlassung sei, das Banner der Partei zu entfalten, so habe auch er heute das Wort ergriffen, nicht um sich in die Reihen der Kämpfenden zu stellen, sondern um als Neueingetretener seinen Standpunkt darzulegen. Er stimme für den Kommissionsentwurf, weil er in ihm den Ausdruck der überwiegenden Majorität des Volkswillens erkenne. Das Volk sei durchdrungen von der Aufgabe, sich in das große Ganze einzufügen, und scheue auch die Opfer nicht, die zu diesem Zweck nötig seien. Es gebe aber auch eine Minorität im Lande, die sich der Erreichung des nationalen Zieles hemmend in den Weg stelle. Zur Zeit als der Erbfeind mit seinen afrikanischen Horden von

den Preußen, Bayern und Württembergern abgewiesen worden sei, seien alle Parteien einig gewesen, daß es zu unserem Schutze nach außen einer politischen Einigung bedürfe. Kaum sei der Anprall abgewehrt, so stecke der Partikularismus seine Fühlhörner wieder empor, und obwohl man die Vorteile, die das Reich biete, bereitwillig annehme, so bemäkele man doch alle Zugeständnisse, die man demselben mache. Unser Land habe die Selbständigkeit einer Weinranke, die herrliche Früchte trage, aber sich nicht selbständig aufrecht erhalten könne. Jetzt habe sie einen starken Schutz und einen starken Halt an der deutschen Eiche gefunden. Freilich suche man auch diese in ihren Wurzeln zu erschüttern. Aber Deutschland sei mit seinen äußeren Feinden fertig geworden, es werde auch mit seinen inneren Feinden fertig werden."

Nach Albert sprachen noch verschiedene Redner, darunter die Ministerialpräsidenten von Freydorf und von Dusch, sowie neun weitere Abgeordnete. Dann wurde abgestimmt und der Antrag der Mehrheit der Kommission mit allen gegen elf Stimmen angenommen. So endete die erste Sitzung, in der Albert als Redner aufgetreten war. In Heidelberg aber hatte inzwischen Julie in unruhiger Erwartung geschwebt, wie der erste Versuch ausfallen möchte, und noch in letzter Stunde die briefliche Mahnung an den Gatten gerichtet, ja recht unbefangen zu sein und kein Herzklopfen zu bekommen, „es war ja immer alles so gut, was Du gesprochen." Auch warnte sie ihn, ja nicht „ins Räsonieren" zu kommen, ohne es begründen zu können.

Albert war ein fleißiges Mitglied der Kammer. Obwohl ihm die obere Leitung des technischen Dienstes in seinem Bezirke auch während der Tagung des Landtags oblag, fehlte er von der Eröffnung desselben bis zum Schlusse am 21. März 1872 nur in vier Sitzungen, darunter einmal wegen Unwohlseins. Im Auftrage der Kommission für Eisenbahnen und Straßen erstattete er mehrere Berichte, so über den Gesetzentwurf, die Fortsetzung der Wiesentalbahn von Schopfheim nach Zell betreffend, und über die Petitionen um Herstellung von Eisenbahnhaltestellen bei Hoppetenzell und bei Uiffingen, sowie um Errichtung einer Haltestation bei der

Rheinüberfahrt in Niederschwörstatt. Verschiedene Male meldete er sich außerdem zu Wort, wo er als Fachmann in der Lage war, ein maßgebendes Urteil abzugeben, oder Fragen berührt wurden, die seinen Wahlkreis besonders angingen, so u. a. bei der Beratung über die Bitte der Gemeindevorsteher von Heidelberg, Weinheim u. s. w. um Herstellung einer direkten Eisenbahnverbindung zwischen Weinheim und Heidelberg, bei der Beratung über den Gesetzentwurf, den Bau einer Eisenbahn von Denzlingen nach Waldkirch betreffend, und in der Verhandlung über die Petition um Erbauung einer Kaiserstuhl-Schwarzwaldbahn von Gottenheim über Emmendingen, Waldkirch, Elzach nach Hornberg. Als im Anschlusse an den Bericht über das Budget des Handelsministeriums von der Budgetkommission der Antrag gestellt wurde, daß die für den Neubau der Eisenbahnen bestimmte Abteilung der Direktion des Wasser- und Straßenbaus künftighin mit der Generaldirektion des Eisenbahnbetriebs vereinigt werden sollte, unterstützte Albert diesen Antrag im Plenum aufs lebhafteste (14. Februar 1872).

Wiederholt ist Albert in der Kammer für eine materielle Besserstellung verschiedener in der Staatsverwaltung besonders stiefmütterlich bedachter Beamtenkategorien eingetreten, zu denen namentlich auch seine Kollegen, die Ingenieure und die Techniker überhaupt, gehörten. Im Dezember 1871 übergab er der zweiten Kammer eine Petition der niederen Diener der Civilstaatsverwaltung um Erhöhung ihrer Gehalte und Regelung der Pensionsverhältnisse. In der sechzehnten öffentlichen Sitzung am 27. Januar 1872 stellte er weiterhin zusammen mit den Abgeordneten Stigler aus Rastatt und Baudirektor Gerwig den Antrag, die Höchstbesoldungen der Bezirksingenieure und Bezirksbauinspektoren auf 2500 Gulden zu erhöhen, was auch die Kammer tat. Bei der Beratung des Budgets des Handelsministeriums, im besonderen der Besoldungen in der Bezirksverwaltung, in der Sitzung vom 19. Februar lenkte er die Aufmerksamkeit der Kammer auf die überaus schlechte Bezahlung und die späte Anstellung der Ingenieure und führte den Nachweis, daß diese in absonderlicher Weise hinter anderen Beamtenklassen, namentlich aber hinter den Juristen zurückgesetzt

seien. Sein mannhaftes Eintreten für die Interessen seiner Standesgenossen bei dieser Gelegenheit hat ihm verschiedene Dankschreiben eingetragen. Ein Ingenieur in einem kleinen Landstädchen des Oberlandes schrieb ihm damals unter anderem: „Mit Ihrer Kammerrede vom 19. haben Sie sich den Dank der badischen Ingenieure in hohem Maße erworben, denn das erste Mal sind ja durch Sie die so überaus traurigen Verhältnisse dieser Parias des badischen Beamtenstaates der Welt mit warmem Herzen bekannt gegeben worden. . . . . Hätten wir Männer wie Sie in unserem Kollegium oder im Ministerium, es wäre nie so weit mit uns gekommen. . . . . Statt einem früher so energischen und dienstfreudigen Beamten haben die Herren es gründlich verstanden, aus mir einen gebrochenen Mann zu machen, der seinen Halt schon längst verloren hätte, wenn nicht ein so überaus glückliches Familienleben imstande wäre, die dunkelsten Stunden voll Mutlosigkeit, Zorn und Überdruß zu erhellen" (25. Februar 1872).

Übrigens verleugnete Albert auch, wo seine Standesgenossen nicht unmittelbar in Frage kamen, jene Gesinnung nicht, aus der heraus er vor Jahren den Kanzleirat geschrieben hatte. Auch hierfür sei ein Beispiel angeführt. Am 22. Februar 1872 stand in der zweiten Kammer die Petition eines erblindeten Lehrers um Erhöhung seiner Pension zur Beratung. Die Petitionskommission beantragte Übergang zur Tagesordnung. Albert stimmte zwar für diesen Antrag, aber, wie er erklärte, mit schwerem Herzen. Er wolle aber wenigstens den Wunsch äußern, fügte er außerdem hinzu, daß dem Bittsteller auf irgend eine andere Art geholfen werde. Er könne nicht glauben, daß die Regierung hierzu nicht unter irgend einer Form die Mittel finden könne, und schlimmstenfalls werde die Kammer bei einer etwaigen Überschreitung des Budgets gewiß keinen Anstand erheben.

Auch auf den folgenden Landtagen bis zum Jahre 1879 vertrat Albert den Wahlkreis Weinheim in der zweiten Kammer. Wohl trug er sich im Jahre 1875 vorübergehend mit dem Gedanken, eine Wiederwahl nicht mehr anzunehmen, da der Bau der Bahn von Neckargemünd über Eberbach nach Jagstfeld, dessen oberste

Leitung ihm die Regierung kurz vorher übertragen hatte, seine ganze Kraft in Anspruch zu nehmen geeignet war und ihm eine längere Abwesenheit in Karlsruhe während der Verhandlungen des Landtags nicht erwünscht sein konnte. Doch ließ er sich am Ende bestimmen, wieder in die Kammer einzutreten, hauptsächlich veranlaßt durch wiederholte Aufforderungen aus seinem Wahlkreise und auch aus anderen Teilen des Landes, sowie durch mündliche und schriftliche Aufmunterungen hervorragender Parteigenossen.

Im gleichen Jahre 1875 zog auch sein ältester Sohn Albert, damals Assessor beim Oberschulrat in Karlsruhe, in die Zweite Kammer ein, der er von 1875 bis 1881 als Vertreter des sechsten Wahlkreises (Bezirksamt Bonndorf und Jestetten und Gemeinden des Bezirksamts Waldshut) angehörte.

Auch während der späteren Tagungen des Landtags (1873/74, 1875/76 und 1877/79) war Albert regelmäßig Mitglied der Kommission für Eisenbahnen und Straßen, 1873 wurde er außerdem in die Kommission gewählt, welche über die äußere und innere Umgestaltung des Ständehauses zu beraten hatte. Von umfangreicheren Berichten, die er im Auftrage der Kommission für Eisenbahnen und Straßen verfaßte, nennen wir aus der Sitzungsperiode 1873/74 diejenigen über den Bau einer Eisenbahn von Heidelberg nach dem Kohlhofe, über den Staatsvertrag zwischen der badischen Regierung und dem Schweizer Bundesrat vom 24. Mai 1873 über die Anlage einer Eisenbahn von Winterthur über Etzwylen und Ramsen nach Singen und einer Abzweigung dieser Bahn von Etzwylen auf dem linken Rheinufer nach Konstanz, sowie ferner diejenigen über die Staatsverträge zwischen Baden und Württemberg und Baden und Hessen wegen der Erbauung von Eisenbahnen von Jagstfeld nach Eberbach, von Heilbronn nach Eppingen, von Schiltach nach Freudenstadt, von Neckargemünd nach Eberbach, von Eberbach nach Erbach und von Mannheim über Lampertheim nach Worms. Auch erstattete er die Kommissionsberichte über eine Anzahl Petitionen, so u. a. über diejenige um eine Bahnverbindung zwischen Freiburg und Donau-

eschingen, über die Erbauung einer Eisenbahn von Schwenningen über Dürrheim nach Donaueschingen, über die Fortsetzung der Murgtalbahn bis Freudenstadt und über den Bau einer Eisenbahn von Miltenberg aus zum Anschlusse an die Odenwaldbahn bei Seckach oder Osterburken.

Auf dem Landtage 1875/76 lieferte er die gedruckten Kommissionsberichte über den zwischen der badischen Regierung und dem schweizerischen Bundesrat wegen der Verbindung der beiderseitigen Eisenbahnen bei Schaffhausen und Stühlingen abgeschlossenen Staatsvertrag, sowie über Petitionen, welche die Eisenbahnverbindung Stühlingen—Beringen, eine Eisenbahn durch das Elztal und die Bodenseegürtelbahn betrafen. Während des Landtags 1877/79 endlich erstattete er den ausführlichen „Bericht der Kommission für Straßen und Eisenbahnen, betreffend den zwischen Baden und Württemberg abgeschlossenen Zusatzvertrag zu dem Staatsvertrag vom 4. Dezember 1850 über die Verbindung der beiderseitigen Eisenbahnen".

Alle diese Berichte zeichnen sich durch klare und übersichtliche Anordnung des Stoffes und gründliche und erschöpfende Behandlung des Gegenstandes aus.

Auch sonst hat Albert noch wiederholt in der Kammer gesprochen, nicht allzuhäufig freilich, denn er gehörte, wie er selbst früher betont hatte, nicht zu jener Klasse von Volksvertretern, die meinen, es gehe nicht, ohne daß sie mindestens einmal zu jedem Gegenstande reden, und wäre es auch nur, um eine schon so und so oft vorgetragene Meinung noch einmal ausdrücklich auch als die ihrige in Anspruch zu nehmen. Im wesentlichen beschränkte er sich, wie schon auf dem ersten Landtag, dem er angehört hatte, darauf, bei der Behandlung der ihm naheliegenden Fragen des Eisenbahnwesens in die Debatte einzugreifen, aber selbst da hat er es nicht immer getan. Die Organisation des technischen Dienstes bei der Eisenbahnverwaltung, die seine Billigung nicht durchaus hatte, unterzog er in der Sitzung vom 7. Februar 1874 einer Kritik. Einige Tage darauf, am 12. Februar, hielt er eine längere Rede bei der Beratung der Eisenbahnprojekte Friedrichsfeld—Schwetzingen

und Heidelberg—Mannheim. Auch an den Verhandlungen der zweiten Kammer über die Betriebsverhältnisse der badischen Privatbahnen (68. Sitzung vom 13. Juli 1876) beteiligte er sich mit längeren Ausführungen, wobei ihm die durch seine Beziehungen zu verschiedenen dieser Bahnen gewonnenen Erfahrungen zustatten kamen.

Bei der impulsiven Natur Alberts und seiner Gewohnheit, frank und frei, ohne ängstliche äußere Rücksichtnahme sich auszusprechen, blieben ihm Reibungen in der Kammer nicht ganz erspart. So geriet er beispielsweise in der Sitzung am 5. Februar 1878 mit dem Abgeordneten Friderich von Durlach, dem allmächtigen Vorsitzenden der Budgetkommission, zusammen, als er bei der Beratung über die Neckartalbahn die Techniker gegen verschiedene, in der Kammer vorgebrachte Vorwürfe energisch in Schutz nahm, und gerade ein Jahr später, am 5. Februar 1879, hatte er einen Zusammenstoß mit dem Präsidenten des Staatsministeriums, Staatsminister Turban, als er über den Ankauf der auf badischem Gebiete liegenden, bisher von Württemberg betriebenen Bahnstrecke Bruchsal—Bretten als Berichterstatter der Kommission für Straßen und Eisenbahnen berichtete. Bei beiden Anlässen hat er seinen Standpunkt mit Geschick und Glück vertreten.

Mit dem Schlusse des Landtags 1879 schied Albert aus der Kammer aus; einer Wiederwahl hat er sich nicht mehr unterzogen. Ausschlaggebend war hierfür neben verschiedenem andern der Umstand, daß um diese Zeit auch seine Tätigkeit im Staatsdienst ihren Abschluß fand. Seine Parteifreunde in der Kammer hatten ihm zuletzt noch ein Zeichen ihres Vertrauens dadurch gegeben, daß sie ihn im Jahre 1878 in den Parteiausschuß gewählt hatten.

* * *

In den dienstlichen Verhältnissen Alberts war schon zu Anfang der siebziger Jahre eine Veränderung eingetreten. Es wurde damals im Dienstbetriebe der Main-Neckarbahn eine neue Organisation eingeführt, durch welche u. a. auch die Bahnver-

waltungen als Bezirkstellen, was sie bisher gewesen waren, aufgehoben und in einfache Lokalstellen umgewandelt wurden. Albert empfand wenig Neigung, unter diesen Umständen in seiner Stellung als Vorstand der Bahnverwaltung Heidelberg länger zu verbleiben. In einer Eingabe an das badische Handelsministerium vom 2. August 1872 bat er um Versetzung auf eine andere Stelle. Bei der Verwaltung der Main-Neckareisenbahn war nur eine Stelle, die für ihn in Betracht gekommen wäre, diejenige des Oberbetriebsinspektors, welchem die Oberleitung des bautechnischen und des Fahrdienstes zugewiesen war, doch war deren Besetzung vertragsmäßig Hessen vorbehalten. So entschloß sich denn die badische Regierung im Mai 1873, Albert zum Eisenbahnbauinspektor bei der Eisenbahnbauverwaltung zu ernennen; nach fast dreißigjähriger Verwendung beim Eisenbahnbetrieb trat dieser nunmehr zum Eisenbahnbau über, in welchem er sich allerdings schon früher, wie wir gesehen haben, bei privaten Unternehmungen allseitig bewährt hatte. Als nächste Aufgabe wurde ihm die Leitung der Vorarbeiten für die projektierten Bahnlinien Neckargemünd—Eberbach, Eberbach—Neckarelz und Seckach, bezw. Osterburken—Miltenberg übertragen. Am 18. Juni trat er den neuen Dienst an; seinen Wohnsitz in Heidelberg konnte er beibehalten; ebenso wurde ihm die Dienstwohnung im Bahnhofgebäude belassen. Als nach Beendigung der Vorarbeiten der Bau der Neckartalbahn selbst in Angriff genommen wurde — die Bahn nach Miltenberg kam nicht zur Ausführung — ging die oberste Leitung des eigentlichen Bahnbaues ebenfalls auf Albert über. Durch Erlaß des Handelsministeriums wurde in Heidelberg eine Eisenbahnbauinspektion errichtet und Albert zu deren Vorstand ernannt (September 1874). Fünf Jahre nahm der Bau der Bahn durch das Neckartal in Anspruch; zahlreiche Kunstbauten waren auszuführen, ungünstige Bodenverhältnisse bereiteten streckenweise bedeutende und unvorhergesehene Schwierigkeiten. Am 23. Mai 1879 fand die feierliche Eröffnung der Bahn bis Jagstfeld statt. Einem Festberichte der Eberbacher Zeitung vom 24. Mai entnehmen wir, daß aus diesem Anlasse die bei dem Baue beschäftigten Ingenieure, die Honoratioren

Heidelberg 7.10.79 Morgens

Meine Mathilde!

Als ich gestern aus dem „[illegible]" nach Hause kam, traf ich Deinen lieben Brief. Meine 2 Briefe täglich sind ganz natürlich, so oft ich werde zu lesen und unentbehrlich [illegible] wird, und wenn ich meine 70 Briefe, (d. h. in 7 Jahr 70, kein Betz:) werde ich die täglich 2 Briefe schreiben müssen.

Also – Donnerstag

ich hole Dich ab und treffe 10 45 am Wagen[illegible] ein.

Ich muß [illegible] + drei [illegible] [illegible]. 8 50 fahre ich nach Eberbach.

Innigst küßt Dich

Dein

Albert

der an der Bahn gelegenen Orte und Vertreter der Generaldirektion der Staatseisenbahnen sich bei einem Festmahl in der Krone in Eberbach vereinigten, und daß bei demselben zahlreiche Reden gehalten wurden. „Allgemeinen Anklang," heißt es dann weiter, „fand die Rede des Herrn Oberingenieurs Bürklin von Heidelberg, welcher, den Bahnbau mit einem Kriege vergleichend (während nach Beendigung desselben die Folgen meistens die entgegengesetzten seien, nämlich statt Trümmer, Elend und Armut, Kunstbauten, Glück und Reichtum), jener Arbeiter gedachte, die beim Bau ihr Leben verloren oder zu Krüppeln geworden sind. Sein Hoch auf die Eisenbahnarbeiter fand solche Teilnahme, daß auf Veranlassung des Herrn Dekan Haag von Neckarzimmern sofort von den Worten zur Tat geschritten wurde. -- Doch die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut."

Mit der Vollendung der Neckartalbahn war die Aufgabe der Eisenbahnbauinspektion Heidelberg erfüllt und deren Aufhebung nur eine Frage der Zeit. Albert stand bereits in den sechziger Jahren. Zwar hatte er sich die Frische des Geistes unvermindert bewahrt, und auch sein Körper hatte bis zuletzt den Anstrengungen seines Berufes durchaus standgehalten, trotzdem konnte ihm nicht daran liegen, noch einmal in neue dienstliche Verhältnisse einzutreten, und dies um so weniger, als zur Zeit keine Stelle im Staatsdienste verfügbar war, die seinem Dienstalter und seinen Wünschen entsprochen hätte. Dagegen hatte die Aussicht, den Abend des Lebens in wohlverdienter Ruhe zu genießen und sich wieder in höherem Maße der geliebten Schriftstellerei widmen zu können, für die gerade in den letzten Jahren es so oft an Zeit gemangelt hatte, etwas ungemein Verlockendes. So entschloß er sich denn im Februar 1880, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen. Durch staatsministerielle Entschließung vom 11. April 1880 wurde ihm dieselbe mit der gesetzlichen Pension gewährt, doch wurde er veranlaßt, seine Vorstandsgeschäfte noch bis zur Aufhebung der Inspektion am 1. Mai — es wurde nachher der 8. Mai daraus — weiterzuführen. Eine besondere Ehrung — wie sonst wohl üblich ist — erachtete man für ihn bei seinem Scheiden aus dem Staats-

dienste offenbar nicht für notwendig, vielleicht in Erinnerung an Konflikte, die er als Abgeordneter mit Regierungsvertretern einst in der Kammer zu bestehen gehabt hatte. Allerdings wurde ihm doch eine Ehrung zu teil, wenn auch nicht von seiten des Staates, dem er über vierzig Jahre gedient hatte. Am 1. Mai 1880 veranstalteten Alberts bisherige Untergebene ihm zu Ehren in Eberbach ein Abschiedsbankett, bei welchem sie ihm einen Lorbeerkranz überreichten. Einer aus ihrer Mitte, der Ingenieur Buzengeiger, feierte den scheidenden Chef in einer Rede. Er sagte dabei u. a., daß er, einem ausgesprochenen Wunsche Alberts folgend, über dessen ersprießliche Tätigkeit im Staatsdienst sich nicht verbreiten wolle, doch lasse er es sich nicht nehmen, eine Eigenschaft wenigstens hervorzuheben, welche, wie er, der Redner, überzeugt sei, nicht allein ihnen, die sie hier versammelt seien, sondern gewiß auch allen früheren Untergebenen Alberts zugute gekommen sei. „Ich meine," fuhr er fort, „seine wahrhaft aufopfernde, wirklich väterliche Fürsorge um das Wohl und Wehe des ihm unterstellten Personals. Mit welcher Überzeugung unser Oberingenieur in dienstlichen wie persönlichen Angelegenheiten für uns eintrat, und wie streng rechtlich und mit Hintansetzung des eigenen persönlichen Interesses er mit Rat und Tat seine Unterstützung lieh jedem, welcher ihn darum anging, dies hat wohl jeder von uns in zahlreichen Fällen erlebt, und uns allen muß deshalb ein warmes Gefühl des Dankes und der Verehrung für den Mann innewohnen, der solches getan hat. . . ."

* * *

Die Töchter Alberts und Juliens hatten, wie wir wissen, beide schon vor Jahren das elterliche Haus verlassen. Die ältere, Julie, lebte in Freiburg, wo ihr Gatte Wilhelm Manz als Professor der Augenheilkunde an der Universität wirkte; Marie, die jüngere, war vor kurzem ihrem Gatten Albert Haaß nach Erfurt gefolgt; wo dieser die Stelle eines Betriebsinspektors bei der Thüringer Bahn übernommen hatte. Auch die Söhne, bis auf einen, hatten



Albert Bürklin und seine Söhne Albert, Theodor, Alexander und Max.

einen eigenen Hausstand gegründet. Am 21. September 1875 hatte der älteste, Albert, Luise Wolf, die Tochter des Gutsbesitzers Johann Ludwig Wolf in Wachenheim in der Rheinpfalz, als seine Gattin heimgeführt. Schon einige Monate früher, am 20. März des gleichen Jahres, hatte sein jüngerer Bruder Theodor, der Kassier und Prokuraträger bei der Direktion des Gresham in Mannheim war, sich mit Mathilde Hoffmann, der Tochter des am 30. Mai 1849 im Gefecht bei Hemsbach gefallenen hessendarmstädtischen Oberleutnants Friedrich Hoffmann, vermählt, und am 22. Februar 1879 endlich hatte der jüngste der Brüder, Max, in Leipzig, wo er sich als Generalagent für Hopfenhandel niedergelassen hatte, mit Amalie Kleindienst, der Tochter des dortigen Engroshändlers Kleindienst, sich verbunden. Nur der Zwillingsbruder von Max, Alexander, der wie der Vater sich dem Ingenieurfache gewidmet hatte, war in der Zeit, in der wir stehen (1880), noch ledig. Er war damals in Wertheim beim Bahnbau beschäftigt, ging dann zwei Jahre später nach Straßburg, wo er als technischer Hilfsarbeiter im reichsländischen Ministerium angestellt wurde, und schloß noch im gleichen Jahre, am 14. September 1882, den Bund der Ehe mit Margarethe Klein, der Tochter des Rentners Klein in Wertheim.

Der älteste Sohn Albert lebte als Oberschulrat und Kollegialmitglied der gleichnamigen Behörde in Karlsruhe, trat jedoch, was hier gleich angeführt sei, 1882 aus dem Staatsdienste aus, um nach dem Tode seines Schwiegervaters Wolf (gestorben am 29. April 1882) sich ganz seinen Privatgeschäften zu widmen.

Nach Karlsruhe siedelten nunmehr auch die Eltern über. Dahin zogen den Vater die Erinnerungen seiner Jugend; in dieser Stadt hatte er dann später an der Seite seiner Julie, umgeben von einer Schar blühender Kinder, glückliche Jahre des besten Mannesalters verlebt. Im August 1880 fand der Umzug von Heidelberg nach Karlsruhe statt. Die erste Wohnung befand sich auf der westlichen Kaiserstraße (Nr. 174); nach Umlauf eines Jahres wurde sie mit einer solchen auf der Kriegstraße vertauscht (zunächst Nr. 69, später Nr. 71), nicht weit von dem stattlichen

Heime, das sich der Sohn Albert dort erbaut hatte. In stiller Zurückgezogenheit verflossen den Gatten die kommenden Jahre. Bald machten sich die Beschwerden des Alters geltend, und insbesondere Julie war ihren Anfechtungen ausgesetzt. Im März 1881 erlitt sie einen schweren Schlaganfall, von dem sie nur allmählich sich wieder erholte. Größere Reisen, wie sie Albert und Julie zusammen oder auch Albert allein noch vor wenigen Jahren unternommen hatten, so nach Gastein und Wien (1873), nach Erfurt (1874), nach Norderney (1876), nach Ems (1877), verboten sich nunmehr von selbst. Dagegen wurden fast alljährlich mehrere Wochen in der Rheinpfalz auf den Gütern des ältesten Sohnes und der Schwiegertochter oder auch im benachbarten Baden, wo Tante Grunelius noch immer ihr gastfreies Haus hatte, zugebracht.

Auf die schriftstellerische Tätigkeit Alberts war seine gesteigerte dienstliche Inanspruchnahme in den siebziger Jahren nicht ohne Einfluß geblieben. Er fühlte sich in seinem literarischen Schaffen öfters gehemmt; vielfach fehlte ihm die nötige Zeit für die Kalenderarbeit, oder er konnte auch nicht die richtige Stimmung für sie finden. „Was unsere Kalenderangelegenheit betrifft, so bin ich nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung gelangt, daß ich, solange ich meine Pflichten als Staatsbeamter und als Mitglied der II. Kammer zu erfüllen habe, ganz außerstande bin, Ihren Ansprüchen bezüglich des Kalenders zu genügen, und möchte ich uns beiden die aufreibenden Aufregungen ersparen, die notwendig der nächste Kalenderfeldzug wieder bringen müßte." Also schrieb er in einem Briefe vom 30. Oktober 1877 an seinen Freund Schauenburg. Dazu kam, daß die Angriffe, denen, wie wir früher gehört haben, der Kalender von verschiedenen Seiten ausgesetzt war, ihm die Laune verdarben und zeitweise eine gewisse Verbitterung zurückließen, deren er nicht ganz Herr zu werden vermochte. „Zudem," fährt er in dem angezogenen Briefe fort, „sind die mir jeweils zugesendeten Kritiken so wenig ermutigend, daß ich das Bedürfnis fühle, eine Pause eintreten zu lassen. Ich

habe nunmehr zwanzig Jahrgänge hindurch den Hinkenden behandelt, und ich kann ohne Selbstüberhebung sagen, ich habe ihn in der ganzen civilisierten Welt zu einer volkstümlichen Person gemacht und will nicht haben, daß der Stern meines Lieblings durch mich zu erbleichen beginnen soll. Ich bitte deshalb seine Pflege einem andern anzuvertrauen, denn ich könnte ihn weder anders noch rascher schreiben als bisher." Vergebens führte Schauenburg dagegen an, daß Albert allein imstande sei, den Kalender würdig fortzusetzen. Er erreichte nur, daß dieser versprach, auch fernerhin dem Hinkenden seine volle Zuneigung bewahren zu wollen, ihm auch nach Muße und Lust Beiträge zu senden, „jedoch ohne alle und jede Verbindlichkeit ihm gegenüber, nur so wie jeder andere Mitarbeiter auch."

Zu Schauenburg gesellte sich in dem Bestreben, Albert an den Kalender zu fesseln, Ludwig Eichrodt, der wohlbekannte humorvolle Poet und Lahrer Oberamtsrichter. Ihn hatte Schauenburg angegangen, an Alberts Stelle die Fortführung des Kalenders zu übernehmen. Das gab den Anlaß zu einem Briefe Eichrodts an Albert, der hier nicht übergangen werden darf. Er macht dem, der ihn schrieb, und dem, an den er gerichtet war, alle Ehre. Der Brief lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Herr Schauenburg hat mich ersucht, den Hinkenden etwas zu betreiben, d. h. richtige Autoren für den Fortgang des Unternehmens aufzufinden, weil Sie, Unerreichter, Ihre volle Zeit der Sache nicht mehr zu widmen vermögen. Ich erschrak einigermaßen, denn soviel ich die „Kräfte" kenne, ist keine Kraft so schnell vorhanden, den Kalender auf der Höhe zu halten. Volkstümlich und, wie hier nötig, lustig zu schreiben, gemütlich und zugleich aufklärend und aufgeklärt — wer weiß, ob es einer Ihnen gleichtut? Sie sollten also Ihre Vaterhand nicht ganz von dem jetzt wirklich hinkenden Burschen abziehen.

Es ist ein kleiner Vorrat von Ihnen durchgesehen und durchgearbeitet vorhanden, dieser muß jedenfalls pro 79 zur Verwen-

dung kommen. Die Wallfahrtgeschichte von Rosegger ist aber nicht glänzend — Einleitung und Ende, aber kein Inhalt. Ich habe vor, Herrn Rosegger einige Änderungen und Zusätze vorzuschlagen. Dürfen Sie selbst in eine Rosegger-Erzählung hinein redigieren? Wenn es nur ginge, Sie hätten es bald zugestutzt.

Standreden und Redaktion der Weltbegebenheiten werden Sie sich nicht nehmen lassen. Eine gute Geschichte zu ersinnen, ist freilich viel verlangt, wenn man 20 Jahre seine Kraft eingesetzt hat. Ich möchte aber auch nicht ohne Ihren Rat eine andershergeholte Erzählung befürworten.

Zwar ist das Durchlesen schon eine Last, Sie haben aber wohl die Güte mir kundzutun, wie und wo etwa auf Ihre Mitwirkung noch zu rechnen ist, damit ich das andere betreibe. Könnte ich nur selbst Prosa schreiben, dazu gehört aber viel Muße und Übung! Fabulieren habe ich auch nie viel vermocht und andere darum beneidet, soviel erlaubt. Weil ich jedoch nicht ohne Verbindung bin, so glaubt Schauenburg, ich werde schon nützlich sein können.

Der Kalender ist zu wichtig und edel, als daß er vernachlässigt werden dürfte.

Lahr, 2. Dezember 77. Mit hochachtungsvollem Gruß
L. Eichrodt."

Den vereinigten Bemühungen der beiden Männer, Schauenburgs und Eichrodts, gelang es zuletzt, Albert doch zu bewegen, dem Kalender des Lahrer hinkenden Boten in höherem Maße, als er ursprünglich gewollt hatte, auch weiterhin seine Kräfte zu widmen. Im Juni 1879 wurde über die Herstellung des Kalenders zwischen Albert und Schauenburg ein neuer Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Albert die Redaktion des Kalenders mit Ausnahme des Kalendariums, der Genealogie und der Marktverzeichnisse zunächst für die folgenden fünf Kalenderjahrgänge (1881 bis 1885) übernahm. Als Aufgabe der Redaktion wurde bezeichnet die Ausfüllung der Lücken im Kalendarium durch eigene Beiträge Alberts, sowie durch vorhandene nicht all-

zubekannte Sinnsprüche, Anekdoten, Erzählungen, Haushaltungsregeln und dergleichen, sowie die Herstellung des erzählenden Teiles im Umfange von einundfünfzig Seiten durch eigene sowie durch fremde Originalbeiträge und Bearbeitungen nach vorhandenem Material. Von dem erzählenden Teile, zu welchem in diesem Falle Weltbegebenheiten, Standrede und Briefkasten nicht zählen sollten, verpflichtete sich Albert mindestens zwanzig Seiten selbst zu schreiben. Auf die letztere Bestimmung legte Schauenburg das meiste Gewicht; denn er betrachtete es als hochwichtig für den Kalender, daß gerade dieser Teil möglichst zahlreiche Beiträge aus Alberts „unübertrefflicher Feder" enthalte, da nur solche dem Hinkenden die gerühmten Vorzüge vor der Konkurrenz wahren könnten.

Und in der Tat hat Albert in den nächsten Jahren eine ganze Reihe eigener Arbeiten für den Kalender geliefert, darunter solche, die zum Besten gehören, was er geschrieben hat, wie z. B. die Erzählungen „Verurteilt" (1881), „Ein braver Mann", „Drei brave Männer aus dem Volke" (1882), „Der erste Schritt zur Praxis" (1883), „Nach zweiundzwanzig Jahren" (1886) und die „Standrede über die Erde" (1887). Neben Albert waren jetzt aber auch schon andere Schriftsteller im Kalender in größerer Anzahl vertreten, als es früher der Fall gewesen war, unter ihnen verschiedene, die auch sonst einen guten Namen hatten, wie Anzengruber, V. Blüthgen, der schon erwähnte Dichter Eichrodt, B. Möllhausen, Rosegger, Schmidt-Cabanis, Hermine Villinger u. a.

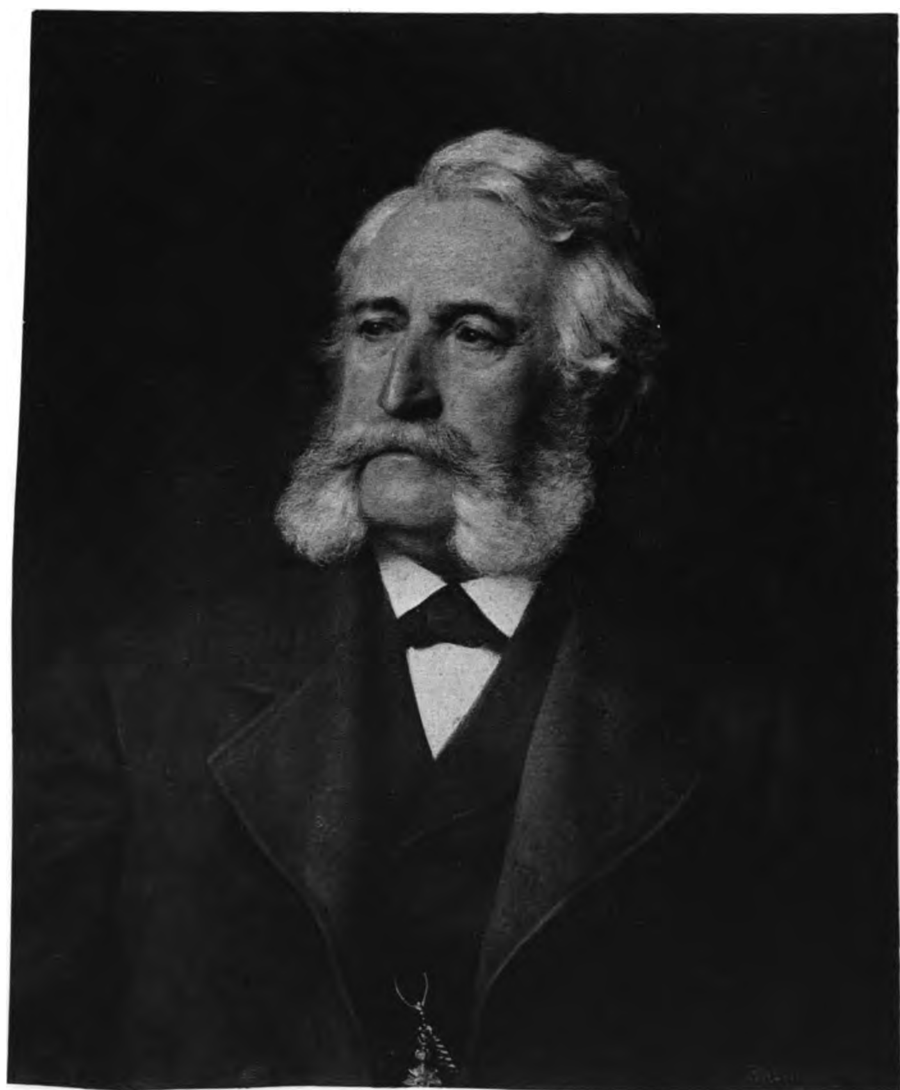
Der Vertrag über den Kalender blieb bis zum Jahre 1887 in Kraft. Dann legte Albert mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit die Redaktion nieder. Ganz entzog er sich dem Kalender aber auch jetzt nicht, sondern versah denselben auch fernerhin noch gelegentlich mit Beiträgen. So enthält der Jahrgang 1889 verschiedenes von ihm und auch der Jahrgang 1890 noch einen von ihm nach fremder Vorlage bearbeiteten Beitrag (Ein altes Rezept); nur der Kalender auf das Jahr 1888 hatte nichts von ihm gebracht. Übrigens druckte Albert auch einige seiner älteren

Geschichten in diesen späteren Jahrgängen des Kalenders wiederum ab, so „Zum wilden Mann“ aus dem Rastatter hinkenden Boten für 1860 im Jahrgang 1887, „Drei Tage aus dem Leben des Herrn Kanzleirats“ aus der Badischen Landeszeitung von 1860 (hier unter dem Titel „Der Herr Expeditionsrat Müller auf dem Fürstenkongreß in Baden“) im gleichen Jahrgang und „Ein diplomatisches Rezept“ ebenfalls aus dem Rastatter hinkenden Boten im Jahrgang 1889.

Von verschiedenen anderen Geschichten und Erzählungen Alberts erschienen ebenfalls Neudrucke.

Seit 1884 gab Schauenburg eine „Volksbibliothek des Hinkenden Boten“ heraus, durch welche Arbeiterkreisen gute und billige Lektüre geboten werden sollte. Abwechselnd wurden Werke älterer und neuerer Schriftsteller in Bändchen von drei bis fünf Bogen zu einem außergewöhnlich niedrigen Preise, fünf Pfennig die Nummer, ausgegeben. Die ersten fünf Nummern bildeten „Die Brüder“, jene erste Preiserzählung Alberts aus dem Lahrer hinkenden Boten auf das Jahr 1860. Auch die folgenden Bändchen enthielten noch wiederholt Erzählungen von ihm, die früher im Kalender oder in der Dorfzeitung veröffentlicht worden waren. Die Volksbibliothek erfüllte indes die Erwartungen nicht die Schauenburg gehegt hatte; der Absatz ließ zu wünschen übrig und die Volksbibliothek ging nach einiger Zeit wieder ein.

Größeren Erfolg hatte eine von Albert veranstaltete Sammlung seiner vorzüglichsten Kalendergeschichten. Der erste Band derselben wurde, mit Alberts Bildnis geschmückt, im Dezember 1885 ausgegeben (Der Lahrer Hinkende Bote. Kalendergeschichten von Albert Bürklin. Lahr. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg). Er enthielt fünfzehn Geschichten, darunter als erste „Steffe-Martes Schillerfeier“, außerdem „Diem perdidi“, „Der Rundreisehut“, „Auch ein Ehrenamt“, „Das stählerne Herz“, „Die müssen weg“, „Heute mir, morgen Dir“, „Peter Pott“ u. a. Zwei weitere Bände von ebenfalls je fünfzehn Geschichten folgten in den nächsten Jahren. Aus ihrem Inhalt seien genannt „Der Kanzleirat“, „Viele Wenig machen ein Viel“, „Der Bahnwärter Martin“,



Albert Bürklin.

„Auch ein Pfingstvergnügen" (2. Band), „Ein Kleeblatt", „Aus Hebels Leben", „Ein braver Mann", „Standrede über Kalendermachen", „Baron Nickel", „Nach zweiundzwanzig Jahren", „Gute Nacht, Hochwürden" (3. Band). Die Kritik äußerte sich über die Kalendergeschichten in anerkennender Weise und rühmte an ihnen die bekannten Vorzüge von Alberts Schriftstellerei, echte Volkstümlichkeit, warme vaterländische Gesinnung und den kecken, frischen Humor. Aber auch fleißig gekauft wurden die Bände, und das war Albert in diesem Falle besonders erwünscht, da die Einnahmen aus dieser Sammlung seiner Schriften für einen wohltätigen Zweck Verwendung finden sollten. Der zweite und der dritte Band tragen die Bemerkung „Der Reinertrag ist für das Reichswaisenhaus in Lahr bestimmt". Aber auch derjenige des ersten Bandes war diesem schon zugeflossen, wenn auch jene Bemerkung zunächst weggeblieben war, da Schauenburg die Meinung vertreten hatte, daß sie auf den Absatz des Buches doch keinen Einfluß habe, und es höchstens der Öffentlichkeit gegenüber peinlich sein werde, wenn sich kein oder nur ein geringer Ertrag ergebe.

Auch als Bühnenschriftsteller hat Albert sich in den achtziger Jahren versucht, und zwar hat er zwei seiner eigenen Erzählungen dramatisiert. „Der erste Schritt zur Praxis", eine Humoreske aus dem Kalender auf das Jahr 1883, wurde von ihm als einaktiger Schwank bearbeitet, und die große Erzählung aus dem ersten Jahrgang der Dorfzeitung „Toni und Madlein" gestaltete er in ein Schauspiel von fünf Akten um. Beide Stücke wurden aufgeführt, der Schwank im September 1883 im Hof- und Nationaltheater in Mannheim, das „vaterländische" Schauspiel „Toni und Madlein" im Februar 1884 dreimal hintereinander im großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe (19. und 22. Februar) und im Theater in Baden (20. Februar). Die Aufnahme, welche die beiden Stücke beim Publikum fanden, war im ganzen eine recht freundliche. Bei der ersten Aufführung von „Toni und Madlein" wurden die Darsteller nicht weniger als elfmal gerufen, und auch Albert mußte wiederholt vor der Rampe erscheinen. Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise wohnten

der Vorstellung bei und empfingen nach Schluß derselben Albert in ihrer Loge, um ihm ihre Anerkennung auszusprechen. Trotzdem konnten sich die Stücke auf der Bühne nicht halten. Insbesondere die Wirkung des Schauspiels wurde stark beeinträchtigt dadurch, daß es allzusehr seine Herkunft verriet. Es ging mit ihm, wie mit den meisten Dramen, die aus Novellen oder Romanen entstanden sind. Der Stoff hatte an und für sich wenig Dramatisches, und die Bearbeitung vermochte nicht über diesen Mangel hinwegzutäuschen. Seinem Aufbau nach war das Schauspiel kaum mehr als eine Reihe jeweils durch den auf- und abrollenden Vorhang getrennter, genau ebensoviel Novellenkapiteln entsprechender Bilder. Es fehlte die straffe Einheitlichkeit der Handlung, welche eine Bühnendichtung nicht entbehren kann, wenn sie wirksam sein soll. Den Nebenpersonen und nebensächlichen Ereignissen war eine zu breite Behandlung zuteil geworden, so daß die einzelnen Szenen vielfach episodenhaft wirkten. Auch kam es zu keiner rechten dramatischen Steigerung. Das waren Mängel, auf welche die Kritik übereinstimmend hinwies, so sehr sie sich sonst einer gewissen Zurückhaltung dem gefeierten Schriftsteller und „geistreichen Mitarbeiter des Lahrer hinkenden Boten" gegenüber befliß und gern die Feinheit in der Charakterisierung einzelner Personen und die geschickte Behandlung des Dialogs anerkannte. Albert machte eben an sich die Erfahrung, die auch anderen bedeutenden Schriftstellern nicht erspart geblieben ist, daß man ein guter, ja sogar ein sehr guter Erzähler sein kann und darum doch nicht auch das Zeug zum dramatischen Schriftsteller zu haben braucht, ja in den meisten Fällen vielleicht gerade deswegen nicht hat. Er konnte sich auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen, daß Bühnenkenntnis und dramatische Gestaltungsgabe ihm doch zu sehr mangelten, als daß er hätte hoffen können, in Zukunft einmal einen größeren Erfolg zu erringen auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Zwar hat er den fünften Akt von „Toni und Madlein" noch einer Überarbeitung unterzogen, um ihn bühnengerechter zu machen; zur Aufführung ist das Stück aber nicht mehr gekommen, nachdem Albert aus eigenem Antriebe



Julie Bürklin.

es vor der vierten Vorstellung im Hoftheater zu Karlsruhe zurückgezogen hatte. Zwei weitere dramatische Arbeiten, eine Dramatisierung der Novelle „Die Brüder" und ein Schauspiel „Die Fürstenschule", das auf fünf Akte berechnet war, sind über die allerersten Anfänge nicht hinausgekommen.

Wir haben oben bei der Besprechung der gesammelten Kalendergeschichten Alberts gelegentlich schon des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Lahr gedacht. Dasselbe hat in dieser späteren Lebensperiode Alberts, in der wir stehen, eine höchst bedeutsame Rolle gespielt. Die Gründung dieser Anstalt ist, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie sein Werk. Ein kurzer Überblick über die Entstehung des Lahrer Waisenhauses und Alberts Mitwirkung bei derselben darf daher in unserer Lebensbeschreibung nicht fehlen.

Im Kalender auf das Jahr 1869 hatte Albert eine Erzählung veröffentlicht, die den Titel führte: „Wie der liebe Gott heutzutage Wunder macht." In derselben war u. a. des bedauernswerten Schicksales einer armen Bahnwartsfamilie gedacht, deren Ernährer im Dienste zu Tode verunglückt war. Die Geschichte beruhte auf einem wirklichen Vorkommnis, und in einer Art Nachwort zu der Erzählung regte Albert eine Sammlung an für die in bedrängten Verhältnissen befindliche Witwe des Eisenbahnwarts Müller in Eppelheim und ihre sieben unmündigen Kinder. Er schloß mit den Worten: „Der Hinkende hat sichs in den Kopf gesetzt, der armen Frau zu helfen; er allein kann es nicht, darum hat er die Geschichte geschrieben, um die Herzen seiner Freunde zu rühren, und, nicht wahr, Ihr lasset den Hinkenden nicht im Stiche. Im nächsten Kalender wird er Euch danken und Rechenschaft ablegen." Der Erfolg übertraf alle Erwartung. In großer Zahl gingen Geldspenden ein, große und kleine, zum Teil aus weiter Ferne, aus Berlin, Bremen, Breslau, Köln, Elberfeld, Hamburg, Hannover, Leipzig, München, Wien u. s. w., selbstverständlich aber auch aus Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Freiburg, Konstanz und den anderen Städten Badens,

ja selbst aus kleinen Orten, wie Schillingstatt im Odenwald, Leutkirch bei Salem, Kluftern u. s. w. Noch im Dezember 1868 konnte Albert als ersten Betrag zwölfhundert Gulden den Müller'schen Kindern durch eine notarielle Schenkung überweisen; im ganzen ergab die Sammlung eine Summe von mehreren tausend Gulden.

Acht Jahre später, es war im Sommer 1876, schrieb Albert die Vorrede zum 1877er Kalender. In dieser berichtete er u. a. von einem „Verein der Sammler von Zigarren-Abschnitten" in Berlin, der aus dem Jahresergebnis gesammelter Zigarrenabschnitte am letzten Weihnachtsfeste dreißig arme Waisenkinder beschenkt und glücklich gemacht habe. In den neun Jahren, seit der Verein bestehe, seien bereits mehr als zweihundert Waisenkinder von ihm gekleidet worden. Ihm Anschluß daran ward die Aufforderung ausgesprochen, ebenfalls Zigarrenabschnitte zu sammeln und aus dem Erlöse derselben Waisenkinder zu Weihnachten zu beschenken. Moritz Schauenburg, der die Standrede vor dem Drucke las, drückte sein vollstes Einverständnis mit dem Plane aus; aber, meinte er, „wir wollens nicht bloß bei der Sammlung von Zigarrenspitzen lassen, sondern auch Pfennige von Nichtrauchern sammeln und ein Waisenhaus bauen". Es war das ein kühner Gedanke, doch er fand bei Albert verständnisvolles Entgegenkommen, und mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit griff er ihn auf. Die Kalendervorrede wurde abgeändert und erhielt die Fassung, in der sie nachher im Kalender abgedruckt wurde. „Viele Wenig machen ein Viel" ist sie überschrieben. Mit seinem Freunde, dem Expeditionsrat (Kanzleirat), bespricht der Hinkende seine Pläne für das Waisenhaus. Allerdings ist jener im ersten Augenblick von der Neuheit des Gedankens überrascht; aber der Hinkende reißt ihn mit fort und bekehrt ihn ganz zu seinen Anschauungen. Es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch zwischen den beiden:

„Höret einmal, Hinkender," sagte der Herr Expeditionsrat nachdenklich, „das ist ein origineller, ja das ist ein großartiger Gedanke. Ein Waisenhaus aus lauter Zigarrenabschnitten, die man bisher weggeworfen hat."

„Allerdings, und es ist mir wirklich ernst damit. Wir machen für das Waisenhaus einen großartigen Zukunftsplan, fangen aber mit dem Bauen klein an, und alle paar Jahre etwas dazu, viel oder wenig, je nachdem in Deutschland viel oder wenig geraucht wird, und die Städte, die am meisten Zigarrenabschnitte zu liefern haben, dürfen uns auch die meisten Waisen liefern."

„Richtig, Hinkender", fiel der Herr Expeditionsrat begeistert ein, „und wisset Ihr was? Zu der Einweihung laden wir unsere Berliner Freunde ein, den Fürsten Bismarck und den Generalpostmeister Stephan. Der Fürst will Euch Lahrer ja ohnedies besuchen!"

„Natürlich laden wir sie ein; denn das könnt Ihr Euch doch denken, Expeditionsrat, daß diese beiden uns auch ihre Zigarrenspitzen schicken werden, und die rauchen eine feine Nummer und schneiden fingerbreit ab."

„Ich werde auch nicht mehr so spitzig abschneiden, Hinkender," sagte der Herr Expeditionsrat. „Und nun lasset uns gleich große „Aufrufe" drucken und schickt sie in alle Welt hinaus!"

„Ist nicht notwendig," unterbrach der Hinkende den eifrigen alten Herrn, „das hier im Kalender ist „Aufrufe" genug, und wenn unsere Freunde uns nicht im Stiche lassen, so steht in ein paar Jahren der Mittelbau, und im Giebel glänzt die Inschrift:

„Deutsches Reichs-Waisenhaus"

und darunter als Sinnspruch:

„Viele Wenig machen ein Viel."

In einer Anmerkung unter dem Texte der Vorrede ward schließlich noch gesagt, daß die Verlagsbuchhandlung des Lahrer hinkenden Boten bereit sei, frankierte Zusendungen von Zigarrenspitzen entgegenzunehmen und in der angedeuteten Weise zu verwerten. „Lieber ist es ihr aber," hieß es weiter, „wenn die verehrten Sammler die Zigarrenspitzen selbst verkaufen und den dafür erzielten Betrag in Briefmarken oder durch Posteinzahlung einschicken. Auch die Herren Nicht-Raucher sind von dieser Gelegenheit wohlzutun nicht ausgeschlossen und können ihre Beiträge

in Briefmarken einsenden. Rechenschaft wird jeweils im Kalender gegeben."

Auch in den folgenden Jahrgängen des Kalenders wirkte Albert unermüdlich für den Reichswaisenhausgedanken, und er fand freudigen Anklang nicht nur in Deutschland, sondern auch weit über die deutschen Grenzen, ja über die Grenzen Europas hinaus, wo immer der Hinkende gelesen wurde. Überall sammelten Vereine, Gesellschaften und einzelne Freunde des Waisenhauses. Allenthalben bildeten sich sogenannte Fechtschulen mit Fechtbrüdern, Fechtmeistern und Fechtmeisterinnen, so 1879 eine solche in Mannheim und 1880 in Magdeburg die deutsche Reichsoberfechtschule. Im Jahre 1882 konnte bereits das bei Lahr gelegene Gut am Altvater um den Preis von 40000 Mark für das Waisenhaus erworben werden. Drei Jahre später, am Pfingstmontag (25. Mai) 1885, erfolgte die Einweihung und Eröffnung des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Lahr.

Dem ausführlichen Festbericht, welchen die Lahrer Zeitung darüber veröffentlichte (28. bis 31. Mai) entnehmen wir die folgenden Einzelheiten.

Am Vormittag des genannten Tages bewegte sich ein festlicher Zug vom Bahnhofe durch die reichgeschmückten Straßen der Stadt Lahr zum Altvater. An der Spitze marschierten der Lahrer Turnverein und die Feuerwehr. Ihnen folgte „der Verwaltungsrat des Reichswaisenhauses, welchem voran und flankiert von dem I. Vorsitzenden, Herrn Schauenburg, und dem Vorstand der Generalfechtschule, Herrn Kramer, der wackere Vorkämpfer für des Reichswaisenhauses Gründung, der überall mit jubelndem Zuruf begrüßte Autor des Lahrer hinkenden Boten, Herr Oberingenieur Bürklin aus Karlsruhe, schritt. Er, dessen unermüdliche Feder unaufhörlich zur tatkräftigen Mitarbeiterschaft an dem edlen Werke angefeuert, hatte heute die frohe Genugtuung, dasselbe mit der Vollendung gekrönt zu sehen. Er konnte sich nun mit der ihm im Zuge folgenden Fechtbrüder- und Fechtmeisterschar, denen sich auch die Fechtmeisterinnen zugesellt hatten, sowie den Gästen aus allen deutschen Landen seines herrlichen Erfolges freuen." Unter



Das Reichswaisenhaus in Lahr.

den übrigen Teilnehmern des Zuges befanden sich auch Alberts ältester Sohn, „Reichstagsabgeordneter Bürklin aus Neustadt a. d. H.," die drei jüngeren Söhne, Landeskommissär Hebting aus Freiburg, die Lahrer Beamten, Bürgermeister und Gemeinderat der Stadt, die evangelische Geistlichkeit, sowie die Lahrer Vereine. Der Zug war so groß, daß die Spitze desselben das Waisenhaus bereits erreicht hatte, als die den Schluß bildenden Teilnehmer erst die letzten Häuser der Stadt verließen.

Vor dem Waisenhause fand ein Weiheakt statt. Derselbe wurde eingeleitet durch den Choral Te deum laudamus. Als Vorsitzender des Verwaltungsrates des Waisenhauses begrüßte Schauenburg die Teilnehmer an dem Feste in einer Ansprache, in welcher er mit bewegten Worten allen dankte, die zu dem Gelingen des Werkes beigetragen; dann fuhr er fort: „Mit Namen will ich nur einen Mann nennen, meinen hochverehrten Freund Albert Bürklin. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß er es versteht, das was er in seinem treuen Herzen fühlt, so auszusprechen, daß es zum Herzen dringt, ich hätte es nicht wagen können, das Werk anzuregen." Die eigentliche Weiherede hielt Kreisschulrat Bauer aus Lahr.

Am Nachmittage vereinigte man sich bei einem Festmahle im Kasinosaale des Gasthauses zum Pflug in Lahr. An Großherzog Friedrich von Baden, an Kaiser Wilhelm und an den Fürsten Bismarck wurden Begrüßungstelegramme abgesandt. Von den zahlreichen Reden, die gehalten wurden, erwähnen wir diejenige des Landeskommissärs Hebting, der ein Hoch auf die beiden Männer ausbrachte, die das Reichswaisenhaus ins Leben gerufen, auf Albert und auf Moritz Schauenburg. Im Anschlusse daran berichtet die Lahrer Zeitung:

„Rührend geradezu war die Bescheidenheit, mit welcher Herr Bürklin darauf für seine Person den Dank ablehnte. Er sprach:

„Meine Freunde, ich danke Euch für die freundlichen und wohlgemeinten Worte, mit denen Ihr mich geehrt. Aber, meine Freunde, Ihr ehrt mich über Gebühr. Was habe ich denn so Großes getan? Ich habe einen glücklichen Gedanken ausgesprochen.

Aber was ist ein Gedanke, wenn ihm nicht die Tat folgt? Was ist eine Saat, wenn sie nicht auf guten Boden fällt und Früchte trägt? Die Saat ist aber auf guten Boden, der Gedanke ist in warme, brave Herzen gefallen, in Eure Herzen, und Ihr seid es, die den Gedanken zur Tat gemacht, und der Tat gebührt die Ehre! Heute beseelt mich nur ein Gefühl: Ich danke einem gütigen Geschicke, das mich diesen Tag erleben ließ, den Tag der Einweihung des ersten deutschen Reichswaisenhauses, ein Denkmal der Barmherzigkeit und ein Symbol deutscher Einheit und Zusammengehörigkeit. Nach jahrelanger Mühe und Arbeit haben wirs erreicht. Aber, meine Freunde, es ist nur die erste Etappe:

„Das Werk ist angefangen, nicht vollendet,
Jetzt ist uns Mut und feste Eintracht not!"

„Kampf und Sorgen harren noch unser, bis wir das Ziel, das wir uns gesteckt, vollkommen erreicht haben.... Meine Freunde, lasset uns in dieser feierlichen Stunde geloben, stets nur unser hohes Ziel vor Augen zu haben, in dem Ringen danach uns durch nichts beirren zu lassen. Wir kennen keinen Ehrgeiz, keine Eitelkeit, keiner ist der erste, keiner ist der letzte; wir sind Waffenbrüder, wir wollen keine Personen, wir wollen nur unsere Sache verherrlichen und wir werden siegen, wir werden unseren Feinden und Neidern den Triumph nicht gönnen, daß wir nicht imstande waren, unser Werk zu vollenden und das vollendete in seiner Existenz zu sichern. Und vor allem, meine Freunde, ich, selbst ein alter Mann, rufe Euch mit dem sterbenden Attinghausen zu: Seid einig, einig, einig! Ein Hoch unserem ersten deutschen Reichswaisenhaus."

Eine kurze Beschreibung des Festes brachte auch der Kalender auf das Jahr 1886. Angeschlossen ist derselben eine Beschreibung des Waisenhauses und des Anwesens, auf welchem es steht. Sie lautet:

„Das Grundstück, im Jahre 1882 für 40000 Mk. von einem Herrn Fallenstein in Bremen erstanden, liegt in nordöstlicher Richtung von Lahr in einer Höhe von 70 Metern an der Lehne

des Altvaterberges, dessen Haupt vom Stadtwalde gekrönt ist. Das durchweg aus Sandstein gebaute, über 100 Fuß lange, dreistöckige Haus ist nach dem Muster der neuesten und besten derartigen Anstalten auf das bequemste und solideste eingerichtet; elegant bei aller Einfachheit. Dasselbe ist für die Aufnahme von im ganzen 100 Waisenknaben bestimmt. An das Haus stößt ein sauber gepflasterter Hof mit Brunnen, Stallungen, Remisen ꝛc., die Residenz des Wächters der Anstalt, des schwarzen zottigen Reichswaisenhundes Hektor, der dort mit gravitätischen Schritten umherschreitet. Die schönste Perle ist der hinter dem Hofe zu beiden Seiten am Berge sich emporziehende, eine Fläche von fünf Morgen umfassende herrliche Park. Das ist der Sitz des durch Liebesgaben ins Leben gerufenen ersten deutschen Reichswaisenhauses, auf dem jetzt der Hausvater Lehrer Schnekenburger und dessen Gattin mit ihren Zöglingen weilen."

Elf Knaben bildeten bei der Eröffnung des Hauses den Bestand der Zöglinge; später stieg ihre Zahl auf vierzig. Mehr konnten fürs erste nicht aufgenommen werden, da die Zinsen des Betriebskapitals für den Unterhalt einer größeren Anzahl nicht ausreichten. Das Gesamtvermögen der Anstalt betrug am Schlusse des Jahres 1885 218106 Mark 63 Pfennig, zehn Jahre später war es auf 509947 Mark 26 Pfennig angewachsen.

Auch nach der Eröffnung hat Albert dem Reichswaisenhaus seine Teilnahme und Fürsorge unvermindert bewahrt, ist dessen Gedeihen ihm stets eine ganz besondere Sorge gewesen. Mit Rat und Tat hat er die Anstalt auch fernerhin unterstützt und ihre Interessen mit allen Kräften gefördert. Ein Schreiben, das die General-Fechtschule in Lahr an Albert im Dezember 1889, also wenige Monate vor seinem Tode, gerichtet hat, legt hierfür beredtes Zeugnis ab. Es lautete:

„Lahr, 13. Dezember 1889.

Hochverehrter Herr Bürklin!

Durch die gütige Vermittelung unseres Vorsitzenden, Herrn C. A. Kramer, haben Sie unserer Kasse wiederum einen namhaften Beitrag zugeführt.

Wir halten uns verpflichtet, Ihnen für die dauernde wirksame Unterstützung unserer Bestrebungen herzlich zu danken. Ist uns dieselbe doch ein sprechender Beweis dafür, mit welcher väterlichen Liebe und treuen Hingebung Sie allezeit des großen nationalen Wohltätigkeitswerkes gedenken, das Ihrer humanen Idee seinen Ursprung, Ihrem warmen und zu Herzen gehenden Worte seinen heutigen glücklichen Stand in erster Linie dankt. Ihr edles Beispiel, selbst in einem Alter, in dem Andere längst feiern, unermüdlich Bausteine zum endlichen Ausbau des herrlichen Unternehmens beizutragen, ermutigt und verpflichtet uns, trotz mancher Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, rüstig weiter zu schreiten auf dem betretenen Wege, damit wir dem Ziele immer näher kommen, das Reichswaisenhaus fest und sicher begründet zu sehen. Jeder Tag gibt uns ja Gelegenheit zu sehen und zu hören, welcher reiche Segen aus der Anstalt erblüht, deren Zöglinge, gerettet aus des Lebens bitterster Not, geistig, sittlich und körperlich in frischer, fröhlicher Entwicklung fortschreiten. Jeder heitere Blick, jedes muntere Lachen der kräftigen Jungen ist ein Dankesausdruck für alle, die an dem Werke mitgearbeitet; schade nur, daß nicht alle Beglückten Ihnen, hochverehrter Herr, die Hand drücken können, die so manche Stunde für ihr Wohl die Feder geführt!

Mit nochmaligem herzlichen Danke zeichnet

hochachtungsvoll

für die Generalfechtschule
J. C. Schmitt."

Und noch über den Tod hinaus hat Alberts Andenken dem Waisenhaus Segen gebracht. Als er dahin gegangen war, von wo es keine Wiederkehr mehr gibt, schenkte sein ältester Sohn Albert für sich und im Namen seiner Geschwister, sowie namens der Kinder seines verstorbenen Bruders Theodor, zum ehrenden Andenken an ihren Vater Albert Bürklin dem ersten deutschen Reichswaisenhaus die Summe von 20000 Mark mit der Bestimmung, daß die Summe einen Vermögensteil des Waisen-



Bürklin'sches Grabmal auf dem Karlsruher Friedhofe.

hauses bilden solle, jedoch in der Form eines ausgeschiedenen Fonds, welcher den Namen „Albert Bürklin“ trägt. Zwei Drittel des Zinserträgnisses sollten für die Zwecke des Hauses verwendet, das weitere Drittel dagegen angesammelt werden, bis der Fonds die Höhe von 40000 Mark erreicht habe.

Wenige Wochen waren seit der erhebenden Feier in Lahr erst verflossen, da traf Albert ein Schicksalsschlag, schwerer, als ihn irgend einer treffen konnte. Schon zu Beginn des Jahres 1885 hatte Juliens Befinden zu Befürchtungen Anlaß gegeben. Heftige Krämpfe, die sich bei ihr einstellten, versetzten die Ihrigen in bange Sorge. Doch die Anfälle gingen vorüber und es schien, als werde sie sich allmählich wieder erholen. Da erlitt sie am 28. Juni plötzlich einen wiederholten Schlaganfall, an dessen Folgen sie am 10. Juli sanft verschied. Am 12. Juli wurde ihre irdische Hülle auf dem Karlsruher Friedhof beigesetzt. Unter den zahlreichen Kundgebungen der Teilnahme, die Albert zugingen, befand sich ein in herzlichen Worten gehaltenes Beileidstelegramm Großherzog Friedrichs.

Auch Albert erwies sich die Zeit als eine Trösterin in bitterem Schmerze. Ganz hat er freilich den Verlust seiner Julie nie mehr überwunden. Schon früher hatte er begonnen, die Briefe, die sie beide seit ihrem Brautstande ausgetauscht hatten, zu sammeln und zu ordnen. Jetzt fuhr er damit fort, und indem bei der Durchsicht jener Blätter die entschwundenen Zeiten ungetrübten Glückes in seinem Geiste von neuem lebendig erstanden, weihte er diese Stunden tiefempfundener Erinnerung dem unauslöschbaren Andenken der geliebten Frau.

Bald nahmen ihn auch die Vorbereitungen für ein würdiges Grabdenkmal in Anspruch. Er betraute mit der Ausführung desselben einen jungen Mannheimer Künstler, Johannes Hoffart, der damals in München sich aufhielt. Nach einem kurz zuvor gefertigten Gipsmodell schuf dieser in weißem Marmor ein durch Tiefe und Innigkeit der Empfindung ausgezeichnetes Denk-

mal, eine zarte, jugendliche Frauengestalt, die sich über das Grab neigt und auf demselben eine Rose niederlegt. Im September 1887 wurde die Figur auf einem Sockel von Syenit auf dem Grabe Juliens aufgestellt.

Die Beschäftigung mit den Briefen der Gattin und den eigenen führte Albert dazu, auch diejenigen zu sammeln, die er einst mit seinen Eltern gewechselt hatte. Daran schlossen sich Aufzeichnungen, die er über sein eigenes Leben niederschrieb, keine zusammenhängende Darstellung, sondern nur knappe, abgerissene Bemerkungen in chronologischer Folge, die einer künftigen Autobiographie als Grundlage dienen konnten und wohl auch dienen sollten. Im Zusammenhang damit erwachte auch das Interesse an der Vergangenheit der Familie, der er entsproß. Er sammelte die Nachrichten, die ihm ein in der heimatlichen Geschichte bewanderter Angehöriger der Fecht'schen Verwandtschaft, der schon früher einmal erwähnte Professor Karl Gustav Fecht, aus Druckwerken, Urkunden und Akten, über ältere Bürklin mitteilte. Der Gedanke einer Familiengeschichte, die er seinen Kindern und Kindeskindern zu hinterlassen gedachte, hat hierbei, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorgeht, zuletzt eine ganz bestimmte Gestalt angenommen. Zur Ausführung dieser Geschichte ist er nun freilich nicht mehr gekommen, aber die Vorarbeiten für dieselbe haben ihm doch Stunden der Befriedigung bereitet und ihm manche Winterabende verkürzt, deren Länge er in diesen Jahren des Alleinseins oft peinlich empfand.

Im Februar 1887 erkrankte Albert an einem schmerzhaften Steinleiden. Wiederholte Kuren in Wildungen, auch Operationen brachten nur vorübergehend Linderung. Im August 1889 wurde er überdies noch von einem Schlaganfall befallen. In aller Schwere hatte er die Anfechtungen des Alters zu erdulden. Seiner Eigenart entsprach es, daß er vom ersten Beginne seiner Krankheit an (1. Januar 1887) ununterbrochen über deren Verlauf Buch führte, den jeweiligen Stand seines Befindens, seine Eindrücke und Wahrnehmungen, die Untersuchungen und Anord-



Allegorische Darstellung auf den Tod Albert Bürklins.

nungen der Ärzte, überhaupt alles, was sich auf seine Krankheit bezog, bis ins einzelne genau aufzeichnete. Wiederholt sind dabei Bemerkungen, wie „tiefe Verstimmung", „Todesahnungen" und ähnliche eingestreut. Die Aufzeichnungen, die er „Krankengeschichte 1887—1888—1889" überschrieb, reichen bis zum 5. November 1889." Der vorletzte Eintrag ist vom 9. Oktober des genannten Jahres und lautet: „Schmerzensnacht! O Tod! Erlöser! O säume nicht länger!" Doch Monate sollten noch vergehen, bis der Tod als Befreier von schwerem Leiden sich ihm nahte. Am 8. Juli 1890 war sein Dasein vollendet. Zwei Tage nur fehlten, daß es fünf Jahre waren, seit ihm Julie im Tode vorangegangen war, an deren Seite er nun seine letzte Ruhestätte fand. Ein inhaltsreiches Leben hatte geendet, ein ganzer Mann war dahin gegangen, der die Gaben, welche ihm die Vorsehung mit auf den Lebensweg gegeben, reichlich genützt hatte. Sein Andenken aber lebt auch heute noch weiter in den Werken, die er geschaffen und die seinen Namen noch ferneren Zeiten bewahren werden.

Am 10. Juli fand die Beisetzung auf dem Karlsruher Friedhofe statt. Zahlreiche Leidtragende folgten dem Sarge, die trauernden Angehörigen, denen er so viel gewesen war, persönliche Freunde, ehemalige Kollegen, Verehrer seiner schriftstellerischen Werke und noch viele andere. Auch das Reichswaisenhaus in Lahr hatte eine Abordnung gesandt; Zöglinge der Anstalt, die ihm so unendlich viel verdankte, umstanden sein Grab.

Die Tagesblätter widmeten ihm Nachrufe, in denen seiner zahlreichen Verdienste rühmend gedacht wurde. Ein jüngerer Schriftsteller, Adolf Bartels, verfaßte ein Gedenkblatt, das, mit Alberts Bilde und einer allegorischen Darstellung geschmückt, in schlichten Worten schilderte, wie der Kanzleirat und der Hinkende Bote nach der allgemeinen Trauerfeier am Grabe sich zusammenfinden, um auch ihrerseits dem Entschlafenen ihre Verehrung zu bezeigen, und wie sich andere Gestalten aus Alberts Schriften zu ihnen gesellen, wie der Schatten des unvergeßlichen Hebel „seinem wackeren Schüler" einen Lorbeerkranz weiht und eine hehre Frauengestalt, wie sie in Erz gegossen auf dem Niederwalde steht,

Germania selbst, einen Eichenkranz auf den Grabhügel niederfallen läßt. Auf der siebten Generalversammlung der Generalfechtschule zu Lahr gab fernerhin Friedrich Geßler, selbst ein Dichter und Mitarbeiter Alberts am Reichswaisenhaus, in einer Gedächtnisrede eine feinsinnige Würdigung des letzteren als Schriftsteller und Mensch, die nachmals im „Badischen Unterhaltungsblatt (Beilage zur Badischen Landeszeitung)" vom 28. September 1890 abgedruckt und so weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde. Eine kürzere Lebensbeschreibung Alberts brachte endlich auch der vierte Band der von dem Direktor des Karlsruher General-Landesarchivs Fr. von Weech herausgegebenen Badischen Biographien.

Wir aber sind nunmehr am Ende unserer Familiengeschichte angelangt und schließen dieselbe, indem wir in einem letzten Abschnitte noch einige kurze biographische Angaben über Alberts und Juliens Kinder und deren Nachkommen folgen lassen.





Albert Bürklin.

XIV.

Kinder und Nachkommen von Albert und Julie.

1. Albert Julius Anton, geboren am 20. Juni 1844 in Heidelberg, studierte Rechtswissenschaft. 1868 Rechtspraktikant, 1871 Referendär, 1872 Amtmann in Waldshut, 1875—1882 Mitglied des großherzoglichen Oberschulrats in Karlsruhe, trat er 1882 aus dem Staatsdienst aus, um nach dem Tode seines Schwiegervaters sich seinen Privatgeschäften, namentlich der Landwirtschaft, zu widmen, wurde dann 1890 Vorstand der Generaldirektion des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe, 1893 Generalintendant, 1899 Exzellenz. 1904 wurde er auf sein Ansuchen seiner Stelle enthoben unter Ernennung zum Geheimen Rat I. Klasse. 1875—1881 war er Mitglied der Zweiten badischen Kammer, 1877—78 Mitglied des Reichstags für Freiburg i. Br., 1884—1898 für Landau und Neustadt. 1893 Vizepräsident des Reichstags, legte er dieses Amt wegen Verweigerung der Ehrung Bismarcks anläßlich seines achtzigsten Geburtstages nieder. Im November 1905 wurde er von Großherzog Friedrich als zweiter Vizepräsident in die Erste Kammer des badischen Landtags berufen. Er lebt zur Zeit in Karlsruhe und auf seinen Gütern in der bayerischen Rheinpfalz. Seit 21. September 1875 ist er vermählt mit

Luise Wolf, geboren am 20. Mai 1848, Tochter des Gutsbesitzers Johann Ludwig Wolf in Wachenheim (gestorben am 29. April 1882 in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre).

2. Julie, geboren am 20. Juli 1845 in Heidelberg, vermählt am 4. August 1864 mit

Dr. Wilhelm Manz, geboren am 29. Mai 1833 in Freiburg, außerordentlichem Professor der Augenheilkunde an der Universität

Freiburg, welcher als Geheimer Rat II. Klasse und Professor a. D. in Freiburg in Br. lebt.

Kinder:

a) Fritz, geboren am 21. Juni 1865, gestorben am 8. Juni 1867.

b) Otto, geboren am 3. April 1868, lebt als Dr. med. in Freiburg.

c) Clara, geboren am 16. Juli 1869.

d) Walther, geboren am 3. November 1870, gestorben am 27. Oktober 1871.

e) Richard, geboren am 9. März 1878, gestorben am 22. Mai 1879.

3. Marie, geboren am 12. Oktober 1846 in Heidelberg, vermählt am 11. Mai 1869 mit

Albert Haaß, geboren am 16. Dezember 1840 in Lahr, Ingenieur, lebt als Geheimer Baurat a. D. in Karlsruhe.

Sohn:

Karl, geboren am 7. Juni 1880, Schauspieler.

4. Karl Theodor Christian, geboren am 21. März 1849 in Heidelberg, Kaufmann, machte den Krieg gegen Frankreich 1870 71 im 1. badischen Leibgrenadier-Regiment mit, gestorben als Bankdirektor in Neustadt a. d. Haardt am 26. Oktober 1887; war vermählt seit 20. März 1875 mit

Mathilde Hoffmann, geboren am 17. Februar 1850, Tochter des hessen-darmstädtischen Oberleutnants Friedrich Hoffmann (gefallen im Gefecht bei Hemsbach am 30. Mai 1849); gestorben am 1. April 1905.

Kinder:

a) Ludwig, geboren am 15. Januar 1876 in Mannheim, zur Zeit Leutnant im 1. badischen Leibdragonerregiment in Karlsruhe, vermählt seit 7. Oktober 1905 mit Paula Neuffer, geboren am 30. Juni 1881, Tochter des Regierungspräsidenten der Pfalz Adolf von Neuffer.

b) Albert, geboren am 17. August 1878 in Mannheim, lebt als Kaufmann in London.



Luise Bürklin.

c) Elisabeth, geb. am 12. November 1883 in Mannheim.

5. Alexander, geboren am 20. Dezember 1852 in Karlsruhe, Ingenieur, zuerst in badischen Diensten, dann im Reichsland (1884—1887 Bauinspektor in Rappoltsweiler), hat nach dem Tode seines Bruders Theodor die Leitung des Bankgeschäftes G. F. Grohé-Henrich in Neustadt a. d. Haardt übernommen und ist von dessen Inhabern, Frau Luise Wolf Wwe., Albert und Luise Bürklin, später als Teilhaber aufgenommen worden. Vermählt seit 14. September 1882 mit

Margarete Klein, geboren am 6. März 1863, Tochter des Rentners Klein in Wertheim.

Kinder:

a) Grete, geboren am 4. August 1883.

b) Luise, geboren am 4. Mai 1886.

c) Wilhelm, geboren am 17. Juni 1888.

6. Max, geboren am 20. Dezember 1852, Bierbrauer, machte den Krieg gegen Frankreich 1870/71 im 1. badischen Leibgrenadierregiment mit, lebt als Inhaber einer großen Hopfen- und Malzhandlung in Leipzig, vermählt seit 22. Februar 1879 mit

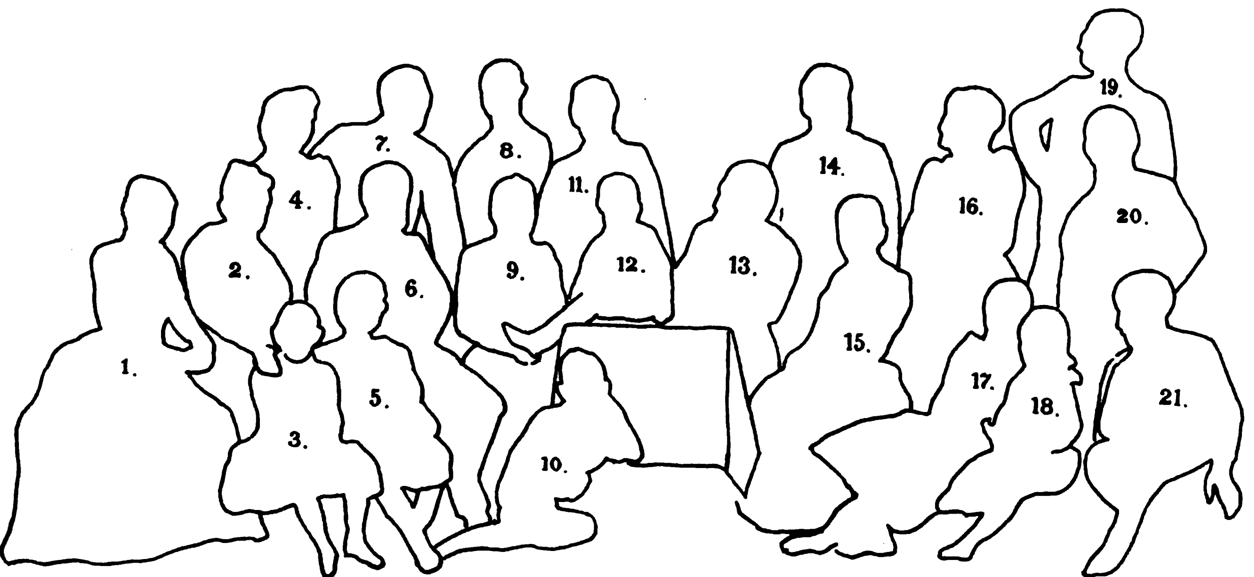
Amalie Kleindienst, geboren am 14. Juli 1861, Tochter des Engroshändlers Kleindienst in Leipzig.

Kinder:

a) Elsa, geboren am 12. Januar 1880, gestorben am 10. März 1880.

b) Alice, geboren am 16. Januar 1881, vermählt seit 4. April 1904 mit dem jetzigen Bezirksdirektor Dr. Robert Heydenreich in Apolda.

Tochter: Alice, geboren am 4. Juni 1905.



1. Mathilde Bürklin, geb. Hoffmann. 2. Amalie Bürklin, geb. Kleindienst. 3. Elisabeth Bürklin. 4. Klara Manz. 5. Margarete Bürklin. 6. Wilhelm Manz 7. Max Bürklin. 8. Ludwig Bürklin. 9. Marie Haaß, geb. Bürklin. 10. Karl Haaß. 11. Margarete Bürklin, geb. Klein. 12. Wilhelm Bürklin. 13. Albert Bürklin. 14. Albert Haaß. 15. Luise Bürklin, geb. Wolf. 16. Julie Manz, geb. Bürklin. 17. Alice Bürklin. 18. Luise Bürklin. 19. Otto Manz. 20. Alexander Bürklin. 21. Albert Bürklin.



Die Familie Bürklin im Jahre 1891.

Anhang.

Chronologisches Verzeichnis der literarischen Arbeiten Albert Bürklins.

1857.

1. Der Kanzleirat. Ernst-humoristischer Vortrag. Badische Landeszeitung vom 21. bis 27. März. — 2. Auflage als Broschüre, Karlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot. 1857. — Dann wieder abgedruckt in den Kalendergeschichten, Band II., S. 1—97.

1859.

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender auf das Jahr 1859.*)

2. Die Brüder. Ein Stück aus dem Volksleben. Preiserzählung.
3. Wie ein Bauer am schnellsten ein Herr werden kann.
4. Die Zauberflöte oder Umgekehrt ist auch gefahren.
5. Treffliches Mittel.
6. Ein teuerer Spaß.
7. Wer ist Herr im Hause?
8. Auch ein Napoleon.
9. Allzuscharf haut nicht.

Badische Landeszeitung (Schlußnummer des Jahres 1859 und erste Nummern des Jahres 1860).

10. Eisenbahngeschichten. 1. Bahnwärter Martin oder ein Weihnachtsabend. (Vgl. 60.)

*) Die Kalender erschienen stets ein bis mehrere Monate vor Beginn des Jahres, dessen Zahl sie auf dem Titel tragen, derjenige auf das Jahr 1859 also schon 1858, der auf 1860 schon 1859 u. s. f.

1860.

Rastatter Hinkender Bote.

11. Ein diplomatisches Geheimnis. (Vgl. 374.)
12. Unverhofftes Wiedersehen.
13. Zum wilden Mann. (Vgl. 368.)
14. Million und Billion.
15. Wohlfeile Korrespondenz.
16. Auch ein Witz.
17. Ist nicht ohne.
18. Auch eine Brille.
19. Die Rheinbrücke bei Kehl.
20. Ein schlimmes Wort (Gedicht).

Lahrer hinkender Bote.

21. Was einem Karlsruher in Karlsruhe passieren kann. Preisschwank.
22. Eine Hundekur.
23. Ein schlimmes Wort (Gedicht).
24. Jetzt faß, Seckele!
25. Des Lahrer hinkenden Boten Klagelied.

Badische Landeszeitung.

26. Der Herr Expeditionsrat Müller von Karlsruhe auf dem Fürstenkongreß in Baden. (19. August bis 6. September. — Vgl. 371.)
27. Des armen Steffe-Martes Schillerfeier. (16. bis 18. Nov. — Vgl. 69.)

Karlsruher Zeitung.

28. Auch ein Pfingstvergnügen oder: Die Reise zum Freiburger Schützenfeste. Eine lehrreiche Geschichte. (2. bis 7. Juni. — Vgl. 173.)
29. Schuld und Sühne. Eine Erzählung aus dem Leben. (5. bis 24. Juli. — Vgl. 68.)

1861.

Lahrer hinkender Bote.

30. Eine wahre Gespenstergeschichte.
31. Da hilft freilich keine Arznei. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 132—134.)
32. Akkord oder Taglohn?
33. Der einsame Spaziergang.
34. Iman Schamyl.
35. Des Hinkenden Boten Gedächtnisfeier großer Toten.
36. Weltbegebenheiten (zum erstenmal, von da an regelmäßig).
37. Der Hinkende Bote auf der Fürstenversammlung in Baden-Baden.
38. Totenliste.
39. Durlach und Pisa. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 140 f.)

1862.

Karlsruher Zeitung.

40. Die Knielinger Bahn. Eine technische Humoreske (Nr. 245 bis 254. 18. bis 29. Oktober).

Lahrer hinkender Bote.

41. Des Hinkenden Boten Standrede über Elektrizität und Magnetismus und den elektromagnetischen Telegraphen.
42. Der Kalkul soll leben.
43. Aus Hebels Leben. (Wiedergedruckt in den Kalendergeschichten, III, 104—112.)
44. Auch eine Verhinterung.
45. Ein Geschäft in Kompagnie.
46. Die Dauer des menschlichen Lebens.
47. Zuchthausgeschichten.
48. Was der Mensch nicht alles essen kann.
49. Eine moralische Geschichte.
50. Die deutsche Flotte. Standrede des Hinkenden Boten an sämtliche deutsche Philister.
51. Der Kuhprozeß.

1863.

Lahrer hinkender Bote.

52. Etwas über die Folgen der Grundlastenablösung in Baden.
53. Schulprüfungen. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 188—191.)
54. Auch ein Ehrenamt. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 90—94.)
55. Warum die Apotheker 99er heißen.
56. Abendlied eines Bahnwärters (Gedicht).
57. Furchtbar bestrafter Übermut.
58. Ein Gruß aus dem Himmel.
59. Die sogenannten guten alten Zeiten.
60. Eisenbahngeschichten. Der Bahnwärter Martin oder ein Weihnachtsabend. (Vgl. oben 10. — Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 234—292.)
61. Menschenopfer in Dahomei.
62. Zweier Fürsten Rache und sonst noch allerlei.
63. Ein Schreibebrief des Hinkenden Boten an den Bürgermeister in Bietighausen über das Frankfurter Schützenfest.
64. Das Vemgericht oder des Hinkenden Boten Rache. Ein Fastnachtsscherz.

Illustrierte Dorfzeitung des Lahrer hinkenden Boten.

65. Toni und Madlein. Eine Erzählung. (Später auch in einer Sonderausgabe erschienen.)
66. Der Herr Expeditionsrat Müller von Karlsruhe auf dem Schützenfeste in Frankfurt.
67. Erzählungen aus Fritz Müllers Ökonomie. Der falsche Inspektor oder das Buttern.
68. In den Ferien, oder: Gesündigt und gebüßt. Ein Lebensbild. (Vgl. oben 29.)
69. Des armen Steffe-Martes Schillerfeier. (Vgl. oben 27. — Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 1—16.)
70. Karl von Rotteck.

71. Langiewicz.
72. Horace Vernet.
73. Julius Mosen. Ein Aufruf an deutsche Herzen.
74. Henriette Pustowojtow.
75. Kunst am Kleinen.
76. Der Hering.
77. Zum ersten badischen Landesschießen in Mannheim.
78. Indianer im Zirkus in Berlin.
79. Am Karlsruher Bahnhofe.
80. Da tut Einem freilich die Wahl weh.
81. Großmut eines „rauhen Kriegers“.
82. Eisenbahnunfälle.
83. Die Graudenzer Soldaten.
84. Ein Wörtlein an die Bauern.
85. Tante Schlemmelmann von Freiburg und der Lahrer hinkende Bote.
86. Was not tut.
87. (Politische Wochen-) Rundschau (in diesem und den folgenden Jahrgängen der Dorfzeitung).

1864.

Lahrer hinkender Bote.

88. Des Hinkenden Boten Standrede über Luft, Luftdruck und was drum und dran hängt.
89. Ein Stück Deutschland in Amerika.
90. Diem perdidi. Eine wahre Geschichte. (Wieder abgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 20—73.)
91. Der Lohgerber Calm in Bernburg.

Lahrer Dorfzeitung.

92. Johann Gottlieb Fichte.
93. Der Ehrenbecher für Julius Mosen. Bericht des Hinkenden an seine Leser.
94. Etwas über den Tabak.

1865.

Lahrer hinkender Bote.

95. Zweite Standrede des Hinkenden Boten über Luft, Luftdruck und was drum und dran hängt.
96. Schauderhafte Geschichte, so dem Herrn Expeditionsrat mit Trichinen passiert ist.

Lahrer Dorfzeitung.

97. Der Blitzableiter.
98. Schwurgerichtsszene.
99. Nutzanwendung der schauderhaften Geschichte, so dem Herrn Expeditionsrat mit Trichinen passiert ist.
100. Der Kalender für Zeit und Ewigkeit.
101. Das unterbrochene Frühstück. Drama in einem Aufzuge.
102. Die künstliche Fischzucht, oder: Welche Rede der Herr Fischmaier bei einer Fischzucht-Versammlung gehalten hätte.
103. Die Schwarzblätter und die Wunder.
104. Offener Brief des Hinkenden Boten in Lahr an den Freiburger Boten.

1866.

Lahrer hinkender Bote.

105. Eine Volksversammlung. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 192—227).
106. Pfingstabenteuer.
107. Dick und dünn.
108. Ein Kunststück.
109. Machs ihm einer nach.
110. Geistesgegenwart.
111. Kanzleistil.
112. Teure Fleckseife.
113. Gedanken über Feuerversicherung.
114. Wieder einmal etwas von Hebel.

Lahrer Dorfzeitung.

115. Die Insel Skye in Schottland.

1867.

Lahrer hinkender Bote.

116. Ein Mißverständnis.
117. Man muß sich zu helfen wissen.
118. Merkwürdig.
119. Da ists freilich die höchste Zeit.
120. Kinder und Bediente sprechen die Wahrheit.
121. So ist beiden Teilen geholfen.
122. Gräßlich.
123. Undank ist der Welt Lohn.
124. Kuriose Vögel.
125. Richtige Bezeichnung.
126. Meinetwegen ein ganzes Dutzend. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 231—233.)
127. Jawohl, Herr Baron.
128. Der hats.
129. Der Herr von Wupptich. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 273—276.)
130. Rührende Einfalt. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 170—172.)
131. Wenns nur geholfen hat.

Lahrer Dorfzeitung.

132. Ein Langes und Breites über den Kalender.
133. Eine Löwenfamilie.
134. Der Suezkanal.
135. Aus dem Alpenklub.
136. Heißer Kampf.
137. Neuestes Wunder.

1868.

Lahrer hinkender Bote.

139—143. Erzählungen in der Bahnhofrestauration:
Eine Granate.

Der Wegweiser.
Teufelmäßig stark.
Bahnwart Heinrich.
Gut geschmiert und schlecht gefahren.

144. Das stählerne Herz, oder: Ein Tag aus dem Leben eines Lokomotivführers. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 95—139.)
145. Ein Brief an den Hinkenden. (Amerikanisches Mittel, daß eine Henne täglich 10—70 Eier legt.)
146. Eine Hundekur.
147. Das böse Gewissen.
148. Auch eine schöne Gegend.
149. Aufschneidereien.
150. Eine neue Ordensdekoration.
151. Ein Wunder.
152. Guten Grund.
153. Militärische Vorzüge.
154. Der Rebus.
155. Die Visitenkarten. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 228—230.)
156. Die Pariser Weltausstellung (von 1867).

Lahrer Dorfzeitung.

157. Briefe aus Paris. (Der Herr Expeditionsrat an den Hinkenden.)
157a. Etwas von Alban Stolz.
158. Die schnelle Ernte.
159. Der pfiffige Johann.

1869.

Lahrer hinkender Bote.

160. Der Rundreisehut. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 74—89.)
161. Ein amerikanisches Duell.
162. „Kannst Du schweigen, Margarete?“
163. Noch ein Neunundneunziger.

164. Gut heimgegeben.
165. „Gute Nacht, Hochwürden Herr Pfarrer!“ (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 349—375.)
166. Wie der liebe Gott heutzutage Wunder macht. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 178—225.)

1870.

Lahrer hinkender Bote.

167. Otto von Schmiersky, oder: So gibt es noch viele. Eine Schriftstellerlaufbahn in 14 Bildern.
168. Etwas über Ertrinken, Erfrieren und Hängen.
169. Die Spatzen im Schnee. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 270—296.)
170. Die müssen weg! (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 142—150.)
171. Rot, Schwarz und Gold. Eine Dorfgeschichte.
172. Rezept, wie der geneigte Leser auch so ein kurioser Engel werden kann. (Fortsetzung von 166. — Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 226—234.)

Lahrer Dorfzeitung.

173. Auch ein Pfingstvergnügen, oder: Die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste. Eine lehrreiche Geschichte. (Vgl. 28. Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 293—316.)
173a. Russisch.
174. Der Hinkende bekehrt sich, oder: Ja, es gibt heutzutage wirklich noch wirkliche Wunder.
175. Schreibebrief des Herrn Expeditionsrats an den Hinkenden Boten.
176. Alles mit Gott.

1871.

Lahrer hinkender Bote.

177. Des Hinkenden Boten Standrede übers Kalendermachen. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 173 bis 203.)

178. Leben und Taten eines Mecklenburgers. Eine merkwürdige Geschichte.
179. Wie der Hinkende dem Frieder den Standpunkt klar macht.
180. Ein Stücklein von den Bayern.
181. Ein Stücklein von den Schwaben.

Lahrer Dorfzeitung.

182. Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht.

1872.

Lahrer hinkender Bote.

183. Kann nit verstan.
184. Nur Klassisch.
185. Das Volksheer. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 317—320.)
186. Führe uns nicht in Versuchung.
187. Begeisterung.
188. Schulexamen.
189. Grob, aber gut.
190. Ein junger Deutscher.
191. Fromm.
191a. Des Hinkenden Boten Standrede übers Kalendermachen (Schluß).
191b. Heute mir, morgen Dir. (Fortsetzung von 170. — Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 151—160.)
192. Fataler Glaube.
193. Eine Wundererklärung.
194. Das Konzert in Rübental. Eine merkwürdige Geschichte.

1873.

Lahrer hinkender Bote.

195. Zwei Stücklein von Luther.
196. Darum heißen sie so.
197. Ein Wunder aus alter Zeit.
198. Untrügliches Mittel.
199. Eine neue Steuer.

200. Charakterbilder vom Kriegsschauplatze.
201. Quartierleben im Felde. Skizzen aus dem Feldzuge 1870/71. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III 204—214.)
202. Der Revolutionär, oder: Noch ein Geheimmittel. Eine Standrede. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 258—272.)
203. Doktor und Apotheker.

1874.

Lahrer hinkender Bote.

204. Vorrede.
205. Peter Pott. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 161—177.)
206. In einem Dorfe.
207. Des Hinkenden Strafpredigt an den geneigten Leser. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 235—257.)
208. Die Pocken.

1875.

Lahrer hinkender Bote.

209. Blücher.
210. Gneisenau.
211. Scharnhorst.
212. York von Wartenburg.
213. Theodor Körner.
214. Die Magd von Wildenloh. Eine Räubergeschichte.
215. Zur Nachachtung.
216. Wilhelm von Kaulbach.
217. Eine glückliche Mutter.
218. Adlerfedern.
219. Vom Teufelholen.
220. Mütterliche Sorgfalt.
221. Der Vater. Eine Erzählung aus Norwegen.
222. Schulprüfung. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 17—19.)

223. Lehre und Beispiel.
224. Tapfer und treu bis ans Ende. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 183—187.)
225. Die Madonna von Lurdshausen.
225a. Das Kleeblatt. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 98 f.)

1876.

Lahrer hinkender Bote.

226. Aus alter Gewohnheit.
227. Auch ein Bibelfester.
228. Aus der Schule.
229. Mißverständnis.
230. Kurz und gut.
231. Andere Lesart.
232. Des Hinkenden Boten Vorrede zum 76er.
233. Des Hinkenden Boten Standrede über Leichenverbrennung.
234. Gute Antwort. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, I, 277—280.)
235. Auch eine Erklärung.
236. Die Betseuche in Amerika.
237. Warum Herr Kurz in H.... g altkatholisch geworden ist.
238. Zwei Amtsbrüder.
239. Wie einer wieder Deutsch gelernt hat.
240. Ein Brief an den Hinkenden.
241. Nutzen der Fremdwörter.
242. Ein lateinisches Zwiegespräch.
243. Ein Kleeblatt. Kriegsfahrten. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 1—103.)

1877.

Lahrer hinkender Bote.

244. Wir tuns halt nicht anders.
245. Gewissensberuhigung.

246. Des Hinkenden Boten Vorrede zum 77er (darunter 6. Viele Wenig machen ein Viel. [Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 107—114.] 7. Das Tonnensystem).
247. Ein Königswort.
248. Eine böse Heidengeschichte.
249. Bismarck und Eutonia.
250. Das Kleeblatt. Im Frieden. (Fortsetzung von 250.)
251. Deutsche Vielseitigkeit.
252. Aus der Schule.
253. Einer von unsere Leut.
254. Auch im Grabe keine Ruh.
255. So bettelt man.
256. Im Zuchthause.

1878.

Lahrer hinkender Bote.

257. Des Hinkenden Boten Vorrede zum 1878er.
258. Eine Geschichte von „Karl Herzog" und Schiller, wie man sie in Schwaben erzählt.
259. Auch ein Denkmal. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 100—106.)
260. Drei deutsche Dichter (Fritz Reuter, Hoffmann von Fallersleben. Ferdinand Freiligrath).
261. Viele Wenig machen ein Viel. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten. II, 115—131.)
262. Die Geschichte einer Waise.
263. Die Deutsche Kaiserwahl in Forbach.
264. Des Hinkenden Boten Standrede über die Erde.
265. Kalter Empfang.
266. Aus der Schule.
267. Friedensstimmung.
268. Leichte Zigarren.
269. Barfuß.
270. Manöver.
271. Eine stolze Kuh.

1879.

Lahrer hinkender Bote.

272. Gegen Schwaben und Russen.
273. Gegen hartnäckigen Husten und Erkältung.
274. Ein modernes Wunder. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 134—142.)
275. Alle Kugeln treffen — aber was?
276. Aus der guten alten Zeit.
277. Das Loch in den Hosen.
278. Baron von Nickel. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 297—313.)
279. Der Kanzleirat. (Vgl. oben 1.)

1880.

Lahrer hinkender Bote.

280. Bestrafte Lüge.
281. Die verfolgte Unschuld.
282. Unglücksfall.
283. Gesundheitspflege.
284. Die Salzpferde.
285. Elternjammer, oder Der verlorene Sohn.
286. Auch eine Reliquie.
287. Wer ausgibt, muß auch einnehmen.
288. Ein Vertrauensmann.
289. Das unterbrochene Zeko.
290. Die schnelle Ernte.
291. Ein Leutnant.
292. Petrus und der Hahn.
293. Aus der Schule.
294. Über Wallfahrten (Vorwort des Hinkenden zu der Erzählung „Die Kirchschlager auf der Wallfahrt“ von P. K. Rosegger).
295. Der Wursthannes in der Klemme.
296. Nummero Dreizehn. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, II, 143—182.)

297. Zum 60jährigen Dienstjubiläum des Grafen Moltke.
298. Vivisektion.

1881.

Lahrer hinkender Bote.

299. Sehr ansprechend.
300. Revanche.
301. Fürst und Erzbischof.
302. Politische Fragen.
303. Auch ein Kriegsfall.
304. Saphir.
305. Des Hinkenden Boten Vorrede zum 81er.
306. Deutsch und böhmisch.
307. Ein Stücklein vom alten Blücher.
308. Den Ertrag der Bohnen zu vermehren.
309. Herzloser Spaß.
310. Das bürgermeisterliche Wetter.
311. Giftige Schwämme.
312. Brennende Kleider zu löschen.
313. Müller und Schulze.
314. Verurteilt. Eine einfache Geschichte. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 215—263.)
315. Mundus vult decipi.

1882.

Lahrer hinkender Bote.

316. Sebstbesteuerung.
317. Einfaches und ungefährliches Mäuse- und Rattengift.
318. „Mer hätts ihm nit solle brenne lo!"
319. Des Hinkenden Boten Gruß. (I. Des Hinkenden bester Glückwunsch. II. Lehmans Blumengarten. III. Das Gefängnis, oder: Die Feinde des Hinkenden.)
320. Der Schmuhl Itzig, oder: Keine Zwischenhändler mehr.
321. Ein braver Mann. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 128—161.)
322. Des Menschen Bestimmung.

323. Drei brave Männer aus dem Volke.
324. Vor Paris.

1883.

Lahrer hinkender Bote.

325. Frommer Wunsch.
326. Diplomatie.
327. Leichenpredigt.
328. Herr und Madame von Storch, Hochgeboren.
329. Wohlfeile Handschuhe.
330. Kindlich.
331. Amtlicher Jahresbericht.
332. Gute Antwort (Gedicht).
333. Meine is de Mühle.
334. Der erste Schritt zur Praxis.
335. Erbse, Bohne, Linse, Jetzt hawe mer e Prinze!
336. Auch ein Tabaksmonopol.
337. Lieben sollt Ihr mich! (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 113—115.)
338. Das Katzenfutter.
339. Der Teufel im Pfarrhause.
340. Die Kirchengeschichte meiner Tante Ursula.

1884.

341. Der erste Schritt zur Praxis. Schwank in einem Akt. Lahr. Druck von J. H. Geiger.
342. Toni und Madlein. Schauspiel in fünf Akten. Lahr. Druck von J. H. Geiger.

Lahrer hinkender Bote.

343. Obsteinmachen.
344. Vielleicht Nachmittags?
345. Dumm, aber pfiffig.
346. Hunde, die Eier aussaufen.
347. Die Kornblumen-Marie. Altmärkische Dorfgeschichte.
348. Das Waffeleisen.

349. Unnötige Sorge.
350. Ein Moloch.
351. Ein Sedanstag.
352. Die goldene Henne. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 162—169.)

1885.

Lahrer hinkender Bote.

353. Eine Geschichte vom Beiern! oder: Paris ist unser.
354. Pech.
355. Nägel.
356. Herr Filz.
357. Biblisches Spiel.
358. Orden.
359. Verbesserte Milchgefäße.
360. An einem genug. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 264—269.)
361. Verdiente Strafe. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 116—127.)

1886.

Lahrer hinkender Bote.

362. Herr Martin.
363. Eine Gespenstergeschichte.
364. Jägerlatein.
365. Freiherr von Silber.
366. Nach zweiundzwanzig Jahren. (Wiederabgedruckt in den Kalendergeschichten, III, 314—348.)

1887.

Lahrer hinkender Bote.

367. Des Hinkenden Boten Standrede über die Erde.
368. Zum wilden Mann. (Vgl. oben 13.)
369. Der erste Stand.
370. Gnade den Gänsen.

371. Drei Tage aus dem Leben des Herrn Kanzleirats. (Vgl. oben 26.)

372. Zwei, die nicht mitspielen.

373. Das deutsche Reichswaisenhaus in Lahr. Zu Pfingsten 1886.

1889.

Lahrer hinkender Bote.

374. Diplomatisches Rezept. (Vgl. oben 11.)

375. Ein Sozialdemokrat.

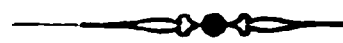
376. Das erste deutsche Reichswaisenhaus.

377. Herr Kager.

1890.

Lahrer hinkender Bote.

378. Ein altes Rezept.



Stammbäume.

I. Übersicht über die Familie Bürklin.

II. Die älteren Bürklin in Durlach.

III. Peter der Jüngere und seine Nachkommen.

IV. Philipp Jakob (1692—1760) und seine Nachkommen.

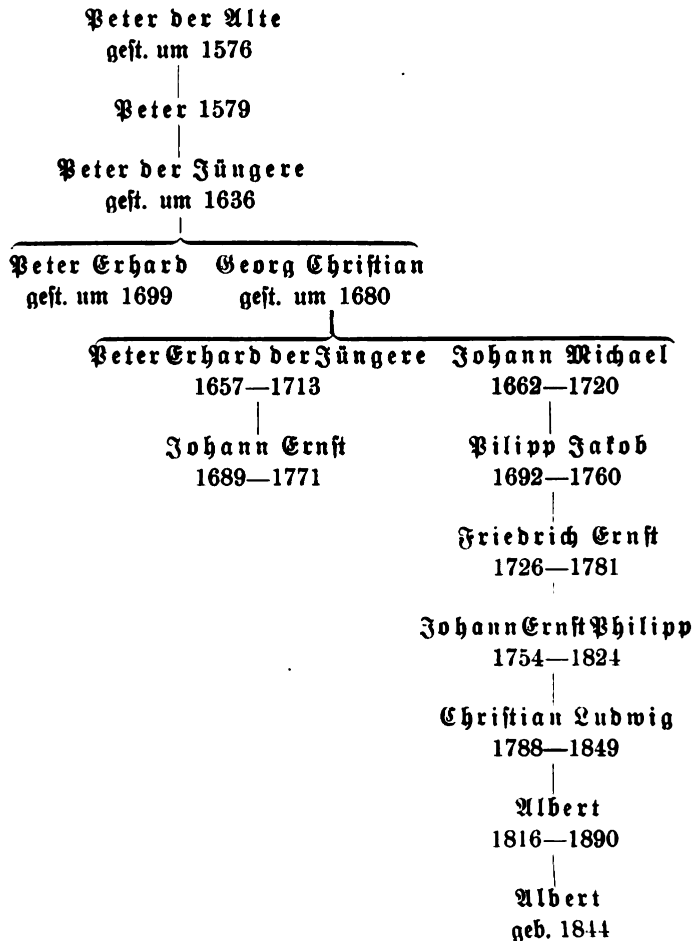
V. Johann Ernst Philipp (1754—1824) und seine Familie.

VI. Christian Ludwig (1788—1849) und seine Familie.

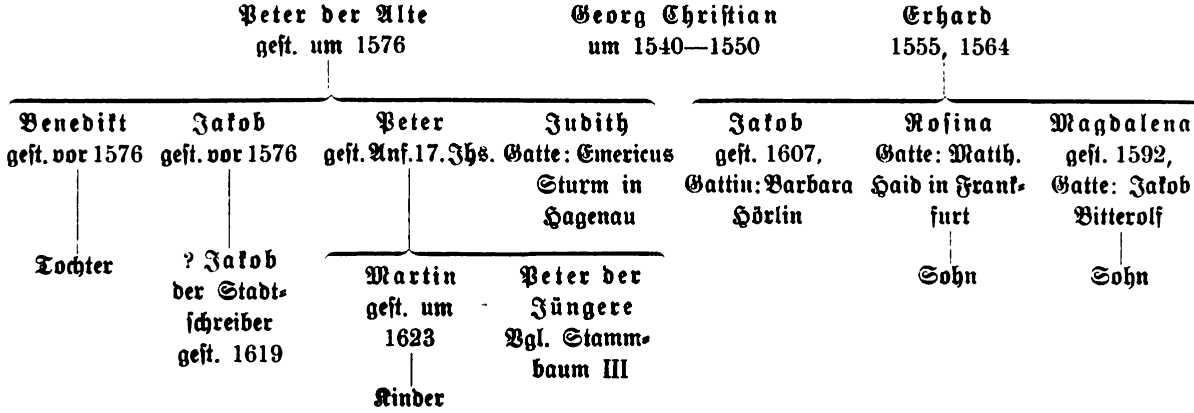
VII. Albert (1816—1890) und seine Familie.

VIII. Friedrich (1602—1676) und seine Nachkommen.

I. Übersicht über die Familie Bürklin.



II. Die älteren Bürklin in Durlach.



III. Peter der Jüngere und seine Nachkommen.

Peter der Jüngere gest. um 1636.

Children of Peter der Jüngere:

- Melchior, gest. zw. 1639—1646
  - Tochter, Gatte: Thomas Enißer
  - ? Hans Jakob gest. 1706
- Peter Erhard gest. um 1699
- Georg Christian gest. um 1680
  - Peter Erhard der Jüngere 1657—1713, Gattin: Maria Dorothea Meysert
    - Johann Ernst 1689—1771, Gattin: Maria Nast
    - Johann Erhard 1698—1730
  - Johann Michael 1662—1720, Gattin: Anna Cleophe Redslob gest. 1724
    - Philipp Jakob 1692—1760. Vgl. Stammbaum IV
  - Georg Christian
  - Susanne, Gatte: Johann Georg Reuk
  - Marie Agathe, Gatte: Johann Jakob Frick
- Tochter, Gatte: Georg Friedrich Fein
- Söhne

IV. Philipp Jakob und seine Nachkommen.

Philipp Jakob 1692—1760; Gattin: Augusta Katharina Romann.

Marie Elisabeth 1723—1795 Gatte: Johann Konrad Herbst	Katharina Magdalena 1724—1791 Gatte: Jakob Benjamin Kaufmann	Friedrich Ernst 1726—1781 Gattin: Sophie Friederike Ott	Johanna Salome geb. 1729 Gatte: Friedrich Helwig Hemeling
Kinder.	Kinder.		

Kinder von Friedrich Ernst:

Margarete Friederike geb. 1752 Gatte: Karl Friedrich Ziegler	Johann Ernst Philipp 1754 bis 1824. Vgl. Stammbaum V	Christian Heinrich 1756—1775	Katharina Magdalena 1758—1759	Christine Elisabeth 1761—1820 Gatte: Johann Ludwig Winter	Auguste Sophie 1763 bis 1767	Georg Friedrich geb. u. gest. 1765	Johanna Christine geb. 1786 Gatte: Gottlieb Gustav Eisenlohr	Augusta Katharina geb. 1769
Kinder								

V. Johann Ernst Philipp und seine Familie.

1. Gattin: Anna Christine Ott — **Johann Ernst Philipp** 1754—1824 — 2. Gattin: Maria Elisabeth Grün

Aus erster Ehe:

Friedrich Ernst geb. 1787
1. Gattin: Wilhelmine Müller
2. Gattin: Katharine Elisabeth Alt

2. **Friederike Wilhelmine** geb. 1821	2. **Friedrich August Leonhard** geb. 1823

Aus zweiter Ehe:

Karoline Friederike 1784—1836 Gatte: Leonhard Alt	**Johanna Sophie** 1786—1788

Fortsetzung der Kinder Johann Ernst Philipps aus seiner zweiten Ehe

Christian Ludwig 1788—1849 Vgl. Stammbaum VI	**Johanna Sophie** 1789 -1795	**Luise** 1790—1810 Gatte: Georg Friedrich Rott — Tochter	**Wilhelm Ernst** geb. 1791	**Karl** 1793—1830

Schluß der Kinder Johann Ernst Philipps aus seiner zweiten Ehe

Wilhelmine 1794—1846 Gatte: Georg Friedrich Rott — Kinder	**Ludwig** 1796—1803	**Friederike** geb. u. gest. 1797	**Elisabeth Amalie** 1799—1838 Gatte: Heinrich Greiner — Tochter

VI. Christian Ludwig und seine Familie.

Christian Ludwig 1788—1849, Gattin: Wilhelmine Christine Fecht 1799—1876.

Albert 1816—1890 Vgl. Stammbaum VII	Theodor 1820—1847	Max 1823—1894 Gattin: Karoline Heß geb. 1833	Marie 1834—1846

VII. Albert und seine Familie.

Albert 1816—1890, Gattin: Julie Desepte 1819—1885

- **Albert geb. 1844**, Gattin: Luise Wolf, geb. 1848
- **Julie geb. 1845**, Gatte: Wilhelm Manz geb. 1833
  - Fritz 1865—1867
  - Otto geb. 1863
  - Klara geb. 1869
  - Walter 1870—1871
  - Richard 1878—1879
- **Marie geb. 1846**, Gatte: Albert Haaß geb. 1840
  - Karl geb. 1880
- **Theodor 1849—1887**, Gattin: Mathilde Hoffmann 1850—1905
  - Ludwig geb. 1876, Gattin: Paula Neuffer
  - Albert geb. 1878
  - Elisabeth geb. 1883

Fortsetzung der Kinder Alberts.

- **Alexander geb. 1852**, Gattin: Margarete Klein geb. 1863
  - Gretchen geb. 1883
  - Luise geb. 1886
  - Wilhelm geb. 1888
- **Max geb. 1852**, Gattin: Amalie Kleindienst geb. 1861
  - Elsa geb. u. gest. 1880
  - Alice geb. 1881, Gatte: Robert Heydenreich
    - Alice geb. 1905

VIII. Friedrich und seine Nachkommen.

1. Gattin:		Friedrich, Pfarrer in Bahlingen,		2. Gattin:
Anna Maria gest. um 1653		1602—1676		Susanna, verw. Waldauf.

Children:

Anna Maria gest. 1704 Gatte: Christoph Roßkopf	Katharina geb. 1632 Gatte: Philipp Reuchlin	Elisabeth geb. 1657 Gatte: Martin Schmid	Friedrich 1659—1734 Gattinnen: 1. Chrischona Roßkopf gest. 1701. 2. Marie Regina.	Dorothea 1661—1666	Esther 1665—1673

Children of Friedrich (1659—1734):

1. Susanna Salome geb. 1686	1. Chrischona Sophia geb. 1688	1. Johann Georg 1696—1769 Gattin: Dorothea Margarete Hellminger	2. Rudolf August geb. 1707	2. Ernst Friedrich 1709—1735	2. Friederike Luise geb. 1712	2. Auguste Marie 1715—1717	2. Christiane Sophie geb. u. gest. 1720

Personen- und Ortsverzeichnis.

Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung, München.

